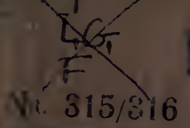

3 1761 08097992 5



Doppelnummer

Nr. 315/316 26. JANUAR 1911 XII. JAHR

DIE FACKEL

HERAUSGEBER:

KARL KRAUS

INHALT:

PREIS DER DOPPELNUMMER 60 HELLER
ERSCHEINT IN ZWANGLOSER FOLGE

VERLAG ‚DIE FACKEL', WIEN — BERLIN
WIEN, III/2, HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3 TELEPHON Nr. 187

DIE FACKEL

Nr. 315/316 26. JANUAR 1911 XII. JAHR

Glossen

Von **Karl Kraus**

Die Riedauer

Beim Typhus kapieren sie's. Da steht eine liberale Welt gegen das rückständige Riedau. Will einer sie vor geistiger Gefahr schützen, so schützen sie alle die geistige Gefahr vor ihm. Immer ist Typhus, immer fühlt sich einer verpflichtet, den Fall anzuzeigen, und immer werden ihm statt Brotes Steine gegeben. Die Anzeige eines Typhusfalls ist die handgreiflichste Wahrheit, die einer sagen und an der sich eine Gemeinschaft versündigen kann, deren Denken nicht über die nächste geschäftliche Raison hinausgreift. Riedauer, denen die Anzeige eines Typhusfalles peinlicher ist als Typhus, gibt's nicht nur in Riedau. Aber Riedauer, die vor der Verbreitung tieferer Wahrheiten zurückschrecken, nur außerhalb Riedaus. Was gilt die Wette, sie sitzen in den Redaktionen, die jetzt auf dem Grab des Doktor Franz Leitartikel pflanzen, in den Körperschaften, die protestieren, und sind unter den Persönlichkeiten, die sich durch munifizente Spenden hervortun und denen viel daran liegt, immer voranzugehen, und wäre es selbst mit gutem Beispiel. Die hausbackene Tragik des Opfers seiner Pflicht verstehen sie alle. Der Denker, der ohne Auftrag sich der höheren Erfüllung opfert, stirbt ohne Beileid. Dieses humane Gesindel beschimpft die ehrlichen Krämer, die einem Arzt, der ihnen das Geschäft verdarb, die Praxis entzogen. Als ob es nicht dieselbe Gesinnung wäre, die überall gegen die Gesittung rebelliert und anderswo nur in der Furcht vor Blamage erstickt. Als ob nicht überall die Lust bestünde, ein Herz zu kränken, weil eine Tasche beleidigt war! Wenn die Kollegen, denen der Arzt in Klagebriefen seine Situation geschildert hat, postwendend ihr Standesbewußtsein betätigt hätten, so wäre jenem die Niederlage im aussichtslosen Kampf gegen die beleidigte Gewinnsucht erspart geblieben. Jetzt kauft sich die Humanität durch Sammlungen

ihre Ehre, denn billiger als einen bedrohten Arzt retten ist es, gegen seine Nachkommen großmütig zu sein. Daß es ihr aber weniger um die Hinterbliebenen des Doktor Franz zu tun ist als um die Zurückgebliebenen von Riedau, daß der Fortschritt hier die Humanität überflügelt hat, bewies ein Vorschlag der Neuen Freien Presse. Weil jede Verletzung ethischer Pflichten durch geschäftliche Rücksichten ein Greuel vor dem Herrn Benedikt ist, hat er sich kurz entschlossen einen Mann verschrieben, der ihm als geborener Oberösterreicher kompetent für eine Riedauer Angelegenheit zu sein schien. Es ist dies jener Herr Julius Bittner, der bisher bloß als Christ der Neuen Freien Presse ausgeholfen und durch eine Reihe urwüchsiger Feuilletons in kurzer Zeit Aufsehen erregt hat. Da nämlich die Herren Bahr und Burckhard nicht mehr ganz frische Linzerische Buam sind, so war Herr Bittner berufen worden, um es den österreichischen Behörden »einizusagen«, überhaupt diese Zustände zu geißeln und durch die gelegentliche Einflechtung des Wortes »halt« jenen Erdgeruch zu verbreiten, der den angestammten Esprit der Auern- und Wertheimer wohltuend ergänzen könnte. (Wobei freilich die Neue Freie Presse vergessen hatte, daß auch Herr Salten »halt« sagt und daß es dazu nicht der Erwerbung eines echten Oberösterreichers bedurft hätte.) Weil es sich aber jetzt um ein spezifisches Problem aus dem Innviertel handelte und man von Bittner voraussetzen konnte, daß er seine Riedauer kennen werde (worin man sich nicht getäuscht hat), so ließ man ihn den Leitartikel schreiben. Herr Bittner lieferte seine Landsleute — ös Mannder — mit Haut und Haaren der Aufklärung aus und lud diese zu einer höchst eigenartigen Revanche an den Riedauern auf. Es sei Ehrenpflicht eines Arztes, so etwa sagte er, die Behandlung eines sterbenden Riedauers zu verweigern und die gebärenden Riedauerinnen im Stich zu lassen. Das werden sie davon haben. Not lehrt bloß beten, aber der Tod lehrt die Aufklärung. Wenn die Riedauer hin sind, werden sie schon sehen. Wüßte man nicht genau, daß hier ein Aufgeklärter spricht, man würde glauben, es spreche ein Riedauer. Bei Epidemien schlägt das unwissende Volk die Ärzte tot: das wissende demonstriert für die Ärzte durch Verbreitung der Krankheiten. Herr Bittner ist sonst ein gutartiger Opernkomponist; und als Richter sollte er wissen, daß die Verweigerung ärztlicher Hilfe auch in den schwersten klerikalen Fällen ein Delikt ist. Die wahren Riedauer schreiben keine Leit-

artikel und haben unter dem unwiderstehlichen Zwang ihrer Dummheit gehandelt. Kann man sich künftig noch über den Geist von Riedau erbosen, wenn das liberalste Blatt die Humanität auf so grausame Art durchsetzen möchte? Dieser Großstadt, die ihren Scharlachkranken die Spitalsbetten verweigert und ihre Tuberkulösen auf Schubkarren zum Amt eskortieren läßt, steht es schlecht genug an, sich über die Bauern zu entrüsten, die das Geheimnis eines Typhusfalls vor der Behörde wahren möchten. Hätten die Riedauer das Geld gehabt, um in die Neue Freie Presse die Erklärung einrücken zu lassen, daß das Gerücht von einer Typhusepidemie in Riedau aus der Luft gegriffen sei, der Doktor Franz wäre heute am Leben. Die Neue Freie Presse, die gewerbsmäßig jeden Keuchhusten aus jeder Sommerfrische abtreibt, hätte nicht zum ersten und nicht zum letzten Mal ihr Verständnis für den Gedankengang der Riedauer bewiesen. Diese rächen sich am Arzt, der ihnen die nächste Profitquelle vergiftete, da nach seiner Anzeige die Einquartierung unterblieb. Die Hoteliers der Riviera helfen sich bei Blatterngefahr mit Annoncen. Und es ist immerhin möglich, daß vor einigen Jahren mehr Leser der Neuen Freien Presse in Nizza die Blattern bekamen, als Soldaten in Riedau sich den Typhus geholt hätten. Die Blindheit, die sich ein nahes Geschäft nicht entgehen lassen möchte, ist nicht so gefährlich, wie die Erkenntnis, die durch bezahlte Dementis Gesunde in die Gegend lockt, und hundertmal verächtlicher ist es, wenn die Aufklärung von der Gewinnsucht, die eine Epidemie verheimlicht, Prozente nimmt, als wenn die Unbildung aus Gewinnsucht eine Epidemie verheimlicht. Einen Arzt in den Tod treiben, weil er die Wahrheit gesagt hat, ist inhuman; schimpflich ist, im Irrtum zu beharren und einen Inseratenagenten leben zu lassen. Riedau ist größer, als man glaubt. Die Volkszählung, die jetzt im Zuge ist, wird feststellen, wie viel Riedauer es in Österreich gibt, wobei wir wieder zwischen den wahren und den unwahren zu unterscheiden haben werden.

* * *

Krankenstatistik

Unter wesentlich günstigeren Umständen als der arme Doktor Franz in Riedau praktizieren die Wiener Ärzte. Vielleicht

nimmt man es auch ihnen übel, wenn sie einen Typhusfall zur pflichtgemäßen Anzeige bringen; sicher aber legt man ihnen kein Hindernis in den Weg, wenn sie ein Übriges tun und so gewissenhaft sind, das Geheimnis eines Patienten auch in weiteren Kreisen bekannt zu machen. Man betrachtet eben in Österreich die Enthüllung einer Epidemie als Verrat des ärztlichen Geheimnisses und unterstützt die Bemühungen jener Ärzte, die sich von angeborner Geschwätzigkeit oder aus Rachsucht dazu bestimmen lassen, die erforderlichen Schritte zur Publizierung der Ordinationserlebnisse zu unternehmen, und die sich durch keine Rücksicht, aber auch durch keinen Versuch einer Einschüchterung, »ja nicht einmal durch die Furcht vor Vernichtung ihrer bürgerlichen Existenz«, von der Erfüllung ihrer Pflicht abbringen lassen. Geschieht ihnen dann doch einmal etwas, wird ihnen etwa ein Roman verboten oder mischt sich gar jene Körperschaft hinein, die als berufliche camera caritatis lieber ein Auge zudrückt als es einer Krähe auszuhacken, so halten sie sich für ein Opfer ihres Berufs und beklagen sich darüber, wie wenig Verständnis an den maßgebenden Stellen ihrer gemeinnützigen Tätigkeit entgegengebracht werde und wie wenig Dank die rückständige Öffentlichkeit jenen wisse, die doch so viel zu ihrer Aufklärung beigetragen haben. Ob die Anzeige eines Typhusfalls ein Eingriff in das Privatleben ist und die Abfassung von Memoiren eine behördlich vorgeschriebene Pflicht, das Publikum hierzulande weiß es nicht mehr, und die ärztliche Ethik, die man durch gelegentliche Kontrolle kopfscheu gemacht hat, kann sich nur helfen, indem sie von Fall zu Fall je nach den Umständen und Verbindungen urteilt. Sicher ist, daß sie den offenherzigen Zeitungsnotizen sympathisch gegenübersteht, welche ein Wiener Sanatorium von Zeit zu Zeit über seinen Bestand an Patienten veröffentlicht. In den Wochen, da sie es beklagt, daß man einem armen Landarzt, der einen Typhusfall angezeigt hat, die Fenster einschlägt, findet sie es durchaus erfreulich, daß ein großstädtischer Sanatoriumsbesitzer dem Publikum seine sämtlichen Patienten vorstellt. In Riedau wurde die Krankheit genannt, aber nicht der Kranke, und der Arzt mußte es dennoch mit dem Tod büßen. In Wien wird bloß die Neugierde geweckt, an welchem Leiden wohl der Mr. Fleischmann aus San Franzisko oder die Mme. Balabanoff aus Tomsk darniederliegen mag, und die Teilnahme wird rege, weil die Familie Nanopulos-Karmiropoulou aus Alexandrien noch

immer in der Liste geführt wird, und die Hoffnung, daß es dem Herrn Abramoglou aus Konstantinopel schon besser geht und daß der Ritter von Urschitz aus Padua bestimmt davon kommen wird, wenn auch mit etwas weniger Geld, während man überzeugt ist, daß der Senator Schmer aus New-York entschieden abgenommen hat, und sich das Interesse schließlich den »zahlreichen Angehörigen der österreichisch-ungarischen Monarchie« zuwendet, die zwar nur summarisch genannt werden, aber was immer ihnen fehlen mag, auf die Teilnahme der ganzen Völkerfamilie rechnen dürfen. Ich selbst war neulich nahe daran, mich bei Herrn Professor Noorden telephonisch zu erkundigen, ob es sich in der Mehrzahl bloß um eine Entfettungskur handle oder Gottbehüte um Zucker, und in diesem Fall eine tabellarische Aufstellung nach Prozenten und Vermögensklassen zu erbitten. Da es aber immerhin möglich war, daß sich Herr Noorden auf das ärztliche Geheimnis zurückgezogen hätte, und ich mich doch nicht blamieren wollte, so unterließ ich die Anfrage. Ich glaube, daß aus einem Mann wie Noorden nichts herauszubringen ist. Wollte man ihm aber bedeuten, daß ein Arzt, der die Insassen seines Wartezimmers auf der Gasse ausrufen läßt, das ärztliche Geheimnis verletzt, so dürfte er entgegnen, es handle sich um kein Wartezimmer, sondern um ein Hall und es handle sich um kein Sanatorium, sondern um ein Hotel. Folglich können die Patienten von Glück sagen, daß sie in eine Liste und nicht — wie eine naheliegende Möglichkeit immerhin befürchten läßt — in einen Roman kommen. Denn ein Zimmerkellner kann zwar eine Indiskretion begehen, aber man kann nicht gut sagen, daß der Verrat seines Berufsgeheimnisses ein Standesdelikt sei. Der zufällig graduierte Hotelier ist sicher so entgegenkommend, die Passagiere auf jene Möglichkeit aufmerksam zu machen, und über die Einrichtung der Fremdenliste hat sich noch kein Fremder beschwert, der nicht gerade auf ein Stundenzimmer kapriziert ist, und keine Fremde, die nicht gerade ein Wochenbett zu beziehen wünscht. Und weder das eine noch das andere ist im Cottage-Sanatorium zu haben, es ist ein solides Hotel, bitte sehr, in dem der Gast sich wie zuhause fühlt, und wo man einmal dem Stubenmädchen läutet, zweimal dem Arzt und erst beim dritten Mal der Universitätsprofessor erscheint, um nachzusehen, um wie viel Kilo, Prozente oder Kapital der Herr von Nr. 213 abgenommen hat. Wäre es anders, handelte

es sich um kein solides Hotel, das eine Fremdenliste, sondern um ein unsolides Sanatorium, das eine Patientenliste veröffentlicht, so müßte, bitte gleich, die Ärztekammer beweisen, daß sie kein Hotel-Gremium ist, und die Staatsanwaltschaft müßte sogar ihre Verwandtschaft mit dem Besitzer der Anstalt verleugnen. Vor allem aber müßte dann die Volkszählungskommission einschreiten und die freche Konkurrenz dieser Statistik verbieten, bei der die Leute nicht nur gezählt, sondern auch gewogen werden, und die sich gleichfalls so gebärdet, als ob sie ein wissenschaftlicher Zweck wäre und kein grober Unfug.

* * *

Wozu

die Volkszählung war, weiß man endlich. Um den Statistikern über ihr grundloses Dasein hinüberzuhelfen und sie durch ein entscheidendes Erlebnis von den verzehrenden Melancholien zu bewahren? Hm. Um das Publikum den Staat fühlen zu lassen, weil die Leute, wenn man sie längere Zeit nicht zum magistratischen Bezirksamt vorlädt, übermütig werden? Immerhin. Oder weil in jedem Menschen eine unzerstörbare Sehnsucht nach dem Heimatsschein lebt und weil es die Pflicht der Obrigkeit ist, dieser Sehnsucht gelegentlich mit der Anregung entgegenzukommen, seine Dokumente zur Ausweisleistung bereitzuhalten? Kann sein. Weil der treueste Anhänger dieses verlorenen Staates sich sagt, daß ihm ein Heimatsschein noch immer lieber ist als dieser Schein von Heimat? Vielleicht. Weil in Österreich einer Behörde das was sie nicht weiß, unerheblich scheint, während sie das was sie ohnehin schon weiß, nämlich daß ich gebürtig, zuständig und wohnhaft bin, gern erheben läßt? Möglich. Weil die Stärkung der Hausmacht des Portiers wichtig war und weil ihm für die Verheimlichung des Meldzettels, die sich die Behörde hatte abtrotzen lassen, eine Revanche geboten werden mußte? Nicht ausgeschlossen. Weil abgebrannte Staaten vor allem auf die Idee verfallen, die Häupter ihrer Lieben zu zählen, und weil unbeschäftigte Ämter zum Zeitvertreib gern die Leut »umanand« treiben? Hat viel für sich. Weil die Aussichtslosigkeit vor diesem Chaos von Dialekten, in dem sich die Entwicklung mit einem verdrossenen »Schieb i denn net eh an« wehrt, die Staatssekatur zum Justament reizt? Das wäre plausibel. Weil wir der Volkszählung

wirklich »wertvolle Aufschlüsse« verdanken, zum Beispiel, daß »wir heute bereits wissen, daß es nur eine Frage der Zeit ist, einer nahen Zeit, und auch wir haben eine City, zu der sich die Innere Stadt in unverkennbarer Weise entwickelt«? Traun! Das wäre ein Resultat. Die Erkenntnis ist wertvoll. Aber kann sie, können alle andern Argumente den großen Aufwand rechtfertigen? Also muß wohl die Volkszählung einen noch tieferen Grund haben, einen noch höheren Zweck, eine Bedeutung, von der die gezählten vierzig Millionen nichts ahnen? In einem Staat, in dem es nur markante Persönlichkeiten gibt, kommt es auf eine genaue Statistik gar nicht an. Man kennt die Leut eh. Man bemerkt jeden Gastwirt, der die Freundlichkeit hatte, sein persönliches Erscheinen beim fünfundzwanzigjährigen Jubiläum des Fiakereigentümers Anton Wurzer, genannt »der Blade mit der Nelken«, zuzusagen, und man achtet den Kaffeesieder, der unermüdlich an seiner Entwicklung gearbeitet und nunmehr auch das Mezzanin dazugemietet hat. Sie sind alle unterscheidbar und ragen alle hervor. Und alle wollen wissen, wie sich alle bei der Volkszählung benommen haben. Da man aber nicht alle in den Zeitungen nennen kann, die gezählt wurden, weil sonst der sogenannte Pallawatsch noch größer würde, so genügt allen die Versicherung, daß »der Minister a. D. Začek, Graf Adalbert Sternberg und Frau Mizzi Günther vom Johann Strauß-Theater ihre Zählbogen tadellos ausgefüllt haben«. Das entschädigt auch die Behörde dafür, daß die anderen Österreicher sich vielfach Ungenauigkeiten zuschulden kommen ließen. Das war die tiefere Bedeutung. Bei der Volkszählung hat es sich gezeigt, daß die großen, beispielgebenden Individualitäten noch nicht ausgestorben sind.

* * *

Die Post

»Die deutsche Reichspostverwaltung beabsichtigt, wie schon im Abendblatte kurz berichtet, ihren Eilbestelldienst in größeren Städten dahin zu erweitern, daß die Postanstalten auf Anruf durch Fernsprecher den Auftraggebern zur Abholung von Briefsendungen Boten zuschicken, die diese Sendungen unmittelbar darauf bestellen. In Wien wird naturgemäß die Frage erörtert werden, ob nicht auch hier . . . Einer unserer Mitarbeiter hatte Gelegenheit, mit dem Postpräsidenten Hoheisel, der sich hierüber . . . ich glaube nicht . . . ich kann mir nicht denken . . . es ist an sich kein häu-

figer Fall . . . übrigens würde . . . schließlich können sich ja jene, die sich nicht des Personals der privaten Eilbotenanstalten bedienen wollen, an die verläßlichen Wiener Dienstmänner wenden.«

Ich glaube nicht, daß von einem Manne, der Hoheisel heißt, viel für die Erleichterung des Lebens zu erhoffen ist. — Ich kann mir nicht denken, daß ein österreichischer Postpräsident anders funktionieren könnte. — Es ist an sich kein häufiger Fall, daß man in Wien eine Frage nicht erörtert, sondern gelöst hat. — Übrigens würde es die Erörterung lohnen, ob nicht wirklich die Leute, die für unsere Bequemlichkeit zu sorgen haben, glatt Piffke zu heißen haben und nicht Prschihoda. — Schließlich, wozu denn die Eisenbahn, hat einer einmal gesagt, der die Bewilligung erteilen sollte, daß sie in Betrieb gesetzt werde — der Stellwagen geht ja eh jeden Tag . . . Es war aber kein Eisenbahnpräsident.

* * *

Der Verkehr

Was der Wachmann, der an einer Wiener Straßenkreuzung postiert ist, eigentlich zu tun habe, wollte einer wissen. Und da man um die Antwort verlegen war, gab er sie selbst: »Er gibt acht, daß er nicht überfahren wird!« In Wien ist aber jeder gute Witz schon ein schlechter; es läßt sich hier keine Übertreibung ausdenken, die nicht in der nächsten Stunde vom wahren Sachverhalt überboten würde. Der Wachmann war gewarnt. Er aber wollte nicht hören, und nun ist richtig das Malheur geschehen. Er stand da, um den Verkehr zu regeln, und wurde überfahren. Auf Schritt und Tritt werden hier die äußeren Dinge des Lebens problemhaft. Wenn man heute ein Bild »Die schlechten Zeiten« malen wollte, müßte man ein Fiakerbankl malen, auf dem einige nachdenkliche Gestalten sitzen. Siesta der Verkehrshindernisse. Wenn man das heraufkommende Zeitalter darzustellen hätte, so wäre die Szene festzuhalten, wie der Wachmann, noch mit beschwörender Geste, von dem Automobil erfaßt wird. Der Chauffeur ist ein »Unhold«, kein Zweifel. Aber welchen Schnellfahrer würde nicht eines Tags die Lust überrennen, das Wiener Verkehrsleben zu überfahren? Fühlt sich doch hier selbst die Straßenbahn hingerissen, einen Omnibus umzuwerfen. So wahr das Pflaster von Neapel ebener ist als die Schienen der Ringstraße, so unmöglich ist es, den schon in der Anlage verfehlten Katastrophen

dieser Stadt eine andere Teilnahme zu schenken als den Produktionen der Knockabouts, die einander zur Regelung des gesellschaftlichen Verkehrs den Schädel einschlagen.

* * *

Vorsicht

wäre der Neuen Freien Presse zu empfehlen, welche sich in die Sensation der angekündigten Memoiren Richard Wagners entschieden zu weit einläßt. Vorsicht ist notwendig, wenn Rücksicht nicht zu erwarten ist. Die Memoiren sollen ja, wie Herr Siegfried Wagner versichert, ungekürzt veröffentlicht werden!

* * *

Die Unbeugsamen

»Der Hoftheaterzensor hat Bedenken wegen einiger Textstellen im zweiten Akt der Oper ‚Der Rosenkavalier‘ erhoben. Es handelt sich um eine allzu intime Schilderung der Schönheiten der Mädchen vom Lande. Direktor Weingartner, der das Werk für die Hofoper vorbereitet, möchte die betreffenden Sätze durch Retouchen mildern. Davon wollen aber Richard Strauß und Hofmannsthal nichts wissen. Es wird sich ein Ausweg finden lassen.«

Ich glaube auch. Gewissenskonflikte, die sich nach der Abfassung eines Librettos einstellen, machen mir nicht bange.

* * *

Eine ältere Firma

»Auch die Moderne war im Programm reich und gut vertreten. Das ‚Schlaflied für Miriam‘ von Beer und Hoffmann . . .»

Aber das trägt man doch wirklich nicht mehr!

* * *

Beiträge

Eine kleine Genugtuung für das entsetzliche Erlebnis, das ihn betroffen hat, ist Herrn Moriz Benedikt schon zu gönnen. Er stand eines Morgens auf und fand meinen Namen in einer Annonce. Die Arbeit eines Lebens war vernichtet. Hatte er darum Nächte durchwacht, darum Felsen hinweggeräumt und Abgründe eben gemacht, daß ihm zuletzt dieser unstäte Landstreicher durch seine künstlichsten Wirbel tölple? Ein kurzer Schrei — dann aber folgte nicht, wie man erwartet hätte, die Entlassung des ganzen administrativen Personals. Wo war die alte Kraft geblieben? Irgendetwas

schien in ihm gerissen. Der Mann soll vollständig gebrochen sein. Darum darf man ihm eine Freude wohl gönnen: die Freude an Beiträgen, um deren Publikation er gewußt hat. Allerdings bedeuten diese wieder eine Überraschung für die Autoren. Es handelt sich also um Beiträge von Leuten, die sie nicht beigetragen haben. Zum Beispiel braucht nur irgend ein hervorragender Jurist einem andern im Hörsaal einen Nachruf zu halten, so erscheint die Meldung unter einem Titel, der keinen Zweifel darüber läßt, daß der Nachruf eigens für die Neue Freie Presse geschrieben sei. Der Justizminister, der kürzlich auch mit einem Beitrag vertreten war, hielt mit dem Gefühl der Überraschung nicht zurück, und in einer nächsten Nummer mußte festgestellt werden, der Artikel sei nur »nach Äußerungen« des Justizministers verfertigt worden. Erzherzoge sind noch die verläßlichsten Mitarbeiter. Man kann auf Beiträge von ihnen rechnen, weil man ihre Berichtigungen nicht zu fürchten hat. Man kann sogar ihre »Äußerungen«, die man aus übertriebener Vorsicht als solche gebracht hat, nachher in »Artikel« verwandeln. Zum Beispiel hat der Erzherzog Rainer irgendetwas zu Herrn Professor Sueß geäußert, ohne eine Ahnung, daß er in einen Phonographen spreche, den ihm die Neue Freie Presse gestellt hatte. Aber schon nach wenigen Tagen war der »Eindruck des Artikels des Erzherzogs Rainer« eine Spitzmarke, unter der wir erfuhren, wie befriedigt man in Teplitz sei. In einem hochfeudalen Blatt wie der ‚Zeit' würde dergleichen nicht auffallen. Hat man es doch Herrn Salten ohneweiters geglaubt, daß er wie's Kind im Erzhaus sei. Er würde im Gegenteil einen Beitrag des Erzherzogs Rainer unter der bescheidenen Aufschrift bringen: Ein alter Abonnent schreibt uns. Die Neue Freie Presse hat keine Veranlassung, den Namen eines Mitarbeiters zu unterdrücken. Erzherzoge, die Artikel schreiben, sind schließlich eine rare Erscheinung. Aber Erzherzoge, die keine Artikel, ja nicht einmal eine Berichtigung schreiben, deren soll es gar viele geben.

* * *

Zur Beruhigung

vieler, die sich an der Sammlung für die Hinterbliebenen des Dr. Franz zu beteiligen wünschen, erklärt die Neue Freie Presse ausdrücklich:

Wir halten die Auffassungen und Anregungen der geehrten Einsender der allgemeinen Beachtung wert. Wir werden diese hochherzigen

Spenden, sowie die anderen uns zugekommenen Beträge ihrem Zwecke zuführen, und die Administration der Neuen Freien Presse ist gerne bereit, Beiträge zur Versorgung der unglücklichen Hinterbliebenen des Dr. Franz entgegenzunehmen, auszuweisen und gemäß der Widmung zu verwenden.

* * *

Wir wollen sonnig sein

Jene Damen, bei denen sich das gefährliche Alter in der Schriftstellerei und bei besonders wahlloser, stürmisch gesteigerter Erotik in der Mitarbeit an der Neuen Freien Presse äußert, haben die Frau Karin Michaelis mit einer Katzenmusik empfangen, die in das Verlangen nach Gesundheit, Lebensfreude und sonniger Heiterkeit austönte. Jede einzelne empfahl sich als ›geistig und seelisch intakte und gesunde Frau‹, die es Gottseidank nicht nötig habe. Während im Annonceteil die Gesundheit der Frau vom Schadchen gerühmt wurde, erboten sich im Feuilleton die Psychologinnen, auf der Stelle das Gegenteil von dem zu beweisen, was nach der Ansicht der Karin Michaelis typisch sei. Jede einzelne vertrat die Ansicht, daß uns Frauen ein Geschlechtsleben überhaupt nicht nachgesagt werden kann, die Abwesenden natürlich ausgenommen. Und vor allem, versteht sich, ›die sterile Dirne‹ ausgenommen, und überhaupt die pathologischen Fälle. Der Durchschnitt der Frau sei anders als Elsie Lindtner. Wobei man sich freilich hüten muß, einen Durchschnitt durch den Durchschnitt zu machen, damit die Dinge nicht herauskommen, die sich in Frauenversammlungen dem kundigen Blick offenbaren. ›Elsie ist eine pathologische Frau. Vielleicht ein wenig dem Dirnentypus, sicher aber ihrem Schwesterchen Frau Hedda Gabler wesensverwandt. Eine Entpflichtete gleich ihr, eine Dame, die Zeit hat, in der Fäulnis ihrer bürgerlichen Ehe über ihre Unbefriedigtheiten nachzudenken und in ihren kranken Nerven wie in einem hohlen Zahn herumzustochern‹. Schreibt das Herr Harden? Nein, eine andere Frau. Rudolf Lothars Gattin ist es, die da verlangt: ›Aus der dunklen Nacht dumpfer Triebe und Instinkte, aus dem Nichts-als-Sinnlichen wollen wir zur Sittlichkeit durchseelter Geschlechtsempfindungen gelangen. Wir wollen wieder . . .‹ Ja, wir wollen, aber wenn die Sittlichkeit die Sinnlichkeit nicht will, so will die Sinnlichkeit auch nicht die Sittlichkeit. ›Von den gesunden

Frauen mit gesunden Säften, mit gesunder, fruchtbarer Wärme wollen wir hören, von denen wir wünschen, daß sie uns ein starkes Geschlecht lebensfroher, gesunder Männer gebären«. Das klingt wieder praktischer. Gesunde Männer sind also prinzipiell nicht abgelehnt. Und das ist vernünftig, denn sie sind ja allein imstande, die ungesunde Entwicklung der Frauen zu verhindern, besonders wenn sie gesund sind. Frau Karin Michaelis scheint nichts andres zu wollen, aber die Feuilletonistinnen wollen es anders. Na, was wollen Sie denn sonst noch? »Wir wollen wieder sympathisches Verstehen zwischen den Geschlechtern, die vollen Quellen des Lebens wollen wir rauschen hören.« Ob sie nebenan im Annoncenteil rauschen, wo gewiß ein sympathisches Verstehen zwischen den Geschlechtern garantiert wird, wollen wir dahingestellt sein lassen. Jedenfalls aber wollen wir uns ein Beispiel nehmen, wie dort gleich neben der guten Partie die sterile Dirne toleriert wird und wie sogar beide Typen, der mütterliche und der nichts-als-sinnliche, im Typus der »Krankenpflegerin« verschmelzen. Im Annoncenteil gibts fast gar keine Hysterie und es herrscht dort bereits jene durchseelte Geschlechtsempfindung, die im Feuilleton erst ersehnt wird. »Dann«, ruft Frau Lothar, »werden wir auch tiefe und dauernde Regungen, unzerstörbare Inbrunst beim Manne, dessen Lebensarbeit wir geteilt und verstanden haben, zu erwecken wissen, mit unserer kultivierten Seele und unserem Verstand, der mütterlichen Zärtlichkeit, der seelischen Vornehmheit werden wir im Altgold unserer Farben, auch mit weißen Haaren noch, zauberhaft schön erscheinen .... Denn aller Lebenszweck des Weibes, der Herzpunkt ihrer Lebenskraft liegt in der Liebe, liegt in der erbarmenden seelischen Mutterschaft für alle, die da mühselig und beladen sind.« Darauf ist zu sagen, daß die Lebensarbeit des Herrn Lothar, die zu teilen war, die man aber jetzt auch mit Herrn Oskar Blumenthal zu teilen hat, ausgerechnet »drei Grazien« ergibt. Frau Michaelis hätte ihr Buch nicht sprechen sollen. Aber wenn es persönlich genommen wurde, so müssen sich das die Feuilletons, die man ihr entgegentratscht, auch gefallen lassen. Und dann ist wahrlich die unzerstörbare Inbrunst des zugleich in sechzig Theatergeschäften robotenden Gemahls eine peinliche Vorstellung. Wir wollen aber sonnig sein und in der erbarmenden seelischen Mutterschaft für alle Librettisten, die da mühselig und beladen sind, aufgehen. Dann ersteht uns eine neue Welt, in der

es kein Frauenleiden, keine Hysterie, kein gefährliches Alter gibt, sondern nur noch Seele und Tantièmen.

* * *

Abgelehnt

»... sie trat nun mit großer Herzlichkeit und Wärme für das tiefere, rücksichtsvollere Erfassen gewisser physiologischer Vorgänge im Frauenorganismus ein. Eben diese Bemerkungen riefen eine gewisse negative Stimmung hervor, die sich in einem allgemeinen, bedenklichen Räuspern äußerte. Aber Frau Michaelis ließ sich keineswegs beirren ...«

Wie ist das also, das Wiener Publikum ist gegen die Menstruation? Ja warum denn?

* * *

Der Rückwärtige

»Die Wachleute mußten sich an den Händen nehmen, um, eingekeilt in die vorne und rückwärts andrängende Menge . . . .«

Wie war das also? Wenn die Menge vorne andrängt, so drängt sie ja eben rückwärts, und die Wachleute sind dann nicht eingekeilt. Schlimm ist die Situation nur dann, wenn die Menge vorne und hinten andrängt, denn die Menge, die vorne andrängt, drängt rückwärts, und die Menge, die hinten andrängt, drängt vorwärts. Man müßte also, um das auszudrücken, entweder schreiben, daß die Menge vorne und hinten, oder daß sie rückwärts und vorwärts angedrängt habe. Aber das wäre nicht österreichisch. Deutsch ist, daß man vorne und hinten steht, nach vorne und nach hinten geht oder vorwärts und rückwärts. In Österreich steht man zwar vorne, aber nur rückwärts, nicht hinten, und geht »nach« vorwärts und »nach« rückwärts. Ich habe schon einmal erklärt, wieso das kommt. Der Österreicher fühlt sich beim Wort »hinten« so sehr ertappt, daß er die größten sprachlogischen Opfer bringt, um es zu vermeiden. Er setzt für das zuständliche Adverb das Richtungswort, ergänzt es dort, wo es wirklich die Richtung bezeichnen soll, durch das tautologische »nach« und erfindet eigens das schöne Adjektiv »rückwärtig«. Alles das, weil er sich bei jeder nur möglichen Gelegenheit an den Rückwärtigen erinnert fühlt.

* * *

Die Volkszählung

hat ergeben, daß Wien 2,030.834 Einwohner hat. Nämlich 2,030.833 Seelen und mich.

Samuel Lublinski
Von **Otto Stoessl**

Während die Jugend geistige Zugehörigkeiten erneut und ersetzt, wie das Weichtier verlorene Gliedmaßen, büßt das reife Alter, dessen Verhältnis zur Welt bleibend eingestellt ist, mit dem Tode eines gerecht erworbenen Freundes einen Teil seiner selbst ein.

So habe ich in diesen Tagen den kühlen Schatten der Abendahnung über den Weg hauchen gespürt bei der Nachricht vom plötzlichen Tode meines lieben Freundes Samuel Lublinski. Wie unsinnig mußte dieses Sterben zuerst erscheinen, das einen Mann von noch nicht dreiundvierzig Jahren mitten aus der Arbeit wegnahm nach einem Leben voll Enttäuschung, das wenig äußeres Glück gebracht, jeden geistigen Sieg mit tausend Widerwärtigkeiten verzettelt hatte.

Aber indem der Tod zwei Augen schließt, öffnet er zugleich die Blicke vieler andern, und das ist seine versöhnende Gabe, durch strenge Gerechtigkeit das Leben hinterher zu erläutern, die bisher unsicheren, von der Umwelt rings beeinflußten Wertungen mit einem Schlage zu befreien und festzusetzen. Wir erleben dieses Totengericht bei jedem Sterben. Da zerfällt Überschätzung so schnell fast wie der Leib, und echte Würdigung läßt eine verkannte Existenz, die in ihren Erdentagen kümmerlich im steinigen Boden einer dürftigen Gegenwart stand, plötzlich aufblühen.

Dies scheint mir nun auch die Wirkung zu sein, die mit dem sonst unbegreiflich grausamen, frühen Hingang Lublinskis etwa versöhnen kann, ganz abgesehen davon, daß ein rasches Sterben auch der Lohn eines guten Lebens bleibt.

Die Natur hatte unsern Freund wunderlich geformt, indem sie dem Körper wohlgefällige äußere Bildung, Kraft und Beholfenheit der Glieder versagte, aber dafür alles, was sie an Geistigkeit zu vergeben

hat, dem Gehirn im Übermaß beilegte. Dieses Übermaß erzeugte die Lust zur Widerbelligkeit und selbstgerechten Denkfreiheit, welche die Jugend gegen den jämmerlichen Schuldrill ausschlagen heißt und dem späteren Alter allen fragwürdigen Genuß von Feindschaft und Einsamkeit sichert. Indes erschien doch auch in diesem unscheinbaren Äußern der Geist als die einzige wahre Schönheit eines Mannes. Auf gebrechlichem Körper saß ein mächtiger, doch nicht übergroßer. Schädel. Das Gesicht, mit hervortretenden, unter der Brille grimmig heiter blickenden Augen, mit seinem kurzen braunen Bart und der hohen, ausgearbeiteten Stirn gewann im Gespräch oder bei seiner Gedankenarbeit jene liebenswürdige Anmut geistiger Art, die freilich nur den Geist anzieht. Rede und Gebärde rang sich mit dem harten ostpreußischen Dialekt durch den schwierigsten Gang der Ideen, durch die Hindernisse des Ausdrucks gleichsam mit immer neuer Gefahr. Aber auch hier siegte die innere Macht über das Äußere und zeigte den kleinen Mann unversehens als großen.

Es war nun auch der zu bewältigende Grundwiderspruch von Lublinskis ganzer schöpferischer Leistung: er mußte alle versagte, selbstverständliche äußere Schönheit auf dem edleren, doch peinvolleren Denkwege innerlich herstellen und mittelbar erwirken. Und dies umso umfassender, je größer der Widerstand seines Materials war: der Gedanken und der Sprache. Beide werden Glückskindern ähnlich wie körperliche Anmut gleichsam fertig und vollkommen eingeboren, er mußte sie sich jedesmal von Grund aus erwerben, um dann erst mit ihnen sein Eigentliches zu leisten. Ein Dasein wie das seinige und nur ein solches kann das sonst fragwürdige Idol der »Bildung« rechtfertigen, als einer bewußten Vorschöpfung, welche dem späteren Werk dient und selbst eines ist, indem sie versagte Gaben sozusagen gegen den übereilten Machtspruch der Natur aus innerer Fähigkeit und auf zarteste seelische Weise ersetzt, umschafft, leben heißt und

unversehens wieder in bessere, wahrere, freiere Natur verwandelt. Solche Bildung weiß die Realität zu vertreten und in einem eigentümlichen Chemismus neu, das heißt bloß geistig zu erzeugen. Lublinski verlegte das ganze Dasein in die innere Welt des Denkens. Er erschloß aus Büchern, aus Werken des Geistes eine höhere, wahrere Wirklichkeit, und die Natur offenbarte sich seiner Bildung in ihrer eigentlichen Wesenheit, die letzten Endes doch geistiger Art und nur dem Geist zugänglich bleibt.

Diese mittelbare Schaffenstätigkeit wird nicht ohne Beiklang einer leisen Geringschätzung Kritik genannt, als handle es sich um eine bloß analytische, vereinzelnde, aus dem Vollen das Singuläre herausbrechende, das Ganze zerstückende Arbeit. In Wahrheit, freilich nur bei den wenigen Meistern dieser umfassenden Anschauung, ist Kritik Schöpfung und Synthese der höchsten Art, indem sie bisher ungekannte Zusammenhänge erblickt und durch ihr Wort erst wirksam macht. So hat Lublinski das wildwachsende Wesen der Dichtung mit mitwachsendem Gefühl belauscht und als eine große Einheit in drei kritischen Gebilden wiedergegeben, welche mit der Geschichte nicht bloß der heutigen Literatur, sondern unserer ganzen Gesellschaft durchaus eins geworden, deren bleibendes Zeugnis, deren Sinn und Charakter selbst, den sozialen und historischen Bau, Form und Seele, die Natur der modernen Dichtung überliefern. Das geheimnisvolle und geniale »Zusammensehen« und Wissen um die letzte Einheit alles scheinbar willkürlichsten Durcheinanders der künstlerischen Hervorbringungen einer Zeit eignet diesen Gebilden und macht sie eben zu ganzen Kunstwerken, obgleich sie die spröde und im Sieg des Gedankens das Wort ernüchternde Sprache der Analyse zu reden scheinen. »Literatur und Gesellschaft im 19. Jahrhundert« (Berlin, S. Cronbach) setzt die historischen und soziologischen Bedingungen unserer literarischen Gegenwart auseinander, die »Bilanz der Moderne« (Berlin, ebenda)

schließt ihre Rechnung mit dem Naturalismus ab, noch einmal unterwirft sich ein höchst persönlicher Geist der bestimmenden Macht der Gesamtheit, aber im »Ausgang der Moderne« (Leipzig, Karl Reissner) wird ihm die ganze, schon in ihrem Heute gestrige Produktion zum bloßen Mittel für ein Denkmal künftiger dichterischer Leistung, menschlicher Vollendung. Er erkennt die Darstellung des Menschentums zu einer wahren Kultur- und Lebenseinheit, die Erschaffung einer harmonischen und in ihrer Weise vollkommenen geistigen Natur der Gesellschaft als Ziel der Dichtung, oder vielmehr, daß die höchste Kunst Erfüllung und Ausdruck einer höchsten Sozialität sei. Das Ideal der Humanität, im engen Kreise der klassischen Zeit mit ahnungsvoller Herrlichkeit vorgebildet, wird ihm Sinn und Zukunft der größeren Gemeinschaft von morgen. Das Versprechen einer »neuklassischen« Blüte gibt der gekränkten Mittelmäßigkeit billigen Anlaß zum Spott. Trotzdem besteht sein Sinn, denn die vorhandenen Leistungen wollen den Vergleich mit der einstigen Weimarer Epoche keineswegs herausfordern, sondern es soll nur ein eigentlicher Wert und Ausdruck der gesellschaftlichen Kultur, ein Zenith des dichterischen Lebens, der poetischen Natur, des Menschentums selbst aufgewiesen werden. Wer zu ahnen unfähig ist, daß solche ungemeine, adelnde Ziele sittliche Leistungen selbst und unerläßlich sind, das Mögliche zu seiner äußersten wünschbaren Vollendung zu zwingen, mag über diesen Traum von kindlichster Reinheit und naiver Einfalt eine Lache grinsenden Hohns aufschlagen. Wir wollen über diesen Traum dankbar lächeln und ihm seine Wahrheit wünschen als dem Glück eines poetischen Gesichts, einer dichterischen Erfüllung, die nichts einbüßt, wenn sie nicht von dieser Welt ist.

Die Schärfe solchen Intellekts, solchem intuitiven Wunschleben gepaart, mußte das schlechthin gestaltende Werk aus dem betrachtenden folgen lassen; die Kunstform des Dramas, welches alle Antinomieen als Notwendigkeiten hervorruft und zur Harmonie

schließt, entspricht gerade dieser inneren Gegenstimmigkeit. Drei Tragödien Lublinskis, sein »Peter von Rußland« (München, Georg Müller), »Gunther und Brunhild« (Berlin, J. Bard) und »Kaiser und Kanzler« (Xenien-Verlag, Leipzig) enthalten sowohl das Ergebnis seiner Einsicht in die Bedingungen dieser Form, als die große Verkörperung seines eigensten Lebensproblems: wie innere Macht den Widerspruch der äußeren überwindet, indem sie an ihr zugleich endet. Diese Dramen, aus unbehauenen Blöcken zyklopisch aufgeschichtet, unerbittlich in ihrer tragischen Vernichtung, quälend in ihren eigenwilligen Voraussetzungen, aber durchaus ganz in ihrer Form und Fülle entbehren zwar jener letzten Verklärung welche bei den höchsten Werken dieser Gattung selbst die wütende Zerstörung der Welt durch die tragische Dialektik, mit einem milden Abendlichte überschimmert und als edles Spiel der Gewalten entlastet, aber sie behalten eine, allem Sinnlichen abgerungene, menschheitliche Größe. Ihr Gewinn an dramatischer Form und tragischem Inhalt, an geistiger Natur mag von glücklicheren Nachfolgern erst recht erkannt und damit erworben werden.

Die bis zur Vision gesteigerte Erkenntnis der Humanität als Grundmysterium und schöpferische Idealität der Gesellschaft, als erhabenstes künstlerisches, sittliches und soziales Weltwirken mußte den Mann notwendig an die Urquelle solcher Empfindung weiterführen, zum Christentum. Und er hat diese Welttatsache als einen Weltmythos von äußerster Ausdrucksfähigkeit, Anpassungskraft und unwandelbarer Fruchtbarkeit erlebt. Wiederum und auf der höchsten Stufe seiner Begabung erwies er dieses »Zusammensehen« geistiger und sinnlicher Mächte. In dem wahrhaft monumentalen Buche »Der urchristliche Erdkreis und sein Mythos« (Jena, Eugen Diederichs) wird die Entstehung und Ausbildung des Christentums von allen persönlichen und Realitätsinhalten mit einer grausamen, eindringlichen und unerbittlichen Beweisführung

befreit, um die Würde des Mythos, die sittliche Leistung dieses Glaubenskunstwerkes als schöpferische Tat des Menschentums in ihrem ganzen Wert wieder herzustellen. Es ist ein Werk, das die Summe der Existenz seines Urhebers bedeutet, die Ergründung jener letzten Harmonie und Einheit aller individualen und Gesamtproduktion, der Humanität als Mysterium ökumenischer Kraftzusammenfassung und Wunscherfüllung. Es spricht denn auch die Sprache einer überschauenden Ruhe und Beherrschung, die größte Fülle unterwirft es der klarsten Ordnung; die äußerste Tiefe der Gedanken wird bis ins letzte durchsichtig und strahlend. Da solche höchste Leistung ihm gegönnt war, ist Lublinski früh, doch nicht vor einer wahren Vollendung seiner selbst gestorben.

Während aber die Gesamtheit sein Werk erst nach seinem Tode so recht gewinnt, müssen die Einzelnen, die ihm näherstanden, denen der Lebende die beste, unmittelbare Einwirkung gegönnt hat, sich doppelt beraubt fühlen. Vor allem seine Schwester, der treue, gute Schutzgeist, die seine Gedanken mitgedacht, seine Leiden gesänftigt hat. Und ich selbst darf hier wohl sagen, wie sehr ich ihm verschuldet bleibe, dessen Freundschaft mir zu einer Zeit zuwuchs, wo man sie nicht dem Zufall der entgegenführenden Neigung, sondern der geistigen Nähe, dem eigenen Werte verdankt und zuschreiben darf. Er hat mein Schaffen mit der Strenge des wahrhaftigsten Urteils und doch mit jener Wärme der Anerkennung bedacht, die so wohl tut und der heikeln Einsamkeit so nötig ist, er war immer bereit, aufzunehmen und geringere Gaben gegen seine größeren auszutauschen. In meiner Heimat, deren verwöhnender Freundlichkeit ich mich nicht gerade berühmen kann, hat er, an dieser selben Stelle, noch vor kurzem und mit seiner ganzen Entschiedenheit für und über mich gesprochen. Ich muß und darf hier wohl nicht bloß sagen, was er allen sein wird, wenn man seine Leistung erst ganz und gerecht überblickt, sondern auch, was er mir gewesen ist

und Gutes erwiesen hat, das ich ihm niemals vergessen werde.

So seien diese Blätter als ein bescheidener Lorbeerzweig auf ein allzufrühes Grab gelegt.

Sterndeuterei

Von **Else Lasker-Schüler**

Soll Ihr Leib noch länger mit seinen Sternen in der Hand Ihres Arztes liegen und wie lange überlassen Sie ihm noch Ihren Verstand? Fragen Sie einmal so im Vorübergehen den Doktor, ob er von Ihrem Sternensystem eine Ahnung hat. Oder wenden Sie sich an einen Irrenarzt, der am gründlichsten Bescheid wissen müßte von der Astronomie des Menschen; sitzt er doch an seinem Pol, wie ein falscher Gott am Scheidewege, wo sich der Stern vom Chaos trennt. Es gibt gar keinen Irrsinn im Sinne der Eisenbärte, aber wer wird mich nicht verspotten, wenn ich behaupte, es gibt eine Veränderung im Sternensystem, es gibt eine Veränderung im Chaos des Menschen. Darum sind Ihre Leiden aus keinem anderen Grunde entstanden, als aus all zu wuchtigen Sternenvorgängen. Senkte sich unerwartet Ihre Sonne in eins Ihrer Meere? Jedwede Behandlung Ihres Arztes ohne genaue astronomische Kenntnis Ihres Planeten ist ein Vergehen. Unbeschreiblich friedlich stimmt es, einen Mond in sich zu fühlen, und wer ihn in sich trägt, steht im verwandtschaftlichen Verhältnis mit dem Großgehenden da oben. Nach einem Schwächezustand, den ich überwand, meine Tore standen noch unbefestigt, fühlte ich den Durchgang des Vollmonds dicht an dem meinen vorbei, wie ein leichtes Beben. Nicht dieser Vorgang war ein krankhafter, aber durch die Kraft des Vorgangs erlitt ich Sternenschaden. Ich war noch lange nach diesem Ereignis eingehüllt in schwermütigen Wolkengedanken. Glauben Sie, die Erde leide etwa nicht

noch durch die kürzlich erlittene, erduldete Kometkraft? Denken Sie an Maria, durch die Gott schritt. Das wird noch einmal geschehen, noch ewigkeitsmal, immer nach Gottesdrehung, er wendet sich durch Maria. Sie leidet das höchste Fest durch das Gottwillkommen, sieben Schwerter krankt ihr Herz. Wir sind das feinste Werk aus Sonne, Mond und Sternen und aus Gott. Wir sind seine Inspiration, seine Skizze zur großen Welt. Ich spreche nicht in Symbolen, obschon Symbole die Schatten großer Wahrheiten sind, Milderungsgründe: wenn etwas Ihren Horizont übersteigt. Sie setzen das allzuklare Licht mit gewisser Überlegenheit gern ins Dunkle. Ich möchte aber die Nacht von Ihnen nehmen, wachen Sie auf durch meine Raketensterne! Ich bin ja keine Gelehrte. Aber wenn ich Menschen medizinisch behandelte, würde ich sie »regnen« lassen, Luft in weiten Kreisen »atmen« lassen. Mancher Menschplanet erstickt an Dürre. Ich würde die verwandtschaftlichen Sterne ausfindig machen, die mit meinem Planetpatienten in irgend einem Zusammenhang stehen könnten; namentlich, wenn es sich um eine epidemische Ursache handelte. Den kleinen Mars des Menschen kann man nur mit dem gröberen, großen Mars der Welt impfen. Ich kenne Leute, die unter dem Zusammenstoß ihrer Fixsterne leiden. Es sind schlechte Pächter ihrer Welt. Jeder Schlaganfall ist ein Zerbersten zweier vom Wege geirrter Sterne. Die Folge dieser Folge erst ist der Tod. Ich bitte Sie nicht, an sich herauf und herunter zu suchen; Sie sehen Ihre Sterne nicht, das was Sie betasten können, ist Chaos. Und weil ich vom Unantastbaren des Menschen spreche, glauben Sie nicht an meine Medizin und halten mich für eine Kurpfuscherin. Aber wer an meine Dichtungen glaubt, die man auch nicht in die Hand nehmen kann, und doch vorhanden sind, wird auch nicht zweifeln an den Sternen der Menschen, wovon ich ihnen erzähle. Sind Sie nicht reicher, als Sie glauben? Ich spreche von Ihrem Unsichtbarsten, von Ihrem Höchsten, das Sie nicht greifen können, wie die Sterne über

Ihnen. Sind Sie nicht reicher, als Sie fassen können! Ober haben Sie schon einmal ein Stück Mond gegessen? Sie würden immer nur sein Chaos greifen, wie der Arzt Ihr Fleisch, daraus er keinen Stern formt. Der Doktor hat mich längst überführt, indem er mit dem Messer diese Leiche sezierte: »Der Tote ist an Schwindsucht gestorben, am Zerbersten der Lunge«. Ihr Doktor hat doch keine blasse Ahnung von meiner Medizin. Allerdings ist dieser Tote an Tuberkulose gestorben, an der Folge seiner und des Arztes Unkenntnis seines Sternensystems. Und was ich von einer Epidemie halte? Die ist die Folge der Sintflut im Massenmenschsternensystem, ein Bacchanale tausender Sterne, daran alle Bruchteile, alle ungeordneten, unberufenen Fleischchaosse zersplittern. Ich glaube darum an Wunder, an ungestaltete Medizin. Wer aber kann sie mischen! Jesus von Nazareth tat Wunder, er ergriff die keimenden Sterne und trennte sie von den faulen, und erweckte die Erblaßten an ihrer noch verglühenden Sternschnuppe. Der Nazarener wandelte durch das Sternensystem des Menschen und erlebte die Welt so tief und ging in Gott ein, und Gott in ihn, darum man ihn verwechselt noch auf den heutigen Tag mit Gott. Moses der Prophetarzt erkannte den Gott seines Volkes, heilte es und machte es stark. Eine Sage meiner Bücher sagt von einem Derwisch, der sein Herz in die Hand nehmen konnte und doch lebte durch die Kraft seiner Sterne. Wir sind das glühendste Werk von Mond und Sternen, nach unserm Modell hat Gott die große Welt erschaffen, in der wir: Ureigentum in unserer erweiterten Kopie leben . . .

Ureigentum noch unverblaßt zu begegnen, erlebe ich überraschend oft. Diese testamentarischen Sehenswürdigkeiten, Übertragungen, die an Wert nicht einzuschätzen sind! Ich meine nicht die gemütlichen Hausväter aus der alten, guten Zeit oder den Waldmenschen, oder den aus der nackten Körperkultur oder den Zwiebelasketen. Merkwürdig, daß man gerade in den Irrenanstalten Gesichte erblickt aus allererster

Sternzeit; Bilder, alte Meister, Menschen, die erstarrt sind in der Vision. Und kein Arzt weiß sie aus dem Augenblick der Erscheinung zu führen, wie aus engem Rahmen. Ich besuche diese scheintoten Gallerien; mich lieben die unverstandenen, verfangenen Gesichte. Etwa weil ich ihnen den richtigen Platz zu geben vermag? O, ihre Angstgefühle! Die andern testamentarischen Gestalten unterscheiden sich von den irrenden Denkmalbildern ihres ungestörten Sternenlaufs wegen. Solchen Sterngeschöpfen geschehn Wunder. Wie St. Peter Hille, er hatte noch mit Moses und Jesus von Nazareth gesprochen und mit Buddha, und erzählte von ihnen, wie der Urenkel etwa von seinem Großvater Goethe. Das war der unumstößliche Beweis von der ersten Leuchtkraft Gottes in St. Peter Hille. Ich gehöre nicht zu den Spiritisten; Spiritismus ist Epigonentum, Nachahmung, gewalttätige Wunder. Um wirkliche Visionen zu erleben, muß man noch in der ersten Leuchtkraft Gottes sein. So ein gotterhaltener Mensch ist fromm und selbst Inspirationen fähig. Aus Isaaks weitem Munde seh ich viel im Traum Sterne aufsteigen, die er benennt nach Gottes Einverständnis.

Die hungrige Zeit fraß meine Leuchtkraft goldweise. Aber ich kann erzählen von der Astronomie des Menschen, wenn ich auch in meinen ersten zehn Jahren noch zwischen weichem Dunkel, zwischen ungeordneter Nacht, im Chaos lag. Ich war wie ungeboren neben meiner Mutter, noch ganz Chaos.

Das Kind ist nicht fromm, es ist dumpf. Dieser Irrtum! Fromm kann nur der wissende Mensch sein, aber nicht jeder macht die sechs Schöpfungstage in seiner Hülle durch und wird Stern, und wenige nur den Sonntag. Wieviele Heilige gibt es und doch ist jeder Andächtige oder Lauschende, jeder Staunende oder Liebende ein Heiliger. Wenn Jesus von Nazareth die Kinder rief, so fühlte er Verantwortung mit ihnen, mit dem Chaos, das sich entfalten werde. Er wußte, wie weit der Weg zum Sterne war. Die Kinder sind wie die Lämmer so dumpf. Darum beleidigt mich das

irrige Wort: Jesus das »Lamm« Gottes. Solche Unschuld ist eine Chaosunschuld und der Nazarener war der Sonntag der Schöpfung. Der Jude hat sich mit ihm der vollendetsten Welt entledigt. Sagte der Sonntägliche doch zu einem der Mörder am Kreuztag: »Wahrlich, ich sage Dir, heute wirst Du mit mir im Paradiese sein.« Der Jude, der den Himmlischen verstößt, beweist, daß er ein Bürger ist, um nichts weniger der Mensch des Abendlandes, der den verlornen Gott der Juden aufnahm, ihn sich erzog und erwog nach seinem lammblutenden Wort. Im Menschen bereitet sich immer Fleischdumpfheit, Chaos, Fleischsehnsucht; Gott aber ist ungestaltet, ungerahmt und breitet über alles sich. Wir reden immer zu dem Chaos des Menschen, wollen wir ihn gewinnen, denn der Stern ist böse, darum sind wir alle einmal krampfhaft enttäuscht in Gott. Wir finden in ihm kein Chaos, keinen faßbaren Schlupfwinkel. Er sandte darum seinen Sohn, das heißt, er kam in Menschgestalt zur Erde. Solcher Umgestaltung Demut vom Stern zum Chaos ist nur ein Gott fähig. Nie war solche Dunkelheit je auf Erden und am Himmel und im Menschen wie in der Zeit des Gottbesuchs. Dem Priester und Pharisäer flößte seine Betastbarkeit Mißtrauen ein, der Armselige umklammerte den vertriebenen Götzen aus Fleisch und Blut wie einst am Fuß des Mosesberges das goldene Kalb.

Sie wollen noch wissen, wie lange sich der Menschplanet erhält. Die meisten Menschen werden nicht älter und nicht jünger als sechzig Jahre. Jesus von Nazareth ist gottalt wie die Ewigkeit. Moses war zehntausend Jahre, als die Tochter Pharaos ihn im Korbe fand. Und von dem Propheten St. Peter Hille möchte ich sagen: Niemand wußte um seinen Geburtstag. Meine Mutter war dreimal sechzehn Jahre alt, mein Vater erlebte sechsmal seine tollsten Knabenstreiche. Wie schätzen Sie mich ein? Ich bin David und tue Simsontaten, ich bin Jakob und deute die Träume der Kühe und Ähren. (Oder zweifeln Sie daran, daß mich meine

Brüder verkauft haben, daß Bürgermillion!) So verwirrt sich die Zeit der Vergangenheit im Menschen. Heute bin ich eine Dichterin und ich bitte Sie, mir zu verzeihen, daß meine Dichtung keine Gehirnkarte geworden ist mit Farben, lila, grün, rot gefärbt. Meine Bekenntnisse nehmen sie als ein Luxusgeschenk hin, denn ich bin verschwenderisch, das liegt in meinem Sternsystem. Es kommt mir selbst nicht darauf an, einige Monde meines Planeten fallen zu lassen. Auch mit meinem Chaos, ohne das Chaos kommt kein Mensch davon, hat es eine besondere Bewandtnis. Darüber möchte ich schweigen, aber eines kann ich Ihnen sagen, wir Künstler sind einmal bis ins tiefste Mark und Bein Aristokraten. Wir sind die Lieblinge Gottes, die Kinder der Marien aller Lande. Wir spielen mit seinen erhabensten Schöpfungen und kramen in seinem bunten Morgen und goldenen Abend. Aber der Bürger bleibt Gottes Stiefsohn, unser vernünftiger Bruder, der Störenfried. Er kann nicht heimisch werden mit uns, er und seine Schwester nicht. Verwechselt die lärmende Bürgerin oder die zur Hure gewordene Magd nicht mit dem spielenden Sternenmädchen, die den Tanz aus nackter Scham tanzt! — — Wohin mir doch heute alle meine Sterne geleuchtet haben! Immer muß ich wiederholen, der Arzt sollte sich auf die Astronomie des Menschen verstehen. Welcher von Ihren Hausärzten wäre im Stande, eine Sonnenfinsternis in Ihnen herbeizuführen, geschweige den Stillstand Ihres Planeten?

Ich sehe Ihre Kanäle, Ihre Berge auf Ihren Sternen und Ihren Mond aufgehen hinter Ihrer Stirn. Jeder Schmerz und jedes Freudegefühl, Vernichtung oder Erhebung ist ein neues Bild Ihres Sternensystems. Sie sterben eigentlich an zerborstenen Sternen oder Erkaltung Ihrer Sonne oder an Finsternis. Wenn nur Ihr Leben den Höhepunkt erreicht hat vor dem Zerfall Ihres Chaos: den Himmel. Aber wenn er Ihnen nicht auf den Kopf paßte? Vom Blitzstrahl getroffen, das Chaos gespaltet, einzugehen in die Allmacht ist Seligkeit. So lausche

ich auf mich. Aber der Bürger belauert sich, der Kranke in Arzthand betrauert sich, weil er keine Achtung vor dem Schmerz hat. Ich bin müde — wie ich mir entkomme, ein Schatten aus Mond und Sternen, riesengroß fiel ich um Mittag und sinke nun ein in meinen eigenen Planeten. Ich habe einen kritischen Tag hinter mir, manche Menschen wichen mir furchtsam mit den Augen aus. Einem kleinen Mädchen bohrte ich im Anblicken ein Loch in die Brust. Solche Kraft macht traurig. Ich sehne mich nach Glück, nach ihm, nach Hascha-Nid, dem goldhäutigen Sohn des Häuptlings. Der spielt mit sich, treibt und lockt die Sterne über seine Grenzen, ein göttliches Spiel, Wirbel und Wüstenwind. Ich liebe ihn, weil er so reich und rein an Sternen ist und ich staune vor solch' verschwenderischen Launen... Aber das geht Sie nichts an. Gern hätte ich Ihnen noch vom Himmel erzählt. Später, wenn ich ihn erreiche und Gott —

Gott, wo bist du?
Ich möchte nah an deinem Herzen lauschen
Mit deiner fernsten Nähe mich vertauschen,
Wenn goldverklärt in deinem Reich
Aus tausendseligem Licht
Alle die frühen und die späten Brunnen rauschen.

Perpeh

Von **Albert Ehrenstein**

Ästheten, Schutz suchend, Zuflucht und einen heiligen Ruheort, wie Hektor keuchend, fliehend vor einem immer stärkeren Leben, sehnen inbrünstig das perpetuum stabile herbei.

Paul Scheerbart*) will das perpetuum mobile.

Vergebens haranguieren die Ästheten ihren ewigen Juden, den Journalisten, vergebens läßt dieser wieder seinen ewigen Juden repetieren, »Alles schon dajewesen« schnarren.

---

*) Paul Scheerbart: Das Perpetuum mobile. Ernst Rowohlt, Leipzig 1910.

Aber Heraklit, nach Homer und Pythagoras unter den Griechen Impresario des harmonischen Kosmos, träumte gerade noch vom Nichts-als-Strom der Dinge, von den Mäandern der Ewigkeit.

Er sah, daß Alles gut war: παντα ῥει — Alles ist Rhythmus!

Die Ästheten kauern natürlich erst vor ihrem ἑν και παν — Es ist Alleseins!

Sie ahnen dumpf die kurzen Wirbeltänze ihres Staubes.

Denn selbst ihr apotropischer Hokuspokus wendet sich gegen sie. Auch der rasendste Namens-, Kostüm- und Wäschewechsel vermag sie nicht vor ihrem Schicksal, dem in sie gesperrten Nichts zu bewahren: kein aus allen Himmeln gefallener Dämon »sitzt« in ihnen.

Wie Danaïden rastlos, eitel waschen sie sich unaufhörlich mit Dschelâl-eddin-Rumi-Seife, um mystische Verse zu bekommen. Ausgeschlossen!

Ob sie nun instinktverlassen das Land der Griechen mit ihrer Seele suchen, oder als Gralsritter von der traurigen Gestalt einherirren: das ist wahrhaft Alleseins, Wiederkunft des gleichen Nichts, da ja nur die Kostüme verschieden sind.

Namen nennen? Tote töten ist Leichenschändung. Auch haben sie nie die Kraft gehabt, sich Eigennamen zu erwerben, deutlich getrennt kommen sie nicht vor, Einzelexistenzen lassen sich bei diesen Kollektivseelchen nicht einmal unter dem Mikroskop nachweisen. Allesamt aber wissen sie nicht, wo sie stehen geblieben sind, diese Herde hält noch immer ihr Dasein für eine nie wiederkehrende Okkasion in Kulturexhibitionen.

In Wirklichkeit erfährt es eine gewisse Berechtigung erst durch posthume Ereignisse.

Die Erde: eine überaus sparsame Hausfrau, die keinen ihrer Küchenreste ungenutzt läßt, das will ihnen absolut nicht in ihr Gehirnsurrogat.

Doch nach Lukians unwiderlegbarer Behauptung war Homer während des trojanischen Krieges Dromedar in Baktrien — jedem Hamlet unfaßbar wie der Gedanke, der Extrakt »Alexander« könnte im weiteren Verlaufe der Ereignisse in die Lage gekommen sein, sich als Spund nützlich zu machen.

Was für Bedürfnisse dann erst die Ästheten befriedigen werden — dazu reicht keine Phantasie aus.

Nicht genug an jenen »Grausamkeiten« der Natur, die etwa ein Brillantinefläschchen, in welches der Friseur einen Arbeiter für zwei Kreuzer die Finger eintunken läßt, später zum Volksdramatiker degradiert, die nicht sentimentale Strafe und Himmelsbuße, im Gegenteil: nur eine vor keiner Permutation zurückschreckende Stoffwanderung kennt — nicht genug an dem, nun brechen auch noch menschliche Energiequellen in das stumpfe Vegetieren der Traumsüchtigen. Ein Aufschrei: ihres Daseins heiliger Zylinder ist demoliert.

Ein tiefer Wille treibt das Genie, zu allen Werken der Natur sein »Das kann ich auch« zu sagen, drängt es, Stäbe in Schlangen zu wandeln.

Rings von Perpetuis umgeben, wartet es keinerdings so lange, bis seine Instrumente infolge von Assimilation auch zu »Perpehs« geworden sind, seine Ungeduld zwingt es, Perpetua künstlich zu schaffen.

Die Natur kann nur Ewiges zeugen, weil sie selbst ein perpetuum ist, der Mensch will es ihr gleich tun, endlich, endlich! ihr ein κτημα εἰς ἀει entgegenstellen. Daß ein reicher, stets beweglicher Geist darauf verfallen muß, das perpetuum mobile zu geben, ist nur logisch; daß der schließliche Erfinder ewiger Werte nur der Dichterkaste angehören kann, ist mehr als logisch: man vermag es nachzufühlen.

Kommen muß. den Schreibwerkzeugen der Tag des Abscheus vor so vergänglichen Dejekten, wie es poetische Erzeugnisse immer sind. Bewußt sprechen die orientalischen Märchen von Königen der Zeit! Von den kläglichen Dichtern der Zeit, die Kronos nicht einmal zu verschlingen geruht, höchstens mit dem Zahnstocher entfernt, uns zu erlösen, dieses Kaugummi für Kronos aus der Welt zu schaffen, ist wohl nicht die Hauptabsicht Scheerbarts gewesen.

Der ewig Agile macht immerhin eine Maschine namhaft, die vorläufig zwar sich ehrenvolleren Aufgaben zuwenden, nach einigem Zureden aber auch dahin zu bringen sein dürfte, perpetuierlich zu dichten.

Nicht bloß zu dichten! Wir, gegen die Journalisten seit Äonen, dünkt mich, den Umstand mißbrauchen, daß alles, d. h. die Druckerschwärze, fließt — wir werden vielleicht auch dies noch erleben: die Zeitungen werden sich selbst schreiben. Und selbst lesen!

Es handelt sich nicht um Schlaraffenträume. Unendliche Pferdekräfte, zuvor an mechanische Arbeit gekettet, würden frei. Ist das perpetuum mobile wirklich das Anheurisma, an dem die Menschheit leidet?

Die Löwenwürger, die Herkulesse unserer Zeit: die großen Bazillentöter, auch sie roboten geduldig unter der Regierung des Königs Euristheus, sie sind zu sehr Menschen und Ärzte, mit einem Wort: sie denken zu beschränkt an sich und ihre Tat. Statt für die Bekanntgabe ihrer Zaubermittel politisch Honorare zu verlangen, die geeignet wären, sie zunächst und vielleicht, vielleicht! auch andere (Danubien etwa von seinem gebenedeiten Vormund Grafen Elemer Eichentreu-Saprdek) zu erlösen.

Scheerbart, Ehrenbürger der vereinigten Mondstaaten, ist kurioserweise so praktisch, ein Ding schaffen zu wollen, das an sich revoltierend wirken müßte. Hat der große Verlag »Erde« ihn uns dazu eingesendet? Ihr hättet von diesem Großmeister des literarischen Ulks gewiß eher ein Spinnweb, einen psychologisch-kosmischen Spaß erwartet; eine Seelenkunde der Gestirne etwa, einen anatomischen Atlas der Sternseelen. Aber Paul Scheerbart ist ein perpetuierliches Perpeh, er überrumpelt euch mit einer so profan-irdischen Lappalie, wie es ein perpetuum mobile ist.

Das Tor von Samaria

(2. Kön. 6. 7.)

Von **Richard Weiß**

Der Syrer lag vor Samaria.
Drin war leer der Tisch, nichts wiegt die Wag',
Auf dem Markt breitmäulig der Hunger lag.
Ein Eselskopf achtzig Silberling!
Was da weinender Mütter Feilschens erging!
Wer hilft dir nun, Samaria?

War da Elisa, der Prophet.
Der klingenden Gottesstimm' neigt' er das Ohr.
»Mehls ein Scheffel gilt einen Silberling
Morgen im Tor.«
Silberling, Silberling.

War da ein Ritter in schwerem Eisenrock,
Wie Gewölk dem König zur Seite ging.
An Elisa höhnisch vorüberschritt:
»Und wenn Gott in den Himmel Fenster schnitt',
Wie könnte solches geschehen?«
»Mit deinen Augen wirst du's sehen,
Aber du wirst nicht davon essen.
O ihr Tore von Samaria!«

Von Weg und Wand kaum ging die Nacht,
Ließ Gott die Syrer hören Geschrei
Von Rossen und Wagen und Heeresmacht.
Sie flohen, Samaria war frei.

Und das Volk stürmt' hinaus, wo das Lager stand,
Stumm, kein Menschenlaut,
Und nahm und raubte, was es fand,
Sang: Israel, Gottes Braut.

Sandte der König den Ritter, daß er Wache steh'.
Der unters Tor von Samaria ging.
Auf dem Lager in der bleichen Ebene
Wie ein Bienenknäuel schwarz es hing.

Einer rannt', einer schleppt', was hatt' er aufgehuckt?
Näher es kam.
Unter schwerem Sack lief einer hingeduckt.
Hielt keuchend an dem Gitterring,
Schrie's aus:
»Ein Scheffel einen Silberling!«

... Da er's eben mit eignen Augen sah,
Einwälzt' sich das Volk
Und zertrat ihn unterm Tor von Samaria.

Pro domo et mundo

Von **Karl Kraus**

Jeder Erotiker schafft das Weib immer wieder aus der Rippe des Menschen.

*

Das Weib hat einen bedeutenden Augenblick, in welchem das Schicksal, auf den unbedeutendsten Augenblick des Mannes angewiesen zu sein, einen Gesichtsausdruck gewinnen kann, der, entrückt und entsetzt, eine wahrhaft tragische Wonne spiegelt.

*

Und wie sie nun erst alle will, und er keine mehr, dehnt sich die Kluft der Geschlechter, um für so viel Qual und Moral Platz zu machen.

*

Hysterie ist der legitime Rest, der vom Weibe bleibt, nachdem männliche Lust ihre Deckung gefunden hat.

*

Weibeslust liegt neben der männlichen wie ein Epos neben einem Epigramm.

*

Die schlecht verdrängte Sexualität hat manchen Haushalt verwirrt; die gut verdrängte aber die Weltordnung.

*

Die Moral im Geschlechtsleben ist das Auskunftsmittel eines Perserkönigs, der das aufgeregte Meer in Ketten legte.

*

Daß sich kürzlich der Ästhet zur Politik hingezogen fühlte, kann schon darum keine tieferen Ursachen haben, weil der Ästhet so wenig tiefere Ursachen hat wie die Politik. Und darum eben finden sie sich. Das Leben der Linie beneidet das Leben der Fläche, weil es breiter ist. Auch könnte der Asthet an der Partei die Farbe schätzen gelernt haben. Es ist, als ob man die Schönheit einer Jakobinermütze bisher

nicht genügend gewürdigt hätte — so demokratisch gebärden sich jetzt die Allerfeinsten. Sie haben auf die Welt verzichtet, weil es eine Geste war, auf die Welt zu verzichten; jetzt suchen sie zu einer Geste die Welt. Sie brennen vor Begier, sich mit einem Zeitungsartikel ans Vaterland, an den Staat, ans Volk oder an irgendetwas anzuschließen, was schlecht riecht, aber dauerhafter ist als die Schönheit, für die man sich vergebens geopfert hat. Man will nicht mehr müßig im Winkel stehen, man durstet nach den Taten der Andern. Das ist ein Zirkusschauspiel: Die Künstler treten ab. Da kommen die Diener der Politik und rollen die soziale Grundlage auf, wobei viel Staub entwickelt wird. Der dumme August aber, voller Farben, will nicht untätig sein, macht die Geste der Bereitschaft, und verwirrt das Leben, um die Pause zu verlängern.

*

Effekt, sagt Wagner, ist Wirkung ohne Ursache. Kunst ist Ursache ohne Wirkung.

*

Wenn ich doch einmal nur einem bescheidenen Dummkopf begegnete, der meine Sprache nicht versteht und darum an seinem Gehör zweifelt!

*

Die Blinden wollen nicht zugeben, daß ich Augen im Kopfe habe, und die Tauben sagen, ich sei stumm.

*

Warum ist das Publikum so frech gegen die Literatur? Weil es die Sprache beherrscht. Die Leute würden sich ganz ebenso gegen die andern Künste vorwagen, wenn es ein Verständigungsmittel wäre, sich anzusingen, sich mit Farbe zu beschmieren oder mit Gips zu bewerfen. Das Unglück ist eben, daß die Wortkunst aus einem Material arbeitet, das der Bagage täglich durch die Finger geht. Darum ist der Literatur nicht zu helfen. Je weiter sie sich von der Verständlichkeit entfernt, desto zudringlicher reklamiert das

Publikum sein Material. Das Beste wäre noch, die Literatur so lange vor dem Publikum zu verheimlichen, bis ein Gesetz zustandekommt, welches den Leuten die Umgangssprache verbietet und ihnen nur erlaubt, sich in dringenden Fällen einer Zeichensprache zu bedienen. Aber ehe dieses Gesetz zustandekommt, dürften sie wohl gelernt haben, die Arie »Wie geht das Geschäft?« mit einem Stilleben zu beantworten.

*

Der Tropf, der von Kunst spricht, hält den Künstler, der von ihr spricht, für unbescheiden.

*

O. K. malt unähnlich. Man hat keines seiner Porträts erkannt, aber sämtliche Originale.

*

Er malte die Lebenden, als wären sie zwei Tage tot. Als er einmal einen Toten malen wollte, war der Sarg schon geschlossen.

*

Man sagt, der Autor habe einen Einfall in Worte gekleidet. Das kommt daher, daß das Schneidern eine seltenere Gabe ist als das Schreiben. Von jeder Sphäre bezieht man Worte, nur nicht von der literarischen. Was macht der Dichter aus den Worten? Bilder. Oder er bringt sie zu plastischer Wirkung. Wann aber sagt man einmal, es sei ein Gedicht, und hat das höchste gesagt? Wenn es eine Omelette surprise ist.

*

Im Epischen ist etwas von gefrorner Überflüssigkeit.

*

»Wenn du den Angriff gegen A. nicht geschrieben hättest, so würde er deine Werke loben.« Hätte ich aber alle andern Werke schreiben können, wenn ich, um ihnen zu nützen, eines unterlassen hätte?

*

Ein Knirps stand dicht vor mir und erwartete eine Ohrfeige. Ich schlug aber nach hinten, traf einen wassergefüllten Koloß, und beide lagen da. Ich hatte Schlag- und Schallwirkung genau berechnet.

*

Wenn nur einer da ist, der die Presse nicht totschweigt — das weitere wird sich finden.

*

Was unbedingt in den Wahnsinn treibt, ist der Prospekt einer Stadt, in der jeder Statist zur Vordergrundsfigur wird. Hier kann man durch eine Straße kommen, in der einem ein Straßenkehrer den Weg versperrt, und man hat Zeit, seine Züge zu betrachten, bis er den Besen fortgezogen hat. Nichts ist in dieser Straße als der Straßenkehrer und er wächst riesengroß und steht vor dem Leben. Oder es kann auch ein Platzagent sein. Man sieht ihn täglich, man macht seine Entwicklung mit, man sagt sich: der wird auch schon grau. Ist es nicht tragisch, daß man in dieser Wartezeit bis zum Tod der Banalität noch zusehen muß, wie sie lebt? Hier hat die Komparserie den Dialog übernommen. Kaviarköpfe bekommen ein Antlitz, sind unterscheidbar und drohen den Esser zu verschlingen. Ganz unperspektivisch ist das Leben dieser Stadt gezeichnet, und ihre Figuren sind wie die eines schlechten Witzblattes. Sie stehen, wo sie gehen sollten. Sie gehen, um ihre Stiefel zu zeigen. Die Pferde hängen mit gestreckten Vorderbeinen in der Luft. Einer erzählt lachend einen Witz und wird das Maul nie mehr zumachen. Ein Blumenweib steht zwischen der Unterhaltung. Ein Kutscher weist auf sein Gefährte und hofft durch die Versicherung, daß er einen Fiaker habe, den Passanten schließlich dazuzubringen, sich selbst davon zu überzeugen. Der junge Pollak ist heute schlecht rasiert.

*

Nicht grüßen genügt nicht. Man grüßt auch Leute nicht, die man nicht kennt.

*

Es empfiehlt sich, Herren, die das Anbot einer Zigarre mit dem Satz beantworten: »Ich sage nicht nein«, sofort totzuschlagen. Es könnte nämlich sonst der Fall eintreten, daß sie auf die Frage, wie ihnen eine Frau gefalle, die Antwort geben: »Ich bin kein Kostverächter«.

*

In Berlin gehen so viele Leute, daß man keinen trifft. In Wien trifft man so viele Leute, daß keiner geht.

*

Ich verlange von einer Stadt, in der ich leben soll, Asphalt, Straßenspülung, Haustorschlüssel, Luftheizung und Warmwasserleitung. Gemütlich bin ich selbst.

*

Ich würde nicht darüber klagen, wenn man mir das Trinkgeld »abknöpfte«. Peinlich ist nur, daß ich es aus der Tasche holen muß, wenn's schneit, wenn ich nachdenke oder wenn sonst etwas geschieht, was den Werken der Nächstenliebe nicht förderlich ist.

*

Mir träumte, daß ich fürs Vaterland gestorben war. Und schon war ein Sargtürlaufmacher da, der die Hand hinhielt.

*

Ich habe einen Gedanken gefunden, aber ich muß sieben Kreuzer suchen. Ich verliere den Gedanken, aber ich finde sieben Kreuzer. Schon ist wieder der Gedanke in der Nähe; ich muß ihn nur suchen. Die Amtsperson wartet: ich muß einen Kreuzer suchen. Ich habe ihn schon. Nein, es ist ein Knopf. Teilnehmend steht das Volk. Da ist er wieder weg, der Gedanke. Die Amtsperson ist noch da. Ich soll ihr einen Kreuzer geben, aber ich habe nur einen Gulden. Mein Rock ist offen, das Wetter ist naßkalt, ich stehe in der Zugluft. Ich werde Influenza bekommen und nichts arbeiten können. Ich muß überlegen: soll ich wechseln lassen oder mich konzentrieren? Wenn ich wechseln

lasse, so weiß ich, wie das ist. Eine schmutzige Hand hält mir die meine, drückt mir das Kupfergeld hinein und streut dann Nickel drüber. Ich schließe den Rock. Jetzt wird gleich der Gedanke wieder da sein. Die Amtsperson wendet sich geringschätzig und tutet. Jetzt ist er weg, der Gedanke.

*

Die Hand über die Augen — das ist die einzige Tarnkappe dieser entzauberten Welt. Man sieht zwischen den Fingern alle, die sich nähern wollen, und ist geschützt. Denn sie glauben einem das Nachdenken, wenn man die Hand vorhält. Sonst nicht.

*

Das Leben ist eine Anstrengung, die einer besseren Sache würdig wäre.

*

Die Gerechtigkeit ist immer gerecht. Sie meint, daß das Recht ohnedies Recht habe; folglich gibt sie's dem Unrecht.

*

Wie zuckt und zögert, wie dreht sich die Moral in der Wendung: »Ein Verhältnis, das nicht ohne Folgen blieb«.

*

Brunes et blondes: so einfach ist die Teilung der Pariser Welt. Ein Zweifel kann nur bestehen, ob les femmes oder les bières gemeint sind.

*

Es heißt eine Frau prostituieren, wenn man sie dafür bezahlt, daß sie einem das Geld abnimmt.

*

Auch ohne Warnung fühlt sich der Knabe, der die Wollust schmeckt, ertappt. Da sollte die Moral erschrecken!

*

Daß Manneskraft schwindet, ist ein verdrießlicher Zustand. Wehe aber, wenn das Weib an ihm schöpferisch wird!

*

Gott nahm vom Weib die Rippe, baute aus ihr den Mann, blies ihm den lebendigen Odem aus und machte aus ihm einen Erdenkloß.

Eine deutsche Ausgabe Péladans*)

Von **Berthold Viertel**

»Zehn Jahre habe ich ausschließlich Strindberg übersetzt, im zweiten Jahrzehnt übersetze ich Strindberg und Péladan.« Der tapfere und tüchtige Herr Emil Schering ist der Kraftmensch unter den Übersetzern. Der Schlachtruf Strindbergs wurde in seinem Munde ein Kasernenton. Die furchtbare anklägerische und prophetische Stimme seines Meisters wird bei Schering agitatorisch beredt. Das ist nicht ganz guter Geschmack. Aber vielleicht entspricht es den Deutschen. Ihnen muß man bedeutende Autoren übersetzen, aber auch kommandieren. »Ich verkünde Strindberg und Péladan.« Manchmal wird man peinlich daran gemahnt, daß er sie auch übersetzt. Im ersten Jahrzehnt war das nicht so arg. Da prägte sich die Suggestion Strindberg'schen Stiles in der »Eindeutschung« auch dort aus, wo sie schlecht wurde. Für das zweite Jahrzehnt fürchte ich. Entweder hat sich die Suggestion Péladans als zu schwach erwiesen, oder Herr Schering ist seinem ersten Meister treuer als dem zweiten. Man kann, wenn man nur die Übersetzung des »Allmächtigen Goldes« kennt, vom Stil Péladans noch weniger sagen als sonst von übersetztem Stil; und das ist sehr wenig. Aber immerhin: man lernt genug vom Geiste des Autors

---

*) Péladans Romane, deutsche Ausgabe, unter Mitwirkung von Emil Schering als erstem Übersetzer, vom Dichter selbst veranstaltet; erstes Buch: »Das allmächtige Gold«, Roman mit einem Vorwort von Strindberg und einem Porträt Péladans. München und Leipzig, bei Georg Müller, 1911.

kennen, um die Propaganda Scherings mit guten Wünschen zu begleiten,

Der große Wille Strindbergs steht hinter dieser Propaganda. Strindberg donnert in einer eigenwilligen Vorrede für den eigenwilligen Péladan. Es ist das eine edle Vergeltung, welche die Kunst diesem Künstler schuldig war. Péladan hat für neue Kunstsiege gekämpft; für Wagner: ». . . Kaum ein Deutscher hat seinen Wagner so gigantisch gemacht wie Péladan den seinen«. Nun wirbt Strindberg für ihn um Ruhm, wirbt mit dem guten Grimm, den nur Strindberg vermag: »Es ist unbegreiflich, daß unsere Literaturhistoriker, die vom Staate angestellt und bezahlt werden, damit sie die zeitgenössische Literatur verfolgen, niemals die merkwürdige Erscheinung Péladan im Vorbeigehen ohne Lächeln erwähnen können, während sie über seine deutschen Epigonen Vorlesungen halten. Man fragt sich, ob es Unwissenheit ist, oder ist es Péladans Schicksal, niemals diese liederliche Popularität zu erreichen, die gewöhnlich damit endet, daß die Menge das Idol satt bekommt und die Größe auf den Kehrichthaufen geworfen wird?« — Es ist wohl beides: Unwissenheit und Péladans Schicksal. Aber ich glaube, daß es auch weiterhin Péladans Schicksal bleiben wird.

Péladan ist ein Geist von jener bewußten, strengen künstlerischen Kultur, wie sie im modernen Frankreich gedieh, im modernen England; nur nicht in Deutschland. Was im »Allmächtigen Gold« an innerster Kenntnis vom Wesen des künstlerischen Nervenlebens, künstlerischer Sinnlichkeit und Seele mit der Schärfe des Denkers und der bildhaften Eindringlichkeit des Dichters formuliert ist, genügt, um das Werk und seinen Schöpfer zu vornehmen Fremden zu machen, die in Deutschland Wahlverwandte, aber nie ein Publikum finden werden. »Das allmächtige Gold« ist ein sehr problematisches Werk, dessen Kunstwert sich nur schwer bestimmen ließe. Es ist durchaus kein guter oder vorbildlicher Roman. Eine Legende von der ökonomischen Verelendung des Genies, teils bulletinartig aufgezeichnet, teils lyrisch

verdichtet, teils begrifflich umschrieben. Zweifellos eine kühne, sehr bedeutende Konzeption, die eine hohe Kunstform ergäbe, wenn dieser Geist nicht allzu bewußt wäre, ein grelles und einseitiges Licht, mehr paradoxes Resultat als naives Erschauen. Péladan dichtet in den Gedanken empor, er erreicht eine meisterhafte symbolische Aufgipfelung von Einzelschicksalen, aber er büßt allzuviel an unmittelbarem Leben ein. Es wirkt so, als ob er aus der Sphäre des Anschaulichen ungeduldig hinausstrebte, ohne sich doch loslösen und in der Sphäre der Philosophie frei und vollkommen werden zu können.

Eine Legende vom Künstler — das lieben ja die Deutschen, das lassen sie sich unausgesetzt vordichten. Ich empfehle ihnen dieses in seiner Aufrichtigkeit bizarre, in seiner Wahrheit paradoxe Werk. Mögen sie es einmal versuchen, statt ihres milden Sentimentalismus, genannt Idealismus, diese ätzende Idealität zu genießen. Aber ich fürchte, sie werden das kalte Pathos nicht vertragen. Sie werden sich nicht befreunden mit diesen abweisenden Gestalten von aristokratischem Geblüt, mit diesen geborenen Individualisten, deren Tragik sich für keinen Vereinsabend verwenden läßt. Künstler und künstlerische Frau — man wird sie noch einmal aushungern, weil sie den Erwartungen nicht entsprechen. Ihre Empfindlichkeit ist zu fremdartig, zu überlegen. Ihre Sinnlichkeit und Seligkeit läßt sich nicht verallgemeinern. Ihre Feste verlocken die Masse nicht. Welch ein vollendetes Leben sie hätten führen können, mit Geld, man wird es nicht verstehen. Und ihr Elend hat keine Chance beim öffentlichen Mitleid. Ja, wenn die erquickliche Folter vor dem Gefühl so recht greifbar ausgebreitet wäre! Aber diese fast abstrakte, keusch andeutende Schilderung, wie das Elend sie trübt, sie auszulöschen droht. Ihre herrschaftliche Sünde, wie der Luxus diese Verarmten an sich reißt — nein, das ist nur empörend! Oder läßt es sich verteidigen, daß diese Wesen nur zwischen dem Luxus und dem Nichts wählen können?

So lautet ihr Gebet an das Gold: »Erst muß man dich besitzen, wie auch der Plan sei, den man verfolgt: keiner wüßte eine Liebe zu leben oder ein Werk zu machen, wenn du nicht Pracht für den Leib, Stille für den Geist brächtest, erste Zutat jeder Freude.« So lautet ihr Dilemma, das keinen Kompromiß duldet. Sie sollten sich, um ethisch anerkannt zu werden, rackern und schinden, sich ducken, um die Tore der Niedrigkeit passieren zu können, schmutzige Fetzen des Lebens erbeuten. Aber ihnen bleibt nur, da sich für ihre Art Geist kein Käufer findet, die Verwertung ihrer Körper, der Mißbrauch dieser feingestimmten Instrumente ihrer Seelen. Daß sie es nicht um ihrer selbst willen, sondern der Kinder wegen tun, ist nicht etwa einfach ein Zugeständnis an das Gefühl. Hier hat sie wohl die Elternschaft, diese brutale Klammer der Gattung, in der Gewalt. Aber sie erleiden es auf ihre Art. Es geht nicht um das tägliche Brot, es geht um den täglichen Luxus ihrer Kinder. Mit sich selbst wären diese Freien stolzer und reiner fertig geworden; ihre Schönheit, ihre Kunst hätte die häßliche Existenz in einen festlichen Tod umgedichtet. So gehen sie denn an Entweihung zugrunde, an Entgötterung. Fliehen schließlich in die Hysterie, zum Morphium, in den Tod, in den Wahnsinn. Seltsame Menschen! Was andere nur mit spielender Lüsternheit sich vorzustellen wagen, nehmen sie kaltblütig auf sich, als bittere Pflicht. Sie könnten das Verfehmte mit unbeirrtem Willen tun, wären nicht ihre Nerven so unbestechliche Kritiker. Sie verurteilen sich, nicht weil sie gesündigt haben, nur weil sie ihr zartestes Ich verletzen mußten. — Die Führung der Begebenheiten ist so kühn, so unsentimental, wie wahr; der Roman nimmt eine ideale Luftlinie über wesentliche Augenblicke hinweg und ist wahr wie eine Nervenreaktion, wahr wie eine Perspektive. Ein schauerliches Mysterienspiel, diese Idolatrie des Goldes. Sie gipfelt in eine furchtbare Apotheose von erbarmungsloser dichterischer Gewalt: wenn die jetzt ruhmwillige Presse

den Luxuspöbel ins Irrenhaus lädt, wo der wahnsinnige Komponist seine Sinfonie des Goldes dirigiert, wo er als Priester die Messe des Goldes zelebriert, Cyangold als Wein vom Tisch des Herrn trinkt und Hundertfranksstücke als Hostien austeilt. Die ungeheure, vor tragischer Überlegenheit förmlich milde Verachtung des Zeit- und Zeitungsalters und seiner Menschheit, eine Verachtung, die hier in die Glorie der Kunst emporsteigt: man wird sie nicht verzeihen. Und kein rechtschaffener Journalist sollte das Buch besprechen, wenn er es erst einmal zu Ende gelesen hat.

Tolstoi als Historiker

Von **Karl Bleibtreu**

Es fehlt nicht an Schwärmern, die Tolstois »Krieg und Frieden« als den reifsten historischen Roman schätzen. Wir wollen diese Heiligsprechung eines riesenhaften Pamphlets auf die westliche Kultur nicht kunstkritisch untersuchen. Daß die verstimmende Absicht ohnehin keine Objektivierung der Historie zuläßt, versteht sich von selbst. Tatsächlich bildet das Historische hier nur einen äußeren Behang. In Fleisch und Blut der Handlung ging es so wenig über, daß lange Stellen nur wie trockene Auszüge aus einer Chronik schmecken, belastet mit rein subjektiven Behauptungen und Betrachtungen des Verfassers. Nur dort — glücklicherweise in der weit überwiegenden Hauptmasse des Prosaepos — entfaltet sich Tolstois eigentümliche Größe, wo er ganz und gar dem Sitten- und Charakterschildern russischer Gesellschaft sich hingibt. Das so stark betonte Kriegerische löst nur zwei Stellen von schöner Wahrheit aus: wie der schwerverwundete Andrei, bei Austerlitz auf dem Rücken liegend, den unermeßlichen Äther über sich sieht und daran die

Winzigkeit Napoleons bemißt, ferner wie Andrei bei Borodino deutlich die Todeskugel heransausen fühlt, die ihn fortreißt. Sonst stoßen wir nur auf Massengruppen von Genrebildchen, lose mit dem historischen Hintergrund verknüpft, und nur auf Halbblinde wirkt dies aus der Ferne als geschichtliches Fresko. Daß die Borodinoschilderung als Meisterstück gilt, läßt sich nur aus der Unkenntnis erklären, die viel dichterischere Schlachtdarstellungen nicht vergleichen kann. Denn das Meiste ist dort nicht dramatisch bewegt und in folgerichtiger Entwicklung vorgetragen, sondern pragmatisch nüchtern oder rein episodisch. Daß aber Unmündige aus dieser »Historie« ihre Kenntnis weltbewegender Vorgänge schöpfen, erachten wir als umso gefährlicher, weil deutsche Fremdtümelei demütig alle Ohrfeigen hinnimmt, mit denen ein menschheitverbrüdernder Muschikheiland alles Deutsche bedenkt. Der Balte Berg steht als Typ der Deutschrussen da, die sich ins heilige Rußland eingefressen haben. Auf deutsche Militärs regnet es hämische Seitenhiebe. Die plumpen Teutonen sind gelehrte Trottel, zaghafte Bangemacher, eitle Vordränger, schleichende Streber. Daß die erfrischendste Heldengestalt der russischen Armee sich dem Historiker als Prinz Eugen Württemberg vorstellt, daß Prinz Karl v. Mecklenburg bei Borodino buchstäblich bis zum letzten Mann seiner vernichteten Grenadierdivision focht, verschweigt Tolstoi entweder wohlweislich oder er weiß es nicht. Wie man diese unfertige, matte, schwunglose und völlig unwahre Borodino-Schilderei für etwas Erhabenes halten kann, geht über unser Verständnis. Desgleichen, wie Herr Harden Tolstois Napoleonkarrikatur als plausible Verkürzung ehernen Dämonentums preisen durfte. Sie sieht freilich einmal dem richtigen Porträt ähnlich und Herr Brandes unterstreicht dies: die Audienz des Unterhändlers Balachow »ist geschrieben, als wäre der Verfasser zugegen gewesen«. Die heilige Einfalt spottet ihrer selbst und weiß nicht wie! Freilich war der Verfasser zugegen! Balachow selbst nämlich, dessen schriftlichem Bericht an den

Zaren Tolstoi Wort für Wort die ganze Szene entlehnte, nur hier und da ein paar Napoleon-Verzerrungen als Retusche zufügend. Da kann man sich nicht wundern, daß Tolstois Empereur hier wirklich wie Napoleon spricht — in wörtlichen Zitaten. Bei Borodino aber versteht der Schlachtenmeister nicht mal sein Metier und wir erkennen, daß nur die Massen selber Geschichte machen. Der hehre Idealist kokettiert also hier mit der materialistischen Geschichtstheorie und erwirbt sich bei der Sozialdemokratie einen Stein im Brett. Bei diesem Beweisbeispiel des apathisch und mißmutig in Schnupfenfieber weit vom Schuß vor sich hinbrütenden Welteroberers, ohne den alles geradeso verlaufen wäre, entschuldigt den Apostel höchstens seine zahlreiche Genossenschaft. Denn sein gravitätisch vorgetragener Unfug spukt noch heute in Geschichts- und Militärwerken. Nur schade, daß nicht ein wahres Wort daran, obschon auch Marbot von Hörensagen her »scheinbar Untätigkeit des Kaisers« meldet und Ségur, dessen royalistische Ranküne längst durch Gourgauds »Kritisches Examen« aufgedeckt und trotzdem bei Unkundigen immer noch als »klassisch« gilt, ihn »den ganzen Schlachtag auf dem Boden sitzen« läßt, »gleichgültig gegen die Schlacht in trauriger Resignation«. Napoleon, wie er leibt und lebt! Nicht nur empörten sich Gourgaud und Pelet über die Lüge, als sie zuerst auftauchte; nicht nur weiß Abteilungschef Lejeune des großen Generalstabs (Memoiren) nichts vom Schnupfenleiden und verzeichnet, wie oft Napoleon durch sachgemäße Ordres eingriff, sondern der Württemberger Adjutant v. Sukow schildert den Kaiser, wie er zu Pferd die Schlacht beobachtete und heftig bewegt mit der Reitgerte durch die Luft schlug. Ebenso macht Ordonanzoffizier Soltyck dem Ammenmärchen ein Ende, Napoleon habe bei Abreiten des Schlachtfeldes empfindungslos vor sich hingepfiffen, im Gegenteil staunte Soltyck, wie oft des Kaisers Augen sich mit Tränen füllten. Vor 2 Uhr ritt Napoleon in die Vorderlinie und ordnete Division Friant neu

(Historique des 33. Ligne), vor 7 Uhr abends ritt er wiederum bis zum Gorützkygrund so nahe ins Kleingewehrfeuer, daß man ihn förmlich mit Gewalt entfernen mußte. Übrigens entnahm Tolstoi die Szene mit dem Palastpräfekten Bausset vor der Schlacht wieder wörtlich Baussets Memoiren, nur mit erfundenen Glossen durchsetzt.

Die auftretenden Franzosen sind zwar nicht solche Esel wie die Deutschen, aber windige kindische Patrone, die natürlich den Russen das Kompliment machen: »Ihr schlagt Euch gerade sogut wie wir!« Marschälle wie Davont benehmen sich bei ihm wie russische Polizeiwachtmeister, Murat (der größte Reitergeneral aller Zeiten) ist ein reiner Hanswurst. Und umgekehrt wagt dieser Stockrusse, den versoffenen, sittlich verderbten, stumpfphlegmatischen Pfiffikus Kutusow ebenso zu idealisieren, wie den pseudoliberalen und pseudohumanen Zaren Alexander, über dessen geckenhafte Heuchelei sogar die russischen Geschichtsschreiber sich einig sind. Mit aufreizender Eitelkeit werden die Österreicher gehänselt, die hochherzigen Russen müssen sich opfern, der dumme Weyrother verpfuscht alles, da Kutusow mit russischer Demut zu allem schweigt. Nun wollen wir Tolstois Leser aufklären, wie es in Wahrheit zuging. Den einzigen Erfolg bei Dürrnstein verdankte Kutusow dem österreichischen Stabschef Schmidt. Bei Austerlitz »sah man, wo die Russen fochten, nur weggeworfene Tornister, wo die Österreicher fochten, nur Leichen.« Wer sagt so aus? Napoleon im ‚Moniteur‘. Nachher lösten sich die Barbaren, nachdem sie aufs greulichste das Bundesgenossenland verheerten, wie später das befreundete Ostpreußen, in eine feige, zuchtlose Horde auf. Desgleichen nach Friedland. Doch der Geschichtskenner Tolstoi weiß es anders, läßt seine Hampelmänner prahlen: »Siegten wir nicht bei Eylau und Friedland?«, so wie wir früher die Preußen bei — Zorndorf besiegten?! Der blamierte Mitteleuropäer kriecht entzückt durch das kaudinische

Joch. Iwan der Schreckliche erbaut sogar ein literarisches Zwing-Uri. Natürlich kommt hier Tolstois These, der Einzelheros bedeute Null im Spiel der Massenkräfte, der modernen Nivellierungssucht entgegen. In Verneinung menschlicher Willenseinflüsse bei großen historischen Bewegungen steckt ja ein Körnchen Wahrheit. Doch in seiner pädagogischen Seelsorgerei mischen sich Frömmelei und Rationalismus so seltsam, daß er dabei an der Willensfreiheit festhält. Denn sonst könnte sich ja die böse Menschheit nicht über Nacht zum Urchristentum bekehren, wie er hofft und auch in diesem Romane predigt. Rationalistischer Essig, nationalistischer Kohl, christliches Salböl — unverdaulicher russischer Salat!

Briefe aus Wien

Ich weiß sehr gut, daß Ihre ‚Fackel' allgemeineren Zwecken dient, als dem Jammer dieser unglücklichen Stadt, aber schließlich muß ich doch wenigstens versucht haben, abzuhelfen, und Sie sind der einzige, dem ich's zumuten kann.

Ich wurde heute zur sechzehnjährigen Magd einer Familie gerufen, die aus dem Mann, einer hochschwangeren Frau und zwei Kindern von etwa zwei und vier Jahren besteht. Ich schrieb einen Spitalzettel: »X, Dienstmagd etc. wegen Scharlachverdachts sofort in ein Krankenhaus zu überführen.« (Dies ist der übliche Vorgang. Die Partei bringt den Zettel aufs Polizeikommissariat, von dort wird der Platz telephonisch sichergestellt und dann die Kranke mittels Infektionswagens überführt.)

Nach fünf bis sechs Stunden kam ein Wachmann und teilte mir mit, daß in den Spitälern kein Platz sei.

Jetzt liegt die Magd in der Wohnung ihrer Dienstgeberin und infiziert die Kinder, von denen namentlich das zweijährige dadurch einer ganz eminenten Lebensgefahr ausgesetzt wird. Dazu kommt als erschwerend, daß der Scharlach heuer — wenigstens in meiner nächsten Nähe — in ungewöhnlich schwerer Form aufzutreten scheint, da in den letzten Tagen von vier Kindern, deren Erkrankung mir bekannt wurde, zwei gestorben sind. Und da schreibt das ganze Preßpack von Wien als »der gesündesten Stadt«. Von einer Stadt, wo man den Leuten, die nichts zu fressen kriegen, »köstliches Quellwasser kredenzt« und wo

man den Kranken statt Spitalsbetten blumengeschmückte Kandelaber zeigt. Daß doch die ganze Bande Kröpfe bekäme von dem steirischen Quellwasser, damit sie wenigstens das äußere Merkmal ihres Kretinismus herumschleppen könnten!

Ein Kollege, dem ich in meiner Wut die Geschichte erzählte, sagte mir: »Ich bring jeden unter, wenn er Verbindungen hat!—«

Ein Arzt.

* * *

Sie dummer Kerl, Sie ärgern sich, daß man Ihnen einen Gedanken genommen hat. Man kann Ihnen alle Gedanken nehmen, denn Sie existieren ja für diese Stadt nicht. Sie sind eine Null, von der niemand etwas weiß. Ihre Gedanken kennt niemand, weil niemand Ihre Sachen liest. Damit nun Ihre Einfälle nicht für die Allgemeinheit verloren gehen, so haben Sie sich zu bedanken, wenn sie in ein gelesenes Blatt kommen. Es freut mich immer, wenn ich höre, wie mir die Trafikantin sagt: »Jetzt hab' ich schon wieder einen Käufer auf die Fackel verloren. Das Blatt wird zu langweilig.« Fahren Sie nur so fort, das Blatt so schlecht und dumm zu machen, wie Sie es jetzt tun und Sie werden schon dort hinkommen, wo Sie hingehören — in die Verborgenheit. Und machen Sie die Fackel noch kleiner, damit sich doch die paar Käufer noch rascher verlieren. Aber wegen der gestohlenen Gedanken kränken Sie sich nicht, das wird jetzt öfters vorkommen. Ein Kerl, der nicht existiert, dessen Gedanken sind auch vogelfrei. . . . Und wenn Sie vor Ärger krepieren — es nützt nichts, in der guten und vornehmen Welt existieren Sie nicht! Darum nutzen auch Ihre Proteste nichts — denn sie werden von niemandem gelesen und haben daher keine Wirkung. Adjeu und ärgern Sie sich ruhig weiter, mein Liebling.

Ein Leser.

Meine Bücher, der Fall Heine und die Vorlesung

Aus einem längeren Essay der ‚Gegenwart' (Berlin, 14. Januar 1911) »Journalismus und Weltanschauung« von Rudolf Kurtz:

. . . . Dieser Typus hat seine Geschichte. Er ist häufiger, als man zu glauben geneigt ist. Der Tendenz nach schweißt er die große Kette zusammen, die den Propheten mit dem Propagandisten der Tat verbindet. Diesen Typus der Journalisten in seiner praktischen Tätigkeit zu verfolgen, ist die Absicht des folgenden Versuchs. Und zwar an einem Beispiel, das die Entwicklung langsam in den Vordergrund getrieben hat: an Karl Kraus, dem Herausgeber der Fackel. Wir bemerken, daß uns an ihm — unter Vorbehalt geringer Abweichungen — nur das Typische beschäftigt: für das Persönliche verweisen wir auf die unten benannte Schrift (von Robert Scheu).

Er ist ein Beispiel jener Journalisten, die durch die Stärke und den Ernst ihrer Persönlichkeit aus ihrem meist gesichtlosen Handwerk etwas Bestimmtes, Beziffertes gemacht haben. Und sein Weg ist ebenfalls beispielhaft für das Werden dieses Typus. Er begann mit der Zergliederung der Erscheinungen, der Geschehnisse, und sein sicherer von Nebenwünschen nicht abgelenkter Instinkt fand in dem Einzelnen bald die Bestätigungen für die allgemeinen Sätze, die mehr oder weniger dunkel im Bewußtsein des ethischen Menschen ruhen. So gelangte er zur Erkenntnis von Prinzipien, die fruchtbar genug waren, sein Weltbild zu regulieren .... Die Tatsache, daß das zeitgenössische Leben in so beschämend geringem Maße der Idee der Kultur entspricht, stellt den Tonfall Karl Kraus' ein, legitimiert die Schärfe und Stärke seiner Worte als Ausdruck eines sittlichen Empfindens.

.... Der Journalist wächst zum Kritiker der Ereignisse, die dumpf und groß den Einzelnen verschlingen. Und dieses Gefühl gibt seiner Prosa eine Haltung, die über das Ephemere der Objekte hinwegsieht. Kraus bringt zu diesem Amt die große Befähigung mit. Seine Prosa ist von einer eminenten Beweglichkeit, untadelig treffend und witzig: ihr geringer Gehalt an Gegenständlichkeit läßt ihn sich nie in farbigen Eindrücken und ironischen Selbstkritiken verlieren. Immer bleibt er in sachlicher, etwas nüchterner Haltung und seine phantastischen Abenteuer sind mehr graziös stilisiertes Sprachbarock als der dumpfe Ausbruch einer geängstigten Seele. Sein Geist lebt in einem Meer von Assoziationen: Meinungen verlieren in seiner Prosa ihre Banalität und sinken in einem Tonfall, der ihnen höchste Persönlichkeit verleiht. Ein Chemiker mit eisernen Nerven sublimiert die Ereignisse zu immer stärkeren, giftigeren Essenzen: es gibt Glossen, Vierzig-Zeilen-Arbeiten von Karl Kraus, die in eine unendlich verkürzte Fläche die Bewegung großer Erlebnisse konzentrieren: rapid zugespitze Worte zerfasern das Objekt und töten es mit einer nachlässigen Geste ab. Das Tempo dieses Schaffens wird durch keine Beziehung zur Außenwelt gelähmt: und die Anschauungsarmut, die seinem ganz intellektuellen Dasein durchaus entspricht, mag ihn wohl hindern, hinter einem Meer aufgewühlter Worte, die überstürzend sich maskieren, die starke Persönlichkeit zu sehen, die raffiniert diese tosenden Wellenlinien arrangiert.*) Er besitzt einen ausgeprägten Sinn für die mechanische Grenze des Wortes, dem kein gleich entwickelter für die Sichtbarkeit entspricht: nur so vermag sich die Vielzahl von Entstellungen sentenziöser Wendungen zu erklären, die wir a limine abzuweisen wünschen. Aber der sachliche Charakter seiner Leistung vertieft sich durch die Besonnenheit eines Mannes, der wie wenige über seine Absichten orientiert ist. Für ihn bedeuten die Geschehnisse in Wahrheit nur den archimedischen Punkt, an dem sich ein reicher Geist kristallisiert, um das durch tägliche Verletzungen immer inniger berührte Ideal im spröden Material der Torheit und gesellschaftlichen Konventionen zu objektivieren.

---

*) Hier ist wohl Herr Harden gemeint. Anm. d. Herausgeb.

Über Sprüche und Widersprüche urteilte die ‚Neue Züricher Zeitung' (7. Dezember, Feuilleton von Hans Müller-Bertelmann) in ausführlicher Besprechung, die mit den Worten schließt:

... Daß er populär werden könne, glaubt er selber nicht. Aber, daß er es bei denen werde, für die es einen Gewinn bedeutet, eine reiche und reife Individualität kennen zu lernen, ist unser lebhafter Wunsch.

Ähnlich der ‚Hamburgische Korrespondent' (20. März 1910), das ‚Literarische Zentralblatt für Deutschland' (13. August), die ‚Leipziger Neuesten Nachrichten' (9. Dezember) und andere.

In der ‚Grazer Tagespost' (21. Dezember) resolvierte ein findiger Kopf:

... Es ist im Grunde der Witz des alten Wiener Lustspiels, der hier die Hauptrolle spielt, und Hebbels Tagebücher mit ihrer anspruchsloseren Art, Einfälle einzukleiden — an diese Tagebücher lehnt sich der chinesische Maurer an — werden manchem lieber sein.

Das ist ein Lob, denn ich habe Hebbels Tagebücher noch nie in der Hand gehabt.

Über die Chinesische Mauer schrieben unter andern: die ‚Neue Badische Landeszeitung' (Mannheim, 20. August), das ‚Leipziger Tageblatt' (23. August), die ‚Kieler Zeitung' (30. August), der ‚Londoner Generalanzeiger' (14. September), die ‚Posener Zeitung' (22. September), die ‚Usambara-Post' (Tanga, 8. Oktober), der ‚Vorbote' (Chicago, 9. November), die ‚Neuen Bahnen' (Heilbronn, 19. November), der ‚Hannoversche Courier' (18. Dezember). Die kürzlich zitierte Kritik der ‚Wiener Mode' (von Paul Stefan) ist am 15. Dezember erschienen. Aus einer Besprechung des ‚Berner Volksfreunds' (16. Oktober):

... Zehn Jahre lang wurde Karl Kraus in Wien totgeschwiegen und daneben bestohlen. Nun beginnt sein Triumphzug. Ich weiß seit Lichtenberg keinen deutschen Mann wie Karl Kraus. Jeder Satz enthält eng zusammengepreßt die Frucht langer Gedankenarbeit und hat hinter sich ein System ... Seine Sprache ist so gewaltig zwingend, daß er ebenso verführerisch wie Nietzsche wird ... Auch wer nicht auf dem gleichen Boden steht, kann ohne höchste Achtung nicht von dem Buche scheiden, das eine Kulturtat erster Güte ist, eine Epoche im modernsten deutschen Geisterleben bedeutet. G.

Die ‚Wiener Mitteilungen literarischen Inhaltes' (1. Januar 1911) brachten die folgende Kritik:

Vierzig im Laufe der letzten Jahre teils in der ‚Fakel', teils im ‚Simplicissimus' erschienene Aufsätze hat Karl Kraus in einen Band zusammengefaßt, der als dritter seiner ausgewählten Schriften nun vorliegt. Eine bis zur Selbstqual gesteigerte Strenge hinsichtlich der Gestaltung des Wortes bürgt dafür, daß allem, was Kraus in seine Bücher nimmt, bleibender Wert innewohnt. Der unerschöpfliche Reichtum zeugender Kraft tritt in den Hintergrund, der Stil, der sich um das Stoffliche rankt wie ein duftendes Blütenreis um einen morschen Ast, zeugt von einer vollendeten, im Kampfe mit sich und dem Alltag groß gewordenen Meisterschaft. Ob dieser Stil ironischen Ausfällen dient, satirischen Hieben seine Kraft leiht oder etwa gar aus dem Rinnsal trivialster Ausdrucksweise schöpft, seine Vornehmheit wird er stets bewahren. Daneben wirkt erquickend des Autors überschäumendes Temperament, die Quelle sprühenden Spottes, lodernden Zornes und bitteren Hasses. Kraus zeigt sich auch in den Aufsätzen dieses jüngsten Buches als ein Kämpfer, gleich vornehm wie rücksichtslos. Und so wird ihm sicherlich auch dieses Werk neue Verehrer und neue Feinde bescheren. Emil Robert.

Die ‚St. Petersburger Zeitung' (6. Januar):

Wem daran gelegen ist, einen selbständig denkenden Menschen kennen zu lernen, der weiß, was er will, und für das, was er will, auch stets den treffenden Ausdruck zu finden versteht, — der sollte diesen Essayband von Karl Kraus, dem Herausgeber der Wiener Fackel, lesen. Selten hat mir ein Essayband so viel Freude gemacht wie dieser. Es stünde besser, viel besser, um die deutsche Journalistik, wenn sie mehr solche Männer hätte wie Karl Kraus. Allerdings, sich so entwickeln, wie dieses Sammelbuch ihn zeigt, konnte Kraus sich nur dadurch, daß er sich oft unter schweren Opfern und Entbehrungen, seine Unabhängigkeit bewahrte — in ganz anderer Weise freilich als sein Antipode Maximilian Harden, den Kraus in einem der glänzendsten Aufsätze seines Buches »erledigt«. Bei Kraus kann man lernen, wie auch ein Zeitungsartikel zum Kunstwerk gestaltet werden kann, ohne feuilletonistisches Jonglieren mit Begriffen und Phrasen. Man braucht keineswegs immer einer Meinung mit Kraus zu sein, um dennoch die Selbständigkeit, Schärfe und Tiefe seiner Urteile würdigen und schätzen zu können. Echte Kritik will ja keineswegs dem Leser absolute Wahrheiten predigen, sie will ihm nur helfen, sich ein eigenes selbständiges Urteil zu bilden. Es ist kaum eine Frage des öffentlichen Lebens, die Kraus in seinem Buch unberührt läßt — und immer weiß er etwas Treffendes und Neues zu sagen, sei es nun über den Moltke-Harden-Prozeß, oder über Messina, oder die moderne Operette oder die Entdeckung des Nordpols. Merkwürdig starke Wirkungen weiß er zu erzielen durch die bloße Zusammenstellung von Tatsachenmaterial, wie in den Aufsätzen »Die Mütter« und »Die weiße Kultur«, in denen die unglaublichsten Abnormitäten unseres Gesellschaftslebens bloßgestellt werden — unglaublich, eben weil sie so ganz alltäglich geworden sind. Auch wo Kraus nicht mit Keulen dreinschlägt, wo er harmlose Lächer-

lichkeiten des 20. Säkulums in harmloser Form verspottet, fesselt und reizt er — eben, weil man auch hier die Empfindung hat, es mit einem ernsten Mann zu tun zu haben, der nicht etwa seinen Witz an Bagatellen übt, sondern für den auch das Kleine und Kleinste eine große symptomatische Bedeutung hat. Man lese daraufhin Aufsätze wie »Die Malerischen«, »Von den Sehenswürdigkeiten«, »Von den Gesichtern« — und noch viele, viele andere. Man mag das Buch aufschlagen wo man will — man ist immer wieder gefesselt und angeregt. Man kommt nicht los von ihm, sondern muß immer weiter lesen. Es ist wirklich »ein Spiegel und eine Chronik des Jahrhunderts«. Arthur Luther.

Über Heine und die Folgen schrieben durchaus zustimmend: die ‚Zeit am Montag' (Berlin, 5. Dezember), die ‚Freisinnige Zeitung' (Berlin, 11. Dezember), der ‚Londoner Generalanzeiger' (24. Dezember) und die ‚Hamburger Nachrichten' (25. Dezember); ferner die ‚Wage' (Wien, 24. Dezember).

Der ‚Demokrat' (Berlin, 1. Januar 1911) brachte die folgende Kritik:

Der Kulturkritiker Karl Kraus wird gequält zusammenzucken, wenn ihm die Zeitplage Adolf Bartels für diese Tat Beifall klatscht. Und Bartels wird Beifall klatschen. Und wenn Karl Kraus zehn chinesische Mauern zwischen sich und dem teutschen Literaturulk errichten wollte, die Bartelsgemeinde wird nicht aufhören, ihn als Kampfgenossen auszurufen.

Das werden für Kraus die Folgen dieser Broschüre sein.

Es ist eine böse Schrift. Als eine peinliche Provokation wird sie von denen empfunden werden, die Karl Kraus schätzen. Aber was würden ihre schüchternen Einwände schließlich besagen. Ich kenne, in Deutschland, nur einen Kulturmenschen, der das Recht hat, Kraus für diese Tat zu stellen. Er heißt Alfred Kerr. Franz Pfemfert.

Ich hab's riskiert. (Fern sei es von mir, in solchem Fall die im Grunewald kompromittierte Wendung »Ich hab's gewagt« zu gebrauchen.) Wenn Herr Alfred Kerr es auch riskiert, soll's mir ein besonderes Vergnügen sein. Was das Vergnügen des Herrn Bartels anlangt, so glaube ich, daß es überschätzt wird. Keinesfalls soll man Wichtiges ungetan lassen, weil sich ein Jägerhemd darüber freuen könnte. Mir sind die literarischen Schmalzthesen ebenso unangenehm. Jedennoch, wenn Herr Bartels eine Zeile von meiner Heine-Schrift verstehen sollte, so ziehe ich sie ganz zurück. Sein Heine-Haß ist in ihr mit derselben Handbewegung abgetan wie die Heine-Liebe, die im Namen Karpeles glänzt. Der Kritiker, der die Distanz nicht spürt oder wenn er sie spürt, mich für die, die sie nicht spüren, verantwortlich macht, hat auch im ‚Blaubuch'

(Berlin, 5. Januar) einen Aufsatz unter dem Titel »Karl Kraus« veröffentlicht, der so beginnt:

Wem, in Preußen-Deutschland, hat dieser Name vor fünf, vor drei Jahren etwas gesagt? Karl Kraus. Ein kleiner Kreis von jungen Literaten schätzte den Träger dieses Namens als den geist- und temperamentreichen Herausgeber der Wiener Zeitschrift ‚Die Fackel‘, ergötzte sich an dem Brillantfeuerwerk satirischer Glossen, das in diesem Organ dreimal monatlich jäh aufflammte. Aber mehr als ein witzreicher Kopf war Karl Kraus ihnen nicht.

Und auch in Wien, dem ständigen Wohnort Karl Kraus', erblickte man fast ein Jahrzehnt lang in dem Herausgeber der roten Fackelheftchen nur den rücksichtslosen Spötter, dem nichts heilig war, dem der Witz sozusagen Selbstzweck zu sein schien.

Heute hat man in Berlin und in Wien längst eingesehen, daß Kraus die Hoffnungen der lachbedürftigen Leser seiner ‚Fackel‘ arg enttäuscht hat.

Mit einer Schnelligkeit, die den Zeitgenossen Schwindelanfälle schuf, wandelte sich der Kraus'sche Witz in Satire und die Satire in Kulturkritik.

Und dann erschienen in rascher Folge drei Bände »Ausgewählter Schriften«, die den Verfasser plötzlich weit über Österreichs Grenzen hinaus berühmt machten, die Karl Kraus in die Reihe unserer besten deutschen Schriftsteller stellten.

Was diese drei Bände bieten, ist freilich nicht für den deutschen Philister bestimmt; aber es sollte kein Mann das Recht haben, über Kulturfragen zu reden, der sich nicht zuvor mit Kraus' Geisteswerken auseinandergesetzt hat . . .

Nachdem der Verfasser dann seine früheren enthusiastischen Kritiken zitiert und mich einen »Neuschöpfer der deutschen Sprache« genannt hat, schließt er:

Dieser Aufsatz war bereits für den Druck vorbereitet, da erhielt ich, von dem Verlag Albert Langen in München, ein neues Werk von Karl Kraus, die Broschüre »Heine und die Folgen«. Es fehlt mir hier der Raum, diese neueste Schrift Kraus' auch nur flüchtig zu charakterisieren. Und es fehlt mir auch die Legitimation, dem Kraus *dieser* Broschüre die gebührende Antwort zu geben. Aber ich möchte doch eines sagen: Der Kulturkritiker Karl Kraus, von dem mein Aufsatz berichtet, hat sich dieser Schrift gründlich zu schämen.

Aber ich schäme mich vorläufig bloß des fehlerhaften Nachdrucks der »Welt der Plakate«, den das ‚Blaubuch‘ im gleichen Heft ohne meine Zustimmung gebracht hat und in welchem auch der dort zitierte schönste Satz von Schiller kaput gemacht ist. (»Ein andres Antlitz, eh sie geschehn . . .«) Da ich die Gefahren des Druckes wie kein deutscher Schriftsteller erlebe, weil ich wie kein deutscher Schriftsteller vom Wort lebe, so verbiete ich den Nach-

druck, den wie den Druck zu kontrollieren ich nicht nervenstark genug bin. Zeitschriften, die sich an dieses Verbot nicht kehren, muß ich mindestens zu einer Berichtigung der Druckfehler zwingen. Das ist ja eben der Jung und Alt verlockende Zauber der Heineschen Sprache, daß sie einen schleuderhaften Nachdruck leichter verträgt. Der Gedanke hat Spielraum auf einer Seite, und darum kommt es nicht so sehr darauf an, ob ein oder das andre Wort anders gelesen wird. Bei mir haben es die Drucker und die Redakteure gar zu schwer, von den Lesern nicht zu sprechen. In einem Komma sitzt der Witz, und wenn es einmal fehlen wird, werde ich aus dem Grab dem Korrektor zurufen, daß er ein Schurke ist. Es ist nur verwunderlich, daß man diese Schwäche nicht längst schon erkannt und nicht schon vor meiner Heine-Schrift gespürt hat, wie ich mit jedem Atemzug meines pedantischen Denkens diesen großzügigen Satiriker ablehnte; daß mich einer einen Neuschöpfer der deutschen Sprache nennt und dann entsetzt ist, wenn ich die radikalste Offenbarung zu seinem Glauben liefere. Vielleicht ergibt jetzt eine Revision des Urteils über mich, daß aus jedem Wort, welches ich je geschrieben habe, das Heine-Problem starrte und der Heineismus sich als erledigt der Nachwelt empfahl. Vielleicht wird man das noch lange nicht merken: und die Revision vorläufig zu meinen Ungunsten ausfallen. Denn ihren Heine revidieren sie nicht, das steht nun einmal fest. Was fangen die Kommerzienräte ohne die Loreley an und die Demokraten ohne das Übrige? So rasch lernt Alt und Jung nicht um. Immerhin verdient es bemerkt zu werden, daß der Verlag Cassirer in Berlin den »Schnabelewopski« mit Zeichnungen von Pascin herausgegeben hat und daß dann einem Kritiker der ‚Frankfurter Zeitung' das Geständnis entglitt, der transzendentale Humor dieser Zeichnungen wirke »nur für sich selbst», Heines Prosa verrate keine Verbindung mit ihm, sie mute daneben »fast journalistisch und derb und (an wem liegt es nun?) ein wenig altmodisch an.« Ja, an wem liegt es nun? Pascin wird durch Heines Text nicht geschädigt. Pascin muß also die Schuld haben. Der Snobismus hat geglaubt, daß das Feinste für Heine gerade fein genug sei, und der Liberalismus erkennt plötzlich seinen Heine nicht wieder. Er ist dabei sicher ganz unabhängig von meiner Schrift und wird sich solche Seufzer justament nicht entfahren lassen, wenn man ihn bekehren will. Vorläufig habe ich mich zu schämen. Freilich hatte ich aus mancher

Huldigung die Zuversicht genommen, daß solche Jugend vor der Versuchung, das Heine-Denkmal für eine Zeitfrage zu halten, gefeit sei. Nein, anstatt froh und glücklich zu sein, daß einer sie von der Verpflichtung eines verjährten Glaubens befreit, entziehen sie ihm das Vertrauen und wünschen, er möge sich seiner Konsequenz schämen. Wie indes könnte man von einem, den man Schöpfer nennt, verlangen, daß er sich am siebenten Tag schäme? Sie haben es wohl verlernt, und ich solls ihnen wieder einmal vormachen. Wenn ich ein Neuschöpfer der deutschen Sprache bin, welche habe ich vorgefunden? Sie spüren nicht, wie diese Heine-Polemik innerhalb meiner Schlachtordnung spielt und wie sie als organische Zusammenfassung meiner selbst organisch zusammenfaßt, was in der Zeit vorhanden ist, möge es dieser auch gelingen, ein versäumtes Heine-Denkmal nachzuholen. Es ist aber ungerecht, den Totengräber des Mordes zu beschuldigen: sie fürchten für ihren Heine, und ich habe ihm nur Ruhe verschafft; ich habe in dieser Schrift nicht Heine erledigt, aber mehr.

»... Kraus schickte mir dieser Tage sein Heinebüchlein. Es ist der formidabelste Angriff, uud der best fundirteste. Heine selbst wird diesem Angriff vielleicht widerstehen, der Heineismus bleibt auf der Strecke. Hier fühle ich mich Kraus am nächsten. Es ist der Wille zur Form im organischen Sinn des Wortes, der ihn treibt. Eigentlich ein merkwürdiger Positivismus bei diesem Zerstörer, der überall aus Antinomien hervorwächst und zur Dauer strebt.«

Diese Sätze stehen in einem Brief, den Samuel Lublinski kurz vor seinem Tode, am 6. Dezember aus Weimar an einen Wiener Freund gerichtet hat.

Die Wiener Journalistik aber wird für die Verdienste, die sie sich um mich erwirbt, nunmehr zum Gespött der kleinsten österreichischen Provinzpresse sowohl als der grossen reichsdeutschen Presse. Zwei Beispiele an demselben Tage. Aus einem Feuilleton »Bücher von Karl Kraus« von Ludwig Winder, das im ‚Bielitz-Bialaer Anzeiger' (4. Januar) erschienen ist:

Die Wiener Blätter, die einmal wöchentlich die deutsche Literatur beschnüffeln, haben den nie vorher an ihnen wahrgenommenen Mut gehabt, die Bücher von Karl Kraus lebendigzuschweigen. Die Chefs der Inseratenteile haben es sich ruhig gefallen lassen, daß die Feuilletonredakteure den Beweis erbrachten, auch etwas vom Reklamefach zu verstehen. Nie war eine Reklame lauter und überflüssiger ... Der grandiose (großartige wäre nicht treffend genug) Reichtum dieses genialen Denkers und Sprachkünstlers tritt erst in den Büchern so deutlich zutage, daß man das erschreckte Schweigen der Literaten versteht, die

größenwahnsinnig genug sind, ihn für einen Konkurrenten zu halten .... Ich denke über Heine anders als Kraus. Heine, von dem Dehmel sagt, daß er »unsere Muttersprache mächtiger sprach als alle deutschen Schulzes oder Meiers,« gilt Kraus als Vater der modernen Journalistik. Das hieße ihr denn doch zu viel Ehre erweisen. Der Sprachrausch, in dem Kraus seinen Aufsatz »Heine und die Folgen« schrieb, ließ ihn die Grenzen selbst der subjektivesten Kritik übersehen. Dennoch schätze ich sein Heinebuch höher als alle früheren Bücher über Heine. Es ist mit einem unvergleichlichen Elan geschrieben . . . Ich habe in den »Sprüchen und Widersprüchen« keinen Widerspruch gefunden, sondern eine wundervolle geschlossene Kette aus Sprüchen, deren Sprachglanz den landläufigen Schriftstellern ebenso Schwindel verursachen kann wie ihre Tiefe. Ein Spruch von Kraus macht mir mehr Vergnügen als zehn Leitartikel von Harden . . .

Und die ‚Frankfurter Zeitung' brachte am 4. Januar die folgende Korrespondenz:

g **(Auch eine Saalabtreibung!)** Man schreibt uns aus Wien: Es ist immer dasselbe! Die Menschen lernen nichts aus den Dummheiten der andern; sie müssen erst sich selber die Finger verbrennen. Aus der Nummer der ‚Fackel' erfahren wir, daß der Herausgeber Karl Kraus, der hier eine Vorlesung halten wollte, das Opfer einer regulären Saalabtreibung geworden ist. Die ihm den Saal abgetrieben haben, sind aber nicht die hohen Behörden mit ihrem Drucke, sondern — die Wiener Presse, die sonst über derartige Manöver, wenn sie von andern verübt werden, genau so urteilt, wie jetzt die andern urteilen werden. Am 28. Dezember sollte Kraus im Bösendorfer-Saale lesen. Plötzlich nimmt der Eigentümer die Erlaubnis zurück. Dann vereinbarte die Konzertagentur, die die Vorlesung veranstaltete, mit dem Uraniatheater den 6. Januar als Vortragsabend. Aber auch die Urania zieht sich unter nichtigen Vorwänden zurück und versagt ihr Lokal. Warum? Kraus ist ein Feind der Presse, und sowohl Bösendorfer als die Urania sind auf die Gunst der Presse angewiesen. Nun kann man ja gewiß niemanden zwingen, sich selber zu schaden und den Feinden seiner Freunde gefällig zu sein. Hätten also Bösendorfer und die Urania das Ansuchen der Veranstalter mit Rücksicht auf die Physiognomie des Vorlesers, die ihnen nicht zu gefallen braucht, zurückgewiesen, so hätte kein Mensch das Recht gehabt, sich über die Sache aufzuhalten. Aber weder Bösendorfer noch die Urania haben von vornherein daran gedacht, Herrn Kraus auszusperren; sie haben offenbar erst infolge irgend einer Intervention sich die Sache anders überlegt. Wer interveniert hat, wird natürlich nicht festzustellen sein, denn in Österreich versteht man sich meisterhaft auf das System der Mittelspersonen, die man jederzeit verleugnen kann, wenn etwas aufkommt. Aber man täuscht damit doch niemanden. Denn die Schulbuben werden sichs auf dem Nachhauseweg erzählen: Der Kraus hat eine Vorlesung halten wollen und die »Journaille« hat es nicht zugelassen. Dadurch wird natürlich die »Beliebtheit«, deren sich die Presse ohnehin erfreut, noch erhöht. Was wäre aber dabei gewesen, wenn man dem Mann, den man ja doch nicht mundtot

machen kann, das Vergnügen gelassen hätte, sich auch als Vorleser zu produzieren? Die Leute hätten dann mit Ohren gehört, was sie monatlich einmal mit ihren Augen lesen: daß in der Presse nicht alles zum besten bestellt sei und der Mensch erst anfängt, wo die Abhängigkeit von der Zeitungslektüre aufhöre. Vernünftige Zeitungsleute können sich damit durchaus zufrieden geben, weil es für sie gar nichts Langweiligeres gibt als eine Öffentlichkeit, die nur ein Zeitungsecho ist. Allerdings, gewisse Zeitungspäpste ertragen nicht einmal den Gedanken, daß irgend etwas auf Erden sich ihrer Macht entziehen und ihnen den gewohnten Kotau verweigern könne. Die scheuen denn auch vor unsauberen Mitteln nicht zurück, Respektlose zu maßregeln und womöglich aus ihrem Machtbereich ganz zu entfernen. Dabei treiben sie reine Vogelstraußpolitik. Sie lügen sich nur vor, der andere existiere nicht mehr, wenn sie ihren Bann über ihn verhängt haben. In Wirklichkeit wird der andere in ihrem Bann und gerade durch ihn dick und fett, denn der Abscheu gegen journalistischen Größenwahn und Machtmißbrauch ist so groß, daß selbst Minderbemittelte, als Karl Kraus ist, von ihm ganz gut leben können. Hätten die von dem Verdacht der Saalabtreibung Betroffenen ein Fünkchen gesunden Verstand und in ihrem Allmachtsrausch auch nur einen lichten Moment, so müßten sie den ihnen vielleicht von übereifrigen Subalternen erwiesenen Liebesdienst mit Händen und Füßen abwehren. Durch Feigheit und Kleinlichkeit entwaffnet man keine Gegner, man schafft sich nur tausend neue dazu. Die Wiener Presse aber kann mit denen, die sie schon hat, vollauf ihr Auskommen finden.

Über den Leseabend in Brünn hat sich nachträglich noch der ‚Volksfreund' (sozialdemokratisch) geäußert:

Karl Kraus, der Herausgeber der ‚Fackel', las in der Vorwoche in der »Neuen akademischen Vereinigung«. Karl Kraus — er selbst dürfte es vielleicht übel vermerken — ist ein Programm. Ein Programm, das keine Anhänger werben will und dem man sich dennoch in vielen Punkten willig ergibt. Man mag zu seinen paradoxen Anschauungen stehen wie man will, — wenn dieser Wiener nichts anderes geleistet hätte, als daß er ein paar papierene Götzen ins Wanken gebracht, daß den vielen des »Publikums«, die sonst die verschnörkelten Oberflächenweisheiten anerkannter Meinungserzeuger nur mit heiligem Schauer zu genießen wagten, nun mitten im Satze plötzlich der Name — oder Begriff — Kraus einfällt, wenn er nicht mehr erreicht hätte, als daß den Normalleser unwillkürlich ein kritisches Empfinden überfällt, es wäre allein schon ein Verdienst von höchst aktueller Bedeutung. Wer aber Kraus' Entwicklung verfolgt hat, wird mit Staunen merken, wie sich dieser spöttische Ironiker des Tages zu einer Weltanschauung voll tiefem Ernst und liebevollem Ingrimm durchgerungen hat. Eine Auffassung des Seins, die, weil sie aus der Umgebung doch nicht herauskann, sich auf die eigene Persönlichkeit zurückzieht. Sie spricht sich vor allem in seinen Aphorismen aus, die man mit der Zeit schon noch werten lernen wird, und von denen Kraus einige vorlas. Er hätte sie nicht lesen sollen. Denn um an ihnen die völlige geistige Indifferenz der Zuhörer zu erproben, dazu sind sie denn doch zu gut. Die köst-

liche Satire »Der Biberpelz«, das groteske Phantasiestück »Die Welt der Plakate«, »Das Ehrenkreuz«, die wirkungsvolle Auspeitschung der öffentlichen, gesetzlich fixierten Toleranz, die in jedem Belange nach dem »Büchel« vorgeht, folgten. Den Abschluß bildete »Die chinesische Mauer«, eine Phantasie, die anknüpfend an die Ermordung der Elsie Siegl in New-York durch einen chinesischen Kellner, in Worten von geradezu monumentaler Wucht eine Götterdämmerung der christlichen Ethik malt. Man muß das vom Verfasser selbst lesen hören, um die Kraft dieser Schilderung unmittelbar zu fühlen. Wie Kraus liest? Mit allen Techniken des Rezitators und mit allen Nerven. Und man ist erstaunt, wie dieser rechte Schreibestoff plötzlich noch einmal auflebt im Zusammentreffen des adäquatesten Ausdrucks für die feinste Empfindung. Daran erweist sich der virtuose Beherrscher der Sprache. Wer die Vorlesung mit angehört, wird das Gehörte als dauernden Wert behalten. Dr. R. F.

Die Wiener Saalverweigerung aber wird in Prozeßberichten besprochen werden. Bis jetzt haben auch die ‚Jugend' (München 1911, Nr. 3) unter dem Titel »Geistige Waffen« und der ‚Pesti Napló' (6. Januar) unter dem Titel »A bojkottált iró« (Der boykottierte Schriftsteller) den Fall behandelt. Der tatsächliche Vorgang, hinter dem ich bloß eine Fleißaufgabe der Saalbesitzer vermute — eine, die von der journalistischen Aufsicht nicht verlangt, aber unter Umständen vermißt wird —, ist in dem ungarischen Blatt als amerikanischer Roman dargestellt. Aus der Dollarperspektive ist der Satz geholt:

Des Herausgeber der Zeitschrift, welcher über ein ansehnliches Vermögen verfügt, ist ein unabhängiger Mann, dem die Gegnerschaft der Presse nicht viel anhaben kann und der sich um dieselbe auch nicht bekümmert. Jetzt aber, da er zum erstenmal öffentlich auftreten wollte, mußte er die traurige Erfahrung machen, daß auch ihn die weitreichende Hand der Presse erreichen kann.

Die Auffassung, daß ich meine geistige Unabhängigkeit einer materiellen verdanke, und die Behauptung selbst, daß ich im Wohlstand lebe, sind Lügen, die planmäßig von jenen in Umlauf gesetzt wurden, die ihren Wohlstand ihrer geistigen Abhängigkeit verdanken. Wenn mich die weit reichende Hand der Presse wirklich erreichen sollte, müßte ich mich waschen. Da sie es bloß versucht, spucke ich ihr drauf und lese am 1. Februar im Ingenieur- und Architektensaal.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3

Akademischer Verband für Literatur und Musik
Leitung: IX. Müllnergasse 22

Leseabend
KARL KRAUS

am Mittwoch, den 1. Februar 1911, 1/28 Uhr im Festsaale des Ingenieur- und Architektenvereines, I. Eschenbachgasse 9

Zur Vorlesung gelangen:

Der Traum ein Wiener Leben
Aphorismen
Der Biberpelz
Erdbeben

Die auf Namen lautenden unübertragbaren Karten zum Preise von K 10.—, 6.—, 4.—, 2.— und Studentenkarten zu K 1.— werden ausschließlich im Zentralkartenbureau Carl Kehlendorfer, I. Krugerstraße 3 ausgegeben

sem Heft ist ein Prospekt des Verlags Albert Langen München über die Werke von Karl Kraus beigelegt.

DIE FACKEL

Herausgeber KARL KRAUS

erscheint in zwangloser Folge — **BEZUGSBEDINGUNGEN:**

Für Österreich-Ungarn:	18	Nummern, portofrei	K 4.50
	36	„ „	„ 9.—
Für das deutsche Reich:	18	„ „	Mk. 4.—
	27	„ „	„ 6.—
	36	„ „	„ 7.25

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern

Einzelheft in Österreich 30 Heller, in Deutschland 30 Pfennig
Doppelnummer in Österreich 60 Heller, in Deutschland 50 Pfennig

Zu beziehen durch sämtliche Buchhandlungen

Berliner Bureau: Halensee, Katharinenstraße 5

Doppelnummer

NR. 317/318 28. FEBRUAR 1911 XII. JAHR

DIE FACKEL

HERAUSGEBER:

KARL KRAUS

INHALT:

PREIS DER DOPPELNUMMER 60 HELLER
ERSCHEINT IN ZWANGLOSER FOLGE

VERLAG: ‚DIE FACKEL', WIEN — BERLIN
WIEN, III/2, HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3 TELEPHON NR. 187
BERLINER BUREAU: HALENSEE, KATHARINENSTRASSE

DIE FACKEL

Nr. 317/318 28. FEBRUAR 1911 XII. JAHR

Glossen

Von **Karl Kraus**

Rothschild, was hat er davon

— besagt jetzt die Klagemiene, die der Liberalismus aufsetzt. Der Tonfall ist es. Daß ein Rothschild sterben könne, hat niemand geglaubt. Darum erzählen sie staunend, daß Rothschild Schachspieler war, Eisläufer und Amateurphotograph, und wenn schon, natürlich der beste. Und Shakespeare lag auf seinem Nachtkastel. Der Leitartikler hat es gesehn und meldet es dem die Hände über dem Kopf zusammenschlagenden Volke. Man soll nicht glauben, daß er nur so war, sondern man soll auch glauben, daß er so war. Und wenn die Presse jeweils von einem Finanzier berichtet, dessengleichen — nehmt alles nur in allem — sie nimmer sehen wird, so verwandelt sich das auserwählte Publikum sofort in jene Menge, die vor den Toren eines besseren Trauerhauses auf tiefgefühlte Beteiligung wartet. Unter den Anwesenden bemerkt man in solchen Fällen immer einen Mann, der Siegfried Löwy heißt, und er hatte noch vor vierzehn Tagen Gelegenheit, mit dem Verstorbenen ein längeres Gespräch zu führen, in dessen Verlaufe dieser jenem »einen Einblick in sein Gemütsleben gewährte«. Das Gemütsleben wird in der Neuen Freien Presse gesperrt gedruckt, um eine Verwechslung mit irgendeinem andern großen Unternehmen, an dem der Verstorbene beteiligt war, zu vermeiden. Nach den wenig befriedigenden Aufschlüssen, die der betreffende Löwy erhielt, »ging dann das Gespräch auf allgemeine politische und finanzielle Themen über«. Mit dem Gemütsleben fängt es immer an. Aber, anders als in der Anekdote, war hier der, dem das Herz gebrochen wurde, vielmehr der Besucher, und er meldete es dem Berliner Börsencourier, der immer Wert darauf legt, über das Gemütsleben derFinanzkreise gut informiert zu sein. Wer aber wäre nicht schon Zeuge des peinlichen Moments gewesen, da der Oberrabbiner Güdemann das Wort ergriff, um mit einer Stimme, die wie

Milch und Honig durch das gelobte Land fließt, einem toten Bankier das Beste, was man hat, nachzurufen? Nicht selten freilich wird die süße Pille durch irgendeine intime Bemerkung verbittert, und so wirkte es nicht gerade zeremoniell, aber überzeugend, als der hochwürdige Herr den Nachruf für Rothschild also begann: »Wenn ich an seiner Bahre das Wort ergreife, so vermeine ich — —« Die Welt habe ihren Lauf eingestellt? Nicht doch: so vermeine ich »seine dringende Bitte um Kürze zu vernehmen, die er an mich zu richten pflegte, wenn ich, was leider wiederholt geschah, einem Mitglied seiner Familie den Nachruf zu halten hatte«. Welche Vorzüge er ihm sonst nachzurühmen wußte? Rothschild hatte nicht nur solche, sondern war auch peinlich darauf bedacht, sie sich zu erhalten. »Er hat vor vielen Jahren zu mir gesagt, und die Worte sind mir trotz der langen Zeit in Erinnerung geblieben: ,Wenn ich jemals etwas tun sollte, womit ich nach Ihrer Meinung dem Judentum Unehre bereiten würde, dann bitte ich Sie, mich darauf aufmerksam zu machen« ... »Er hat mir nie dazu Gelegenheit gegeben«, schließt Herr Güdemann. Er hätte es ihm sonst unbedingt gesagt. Und die vielen, die Herrn Güdemann dazu Gelegenheit gaben, haben ihn wieder nie ersucht, sie darauf aufmerksam zu machen. Das ist es eben. Wie viele brave Leute, die Millionäre geworden sind, würden heute ganz anders dastehen, wenn sie immer rechtzeitig einen Rabbiner gehabt hätten, der sie bei größeren Transaktionen darauf aufmerksam machte. Wollten sie eine Bank plündern, einer Bilanz nachhelfen, hohe Prozente nehmen, so war eben kein Seelsorger da, der gesagt hätte: Pardon, mein Herr, Sie gehen zu weit! .. Denn in der Religion kommt es nicht so sehr auf den Glauben an wie auf Treu und Glauben, und nicht jeder schneidet in diesem Leben so gut ab wie Herr v. Taussig, dem unser Oberrabbiner bekanntlich die Worte nachgerufen hat: »Die Glaubensangelegenheiten betrieb er mit einem Ernst, als ob es Geschäfte wären, während er die Geschäfte mit einer Gewissenhaftigkeit verwaltete, als ob es sich um Glaubensangelegenheiten handeln würde«. Er bedurfte des Führers nicht, er war nicht unsicher wie Rothschild, der zwar glaubte, aber nicht wußte, wo der Gewinn aufhört und die Unehre beginnt. So mag es zu erklären sein, daß er den Armen bloß zwei Millionen geschenkt hat, als es schon zu spät war, ihn aufmerksam zu machen. Herr Güdemann selbst kann sich nichts vorwerfen,

womit er dem Judentum Unehre bereiten würde, als höchstens, wenn man streng sein will, die langen Nachrufe. Aber er legte auch noch diesen Fehler ab. Denn Rothschild — was hat er davon — Rothschild selbst war es, der ihn aufmerksam gemacht hat.

* *
*

Aperçus

Jenseits des Ehrenjahrs kann es leicht geschehen, daß Universitätsprofessoren zu Weltweisen werden. Man muß auf den kritischen Punkt in der Entwicklung Acht haben. Auch dem längst zum Altmeister gewordenen Josef Unger ist es nicht erspart geblieben. Seit dieser Zeit veröffentlicht er, wie bekannt, seine »letzten Betrachtungen und Bemerkungen« in der Neuen Freien Presse, die er jeweils beendet, um ihnen die letzten folgen zu lassen, die uns aber nur Appetit auf die letzten machen sollen. Ihm verdanken wir den Ausspruch Theklas: Das ist das Los des Schönen auf der Erde. Und auch noch andere goldene Worte. Wenn man aber die Frage auf der Zunge hatte, ob eine solche apodiktische Behauptung wie jene, daß es das Los des Schönen auf der Erde ist, wirklich das letzte Wort Josef Ungers sei, so meldete sich schon ein anderer Altersgenosse in der Neuen Freien Presse und rief: Ich auch! Jeder Aphorismus des Altmeisters zieht einen Schwaden von Erinnerungen mit sich. Denn es gibt nicht nur heutige Leser, sondern auch »ehemalige Hörer« Josef Ungers. »Es ist üblich«, versichert ein solcher, »Aussprüche, Briefe, Anekdoten berühmter Männer, auch dann, wenn dieselben das Alltagsleben zum Gegenstande haben, nachzuerzählen, weil sich auch in diesen der Geist und das Wesen der betreffenden Berühmtheit spiegelt.« Das ist sehr richtig. Man höre:

Es war an einem finsteren, naßkalten Dezembertage, als Professor Unger seinen Lehrsaal (damals noch auf dem Universitätsplatze) betrat. Der geräumige Saal wurde von einer zweiarmigen Gaslampe in einer Weise beleuchtet, daß wohl die Konturen des Saales schwach erkennbar waren, alles übrige aber, namentlich die imposante Schar der Hörer sich wie eine zusammenhängende dunkle Masse ausnahm. Der Meister liebte nicht die Finsternis, er strebte nach Licht in seiner wissenschaftlichen Betätigung (wovon seine Vorlesungen zeugten) und fühlte sich auch körperlich nur wohl, wenn die Sonne zu den Fenstern hell hineinleuchtete. Unter dem Eindrucke seines Mißbehagens hub er die Vorlesung mit den Worten an: Die Beleuchtung ist heute so unzureichend, daß Sie, meine Herren, gezwungen sein werden, meinen Worten im Dunkeln zu lauschen, es wäre denn (dies eine beliebte Wendung des

Meisters), daß Ihnen mein Geist leuchtet! Schallendes Bravorufen folgte diesem Aperçu des geliebten Lehrers.

Das war im Achtundsechziger Jahr, zwei Jahre nach Königgrätz, und noch heute hat Unger den Geist. Damals jagte ein Aperçu das andere, als ob es seine letzten Betrachtungen und Bemerkungen gewesen wären. Man höre nur:

Ein anderesmal las der Professor über die juristischen (nach dem österreichischen Bürgerlichen Gesetzbuche moralischen) Personen, deren Regelung in dem Gesetzbuche mit der Überschrift »Aus dem Verhältnisse einer moralischen Person« versehen ist. »Nun, meine Herren«, sagte er, »übergehen wir auf das Kapitel der juristischen Personen, wie dieselben nach dem österreichischen Bürgerlichen Gesetzbuche zu beurteilen sind. Da gestatte ich mir die Bemerkung, daß dieser Teil unseres Gesetzbuches weniger gelungen ist. Schon die Überschrift enthält einen inneren Widerspruch, denn es ist nicht gut denkbar, daß eine ‚moralische Person‘ ein Verhältnis haben könne.«

Man versteht: Verhältnis und moralische Person! Durch dreiundvierzig Jahre hat sich die Heiterkeit konserviert, die damals auf dem Gesicht der Jugend gleich aufblitzte, als der geliebte Lehrer nur die Überschrift aus dem Gesetzbuch zitierte. Der Einsender versichert, daß er »noch heute an dem Genuß zehrt«. Dreiundvierzig Jahre hatte er's bei sich behalten. Aber jetzt hat ihm eine der letzten Bemerkungen Ungers selbst »den Anstoß gegeben«. Nämlich das Bekenntnis des Altmeisters, er habe seinen Hörern, die das akademische Viertel mit Zigarettenrauch auszufüllen pflegten, beim Betreten des Saales zugerufen, sie mögen »ihm keinen blauen Dunst vormachen«. Eine feinkomische Anspielung. Unger hat sie aufbewahrt, seine Hörer gleichfalls. Aber jetzt kommt alles heraus.

Derartige Aperçus stieben die Menge wie die Raketen aus der geistigen Werkstätte des Meisters und hielten seine Hörer in anregender Spannung.

Das ist wohl nicht ganz richtig. Denn sie stieben damals nicht, weil sie sonst jetzt stoben müßten; vielmehr stoben sie schon damals und stieben noch jetzt. Wie dem immer sei, maßgebend ist allein, daß sich die Spannung so lange erhalten hat. Sehr zutreffend bemerkt der geschätzte Einsender, der wahrscheinlich einer der ältesten Leser unseres Blattes ist:

Es dürfte die Legion seiner einstigen Hörer interessieren, wenn die verehrliche Redaktion diesem kleinen Beitrag zur Beurteilung der geistigen Qualität des um die österreichische Rechtswissenschaft so hochverdienten Lehrers einen bescheidenen Platz in Ihrem vielgelesenen Blatte einzuräumen die Güte hätte.

* * *

Austausch von Höflichkeiten

Neue Freie Presse:

Wir freuen uns herzlich darüber, daß nunmehr die Barmherzigen Brüder den Umfang ihrer Wohltätigkeit werden ausdehnen und die Hungrigen, die an der Klosterpforte erscheinen, nicht mehr an vier Tagen in der Woche ungesättigt werden fortschicken müssen. Die Volkstümlickkeit des Klosters der Barmherzigen Brüder hat sich auch bei diesem Anlasse wieder so deutlich gezeigt. Sie genießen überall das allgemeine Vertrauen, daß ihr ganzes Leben der Humanität und der Milderung von Not und Leiden gewidmet ist. Was die Öffentlichkeit von ihnen hört und weiß, bestärkt diese Sympathie, und das erklärt die Tatsache, daß die Barmherzigen Brüder sich niemals fruchtlos an die Wohltätigkeit gewendet haben, und daß ihre Popularität das beste Werkzeug der Barmherzigkeit ist, die sie allen in Not befindlichen Menschen spenden. .... Das Kloster der Barmherzigen Brüder ist eine Vereinigung von Männern, die selbstlos im Dienste der Menschlichkeit handeln und ein Leben voll Mühe und Arbeit führen und dabei den heiteren Grundzug des österreichischen Volkscharakters sich erhalten und mit dem Volke fühlen.

Reichspost:

Einer der letzten in der langen Serie der heurigen Elitebälle, der Montag nachts abgehaltene Ball der »Concordia« wies einen Massenbesuch auf, wie wohl kaum ein anderer; die Sofiensäle wurden viel zu klein für den Andrang der Gäste. Die Spitzen der Beamtenwelt, viele Vertreter der Diplomatie, der Kunst- und Theaterwelt, waren zu dem glanzvollen Fest gekommen. ... In sehr wirksamer Weise war die Rückwand des Saales durch einen Prospekt abgeschlossen. Dieser stellte gewissermaßen die optische Täuschung einer Vergrößerung des Saales dar, in welchem eine vornehme als hochwienerisch charakterisierte Gesellschaft dem Tanzvergnügen huldigte. In hellem, duftigem Tone gehalten, stimmte das Bild vorzüglich zu den strahlenden Lichtern der unzählbaren elektrischen Lampen .... In vollendet liebenswürdiger Weise hatten die Mitglieder des Ballpräsidiums, die Herren Ehrlich .... Singer die Honneurs gemacht; sie sind es auch, denen das Hauptverdienst an dem tadellosen Gelingen des großen Festes zufällt.

* * *

Die Namen

Nun ist Fasching, die Zeit der Anwesenden. Wie auf der Szene ein Ballabile zustandekommt, indem immer neue Trupps von roten, grünen und gelben Amoretten hereinströmen, so gruppieren sich im lokalen Teil die Händler, Wechsler und Vertreter der Künstlergenossenschaft, und eine Stimme, die so feierlich klingt, als ob sie die zu einer Beschneidung Versammelten aufzubieten hätte, meldet, die Finanzwelt sei durch die Direktoren Bachrach, Rebbach, Aufrecht und Schmeichler, das Barreau durch

die Hof- und Gerichtsadvokaten Herz, Berg und Fränkel vertreten gewesen und die bildende Kunst — hier klingt die Stimme schon mehr wie aus einem Männerchor — durch die Maler Chwalla, Pribyl, Kramlinger, Hebenstreit und Zwiedinek-Bärenkamp sowie durch die Bildhauer Wondra, Powondra, Kowarcic, Zacharides und Gasselseder. So etwa. Und immer dasselbe. Wann werden endlich die Namen gewechselt werden! Die hervorragendsten Repräsentanten, die jahraus jahrein genannt werden, sind — das wissen wir jetzt schon — entweder durch anrüchigen Charakter oder durch Talentlosigkeit ausgezeichnet. Da aber an der Gerechtigkeit der Auslese nicht zu zweifeln ist, so ist es eine triste Vorstellung, an den Menschenwert der schwärzlichen und semmelblonden Masse zu denken, die sich ohne Hoffnung auf den lokalen Teil durch die Ballsäle so eines Wiener Faschings schiebt.

* * *

Die Aussicht

»Berlin, 21. Februar. Im Reichstag richtete heute bei Beratung des Reichsjustizetats der Zentrumsabgeordnete Belzer an den Staatssekretär des Reichsjustizamtes von Liskow die Anfrage, wie es mit dem Prozeß Eulenburg stehe. Durch die Schuld dieses Mannes, sagte Belzer, wurde die Kenntnis eines verschwiegenen Lasters in die fernsten Dörfer getragen.«

Hier scheint eine Verwechslung vorzuliegen. Der Zentrumsabgeordnete hat offenbar gehört, daß Herr Harden vor dreißig Jahren mit Fischerknechten verkehrt und der Fürst Eulenburg darüber Artikel geschrieben habe.

»Zur Beruhigung der öffentlichen Meinung wird es beitragen, wenn der Staatssekretär eine authentische Auskunft gibt, was bisher geschehen ist, ob überhaupt Aussicht vorhanden ist, daß dieser Prozeß noch einmal aufgenommen wird.«

Zu den schönsten Aussichten, die es gibt, gehört zweifellos diese. Da aber die Kenntnis eines verschwiegenen Lasters nicht nur in die fernsten Dörfer getragen wurde, sondern auch schon die Großstädte hinlänglich informiert sind, so ist nicht recht zu verstehen, warum das Zentrum nicht frommere Wünsche hat. Der Staatssekretär hat geantwortet, die Staatsanwaltschaft behalte den Fürsten Eulenburg »dauernd im Auge«. Aber jetzt ist nichts zu machen. Die Herren werden bei Gelegenheit wieder anfragen. Einst, wenn alles vorüber sein wird, dürfte man finden, daß die Ära deutscher Kulturentwicklung nicht die glücklichste war, die

von der Erfindung der Buchdruckerkunst bis zur Verhandlungsfähigkeit des Fürsten Eulenburg gereicht hat.

* * *

Die Gezwungenen und die Freiwilligen

»Im Anschlusse hieran gelangte ein Antrag der Delegierten Lucie König zur Verhandlung, nach welchem die Direktoren verpflichtet werden sollen, sämtliche Kostüme den weiblichen Bühnenmitgliedern beizustellen. Die Antragstellerin begründete die Notwendigkeit dieses Antrages auf Grund ihrer Erfahrungen. Bei der Rollenverteilung werde nicht immer das Talent berücksichtigt, oft werde einer Schauspielerin eine Rolle darum vom Direktor zugewiesen, weil sie die nötige Toilette habe, für deren Beistellung der ‚Freund‘ sorge. ‚Dieser Umstand‘, sagte Rednerin, ‚war mir oft sehr hinderlich. Ich war verheiratet und konnte nicht so weit gehen, wie andere Damen. Wäre ich ledig gewesen — wir Frauen sind nun einmal das schwache Geschlecht — wer weiß ob ich nicht wankend geworden wäre. Beim Theater muß jede Frau schlecht werden infolge der Kostümfrage. Wenn sie 400 K Gage hat und für die Rolle ein Kostüm von 1000 K braucht, woher soll sie das Geld nehmen? Das Publikum beurteilt uns ungerecht. Die Direktoren verleiten uns, unser Beruf zwingt uns, schlecht zu sein. Darum beantrage ich. . . .‘ (Lebhafter Beifall.)«

»Aus Stuhlweißenburg wird uns telegraphiert: Die hiesige Polizei beschäftigt sich mit einer aufsehenerregenden Strafaffäre, deren Heldinnen aus guten Häusern stammende junge Mädchen sind. . . . . Sie hatten in der hiesigen Honvedkaserne in Gesellschaft von Soldaten und Offizieren die Nacht verbracht. Heute wurden fünf Mädchen im Alter von fünfzehn Jahren verhört. Sie erklärten, daß sie nichts zu bereuen haben. Sie bezeichneten etwa vierzig andere Mädchen, die gleichfalls die Nacht in der Kaserne verbracht hatten. Die beschuldigten Soldaten erklären, sie hätten die Mädchen nicht in die Kaserne gerufen, diese seien vielmehr aus eigenem Antriebe gekommen. Der Kommandant des Honvedregiments, der eine Untersuchung eingeleitet hat, erhielt von mehreren Mädchen Briefe, in denen er gebeten wird, die beschuldigten Soldaten nicht zu bestrafen. Das Schreiben eines 15jährigen Mädchens lautet: ‚Herr Oberst, Sie haben zehn Soldaten einsperren lassen, weil sich unsere Freundinnen mit ihnen amüsiert haben. Seien Sie nicht so strenge und schenken Sie den armen Burschen die Freiheit, da wir sonst nicht vor anderen Mitteln zurückschrecken würden.‘«

* * *

Wahrung berechtigter Interessen

»Der Kassationshof unter Vorsitz des Hofrates Kleeborn hatte gestern den Freispruch zu überprüfen, welchen das Wiener Schwurgericht im Mordprozeß gegen den Hausierer Josef K. gefällt hat. K. hatte im Jahre 1907 ein Mädchen geheiratet, das vorher unter sittenpolizeilicher Kontrolle gestanden war; sie setzte auch nach der Eheschließung,

wie sie angibt, von ihrem Manne gezwungen, den unsittlichen Lebenswandel fort .... Am 30. Mai 1910 verließ die Frau den Mann und übersiedelte zu ihrer Schwester; dort suchte ihr Mann sie noch am selben Abend auf und versetzte ihr, als sie sich weigerte, zu ihm zurückzukehren, von hinten zwei Messerstiche in Hals und Nacken. Das Rückenmark wurde verletzt, so daß die Frau dauernd gelähmt ist. K. gab anfangs die Mordabsicht zu, später erklärte er, er habe seine Frau nur verletzen wollen. In der Schwurgerichtsverhandlung gab er an, er wisse überhaupt nicht, was ihm damals durch den Kopf ging, er sei infolge der Aufregung ganz verwirrt gewesen. Auf Grund dieser Verantwortung beantragt der Verteidiger eine Zusatzfrage auf Sinnesverwirrung, die auch zugelassen und von den Geschwornen mit sechs gegen sechs Stimmen bejaht wurde. Den Freispruch, der nach dem Verdikt erfolgte, focht die Staatsanwaltschaft mittels Nichtigkeitsbeschwerde an. Der Kassationshof verwarf diese aber und bestätigte das Urteil erster Instanz.«

Urteilsbegründung: A Hur war's!

* * *

In Wels

aber, dieser letzten Zuflucht großstädtischer Unmoral, hat die Justiz schrecklich aufgeräumt. Kellnerinnen haben dort im separierten Zimmer einer Weinstube nackt serviert, wobei die Besitzer das Lebensmittelgesetz übertraten. Die Reporter schwankten zwischen der Version, daß die Mädchen den Dienst im Evakostüm, und daß sie ihn im Kostüm der Monna Vanna zu versehen hatten, waren aber einig in der Versicherung, daß sie die Gäste »in mehr als entgegenkommender Weise bedienten«. Der Vorsitzende »hob hervor, daß die als Animiermädchen angestellt gewesenen Kellnerinnen mit Rücksicht auf die Bedingungen, unter denen sie angestellt waren, nicht nur im vulgären Sprachgebrauch, sondern auch vom Standpunkt des Strafgesetzes als Schanddirnen aufzufassen seien«. Darauf wäre ihm aber zu antworten, daß nur mehr das Strafgesetz diesen vulgären Sprachgebrauch kennt und daß die einzige Schanddirne, die heute noch mit vollem Recht als solche bezeichnet wird, die miese Themis ist. Aus Schamgefühl hat sie die Augen kostümiert und bedient ihre Gäste in mehr als entgegenkommender Weise.

* * *

Vorbildliches

Wie rührend dagegen eine Verhandlung wegen Diebstahls verlaufen kann, zeigt das nachstehende Schulbeispiel, das keinem Lesebuch, sondern einem Gerichtssaalbericht entnommen ist:

.... Er entwendete dem Hause seit Beginn des verflossenen Jahres Herrenkleider und Pelzwaren, die allmählich einen Wert von 4317 K erreichten.... Er verpfändete die entwendeten Waren und erhielt dafür einen Erlös von 3020 K.... Als er wahrnahm, daß seine Diebstähle nicht mehr zu verheimlichen seien, erschien er nicht mehr. Dem Chef des Geschäftes wurde nun bekannt, daß der verschwundene Täter die Absicht habe, sich das Leben zu nehmen. Da er sich immer ordentlich verhalten und einen günstigen Eindruck gemacht hatte, empfand der Chef für ihn Mitleid und wollte ihn retten. Er setzte sich mit der Mutter des Flüchtigen in Verbindung, um dessen Aufenthalt zu erforschen; allein dies war vergebens. Er begab sich nun zur Polizei, um diese zu ersuchen, daß sie ihn ausfindig mache und ihn von dem Selbstmorde abhalte. Aber unter der Einwirkung der Polizei wurde diese Anzeige, die zum Schutze des Angestellten dienen sollte, zu einer gleichzeitig erstatteten Strafanzeige.... In der hierüber durchgeführten Verhandlung versicherte er, daß er gehofft habe, die verpfändeten Waren wieder auszulösen, und hob hervor, daß er schon im Jahre 1909 Waren aus dem Geschäfte sich angeeignet, diese jedoch wieder ausgelöst und zurückerstattet habe, ohne daß die Firma hievon irgend etwas gewußt habe.... Der Geschädigte nahm sich warm des Angeklagten an und beantwortete die von dessen Verteidiger gestellten zweckdienlichen Fragen immer in günstigster Weise. Aus der Vernehmung der Mutter des Angeklagten, einer würdig aussehenden Frau, ging hervor, daß sie sich verpflichtet habe, aus einer ihr bevorstehenden Erbschaft den Schaden der Firma zu ersetzen, und auch über diesen Punkt gab der Geschädigte eine befriedigende Auskunft. Der Verteidiger wies auf alle Umstände hin, die zu Gunsten seines Klienten sprachen, und suchte für ihn Teilnahme zu wecken. Die Freisprechung durch die Geschwornen war eine einstimmige. Der Vorsitzende ordnete die sofortige Enthaftung des Angeklagten an.'

* * *

Ein bedeutendes Wort

»Aus Graz wird uns telegraphiert: Vor einigen Tagen weilte Siegfried Wagner als Gast bei seinem Freund Friedrich Hofmann. Während der Tafel kam man auch auf den Untergang des Unterseebootes »U 3« zu sprechen. Da rief Wagner plötzlich mit großem Ernst aus: ‚Diese Offiziere, die an dem ihnen zugewiesenen Dienstplatz umkamen, nachdem sie ihre Mannschaften gerettet hatten, haben ein Beispiel echt germanischer Treue gegeben. Das sollten sich andere Völker zum Vorbild nehmen ....'«

* * *

Hygiene

»Das Befinden des Hofschauspielers Reimers erscheint so weit gebessert, daß der Arzt dem Künstler gestattet hat, den Prolog Max Kalbecks im morgigen Lessing-Konzert zu sprechen.«

Das mag ja gehen. Aber sehr besorgt ist man allgemein

wegen des »Faust«. Man hofft, daß die Ärzte hier ein Machtwort sprechen werden.

* * *

Vergnügungsanzeiger

Adele Sandrock, die letzte tragische Kraft der deutschen Bühne, die deshalb nicht im Burgtheater spielt und bei Herrn Reinhardt nicht spielt, gab in Wien die Medea des Euripides in einem Saaltheater, das unter allen Umständen der wohlwollenden Beachtung der Presse sicher sein kann. Es hat eine »Singspielhallenkonzession« und wird infolgedessen mit dem Zeilentarif in der Hand beurteilt. So kam es, daß nach Wedekind auch die Sandrock ihre Kritik im Neuen Wiener Tagblatt zwischen »Trocadero« und »Etablissement Gartenbau« lesen konnte. Wenn Herr Reinhardt seinen Sophokles bei Renz in Freiheit dressiert vorführt, wird man eine Ausnahme machen.

* * *

Im Banne des Rosenkavaliers

»Von der Uraufführung der ‚Salome' her habe ich noch eine Brillantnadel mit vierzehn Brillanten, die ein Fremder an dem Abend hier im Parkett verloren hat. Sie ist bis heute noch nicht wieder abgeholt worden.«

Sagte nicht der Vertreter der Neuen Freien Presse, sondern ein Logenschließer der Dresdener Oper zu diesem. Der Vertreter rät, die Nadel anzustecken.

»Vielleicht, daß der Verlustträger zufällig auch an diesem Tage das Parkett der Hofoper besuche und für seine Strauß-Begeisterung die Genugtuung ernte, daß ihm von der grünberockten Brust des königlich sächsischen Logenschließers das gewiß für immer verloren geglaubte Kleinod entgegenblitze.«

Aber er hat bis halb elf Uhr nichts feststellen können. . . . Das ist die Stimmung. Sodann wird das Milieu depeschiert.

»Es ist August der Starke von Sachsen gewesen, der es verstanden hatte, den russischen und polnischen Adel für Dresden zu interessieren. . . . Die Nobili aus Osteuropa zeigten den Dresdenern, wie man Geld mit Elan ausgibt. Sie fuhren in eigenen Karossen jede Woche ein paarmal zur Oper, wo sie ihre eigenen Logen hatten. Damals wetteiferten im ersten Range die Brillanten der polnischen Gräfinnen mit den Lichtfluten, die die goldenen Kronleuchter von der Decke des Semper-Baues ausstrahlten.«

Immer schreibt er Brillanten. Aber wie August der Starke elastischen Schrittes die Hofloge des Semper-Baues verließ, hat August der Dumme nicht berichtet.

* * *

Der Ästhet und das Leben'

(Aus den stillen Gassen der Inneren Stadt)

»Mir ist Schnitzler seit vielen Jahren tief vertraut . . . . Ich hatte jedesmal, wenn ich nach Wien kam, vor anderen Fremden etwas voraus. Meister Arthur, dem Schuberts Unsterbliches das goldene Band zugeworfen hatte, damit er die neue Zeit mit der alten verknüpfte, ging neben mir durch die stillen Gassen der Inneren Stadt . . . . In der Nähe seines Dichterherzens durfte ich die Sehnsucht erwachen lassen nach naiver Lebenskraft, Wiener Frauen grüßen nnd fühlen, was um uns weben kann im Alltag . . . . Sein Werk bleibt mir lebendig, aber der alte Zauber ‚Wien‘ will seine Auffrischung haben.«

»Am Samstag nachmittags stand die Baronin H. D. in der Weihburggasse vor der Auslage eines Antiquitätenhändlers und betrachtete die exponierten Gegenstände. Plötzlich fühlte sie, wie man ihr den Hut vom Kopfe emporriß. Sie drehte sich um und sah sich vier Männern gegenüber. Der eine hielt den Hut in der Hand und warf ihn dann zu Boden. Frau Baronin D. rief um Hilfe, worauf die Strolche die Flucht ergriffen. Die Überfallene, die einen Schlag, vermutlich mit der Faust gegen den Kopf erhielt, eilte nun nach Hause und teilte das Erlebnis ihrem Gemahl mit . . . . Frau Baronin D. hat noch gestern einen dauernden Schmerz im Kopfe verspürt.«

* * *

»Entführung eines Autotaxi«

Wie herzig das klingt. Und nie noch ist eine notwendiger gewesen als diese:

Ein eigenartiger Diebstahl ereignete sich heute in der Hegelgasse. Der Chauffeur des Mietautomobils A II 681 wollte in dem an der Ecke der Schwarzenbergstraße und der Hegelgasse befindlichen Kaffeehaus eine Schale Tee trinken. Er stellte den Motor seines Wagens ab, ließ den Wagen ohne Aufsicht stehen und ging in das Lokal. Wenige Minuten später kurbelte ein fremder Mann den Motor an und fuhr, bevor er daran gehindert werden konnte, gegen den Ring zu in raschem Tempo davon. Der Chauffeur machte sofort die polizeiliche Anzeige.

Der Dieb, ein Freund des Fortschritts, auf der Stelle bereit, diesen gegen die Ansprüche der seßhaften Wiener Chauffeure zu verteidigen, hat etwas getan, was ihm in diesen langsamen Zeiten hoch angerechnet werden muß. Er fand den typischen Anblick der Automobildroschke mit der vorgesteckten Bestelltafel unerträglich. Er erkannte blitzartig, daß ein Automobil nicht so sehr dazu diene, den Chauffeur ins Beisel, als den Passagier ans Ziel zu bringen. Er für seine Person hätte vielleicht warten können, bis das Schalerl geleert war. Aber er entschied die Angelegenheit rein prinzipiell. Er wartete nicht einmal ab, bis der Wasserer, der

Türlaufmacher, der Grüßer und die andern Funktionäre herbegeeilt waren, die der Wiener Fortschritt aus dem tierischen Betrieb so komplett herübergerettet hat, daß stündlich die Rückbildung des Chauffeurs in den Fiaker zu erwarten ist Er wollte von nichts wissen, sah nichts, hörte nichts, überlegte nicht, ob es ein billiger oder teurer Wagen sei, einer, dem ein oder zwei Pferde fehlen, besann keines der Wiener Probleme: ob man sich schon an der Grundtaxe ruinieren solle oder erst später, von welcher Gesellschaft der Wagen sei, ob Zick kostspieliger als Watt, rote Fahne gefährlicher als gelbes Rad, und ob der Taxameter deshalb eine ungerade Ziffer zeige, weil man fünf Heller sich weder zurückgeben lassen noch geben kann und somit gezwungen ist, mehr zu geben. Vielleicht zog all dies an seinem Geiste vorüber, er gedachte der Vielen, die da im Leben standen, rasch an ihr Tagwerk gelangen wollten und an dem Widerstand der Chauffeure, die Zeit haben, verbluten mußten, und er beschloß, der Qual ein Ende zu machen, ehe sie begonnen war. Vielleicht auch fiel ihm ein: Der Kerl wird doch einmal herauskommen, aber dann, wenns losgeht, überfährt er mir den Wachmann an der Ecke, der den Straßenverkehr zu regeln hat. Und waren es auch nicht Gedanken, wars nur die Vision von Hindernissen und Gefahren, die ihm das Stilleben dieses verlassenen Autotaxi bot, es riß ihn hin, er kurbelte an, schwang sich empor und ward nicht mehr gesehn. Ein Fahrzeug dient zum Fortkommen, sagte er zu seiner Rechtfertigung. Und weil es ein Automobil ist, kann es sich auch ohne Chauffeur weiter bewegen. Und schneller. Eine Sonderauffassung, die meinen Beifall hat. Nur möchte ich finden, daß dem Verkehr noch besser durch die Entführung der Chauffeure gedient wäre. Denn wenn sie ohne Automobil zurückbleiben und auf dem Trottoir herumstehen, haben wir erst recht nichts vom Fortschritt. Das einzige, was sie »sofort« machen können, ist die polizeiliche Anzeige, und selbst die bringt uns nicht weiter. Wie dem immer sei, nie ist ein Diebstahl organischer aus den bestehenden sozialen Verhältnissen hervorgegangen. Hier ist ein Langfinger auf eine offene Wunde gelegt worden. Mit moralischem Nasenrümpfen wird man dem Mutigen nicht beikommen. Alle Werke des Fortschritts wären ungetan geblieben, wenn die Welt gewartet hätte, bis die Chauffeure ausgetrunken haben.

Das Haus auf dem Michaelerplatz

Von **Otto Stoessl**

Allmählich wächst das Haus auf dem Michaelerplatz aus den verdeckenden Gerüsten ebenso wie aus dem widerwärtigen Zank empor und steht in seiner bedeutenden Einfachheit und Selbstverständlichkeit da. Vielleicht sehr bald wird allen Unbefangenen, die sich das natürliche Wohlwollen guter Sinne nicht verkümmern lassen, vollends unfaßbar erscheinen, daß und wie man die schöne Existenz dieses Bauwerkes vernichten mochte.

Der Streit über Geschmacksfragen bleibt immer vergeblich und widerwärtig, zumal er nur teilweis mit Verstandesgründen geführt werden kann, andernteils mit Gefühlsäußerungen, die bloß dem verwandten Sinn Beweis machen.

Trägt aber dieses Werk, wie jedes eines wahrhaft schöpferischen Mannes, ob es auch den heftigsten Widerstreit entfeßle, eine so ernste Wesenhaftigkeit an sich, dann sollte seine Berechtigung da zu sein und zu bleiben, nicht angefochten werden. Es zeugt von niedriger Gesinnung, dem selbst in seiner Fragwürdigkeit Bedeutenden zu bestreiten, was man der ödesten Mittelmäßigkeit zugesteht, die sich allenthalben breit machen darf. Indes ist es ja eben diese Mittelmäßigkeit, die ihre Aufgabe darin sieht, das auszurotten, was über ihren Horizont geht. Greift aber ihre üble Nachrede so weit, sich nicht mit dem »steiniget ihn« zu begnügen, sondern nach den Steinen selbst, um die Steine zu zerschmeißen, dann muß der Gegenwille der argen Absicht in den Arm fallen. Es ist bezeichnend, daß der sogenannte »Liberalismus«, der nicht genug nach dem beliebten »laissez faire, laissez aller« zetern kann, so oft es um ungestörte Einsackung rechtswidriger Gewinne auf Kosten der Gesamtheit geht, am wütendsten nach der Polizei schreit, weil ein neues Haus die Freiheit beansprucht, so gebaut zu sein, wie es seinem Erbauer, nicht, wie es dieser Presse gefiel. Wir haben keine Geschmackspolizei und uns fällt es zu allerletzt ein, sie zu verlangen, und sei es selbst gegen jene Verunstaltung, die täglich in den Zeitungen

als öffentliche Meinung Wiens geistiges Stadtbild verdirbt. Wohl aber dürfen wir fordern, daß man in Geschmacksfragen das Gewicht der Tat und der geistigen Entscheidung auch dort allein wirken lasse, wo ein Werk sich dem Pöbelinstinkt widersetzt, nicht dort bloß, wo ein anderes sich ihm bedingungslos unterwirft. Wir lassen alle Operettenmacher Wien mit ihrem Schund verstänkern und den musikalischen Ruf dieser Stadt für alle Zukunft gefährden. Und keine Polizei wird gegen diese dreisten Spekulanten aufgerufen. Wir sehen das alte Stadtbild ringsum von ornamentiertem Unfug aller Arten verkümmert, bis zur Unkenntlichkeit entstellt und nichts bleibt uns übrig, als uns der gemeinen Schamlosigkeit zu schämen. Niemand hindert diese freien Stadtverschönerer an ihrer Betätigung, deren Stildialekte mehr Bausprachen radebrechen, als unser Vaterland Nationalitäten zählt. Man läßt bauen, malen, singen, schauspielen, schreiben, was jedem beliebt. Und mag diese Freiheit übel genug geraten, übleres für alle Zukunft bewirken, nur das Wort oder das bessere Beispiel kann sie etwa bekämpfen, keine Geschmackspolizei, deren Dazwischentappen wir uns verbitten, weil wir wenigstens in diesen Fragen die Instanzen nicht heraufbeschwören wollen, die uns sonst schon lästig genug fallen.

Müssen wir nun einmal in einer Stadt leben, in der nach Karl Kraus nur die Kutscher Individualität haben, so wollen wir uns nicht durch solche Individualitäten die eines Bauwerkes wegpöbeln lassen, auf die Gefahr hin, daß es wirklich, wie einer dieser Wagenlenker der öffentlichen Meinung so treffend sagte, »viereckige Fenster« hat.

Dreifrontig beherrscht das Haus den Eingang des Kohlmarktes, der Herrengasse und durch eine ebenso sinnreiche, wie einfache Abschrägung den Michaelerplatz, welche verhältnismäßig schmale Seite gleichwohl die dominierende bleibt, indem das umlaufende, zweiteilige, hohe Untergeschoß — es nimmt nahezu die Hälfte der ganzen Mauerhöhe ein — mit grauem, bunt

durchzogenem hellenischem Marmor umkleidet, gerade hier von vier mächtigen, freien, tragenden Säulen gewichtig verstärkt, geschmückt, belebt wird, während es an den anderen Straßenfronten zu ebener Erde den glatten, edeln Steinbelag nur durch die großen Fensteröffnungen mit ihrem blitzenden Messing-, Glas- und Holzzubehör unterbrechen läßt. Der obere Teil dieses Untergeschosses ist gegen den unteren merklich, doch einfach dadurch abgegrenzt, daß sich je zwei halb eingelassene, schmälere Säulenpaare, breite Schaufenster flankierend, auch an den Seitenfronten einfinden und so die Schrägung nach dem Michaelerplatz vorbereiten und betonen. Dadurch wird das Schwergewicht des Baues aufs natürlichste an seine Stirnseite gebracht. Über dem Untergeschoß, das mit scharfem Profil doch nicht weit ausspringt, steigen ohne äußere Gliederung vier Stockwerke in glattem weißem Mauerverputz mit eingeschnittenen, gesimslosen Fenstern mit roten Rahmen auf. Ein mäßiges, steiles, kupfergedecktes Mansardendach schließt den Bau ab, an dem jeder Teil, jede Wand, jedes Fenster, jede Fläche und Ecke scharf und genau mit der wohltuenden Knappheit und Klarheit eines geraden Sinnes sich aneinanderfügen, nicht anders, als bei einem guten Schrank.

Das soll aber nicht genügen, man schreit nach Ornamenten, Zier und »Stil« und dergleichen Architekturphrasenwerk. Wiederum ließe sich streiten, von welchem Bau man derlei Zutaten etwa verlangen dürfe. Man könnte reine Zweckbauten von monumentalen Schmuckbauten unterscheiden, einem Fürstenpalast oder einer Kirche andere Bedingungen der äußeren Form zusprechen, als einem Privathause. Man könnte zuvörderst sich darauf berufen, daß ein Geschäfts- und Wohnhaus wie dieses gar keine weitere Verpflichtung habe, als seinen praktischen Zwecken auf die einfachste Weise zu genügen. Alle Ornamentik sei hier mindestens überflüssig, wo nicht störend und zuwider. Ebenso wenig, wie man eine Dame zum Anlegen echten oder gar falschen Schmuckes nötigen könne, sei dies einem

Hause gegenüber zulässig, besonders, wo das übliche ornamentale Zubehör meist aus Talmimaterial schandbar hergestellt wird.

Aber man braucht alle diese Grundfragen hier weder aufzuwerfen, noch zu beantworten, wie nahe sie auch gerade dem Baumeister dieses Hauses gehen, dem der Kampf gegen das Ornament als seine wahre Lebensaufgabe und Leistung gilt. Es muß durchaus genügen, daß ein Gebäude, einfach in seinen Formen, im besten, einzigen Schmuck echten, durch sich selber wirkenden Materials, nicht mehr bedeuten will, als es eben darstellt: ein großstädtisches Geschäftshaus, wie es in Europa sonst überall unangefochten gebaut wird und gerade wegen seiner Einfachheit willkommen ist. Wien ist mit jedem Jahrzehnt schrittweis nach dem Osten zurück, statt nach dem Westen vorwärts gegangen. Hatte es doch noch in den guten Bürgerzeiten vom Anfang des vorigen Jahrhunderts, in der inneren Stadt zumal, viele solcher einfachen Häuser, nur etwa aus minderem Stoff, aber ähnlich in ihrer geradlinigen, bescheiden-kräftigen Form. Daß Einzelheiten, wie die eingeschnittenen Fenster, das Absehen von äußerer Gliederung der Geschoße heute anders üblich sind als damals, macht der selbstverständliche Wandel der Zeit begreiflich, technische Verbesserungen und Erleichterungen gestatten, begünstigen und bedingen gerade solche Vereinfachung. Und wer zöge nicht die glatte Schönheit des Marmors den falschen, aufgeklebten Schnörkeln vor, die selbst manches, sonst anmutige Barockhaus unnötig entstellen, während eine echte Bildhauer- und Steinmetzarbeit sich wegen der hohen Kosten verbot.

Man denke nur an das alte Dreilauferhaus, an dessen Stelle dieses neue trat, schaue nur hinüber zur Gegenecke des Michaelerplatzes, weiter zur vorspringenden Front der Hofapotheke, um Artverwandte des verlästerten Gebäudes in nächster Nähe, Zeugen eines vornehmeren Geschmackes, würdigerer Haltung wiederzufinden, als freilich heute im Schwang sind.

Damit erledigt sich denn auch der beliebte Hauptvorwurf gegen den Bau des Adolf Loos, er passe nicht zu seiner Umgebung. Haben die alten Häuser ringsum sich mit dem Prunk der Hofburg vertragen, so hält ihm auch dieses neue und mit Ehren stand, indem es seine Art eines modernen bürgerlichen Geschäftshauses bescheiden, aber selbstbewußt in Anspruch nimmt. Auf allen Gassen muß der Handwerker und Arbeitsmann getrost zum Kavalier, der Leiterwagen zum Elektromobil, Zweirad zum Fiaker, Omnibus zur Kalesche passen und jeder denkende Mensch muß sich die Nachbarschaft frecher Schafsköpfe und windiger Penny a liner wohl oder übel gefallen lassen. Wahrlich, es hat Grillparzern nichts genützt, daß er Herrn von Halms Fassade widersprach. Wir verlangen ja nicht einmal, daß man das Palais Herberstein einreiße, oder wenigstens seiner Dekoration beraube, weil es sich zum neuen Hause auf dem Michaelerplatz nicht schickt. Wir dulden es und dulden »den Übermut der Ämter, und die Schmach, die Unwert schweigendem Verdienst erweist«. Aber das schweigende Verdienst durch den Unwert ausgerottet oder von Amts wegen durch fremde, gemeine Zutaten in sein Gegenteil verkehrt zu sehen, wollen wir nicht ertragen.

Kann das geschriebene Wort oder das Gemälde oder das Tonstück sich der Meute der öffentlichen Meinung entziehen und den gerechteren Spruch der Nachwelt abwarten, so soll auch ein Bauwerk dieser Meinung nicht völlig hingeworfen werden, daß sie es entweder zerstören oder dauernd verschimpfieren kann. Dürfte hier allein das Urteil der Nachfolgenden unmöglich gemacht werden, bloß weil die Kärrner den Beruf spüren, einzureißen, was die Könige bauen?

Die ruhige Stimme dieses Hauses auf dem Michaelerplatz bedarf des Zeitraumes, ihn mit der Macht guten Daseins zu durchdringen, und sie wird es zuverlässig. So weit sind wir hoffentlich noch nicht, daß Mauern fallen müssen, weil es Kläffern beliebt, sie anzubellen.

*

Aus dem Geschnörkel wesenloser Hirne
erhebt sich eine Tat, so scharf umrissen,
so schön und reinlich, wie ein gut Gewissen,
wie unter Gaunern eine freie Stirne.

Es glänzt an ihr die Keuschheit aller Firne,
auf glattem Mauerwerk zum Küssen!
Und Marmor, daß sie nicht die Pracht vermissen:
naiv und lüstern, fast wie eine Dirne.

Das aber ist ein Werk, und es wird bleiben!
Und jeder, der gerungen und gedichtet,
weiß, daß der Pöbel alle Tat bespeit.

Sie mögen weiter schrein und weiter schreiben:
Du stehst für dich, gewaltig aufgerichtet
als erstes Zeichen einer neuen Zeit!

Paul Engelmann

Oskar Kokoschka

Von **Franz Grüner**

Man dankt einem Künstler das, was man von ihm erhält, am besten dadurch, daß man sich die Art und Weise, die Form, durch die er es gibt, klarmacht. So werden jene am einfachsten ins Unrecht gesetzt, denen er den Anlaß zu billigen Spässen abgeben muß. Kokoschka ist ein Maler; er fügt Farben und Linien zu einer Einheit zusammen. Das ist das Wichtigste, was über ihn zu sagen ist, wie denn über einen Maler schwer viel mehr gesagt werden kann, wenn man nicht der Versuchung unterliegt, sich von Assoziationen, die nur an das Gegenständliche des Dargestellten geknüpft sind, leiten zu lassen. Damit kommt man natürlich, wohin man will, nur nicht zu den Bildern.

Bei Kokoschka betreffen die nächstliegenden Assoziationen Eigentümlichkeiten der Porträtierung. Kein Betrachter tritt vor seine Bilder, der nicht sofort anmerken würde, daß die Dargestellten aussehen wie nach schwerer Krankheit, nach mehrjähriger Kerkerhaft, mit abstoßenden physischen und, versteht sich, psychischen Gebrechen behaftet und dergleichen mehr. Es braucht nicht geleugnet zu werden, daß der Weg, auf dem

Kokoschka die Wirkung seiner Bilder erreicht, nicht auch zur Verschönerung seiner Originale führt: es wird eben ein anderes Ziel mit anderen Mitteln angestrebt. Eines der besten Bilder der Ausstellung läßt die stille Schönheit des Originals kaum ahnen. Aber genügt es nicht, wenn das Bild selbst schön ist, muß es uns erzählen, daß es auch das Original ist? Auch in anderer Hinsicht will ich es vermeiden, mir von den Bildern etwas erzählen zu lassen, was sich außerhalb ihres Rahmens abspielt. Man verlange nicht, von ihnen komplizierte Vorgänge in der Psyche der Dargestellten zu erfahren, ja vielleicht die ganze Kultur, aus der heraus sie entstanden sind, man frage nicht nach Stimmungen und Melodien, die sie wiedergeben sollen, nicht einmal nach dem Seelenzustand des Malers, der sie geschaffen hat. Bei Kokoschka, wie bei den meisten modernen Malern, wollen viele solche Dinge sehn und als Tatsache mag derlei nicht bestritten werden. Nur ist zu sagen, daß es eine Verschiebung ist, wenn man meint, die Wirkung knüpfe sich an das Mitgeteilte, nicht an die Art der Mitteilung; alles, was sonst hineinspielt, tritt vor dem Zusammenklingen der Linien und Farben zurück und diese rein formalen Beziehungen sind vor allem zu untersuchen, wenn man von Bildern spricht. Daß man das vorläufig nur sehr unvollkommen kann, ist bekannt, ist ja auch die Ursache der kunstkritischen Verlorenheit.

In diesem Sinne ist zu sagen, daß bei Kokoschka die Einheit der Bilder hauptsächlich auf dem Zusammenklang und Widerspiel der Farben beruht; sie gehören zu den »malerischen« im Gegensatz zu den »zeichnerischen«, bei denen es mehr auf die linearen Verhältnisse ankommt. Aber das Zusammenstimmen der Farben wird dadurch erreicht, daß sie durch ziemlich stark hervortretende Linien abgeteilt werden: und zwar sind die Farben, grob und schematisch gesagt, bei vielen und gerade den besten Bildern in von oben nach unten gehende Streifen zerlegt. Das, was man gewöhnlich Luft nennt — was die Harmonie bewirkt, indem es alle

Farbengegensätze einhüllt—, scheint mir weniger vorhanden zu sein; die Bilder sind nicht so sehr im Raum wie in der Fläche gemalt. Die Farben sind eben leicht und dünn, durch das lineare System mehr in Striche und Punkte zerteilt, so daß keine als einheitliche schwere Masse wirkt. Man kann vielleicht als klassisches Beispiel dieser Art Malerei Tintoretto anführen und sie an der »Susanna im Bade« der Wiener Galerie demonstrieren. Auch hier sind diese starken, scheinbar unregelmäßigen Linien: man sehe nur, wie eckig die Hecke, in der wieder Rosen als leuchtende Punkte verteilt sind, die linke Seite des Bildes zerschneidet. Ihr entsprechen die gewundenen Bäume auf der rechten und das Gesträuch im Hintergrund. Alles hat die Funktion, die Fläche in Partikel zu teilen, die eines auf das andere hinweisen und das Auge auf keinem Teile des Bildes, nur auf dem Bild als Ganzem ruhen lassen. Selbst der beim ersten Anblick ganz einheitlich erscheinende Frauenleib zerfällt in unruhig flimmernde Punkte. Was ich bei Kokoschka für das Charakteristische und für das ihm mit Tintoretto Gemeinsame halte, ist dasselbe, was diesen selbst von anderen ihm sonst nahestehenden Venezianern unterscheidet. Der Wiener Giorgione ist ein Beispiel für die entgegengesetzte Technik des Bildgefüges; die Farben sind schwer und tief, halten das Auge fest, die Linien wirken für sich gar nicht, obwohl sie materiell stark genug wären. Das Bild besteht aus den gegeneinandergesetzten Massen, von denen jede einzelne schon eine gewisse Sonderwirkung hat und dem Auge einen Ruhepunkt bietet.

Eine solche Formel, die kaum je restlos stimmen wird, ist freilich nur ein Notbehelf, weil eben nicht von jedem Bild für sich gesprochen werden kann. Was ich hier von Kokoschka sagte, trifft nicht für alle seine Bilder in gleichem Grade zu; es liegt in der Natur der Sache, daß man sich begnügen muß, das bei den besten Maßgebende hervorzuheben. Auch der Vergleich mit Tintoretto ist nicht als Rubrizierung aufzufassen, nur als ein Gesichtspunkt, der das Verständ-

nis der Formel erleichtern kann. Zumindest ist zu sagen, daß die Elemente des Bildes, die mir bei Tintoretto vielfach fast nur Linien und Punkte scheinen, bei Kokoschka oft dicke Streifen und große Flecke sind. Unter den neueren Malern kann Makart herangezogen werden, der in Tonart und linearer Einteilung der Farben manche Ähnlichkeit mit Kokoschka aufweist, nur daß er die Mittel, mit denen Kokoschka als ernster Künstler arbeitet, fast ausschließlich zu einem dekorativen Schwindel verwendet.

Am besten stellt man aber die Art eines Künstlers noch durch die analytische Beschreibung seiner Bilder dar, wenn es auch in der Natur der Sache liegt, daß der Wert einer derartigen Beschreibung ein recht problematischer ist, daß sie einen solchen eigentlich nur vor dem Bild selbst hat, wo man auch sofort erkennen wird, wie relativ die gebrauchten Farbenbenennungen zu nehmen sind und wie viele Einzelheiten der Bildrhythmik vernachlässigt werden mußten. Mit diesem Vorbehalt will ich die »Liegenden Kinder« analysieren. Das »Thema« des Bildes, eines Rechtecks mit horizontaler Längsseite, ist ein rhythmisches Schwanken zwischen Rot und Braun. Ein breiter, mehr roter Strich bedeckt den linken Teil des oberen Randes, dann folgt das eher braune Kopfhaar des Knaben, worauf ein brauner Strich die rechte Querseite hinunterführt; die Ecke ist wieder mit Rot ausgefüllt, die größere linke Hälfte des unteren Randes und noch ein Stück des linken mit Braun, dem Gegengewicht zu dem Rot des oberen. Zwischen beiden wird aber auch dadurch das Gleichgewicht gehalten, daß sich über dem großen braunen Strich unten das Rot des Mädchenkleides befindet, das von dem Rot des oberen Randes durch einen braunen Streifen getrennt wird, Die Mitte des Bildes nimmt rechts über dem Kleide das zwischen beiden Farben ebenfalls gleichsam die Mitte haltende Gesicht des Mädchens mit der lichtbraunen Umrahmung der Haare ein. Rechts darüber kommen nun Partien, die aus der Farbenskala der anderen Teile des Bildes

herausfallen; zunächst die Bluse des Knaben in einem Blau, das besonders unmittelbar unter seinem Hals sehr stark betont ist, und darauf ein blaß, fast farblos gemaltes Gesicht, über dem das erwähnte, zum oberen Rande gehörige braune Kopfhaar kommt. Diese Töne, blau und blaß, finden kein Komplement im übrigen Bilde (mit Ausnahme der weit weg, ganz links gelegenen blauen Socken des Knaben, denen unmittelbar darunter die stark braunen Schuhe des Mädchens die Wage halten). Sie bilden den geometrisch ebenso wie in Bezug auf die Farbenwerte exzentrischen Zentralpunkt des Bildes. Zwischen beiden ist als dünner Streifen ein zartrosa Halstuch, dessen Farbe sich ebenfalls auf dem Bilde nicht wieder findet, aber doch die Wirkung des Blaß und Blau sehr mildert, da es der das Bild beherrschenden Farbenskala schon näher steht. So stellt sich das ganze Bild als in einer bestimmten Farbenskala gehaltenes Rechteck dar, dessen von links unten nach rechts oben gehende Diagonale hervorgehoben ist, indem sich in ihrem oberen Teil zwei nicht zu der Skala gehörige Farben befinden, während in ihrem unteren der durch die Intensität der Farbe und die Größe der davon bedeckten Fläche markierte Höhepunkt dieser Skala (das Rot des Mädchenkleides) liegt.

Übrigens ist dieses Bild keineswegs das für die gekennzeichnete Malweise Kokoschkas charakteristischeste; die Farben sind lange nicht so zerteilt und vielfältig, wie auf dem Bildnis der Frau Dr. L. F. (auf dem man die Zerlegung in farbige Streifen besonders deutlich sieht) und der Landschaft »Dent du midi«. Aber gerade das macht das Bild für ein Unternehmen geeignet, das bei anderen, deren Mannigfaltigkeit noch schwerer in Worte zu fassen ist, aussichtslos gewesen wäre. Die Hauptsache, daß das Auge auf keiner Farbe als Einheit ruht, sondern von einer zur andern gewiesen wird, trifft auch hier zu.

Die besten von den ausgestellten Bildern dürften die zwei eben gennanten sein. Die Ausstellung ist eine

solche, wie man sie von einem lebenden Maler nur ganz selten zu Gesicht bekommt. Noch mehr aber wird man Kokoschka schätzen, wenn man bedenkt, daß, was wir sehen, nur ein Anfang sein soll und wie hoch große Maler über ihre Anfänge hinauszuwachsen pflegen.

Ein Brief von Samuel Lublinski †

Weimar, 22. 9. 10.

Geehrter Herr Kraus.

Ist die Fackel noch nicht erschienen? Ich warte schon mit Ungeduld auf das Heft und es ist beinah langweilig, ohne diese geistige Sensation wochenlang hinzuleben, nachdem man sich daran gewöhnt hat . . .

Inzwischen habe ich Ihr neues Buch so ziemlich gelesen und auch Sprüche und Widersprüche wieder vorgenommen. Es ist ein großer künstlerischer Genuß und eine Geistesgymnastik, die geschmeidig macht, diese kondensierten Gaben durchzuarbeiten. Der Autor aber ist ein Phänomen, wie es mir so noch nirgends in meinem Erdenleben vorkam. Ich begreife jetzt, warum Sie sich so an das Alltäglichste, an eine Litfaßsäule oder die neue Presse, anklammern. Denn eigentlich sind Sie ja Luft, ätherisches Feuer, und Sie würden zerfließen und verhauchen, wenn Sie sich nicht so zu sagen als Rettung in den massivsten Stoff flüchteten, den Sie aber durchglühen und ätherisieren, daß er beinah selber Luft und Äther würde, nur daß irgend ein Erdenrest Widerstand leistet und die Kontur gewahrt bleibt. Trotzdem, es ist ein gewaltiger Dualismus da, unter dem Sie sicher leiden und der doch die Quelle Ihres Humors ist. Auch was sehr absonderliches, dieser Humor. Ungeheure, ja ungeheuerliche Phantastik, die sich an irgend einem Wiener Droschkenkutscher oder Kellner entzündet. Sonst kann ich Wortspiele nicht leiden, bei Ihnen (und zuweilen bei Shakespeare) sind sie wirkliche Metaphysik, rätselhafte Synthese. Freilich wäre dieses Resultat ohne Ihre strenge künstlerische Ehrlichkeit nicht zu erreichen gewesen. Daß Sie gerade die Gefahren eines ornamentalen Feuilletonismus

vermieden haben — obgleich Sie mehr Recht dazu hätten, als viele — muß Ihnen hoch angerechnet werden. Das war es wohl auch, was mich zu einer Zeit schon fesselte, wo ich den Gegensatz noch stärker fühlte.

Nicht, als ob ich ihn jetzt nicht auch fühlte. Im Gegenteil, bei einem solchen Sturmwindanprall muß man sich noch fester in seine Schuhe stellen, um nicht weggewirbelt zu werden. Doch das ist ein weites Feld, und es ist weniger ein Gegensatz des Detail als des ganzen Rhythmus. Mein Ideal von mir selbst wäre nicht der Sturmwind, sondern die Eiche. Doch so was läßt sich nur mündlich sagen.

... Bis dahin beste Grüße Ihres S. Lublinski

Paul Claudel *)

Von **E. V. Sanders**

»..... Wie eine Glocke am unerforschlichen Orte —,
die erklingt wie das Einsetzen der männlichen Stimme;
Keine Glocke ist jener vergleichbar! Aber, wenn unter
dem einzigen Schlage alle Töne wiederhallen,
Weiß das erschütterte Herz nicht, wohin sich richten
und der zaudernde Schritt erwägt die Rückkehr,
doch findet sie nicht.
Wer das alte Maß dort sucht, verliert den Weg in
deinen Rhythmen;
Das ist kein Pfad, der ihn führt, das ist ein Degen,
der ihn vorwärtsstößt, das ist eine Fackel, die ihm
voranleuchtet durch die Nacht! —

---

*) Paul Claudel ist am 6. August 1868 zu Villeneuve-sur-Fère in der Nähe von Reims geboren. Die Jahre 1895—1909 verbrachte er — im französischen Konsulardienst — größtenteils im chinesischen Lande Foutchéou. — Er bekleidet seither den Posten eines französischen Konsuls in Prag. — Seine Arbeiten sind die folgenden: Tête-d'Or. Drama. (1. Ausgabe 1890. Librairie de l'Art Indépendant.) La Ville. Drama. (Ebenda.) Der Agamemnon des Aeschylos. Übersetzung. (1896. Foutchéou, China.) Connaissance de l'Est. Dichtungen in Prosa. (1. Ausgabe im Verlag des Mercure, 1900.) L'Arbre. Fünf Dramen, unter denen die erstgenannten und L'Echange, Le Repos du 7me jour, La jeune fille Violaine. (Im Verlage des Mercure, 1901.) Connaissance du Temps. Aufsatz. (Foutchéou, 1904. Nicht im Handel.) Les Muses. Ode. (Ausgabe des ‚Occident'). Partage de

Zwischen der Worte Klang und ihrem Sinn, in einem Satz verschmolzen,
Bestehn so feine Wechselwirkungen, geht so geheimes Zusammenspiel, daß die Seele, die sich andächtig herniederbeugt zum Geist,
Vernimmt, daß der reine Gedanke sich einer zarten, köstlichen Berührung nicht erwehren wird.«

(»La Ville«: Worte zum Dichter Cœuvre gesprochen.)

Wie man plötzlich am Wege stillsteht und lauscht, wenn unerwartet aus der Ferne das Rauschen des Meeres ans Ohr schlägt: so horcht man vor der Stimme dieses Dichters auf mit einer plötzlichen Ergriffenheit. Nichts ist zufällig und nichts unwesentlich in dieser Schöpfung, die einer großen inneren Gesetzmäßigkeit gehorcht, der kein Wort und kein Gedanke und keine Gestaltung sich entzieht. Durch das Gebilde der Sprache wie durch die Besonderheit des Schauens und die Art der Deutung geht die unerbittliche Einheit, die nirgends den zusammenbindenden Griff löst. Und doch ist Paul Claudel kein Baumeister, der Stein auf Stein fügt, der sehr bewußt ein sehr bestimmtes Ziel verfolgt. Gesetzmäßigkeit und Freiheit sind die Kunst Claudels. Freiheit hierhin und dorthin auszugreifen, nach der Ode, in der er seinen Gott bekennt und sein Dichter-

---

Midi. Drama. (Ausgabe des ‚Occident', 1905. Nicht im Handel.) Connaissance de l'Est. (2. Ausgabe des Mercure, 1907.) L'Art poétique. Philosophische Aufsätze, darunter Connaissance du Temps. (Verlag des Mercure, 1907.) Cinq grandes Odes suivies d'un Processional pour saluer le siècle nouveau. (Verlag des ‚Occident', 1910. In Subskription.) Ferner mehrere Hymnen und kleinere Dichtungen in Zeitschriften veröffentlicht, hauptsächlich im ‚Occident' und in der ‚Nouvelle Revue Française'. Diese enthält in der Aprilnummer des Jahrganges 1909 die »Hymne des heiligen Sakramentes« und in der Dezembernummer drei kleinere Hymnen (S. Paul, S. Pierre, S. Jacques). — Im Mai 1909 erschien im ‚Occident' die »Hymne zu Ostern«. In Vorbereitung sind vier Bände Hymnen: »Couronne de bénignité de l'An de Dieu« und ein Drama »l'Otage«. — Fast alle diese Werke erschienen in kleinen Auflagen von einigen hundert Exemplaren. — Von Franz Blei wurden für den Hyperion-Verlag Hans von Weber ins Deutsche übersetzt: L'Echange (Der Tausch) und Partage de Midi (Mittagswende).

tum, nach dem Drama, darin er bis zum letzten Tropfen die Schicksale ausfließen läßt, oder, plötzlich ganz nah herantretend an das Einzelding, an die Erscheinung und den Vorgang, das innerste Sein und die Beziehungen schauend, ihre Vollkommenheit zu fassen in den vollkommenen Behälter, der jede seiner kleinen Prosadichtungen ist. Aber diese Selbstherrlichkeit kennt sowohl Grenzen, die unüberschreitbar sind, als Tiefen, von denen sie nicht lassen darf, bis das Senkblei ihren Boden berührt und sie gänzlich ermessen hat. Gleichzeitig und vollkommen erschöpfen einander Form und Gehalt, und des gleichen Geistes Gesetz prägt das kurze Wortgebilde wie das Monument der weitumsichgreifenden Glaubensode, prägt jedes Gleichnis, prägt auch das Wort selbst.

Das Wort empfindet und versteht Claudel im innersten Bewußtsein als ein Wesen, nicht nur als ein Zeichen, wodurch der Mensch, unabhängig von konkreter Form, sich die Kenntnis verschaffen kann, die einem Gegenstande oder Bestande entspricht. Im Worte liegt für ihn die innere Spannung des Dinges, dessen Bleibendes, Ewiges es bezeugt. Und von dieser religiösen Ehrfurcht vor dem Worte voll (in der »Art poétique« will er sie theoretisch nachbegründen, aber autochthon ist sie geboren), auf dieses Gesetz horchend, steigt die Sprache Claudels aus einem tiefen Grunde heraus an das Licht, durchtränkt und schwer von einer inneren Essenz. Es hat ein jedes dieser Worte seinen eigenen Schatten, es liegt hinter jedem ein großes Geschehen. Und es liegt über dieser Sprache, mit der jedem Ding unmittelbar ins Herz hinein gegriffen wird, der wundervolle Glanz des Helldunkels, das die ganze geistige und dichterische Welt Claudels umhüllt und durchdringt.

Willkürliche Wege geht er mit diesen Rhythmen, die unerschöpflich, gewaltsam und wechselnd sind wie die Wellen des Meeres (denn es wogt ein Glaube darin, ein ewiges Werden und immer neue Wertsetzung), mit den Sätzen, die er auftürmt, Block auf Block, ge-

glättet oder nicht, oft schroff und schonungslos dahingeworfen, zugehauen nach dem einzig-gebieterischen Gesetz des Notwendigen, des Wesentlich-Erschöpfenden, und immer vollkommen und lückenlos. Notwendigkeit auch im Überfluß, doch Überflüssiges niemals. In der Kunst Claudels ist die Metapher nie Ornament. Sie gehört zum innersten Bestand seines besonderen Wesens und in ihr läßt er den letzten Rhythmus der Dinge verklingen. Von der Logik der Metapher aus betrachtet er die Welt und das Geschehen in ihr, Natur und Menschenschicksale. Dies ist die Ars poetica des Alls, das sich jener Logik bedient, die zur Logik des Syllogismus sich verhält wie Syntaxis zu Etymologie: erst sie stellt zu Verständlichem die Teile zusammen. Jedes Ding erhält erst seine wirkliche Bedeutung, indem andere daneben gestellt werden und eine Beziehung zwischen mehreren entsteht. Und jedes kennt sich selbst und das andere nur dadurch, daß es zu den andern hinzugeboren (co-naissance au monde et de soi-même) und ein bestimmtes Verhältnis zu allem zugleich Seienden angeknüpft wird, eine Verpflichtung zwischen allen verschiedenen und individuellunterschiedenen Teilen der Welt, »wie zwischen den Teilen des Gespräches, damit ein verständlicher Satz gebildet werde«.

Jedoch nur für das Wesentliche in jedem Dasein und jedem Ding kann dies gelten. Nur zwischen Wesentlichem geht Kampf und Zusammenspiel. Und deshalb lautet im Dramenbau Claudels für jeden einzelnen das Gesetz: Grabe dich mit allen Wurzeln in dich selber hinein, vollende deines Wesens innerste Einheit ganz, sauge aus allem, was treibende Kraft in dir ist, die Kräfte zu dem Wachstum. das dir und dir allein bestimmt ist. Nur so hilft jeder auch dem anderen zu der eigentlichen Deutung seines Seins, frei von den Fesseln der Zufälligkeit, hinzugelangen. So steigen in den Dramen Claudels die Gestalten hinab um das ganze dunkle Reich zu durchqueren, das einem jeden sein tiefstes, unterirdisches ist. Kein Weg wird ihm

erspart. Halb sehend, halb blind, bewußt und unbewußt, folgt er dem eigenen Treiben, einem wirren Chaos von Kräften oder einer einzelnen schnurgeraden Kraft. Er kostet das ganze Geschick aus, das in ihn gelegt. Denn von Spreu und Weizen gleich will sich die Flamme nähren, die gewaltig über ihn hinbläst — der Wille dessen, zu dem Claudel, der Katholik, sich bekennt. In der Dichtung „Glut" ruft er selbst dies Gesetz für sich an: »Sonne, verdopple deine Flammen — es genügt nicht, zu brennen — verzehre mich ganz: Schmerz wäre es, nicht genug zu leiden. — Daß nichts Unreines sich dem Feuer entziehe und nichts Blindes der Folter des Lichts!«

Keiner vermag von seinen Wurzeln sich loszureißen und wie ein loses Blatt auf dem Wasser dahin zu treiben. Eine unwiderstehliche Kraft zieht ihn immer in die eigenen Tiefen zurück. Und deshalb begegnen sich diese Menschen, deshalb greift des einen Leben in das des andern ein, damit jeder in der Reibung Schale nach Schale löse vom unzermalmbaren harten Kern, damit jeder den andern zwinge, seinen eigensten Weg zu Ende zu gehen im Dienste der allen gemeinsamen Idee: »wie Arbeiter, die man gemietet, um an einem selben Stück zu arbeiten«. Alle sind dem Einen notwendig, denn jeder ist »wie ein Blatt, das vergilbt, nur um dem nächsten Blatt, das rot ist, den Akkord der Note zu geben, dessen es bedarf.«

Aus dem Herzen des Lebens selbst geschnitten sind diese Dramen, die tönen wie dunkle Weihegesänge und oft in Symbolik verklingen. Keine Schonung kennt der Dichter. Er leert einen jeden wie ein Gefäß, bis er das Maß gefunden, das ihm genügt. Bis jenes Spiel zu Ende ist, bei dem keiner gewinnt und keiner verliert, und das einzige Resultat nur das große Gleichgewicht der Kräfte ist. Keine Oberfläche ist hier und die Oberfläche selbst ist schon Tiefe. Der Kampf der Seelen rastet nicht, bis jede alles an Leid und Verbrechen, an Blindheit und Vernichtungsgier — aber auch an Erlösungskraft hat hergegeben, dessen sie fähig ist.

Ins Dämonische gesteigert wird der Alltag, bis die Verschlingung der Geberden, mit denen ein jeder sein Wesen aussagt, ein Vollständiges bildet, einen Schicksalskomplex, eine einheitliche Figur ohne Willkür und Zufall. Tief in der Erde wurzelnd, dann hineingreifend in die Weiten der ewigen Gesetze, wachsen von jenem kleinen dunklen Punkt der Individualität aus die Schicksale in das Schrankenlose hinein.

Aber es ist nicht der Schwung in das Transzendentale, was den Wert der Schöpfung bestimmt, sondern der Abgrund aus dem die Notwendigkeit steigt. So daß jede Gestalt in der eigenen Wahrheit lebendig-zitternd dasteht — dunkel und festgeprägt gegen den lichtglühenden Horizont des Dichters. Und unter den Einzelnen erhebt sich mancher in einer monumentalen Plastik, die über ihn hinaus das große Wesen der Gattung in sich schließt.

Einige seiner Dramen wie »Die Rast des siebenten Tages« und »Die Stadt«, sind Bekenntnisse, Urteile und Verkündungen des gläubigen Dichters, — nicht reine Schicksalsdramen, trotz der Suggestivität mancher Gestalten. Hingegen findet im jüngsten Drama »Mittagswende« der Dichter die kürzeste Formel, den unmittelbarsten Weg, den dunkelsten schärfsten Rahmen. Hier ist der Stoff am meisten zusammengedrängt, sind die Begleitmotive völlig ausgeschaltet und bleibt nur Raum für das straffe Gewebe der Tragik, das die Schicksale zwischen sich knüpfen.

Aber durch sie alle hindurch braust das eine große Gesetz: Ausgleich Aller durch Selbsterfüllung Aller — und gleich groß ist stets die Macht der Dichtung.

Ausgleich Aller durch Selbsterfüllung Aller: aber nicht diese große Harmonie genügt dem, der »nur seinen Gott anbetet und nicht Isis und Osiris, oder die Gerechtigkeit oder den Fortschritt oder die Wahrheit oder die Göttlichkeit oder die Menschheit oder die Naturgesetze oder die Kunst oder die Schönheit«, — den sein Gott »von den Büchern und den Ideen, den Götzen und deren Priestern befreit hat« —

»der die Genies und die Helden, die großen Menschen und die Übermenschen, die Verunstalteten »verabscheut« — und der »nicht verdammt werden will mit den Voltaire und den Renan, den Michelet und den Hugo und allen den anderen, die verächtlich sind.« — Das genügt dem starren Katholiken Claudel nicht, der glaubt an einen lebendigen ewigen Gott — an Jesus Christus, seinen Sohn, den Herrn — an den heiligen Geist — an die heilige unfehlbare katholische Kirche — an die Auferstehung des Fleisches — an das ewige Leben.

Die rücksichtslose Glaubensforderung, das ist der dritte große Grundpfeiler im Werke Claudels. Große katholische Dichter haben auch vor ihm gelebt, solche die Inbrunst vor dem Altar der Kunst verkündeten und Dichtertum aufflammen ließen im Bekenntnis. Die großen Mystiker, ein Lamennais, Verlaine. — Aber ein Nebeneinander von zwei Kräften, einen Zufall, spürt man bei ihnen allen. Keinen Einzigen gibt es, bei dem Kunst und Glaube so aus gleicher, gleich-starker, gleich-unerschöpflich-tiefer Intuition hervorgegangen, bei dem Dichter und Glaubender so unzertrennbar zusammengereift, so von einander durchdrungen sind. — Alles empfing hier die Kunst aus der Forderung des Glaubens: Form und Gepräge, Klang und Bedeutung, das besondere Schauen und den innersten Sinn, die in das Monumentale, Prinzipielle gesteigerte Realität, die Kraft der zum Übersinnlichen gesteigerten Impression. Die Deutung des Gläubigen und das Schauen des Künstlers: sie offenbaren nur einander. So erscheint es ganz gleichgültig danach zu forschen, ob die Quelle, die unaufhaltsam durch das Werk dieses großen Inspirierten rauscht, auch Anderen Lebenskräfte zuführen kann, ob man sie bejahen muß oder verneinen. Denn hier ist, durch die Größe des Ereignisses selber, alles in eine höhere Einheit aufgenommen.

Das mächtigste Monument, das der Dichter seinem Gott und seinem eignen Dichtertum gesetzt hat, sind die fünf großen Oden, die letzte Veröffentlichung. (Die Ode »Les Muses« gibt dem innersten Sein der geistigen

Empfängnis und aller schaffenden Kraft im Dichter Ausdruck.) Sich wie ein Adler stürzend auf einen Gedanken, auf ein Gleichnis — verherrlichend oder verkündend oder (wie in der Hymne des heiligen Sakramentes) ein fortwährendes Wiederkehren, ein Anfangloses, Bleibendes aussagend — oder kampfentschlossene Kraft in den Worten und im Fluß der Dichtung oder Unwilliges, Heftiges, wie in den Hymnen S. Pierre, S. Paul, S. Jacques, die aus steinernen Sätzen gehauen sind. Diese Oden und Hymnen (wie auch große Fragmente der Dramen) enthalten in der weißen Glut unmittelbarer dichterischer Empfindung das, was in der »Art poétique« der Philosoph Claudel mit fast scholastischer Logik, durch abstrakte Verkettungen, hat beweisen und klären wollen. Aber dies vom Denker zu Beweisende, stammt (schon beim zwanzigjährigen) Dichter und Gläubigen aus tieferen Tiefen des Wesens als denen der Logik — und die schärfsten Analysen vermögen es weder ins Dasein zu rufen noch zu vernichten.

Nicht in der »Art poétique« quillt der Born. Sondern im tief plötzlichem Erschauen der Welt, mit dem der Dichter begnadet.

Drei Forderungen begründet theoretisch der Katholik und Philosoph Claudel: die heilige Lebendigkeit des Wortes als Behälter für der Dinge inneren Sinn und inneres Streben; die notwendige Selbsterfüllung alles Seienden, Selbstsetzung und Selbstdurchführung im Dienste des großen Ausgleichs; ein göttliches Endziel — dessen Abbild und Symbol die Welt und ihre Teile. — Aber der Dichter, er selbst, erfüllt diese Forderungen in dem was er geschaffen. Sein Werk offenbart ihren Wert: die große Einheit der Idee; Wesensunmittelbarkeit, die nur Tiefe kennt und Notwendigkeit; und eine Dichtersprache in der jedes Wort, schwer wie Gold, hinabsinkt auf den Grund der Dinge.

Pro domo et mundo

Von **Karl Kraus**

Viele werden einst Recht haben. Es wird aber Recht von dem Unrecht sein, das ich heute habe.

*

Der Sinn nahm die Form, sie sträubte und ergab sich. Der Gedanke entsprang, der die Züge beider trug.

*

Die kleinen Stationen sind sehr stolz darauf, daß die Schnellzüge an ihnen vorbei müssen.

*

Die Augen der Frau sollen nicht ihre, sondern meine Gedanken spiegeln.

*

Mädchen — das bedeutet auch eine Insektenlarve.

*

Auf den Pegasus machen sich jetzt viele Roßtäuscher Hoffnung.

*

Der neue Vater: »Mein Sohn tut nicht gut. Er ist Mystiker.«

*

Der Wiener erkannte, daß der Wagentürlaufmacher zwecklos sei. Da erfand er Klinken, mit denen man nicht öffnen kann.

*

Wien: Der Aristokrat ißt Austern, das Volk schaut zu. Berlin: Das Volk schaut nicht zu, wenn der Aristokrat Austern ißt. Aber für alle Fälle, damit dem Aristokraten jede Belästigung erspart und das Volk abgelenkt sei, ißt es auch Austern. Das ist die Demokratie, die ich mitmache.

*

Berolin putzt alle Flecke.

*

Mir träumte, sie glaubten mir nicht, daß ich Recht habe. Ich behauptete, es wären ihrer zehn. Nein, zwölf, sagten sie. So viel Finger an beiden Händen sind, sagte ich. Da hob einer die Hand und siehe, sie hatte sechs Finger. Also elf, sagte ich und appellierte an die andere Hand. Und siehe, sie hatte sechs Finger. Schluchzend lief ich in den Wald.

*

Das Weib habe so viel Geist, als ein Spiegel Körper hat.

*

Widmung des Werkes

In tiefster Schuld vor einem Augenpaar,
worin ich schuf, was darin immer war,
geschaffen, kund zu tun, was es nicht weiß,
dem Himmel hilft es, macht der Hölle heiß.

In tiefster Ehrerbietung dem Gesicht,
das, Besseres verschweigend als es spricht,
ein Licht zurückstrahlt, das es nie erhellt,
der Welt geopfert, zaubert eine Welt.

Saccumum

Von **Albert Ehrenstein**

Wo in der Provinz Ciminien die alte Etruskerstadt Saccumum lag, weiß niemand. Genug an dem: sie bestand einmal und dies ist ja wohl das einzige, was man von irdischen Dingen mit einiger Gewißheit auszusagen vermag.

Unter der Regierung eines Kaisers, der nur durch übergroße Strenge die Ordnung in seinem gewaltigen Reiche aufrechterhalten zu können glaubte, ereignete sich in dieser Stadt ein sonderbarer Vorfall. Eines Sommertages stieg sicheren Schrittes vor vielen Zuschauern ein Esel auf den Richterstuhl und fing gewaltiglich an zu schreien, zur höchsten Verwunderung aller Saccumer, jedoch ohne daß jemand den Sinn der Begebenheit zu erraten vermochte, bis die Zeit selbst das Rätsel löste. Einige Wochen nachher nämlich wurde ein Bewohner der Stadt namens Craugasius, seines niedrigen Standes unerachtet — er war seines Zeichens ein Bäcker — vom Kaiser als Vogt über die Provinz gesetzt, zur Belohnung dafür, daß er die Kornunterschleife des Präfekten der Stadt Rom aufgedeckt hatte. Mit dieser hohen Auszeichnung war aber Craugasius nicht befriedigt, sondern als ob dies ewig so weiter gehen könne, lechzte er danach, weitere Anzeigen zu machen und noch höher zu steigen. Diejenigen Verbrechen, deren Enthüllung und grausame Ahndung ihn bei dem Herrscher beliebt gemacht hätte, nämlich Beleidigungen der Majestät, Zauberei, Anwendung von Geheimmitteln, Befragen der Orakel, Unzuchtsvergehen und Ehebrüche wollten jedoch in seinem Amtsbereiche nicht vorfallen. Denn als Etrusker war zwar jeder

der Einwohner der Stadt bereit, wahrzusagen, Träume auszulegen wie auch den Gesang und Flug der Vögel aufs scharfsinnigste zu deuten, ebendaher aber auch keiner gewillt, einen anderen für das zu bezahlen, was er selbst ebensogut oder noch besser zu verstehen glaubte. Durch den Genuß zahlreicher Sklavinnen waren die Reicheren davor bewahrt, Vergnügungen des Leibes außerhalb ihrer Besitztümer zu suchen, und die Übertretungen der Armen zu bestrafen, verlohnte sich nicht. Keiner auch befragte, wie wohl in anderen Städten geschah, ein delphisches Tischchen, wer des Kaisers Nachfolger sein werde. Denn unter den Männern der Stadt war keiner auch nur so ausgezeichnet, daß er in die Umgebung des Herrschers hätte aufgenommen werden können, und schon um den lebenden Fürsten kümmerten sie sich so wenig, daß sie nicht einmal nach den Kriegsnachrichten fragten. Und ob der Kaiser heute das Land Jaramlam eroberte oder morgen den Totordanes siegreich überschritt und eine große Anzahl von Chioniten und Gelanen in die Gefangenschaft fortführte, das war nur denjenigen nicht gleichgültig, die so unvorsichtig gewesen waren, sich nicht den Daumen zu verstümmeln, um den aufreibenden Kriegsdiensten zu entgehen.

Anfangs hatte Craugasius stets ein Gespann nysäischer Rosse bereithalten lassen, um, wenn es ihm etwa gelänge einer gräßlichen Verschwörung auf die Spur zu kommen, stracks und bevor noch ein anderer die wertvolle Nachricht an den Hof bringen könne, an den Sitz des Fürsten zu eilen und zum Dank der ersehnten Beförderung, etwa gar der Ernennung zum Patricius, teilhaftig zu werden. Da aber nichts von Belang sich einstellen wollte in der ruhigen Landstadt, wo sozusagen, wenn ein Blatt zu Boden fiel, ob des großen Geräusches das Forum sich zu füllen pflegte, stand er ab von dieser Gewohnheit und indem er auf den Neid und die Gehässigkeit schlechter Menschen rechnete, ließ er immer aus einem hoffnungsvollen Fenster seines Palastes einen Strick heraushängen, an dessen unteres Ende recht wohl von Heimtückischen namenlose Anzeigen geknüpft werden konnten. Und oft des Tages, aber auch mitten in der Nacht erhob er sich selbst von dem erfreulichsten Weibe oder üppigsten Gelage, ob sich etwa durch diese freiwillige Buße das Schicksal seiner Sehnsucht günstiger stimmen ließe. Verlor auch das trefflich gefüllte Schweinseuter oder der lecker gemästete Siebenschläfer auf das Beklagenswerteste von seinem

Wohlgeschmacke — er stand auf und sah nach dem Stricke, obzwar er ihn noch nie beschwert angetroffen hatte. Nur einmal in einer mückenreichen Nacht hörte er ein Geräusch bei jenem Fenster. Aus Pflichteifer und Dankbarkeit gegen ein ihm solchermaßen bezeigtes Vertrauen litt er es nicht, daß ein Sklave dies bewerkstelligt hätte. Er selbst zog das Seil gierig empor und gewahrte alsbald an dem Ende ein vielversprechendes Säckchen und als er das Säckchen öffnete, fand er es von einem groben Mehl erfüllt, Spelt mit Gerstenmehl gemengt, wie er unwillkürlich feststellte, und als er in dem Mehle nach einem Schreiben wühlte, kamen ihm zwei blutige Eselsohren in die Hände. Diese zarten Anspielungen auf seinen früheren und nunmehrigen Beruf führten zu einer Untersuchung, denn Craugasius hätte gar zu gerne gewußt, wessen Esel der Ohren ermangelte. Unter Posaunenschall und Tubaklang wurde den Bewohnern der Provinz befohlen, am nächsten Tage eine Zusammenkunft ihrer sämtlichen Grautiere zu veranlassen, auf einer Wiese, die von dieser Versammlung ohne Zweifel für alle Zeiten den Namen Eselsanger erhalten hätte, wenn nicht, dies zu verhindern, traurige Ereignisse eingetreten wären, von denen noch zu berichten sein wird.

Der Vogt hatte gedacht, der Übeltäter werde das geschändete Tier beiseite schaffen und das Fehlen desselben aus den Steuerverzeichnissen nachzuweisen sein. Da er aber die Heerschau über die Eseltiere der Gegend abhielt, zeigte es sich unter dem anscheinend außerordentlichen Erstaunen aller, daß keines dieser Geschöpfe durch den Besitz von Ohren ausgezeichnet war. Hierauf eingeleitete Nachforschungen brachten keinerlei Nachricht über ein zu etwelcher Stunde besonders stark vernommenes Geschrei der mißhandelten Kreaturen, und eine eingehende Besichtigung der Wundränder ergab keinerdings den sonderlich frühen oder späten Zeitpunkt der Verunstaltung irgend eines Eselchens, wie nicht anders zu erwarten bei der ungemeinen Trefflichkeit der etruskischen Heilmittel. Eine derartige Feststellung wäre mit der Ertappung des Schalkes gleichbedeutend gewesen, nun aber sämtliche zu bestrafen ging nicht an, denn jeder besaß das Recht, an seinen Haustieren vorzunehmen. was er wollte, und ein Bericht an den Kaiser über diese Verschwörung hätte bei Hofe nur unauslöschliches Gelächter erregt und ihn für immer unmöglich gemacht. Also erfaßte Craugasium der Gram, und ward er lange Zeit nicht gesehen in seinen Aviarien, die ihm

vordem große Freude bereitet hatten mit ihren silberweißen Pfauen und Perlhühnern. Bereits gedachte er die ganze Angelegenheit als ein Mißverständnis erscheinen zu lassen, als wäre das Seil nichts anderes gewesen als eine Vorbereitung für dringliche Maurerarbeiten, als ihn eine merkwürdige Begebenheit aus dem Gefängnisse seiner Lächerlichkeit nicht bloß befreite, sondern vermittels der Macht, die ihm gegeben war, allen Spöttern heilsamen Schreck einjagte. Thrasea Baeticus, ein wildhaariger Römer von untersetzter Gestalt, mehr als kundig des Würfelspiels und verdächtig, der an sich großen Verworfenheit eines ihm verwandten betrügerischen Wettfahrers durch unerlaubte Mittel zu Hilfe gekommen zu sein, war dieser Eigenschaften und seines losen Mundes halber aus seiner Vaterstadt nach Saccumum verbannt worden. Offenbar müde, in der stillen Stadt der Langweile die Hitze des Sommers und den Frost des Winters hinzunehmen, wählte er eine vergnügliche Art des Selbstmordes, indem er, ohne sich auf die gebräuchlichen, aber höchst zeitraubenden Blumensendungen, Blicke und Annähernngen und das immer weitergehende magnetische Streicheln und Berühren einzulassen, kurzerhand eine Jungfrau von vornehmer Geburt vergewaltigte, welche denn auch, als er nicht wiederkehrte, Klage gegen ihn erhob. Craugasius hatte diesen römischen Schelm stets im Verdachte des ihm gespielten Streiches gehabt und also vollzog sich diese Hinrichtung unter grauenvollen Martern. Aber diess geringe und kleinstädtische Angelegenheit konnte nicht des Vogtes Namen vor den Herrscher tragen. Daher begrüßte er es mit großer Freude, als ihm das Gerücht von der Ankunft eines Philosophen zu Ohren kam. Philosophen nämlich neigten damals dazu, das Gewicht ihrer eigenen Persönlichkeit oder ihres Bartes der ganzen übrigen Welt entgegenzusetzen, ja bei Mißerfolgen dem weiblichen Geschlechte gegenüber und dadurch verschärfter schlechter Verdauung verneinten sie dieselbe auf das wuchtigste. In derlei Welthaß lag aber eingeschlossen die Verachtung der kaiserlichen Majestät, wenigstens nach der Ansicht beförderungsliebender Richter, und die Philosophen, zur Wahrheit erzogen, bestätigten gewöhnlich diese Folgerung und wurden verbrannt. Deswegen freute sich Craugasius. Eines Tages aber machte ihm der Ankömmling als ein gesitteter und höflicher Mensch seine Aufwartung. Craugasius streckte ihm das Knie zum Kusse entgegen,

als ob dies genug des Glückes sei. Serapion jedoch, der Weisheitsfreund, tat nichts dergleichen, sondern schüttelte dem Vogte kräftig die Hand. Der wich betreten zurück und änderte sein Benehmen erst, wie er einer scheinbar zufälligen Bemerkung seines Gastes entnehmen mußte, daß dieser der leibliche Bruder eines wirklichen Kammerherren des Kaisers war. Da begann Craugasius in dem Philosophen einen höfischen Spion zu wittern und den Erleuchtetsten unter den Kommentatoren des Aratus öfter mit seinen ehrerbietigen Besuchen zu behelligen als es dem Betroffenen lieb war.

Serapion gehörte unter die Bewunderer und Gönner der Natur. Gerührt konnte er vor einem Teiche stehen und sich an den besonnenen Bewegungen der heiligen Fische weiden, das Zirpen der Zikaden über die Wiesen hin hielt ihn oft lange unbeweglich an einem Orte fest, und keinen lieblicheren Laut kannte er als das tiefe Summen der Bienen und Drohnen, in denen der heiße Sommer sang. Oft aber schien solches Betrachten gierig, als könnte das Vergnügen nicht mehr lange währen. Wenn er nicht Beziehungen zu Hofe besessen hätte, würde ihm dieses Insichtrinken der Natur, dieses dem Quiriten fremde und grundlose Stehenbleiben und Verharren an einem durch keinerlei Geschäfte ausgezeichnetem Orte als schändliche Zauberei ausgelegt worden sein. So aber konnte er seinem Barte, Augen und Haaren von schwarzer Farbe anstandslos einen aus schwarzem Sererstoffe gefertigten Talar hinzufügen. Die Eintönigkeit seines Aufzuges begründete er damit, daß es dem Menschen, der innerlich bunt sei, gezieme, sich durch äußerste Einfachheit des Auftretens von den Tieren zu unterscheiden, welche an der Oberfläche eine außerordentliche und ihren vielen Arten gemäße Buntheit und Manigfaltigkeit zu entwickeln pflegen. Sein düsteres und wie unheilverkündendes Aussehen verhinderte nicht, daß sich auf seinen Wanderungen nahe der Stadt zahlreiche Leute um ihn einfanden, die vielleicht weil sie dachten, dies sei nun Sitte in Mediolanum, Constantinopolis, Nikomedien oder Antiochia, denselben Dingen eine bald bedächtige, bald verzückte Aufmerksamkeit zu schenken begannen, denen Serapion die Blicke seiner Augen weihte. Mählich wurden diese Belästigungen und Massengefühle dem weisen Manne beschwerlich und er sandte seine Diener ins Freie, an seiner Statt die Blumen und Bäume mit Bewunderung zu überschütten. Doch auch um jene standen die Müßigen in dichtem Kreise.

Da erscholl — früher als sonst in diesem Herbste — am Abendhimmel heimatlicher Gefühle das schaurig pfeifende Abschiedsgeschrei der Turmschwalben. Trauernd tanzten sie vor den Sternen, zogen matt, mit wunden Flügeln, sieche Kreise in den Lüften, verschwanden zögernd und kehrten eilends, wie aus einer Schleuder geworfen, wieder, als könnten sie die Stadt ihrer Väter diesmal nicht für den ewigen Frühling des Südens verlassen. Und wie wenn solche Absonderlichkeiten unter den Vögeln ansteckend wären: die heiligen Gänse der Stadt huben an aufs kläglichste zu husten. Alsobald wurden über die Wundererscheinung die sibyllinischen Bücher zu Rate gezogen. Da aber selbst dies Orakel für den Fall nichts vorgesehen hatte, zu menschlicher Hilfe gegriffen. Doch das Erscheinen eines weisen Hirten beschleunigte nur den ruhmlosen Tod der Vögel, dieser lebenden Palladien der Stadt. Bald darauf begann in der Straße der Klageweiber das Hündchen Cerberus zu bellen und ließ sich durch nichts beruhigen. Aus Furcht vor seinem Namen ersäufte man es nicht: es wurden Gesandte abgeschickt, das Hündchen zu befragen, was es denn mit seinem Bellen meine.

Um diese Zeit etwa erhielten die Saccumer auf einige Tage einen neuen und letzten Gesprächsstoff. Der Besen, mit dem man den Sitzungssaal der Gemeindeältesten zu kehren pflegte, schlug wieder aus. Nach dem einstimmigen Ausspruche sämtlicher Zeichendeuter besagte das nichts anderes, als daß das Unterste zu Oberst gelangen werde. Die Wendung, welche Schmeichler der Sache gaben, Leute der niedrigsten Klasse würden zu hohen Würden im Staate erhoben werden, behagte zwar dem Vogte, nicht aber den Furchtsameren und Ahnungsvolleren. Allzu seltsame Zeichen und Wunder hatten sich binnen kürzester Zeit ereignet. Das Geschrei jenes Esels auf dem Richterstuhle klang nunmehr in ihrer Erinnerung als wäre es von maßlosem Grauen erfüllt gewesen. Sogar die selbstverschuldete Blutigkeit der Eselsohren dünkte sie gefahrdrohend, denn wie leicht konnte nicht ein Unheil, das ihrem Oberhaupte angedeutet worden war, sich auch auf sie, die anderen Teile des Stadtkörpers beziehen? Dazu kam die Hinrichtung des Baeticus, das in ihren Augen düstere und magiergleiche Auftreten Serapions und als letzte Warnung das plötzliche Wachstum des Besens. In aller Stille flohen etliche aus der Stadt und bald darauf verließen auch díe Katzen Saccumum, wie einem Heere von Mäusen entgegen.

Am Abend dieses Tages war Serapion bei Craugasius zu Gaste und Hesychia, die verheiratete Tochter des Vogtes, welche den Fremdling um seiner sonderbaren Tracht und Redeweise willen nach Frauenart liebte, war mit ihnen. Dichte Finsternis und Wirbelsturm schienen Serapion nicht ganz wider seinen Willen bis spät in die Nacht festzuhalten, als ein Erdstoß dem Mahle der Sterblichen ein Ende bereitete. Ein Blitz ließ den Gelehrten die Art der Erscheinung erkennen und während er mit der einem Philosophen geziemenden Ruhe Hesychia zum ersten- und letztenmale umarmte, Craugasius aber dieses Verbrechen nicht achtend aus dem Gemache floh, sagte er, der wußte, daß nicht zu helfen und nichts zu ändern war: »Dieses hier ist wahrlich noch dein Schoß, doch jenes andere, das wir mit Bewunderung hören und sehen, ist diejenige Form von Erdbeben, die man Gähnungen, Chasmatiai nennt. Durch heftige Erschütterungen öffnen sie plötzlich Schlünde und verschlingen ganze Landstriche, wie im krissäischen Meerbusen Helice und Bura, im atlantischen Meere aber eine Insel größer als ganz Europa. Und da solche Weise des Todes dort vielen, ja unzähligen Menschen geschah, dürfen auch wir nicht wider dieses uns noch unerklärliche Bedürfnis der Natur murren, sondern müssen mit unserem Lose zufrieden sein, wie sehr wir auch nach unserem Tode lieber Gewisses über den silbernen Tanz der Gestirne erfahren möchten, statt in den feurigen Eingeweiden der Erde zu wühlen genötigt zu sein.« Indem er noch so sprach und sich an ihr labte, wie er, wenn er allein und derartiges zur Hand gewesen wäre, eine köstliche Traube oder gar trockenes Brot genossen hätte, sanken sie mit einer großen Geschwindigkeit in die Tiefe. Ringsum erschollen den Göttern gewidmete Flüche, wie auch Rufe der Kinder um Hilfe und Antworten der Eltern, daß dies nicht möglich wäre. In dem Gemache aber, wo sich die Innigumschlungenen befanden, von dieser Rache ihrer Sklaverei noch nicht befriedigt, in der allgemeinen Verwirrung und Erschütterung an dem Verwüstungsspiele der Natur teilnehmend, benützte eine Lampe die sehr günstige Gelegenheit umzufallen und das versunkene Haus wurde auch noch von Flammen ergriffen. Solange sie zu empfinden vermochten, fühlten sie heiße Steine auf ihren schreienden Körpern, bis Staub und emporfahrende Erde erstickend ihre Gurgeln füllte und sie vernichtete. Warum die Stadt von den Fangschlünden des Erebus ergriffen, dieser Fleck

der Belichtung entzogen wurde, ist unbekannt. Leute, die das Schicksal zu höhnen lieben, behaupten, damit jene Wiese nicht für alle Zeiten den Namen Eselsanger zu ertragen habe. Andere fabeln, die himmlischen Mächte hätten den Vogt nicht über unzählige Leichen zu noch größeren Ehren schreiten lassen wollen. Über die Stadt hin flutet ein See, der Lago di Vico, und jener etrurische Bauer, welcher zuerst über ihn hingefahren sein mag, Gebete murmelnd und Fische einsetzend, dürfte das Erdbeben eine Strafe der großen Sittenverderbnis genannt haben. Ich aber halte dieses Hüsteln der Erde weder für eine Tat noch für einen Zufall der Gerechtigkeit, sondern glaube, daß diese Sache vorbestimmt und sozusagen seit der Gründung des Ortes fällig war, weil allen Gesetzen nach von Anbeginn nicht gut anders möglich bei einer Stadt, die allein durch den trauervollen Klang ihres Namens den Göttern der Unterwelt geweiht war ... Deswegen möchte ich auch den Bewohnern des Landes jenseits der Insel Atlantis, die gar fleißig sind im Gründen neuer Städte und sie benennen mit altertümlichen Namen, abraten, eine ihrer Waben mit dem Namen jener Stadt zu belegen, auf daß nicht so üble Vorbedeutung den unausbleiblichen Untergang des diese Bezeichnung führenden Ortes oder am Ende gar des ganzen Landes nach sich ziehe.

Lebendes Bild

Von **Jakob van Hoddis**

Zwei Skribenten mit zu großer Neese
Sitzen vor der Wand aus gelbem Taft;
Und sie sorgen sich um die Synthese
Der Kultur und um die Jungfernschaft.

Denn der Teufel schreitet durch die Mitte
Und ist gänzlich ohne innern Halt.
Feurig federn seine langen Schritte,
Schwarz und wechselnd ist er von Gestalt.

Und er wedelt mit dem schlangenhaften Schweife;
Denn er hat mit einer Maus gehurt,
Und im Vordergrund raucht schon die Pfeife
Seine neugeborne Mißgeburt.

Selbstanzeige

Die Berechtigung des Abdruckes der über meine Schriften erscheinenden Kritiken steht zunächst schon deshalb außer Zweifel, weil sie bestritten wird. Des weitern versteht es sich, daß hier nicht nur die Konsequenz einer literaturpolitischen und lokalpolemischen Absicht gezogen wird — der »Widerspruch« zwischen Preßbekämpfung und Preßzitierung ist in ihr gelöst —, sondern daß hier auch die Eitelkeit mitspielt. Warum denn nicht? Ibsen hat den größten Wert darauf gelegt, in der Leipziger Illustrierten eine Besprechung zu bekommen. Ich habe nicht eine Zeile von den tausend, die über mich gedruckt werden, herbeigerufen, nie einen Kritiker ersucht, kenne kaum einen der Leute, die über mich schreiben. Die ganze zeitgenössische Buchmacherei schwelgt in der Anerkennung, die sie sich bestellt und liefert; wenn das Publikum betrogen ist, tritt sie bescheiden in den Hintergrund. Mir liegt an der Verbreitung, an dem äußeren Erfolg und Ertrag meiner Schriften weniger als nichts, aber viel an der Feststellung des Eindrucks, den sie machen, und in diesem Bilde verschwindet das belangloseste Urteil, das ich zitiere. Soweit Überschwang daran beteiligt ist, den ich so gut wie andere spüre, wird er symptomatisch wichtiger sein als Sachlichkeit und ein Beweis für den sein, der das Zeug hatte, so überschätzt zu werden. Gegenüber den offiziellen Ehren, die die Nullen einstreichen, ist solche Reproduktion eine geringe Entschädigung aktiver Notwehr. Und es ist völlig unwahr, daß die, die »mich lesen wollen«, sich nicht auch für das, was sie über mich lesen können, interessieren. Sie tun nur so. Und ein Nachdruck in der Fackel ist keine mechanische Sache. Hier ist nichts, was nicht irgendwie zu mir eingestellt, von mir angeschaut wäre, und ich habe ein Recht, zu verlangen, daß die, die mich begleiten, auch meine Passion, meine Leidenschaft, meinen Irrtum mitmachen. Wollen sie nicht, so sollen sie's bleiben lassen; der Leser kann das Lesen aufgeben, aber nicht wünschen, daß er redigiere. In jedem Fall ist die Beschwerde über Raumverlegung abzuweisen. Sie mögen jene Seiten überschlagen, deren Anblick ihnen widersteht und ohne die ein Heft der Fackel noch immer über die räumliche Verpflichtung hinausginge, welche sie übernommen hat. Von der geistigen nicht zu reden. Ich spreche noch immer nicht laut genug darüber, daß ich sie erfülle. Von dem

hundertsten Teil des Beifalls, den ich verschweige, völlert eine Generation von Literaturprofessoren, Kommis, emeritierten Schmierenschauspielern, bereits hinausgejagten Offizieren und sonstigem Gesindel, das an »Doppelnummern«, Selbstlob und anderen Schwächen, die ich habe und bekenne, seine Scherzhaftigkeit betätigt. Wehe, wenn ich einmal Ernst mache! Bis dahin fahre ich in der Übung dessen fort, was die Wohlmeinenden verdrießt, die Bescheidenen verletzt und die Trottel zu Satirikern macht.

•

Die Vorlesung vom 1. Februar brachte — vor überfülltem Saal — das in drei Teilen absolvierte Programm: Aphorismen, Der Traum ein Wiener Leben; Aphorismen, Der Biberpelz; Erdbeben, und zwei Zugaben: Das Ehrenkreuz, Die Malerischen. Ein Wiener Blatt hat sich geäußert, ‚Ton und Wort', Zeitschrift für Musik und Literatur (I. 3. Heft):

In einer Zeit, da man Weichgehirnen, Schmöcken und Durchschnittsqualitäten an vielen baufälligen Altären ranzig gewordene Weihrauchkerzen anzündet, wäre es das gute Recht einer starken Persönlichkeit, auf derlei kritische Parfüms zu verzichten. Es ist aber nicht die Pflicht der allgemeinen kritischen Bekleidungsindustrie, die Uniformlieferung deshalb zu verweigern, weil sich in den Lagerbeständen nichts Passendes findet, oder weil man aufs Maßnehmen nicht eingerichtet ist. Wenn Karl Kraus eine Vorlesung hält, um seinen Gästen die Eigenart seiner Persönlichkeit unmittelbar näher zu bringen, so hat mich seine Kämpferposition einen Schmarrn zu bekümmern. Ich habe das Recht und die Pflicht, bei Ausschaltung aller polemischen und persönlichen Momente, festzustellen, welche Gewinne der Besuch seiner Vorlesung bringt.

Darum sei, unbeirrt und leidenschaftslos festgestellt, daß Karl Kraus bei seiner vom akademischen Verband für Musik und Literatur am 1. Februar veranstalteten Vorlesung einen großen, ehrlichen Erfolg hatte. Ohne Geistreicheleien zu versuchen, sei trocken chronistisch vermerkt, daß sich seiner zwingenden und starken Persönlichkeit, seinem vielfach vergleichslosen Witz und seinem Humor niemand entziehen konnte. In der Artistik seines Stilvarietés steckt mehr künstlerische Qualität als in manchem seriösen, alleinseligmachenden Reinkünstlertum. Es muß auch gesagt werden, daß diese selbstherrlichen Gedanken durchaus nicht an der Oberfläche spiegelfechten, vielmehr aus respektablen Tiefen kommen und in Tiefen gehen — können. Vorausgesetzt nämlich, daß sie nicht auf Sackgassen treffen. Ein paar allzu persönlich polemische Ausfälle schienen überflüssig. Karl Kraus, der den großen Beifall mit Zugaben quittieren mußte, liest ausgezeichnet und eindringlich, ohne aufdringlich zu sein.

Die zweite Vorlesung wird am 7. März stattfinden.

•

Über die Chinesische Mauer ist ein Essay von Stefan Kádár in der ungarischen Revue ‚Renaissance', (Budapest, 1. Januarheft) erschienen.

Über die Harden-Schriften eine Besprechung in ‚Wissen ist Macht' (Monatlicher Wegweiser der ‚Arbeiter-Zeitung' für Literatur und Bibliothekwesen, Dortmund, Februar).

Über Heine und die Folgen brachte die ‚Deutsche Montagszeitung' (Berlin, 6. Februar) einen Artikel. Das Sonntagsblatt des ‚Berner Bund' (J. V. Widmann) schrieb am 5. Februar:

Stendhal erzählt in seinen »Römischen Spaziergängen« gelegentlich, wie ein besonders verwegener Bandit noch unterm Regiment des alten Kirchenstaates Polizist wurde und als solcher sich ganz hervorragend bewährte. Hier liegt ein ähnlicher Fall vor. Der als satirischer Denker und schlagfertiger Stilist immer mehr zur Geltung gelangende österreichische Schriftsteller Karl Kraus wird sich in ehrlichen Stunden — oder wenigstens Minuten — gewiß selbst eingestehen, daß auch er als Redakteur (der ‚Fackel') viele journalistische Sünden auf dem Gewissen hat, z. B. jene von ihm auf Heine zurückgeführte virtuose Technik des schadenfrohen, gassenbubenhaften Wortwitzes, der in geistreicher Polemik die Lacher auf die Seite des Angreifers bringt, aber in manchen Fällen eine Ungerechtigkeit und ein Frevel an bessern, wenn auch geistig schwerfälligeren Naturen ist. Viele treffliche Männer Österreichs hat Kraus mit giftigem Hohn und Spott überschüttet, so daß man auf den Gedanken kommen konnte, auf ihn habe — vorahnend — Lessing jenes Epigramm gedichtet:

»Als Fell, der Geiferer, auf dumpfes Heu sich streckte,
Stach ihn ein Skorpion. Was meint ihr, daß geschah?
Fell starb am Stich? — Ei ja doch, ja!
Der Skorpion verreckte.«

Und nun erleben wir es, daß der in den Mitteln sensationeller Tagesschriftstellerei bisher so gar nicht wählerische Mann sich zum Herakles aufwirft, der den Augiasstall des sündigen Journalismus unserer Tage gründlich auszufegen unternimmt. »Gegen die grundsätzliche Verflachung alles Geistigen, gegen die maßlose Selbstüberschätzung der momentanen Äußerung, gegen die Ausnützung und Entwertung alles Schöpferischen für den Tagesbetrieb« — also gegen tatsächlich arge Mißstände der feuilletonistischen Presse tritt er auf und verbindet mit diesem verdienstvollen Unternehmen eine literarisch interessante Arbeit, indem er in vorliegender Schrift Heinrich Heine als den »Stammvater dieser gleißenden Preßherrlichkeit« schildert, »die mit falschen Brillanten Staat macht, den Tatsachenbericht durch Poesie, die Dichtung durch Reportage, den Ernst durch schnoddrigen Witz, alles schöpferische Vermögen durch den überflüssigen Putz ornamentaler Bildungsphrasen entstellt.« (Worte des trefflich redigierten Begleitzettels, der dem Buche beilag.)

Man darf diese kritische Polemik gegen den Menschen und den Schriftsteller Heine in ihrer Veranlassung also nicht mit jenen Angriffen verwechseln, denen Heine von Antisemiten und von Deutschtümlern sonst ausgesetzt ist. Kraus ist von solchen Tendenzen völlig frei, ohne

jedes derartige Vorurteil. Er vollzieht das Gericht an Heine in derselben nur auf wahres Erkennen gerichteten Weise, wie die Literatur- und Kulturgeschichte ihr Gericht schon längst an einem ähnlichen, ebenfalls für seine Zeit eine »Größe« bedeutenden Mann, an Pietro Aretino, vollzogen hat. Indem Kraus bei Heine »dessen Mangel an Charakter durchschaut, erkennt er den tragischen Mangel an Genie und schöpferischer Strenge. Heine bezahlt den zweifelhaften Vorzug, der erste unter den Journalisten zu sein, mit dem historischen Verlust des höheren künstlerischen Wertes.«*)

Das haben ja vor Kraus schon viele gedacht und wohl auch ausgesprochen, Aber niemals ist es mit so zwingender Beweisführung und in solcher Schärfe dargestellt worden wie in der nur 45 Seiten starken Broschüre. In all ihrer knappen Gedrängtheit berührt sie jeden Punkt, auf den es ankommt, zeigt unter anderem, daß die Liebe und Bewunderung, die wir für Heine bewahrt haben, eine konservierte Liebe zu unserer eigenen Jugend ist. »Man hatte die Masern, man hatte Heine, und man wird heiß in der Erinnerung an jedes Fieber der Jugend.« Kraus macht sich seine Aufgabe nicht leicht. Er weiß, daß die stärkste Position Heines das »Buch der Lieder« ist. Und er analysiert einzelne und mißt ihren Wert an anderen lyrischen Schöpfungen. Hier nur e i n solches Beispiel:

»Wie über allen Gipfeln Ruh' ist, teilt sich Goethe, teilt er uns in so groß empfundener Nähe mit, daß die Stille sich als eine Ahnung hören läßt. Wenn aber ein Fichtenbaum im Norden auf kahler Höh' steht und von einer Palme im Morgenland träumt, so ist das eine besondere Artigkeit der Natur, die der Sehnsucht Heines allegorisch entgegenkommt. Wer je eine so kunstvolle Atrappe im Schaufenster eines Konditors oder eines Feuilletonisten gesehen hat, mag in Stimmung geraten, wenn er selbst ein Dichter ist. Aber ist ihr Erzeuger darum einer? Selbst die bloße Plastik einer Naturanschauung, von der sich zur Psyche kaum sichtbare Fäden spinnen, scheint mir, weil sie das Einfühlen voraussetzt, lyrischer zu sein, als das Einkleiden fertiger Stimmungen. In diesem Sinne ist Goethes »Meeresstille« Lyrik, sind es Liliencrons Zeilen: ‚Ein Wasser schwatzt sich selig durchs Gelände, ein reifer Roggenstrich schließt ab nach Süd, da stützt Natur die Stirne in die Hände und ruht sich aus, von ihrer Arbeit müd'.' Der nachdenkenden Heidelandschaft im Sommermittag entsprießen tiefere Stimmungen als jene sind, denen nachdenkliche Palmen und Fichtenbäume entsprossen; denn dort hält Natur die Stirne in die Hände, aber hier Heinrich Heine die Hand an die Wange gedrückt . . .«

Es folgen noch viele Beispiele, die namentlich die Unwahrheit der lyrischen Stimmungen Heines darlegen, auch die Verlogenheit seines Witzes, an den er selbst nicht glaubt. Dann wird auf Heines Prosa übergegangen, auf die Plumpheit seiner Polemik, die natürlich uns weit weniger Begabten immerhin als ein Gott weiß wie geschickter Tanz erscheinen mag. Doch wirken die von Karl Kraus ausgesuchten Beispiele ebenfalls überzeugend.

*) Diese Stelle ist wie die oben zitierten nicht der Schrift, sondern dem Begleitzettel des Verlegers entnommen.

Anm. d. Herausgeb.

Man mag also über Kraus denken, wie man will und kann; diese seine Broschüre: »Heine und die Folgen« ist eine Leistung, an der man nicht achtlos vorübergehen darf. Und alles in allem scheint sie uns ein Wort zur rechten Zeit.

Man mag über Kraus denken, wie man will und kann — wenn man denken könnte, würde man schon anders wollen —, das eine muß er sagen: Herr J. V. Widmann hat hier ein rechtschaffenes Bekenntnis abgelegt, das — ein gutes Pendant zu der letzthin zitierten Berliner Meinung — ihm die Ungunst der Feuilletonbuben zuziehen wird. Aber es würde ihm wahrlich nicht gelingen, nachzuweisen, daß ich vom Banditen zum Polizisten avanciert bin und in Erkenntnis meiner »journalistischen Sünden« mich plötzlich und zur allgemeinen Überraschung als Bekämpfer des Journalismus zu etablieren begonnen habe. Ich kann ruhig sagen, daß ich noch keine einzige ehrliche Stunde gehabt habe, in der ich mir etwas eingestehen mußte, z. B. ich sei »in den Mitteln sensationeller Tagesschriftstellerei bisher so gar nicht wählerisch« gewesen. Ich ahne nicht, mit wem Herr Widmann mich verwechselt, und ich glaube ernstlich, daß er erst durch den verlegerischen Begleitzettel auf mich aufmerksam geworden ist. Den trefflichen Österreicher nenne er mir, dem ich Unrecht tat. Was ich zu bereuen habe, sind Überschätzungen. Den »schadenfrohen, gassenbubenhaften Wortwitz« Heines weise er mir nach. Einen einzigen Witz, der nicht ein Blutstropfen wäre! Als ob sich Witz gegen Heine wenden könnte, wenn er Witz von seinem Witze wäre! Als ob das Vergnügen, das die Wiener Kaffeehaussippe an ihm hat, ein Beweis wäre für die Gemeinheit seiner Herkunft. Ich glaube, mit dem Satz: »Man mag über Kraus denken, wie man will« muß heute jede Anerkennung beginnen, die die Würde mir spendet. So viel Seiten dreihundertsechzehn Nummern der Fackel haben, so oft habe ich den Satz schon gehört, und immer war eine andere Leistung von dem weiten Gebiet ausgenommen, worin man gegen mich sein durfte. Je nach den Beziehungen, Gewohnheiten und Vorurteilen der vorsichtigen, einschränkenden und zugebenden Herren. Wenn ich diese Dennochs summierte, und nicht schon größenwahnsinnig wäre, ich würde es unfehlbar werden.

In ‚Nord und Süd‘, (XXXV. Jahrgang, 2. Februarheft) ist der folgende Aufsatz unter dem Titel »Karl Kraus« erschienen:

Es ist nicht Ziel dieser Zeilen, ein Porträt des Wiener Publizisten Karl Kraus zu entwerfen. Wenn ich heute an so sichtbarer Stelle für Kraus eintrete, so treibt mich nur meine verdammte Pflicht und Schul-

digkeit, zu versuchen, eine neue Bresche zu stoßen durch den Wall des Schweigens, der sich um ihn türmt.

Dieses, leider seltene, Pflichtgefühl macht den Journalismus zur Romantik unserer Jugend. Der Ritter des Mittelalters focht nur für die körperlich Schwachen. Der Ritter der Gegenwart kämpfe für die geistig Starken. Der Journalist muß Büttel und Herold sein. Er züchtige Buben mit den Rutenhieben seines Stils und bahne den Künstlern mit dem Rapier seines Temperaments eine Gasse. Er breche das Tor auf, welches das Pack vor unliebsamen Meinungen zuschlägt.

Aus der ‚Fackel‘, einer elf Jahre alten Wochenschrift, in deren brennend roten Heften sich das stärkste Temperament des heutigen Schrifttums entladet, sind die beiden Bücher von Karl Kraus hervorgegangen, die »Sittlichkeit und Kriminalität« (L. Rosner, Wien; 2. Auflage) und »Sprüche und Widersprüche« (Albert Langen, München) heißen. —

Keiner hat mit der Ausdauer von Karl Kraus gegen die Grundfeinde unserer Kultur, gegen Gemeinheit, Preßzensur, staatliche Übergriffe und sexuelle Bevormundung gekämpft. Keine Gesellschaftskritik entlarvt wie die seine den Trottel, der uns immer wieder das schon banale Zitat vom stets verneinenden Geist an den Kopf wirft. Denn alles, wogegen unsre Skribenten kämpfen (das sei einmal festgenagelt) und alles, was immer mehr die Empörung und den Abscheu besserer Menschen erweckt, ist dem Schmock und dem Philister lieb und teuer, und alle die hohen Ziele und edlen Werte, für deren Verwirklichung wir, die sogenannten Gewohnheitsschimpfer, uns die Feder wundschreiben, sind ihm fremd und gleichgültig.

Kampf ist das Element von Karl Kraus, in dessen Natur sich antithetisches Temperament mit der heute stärksten satirischen Kraft vereinigt hat. Der pathetische Zug macht seine Kulturkritik, die ihm Bedürfnis, nicht Geschäft ist, zum Erlebnis; mit ihr ist er wie mit seiner Waffe, dem Witz, organisch verschmolzen, sie ist nicht ein Vorwurf seiner Feder, sondern ein Teil seines Ich. Den Satiriker in ihm befriedigt wohl die Gestaltung grotesker Erscheinungen, z. B. die Nordpolentdeckung. Aber so tief leidet er unter der Schmach der verpesteten Stadtkultur einer Kulturstadt, daß immer neuer Haß seine polemische Kraft nährt. Haß und Liebe sind vielleicht die stärksten Erscheinungen im Menschen. Aber Kraus hat wirklich, wie wenige, die Kraft, zu hassen und zu lieben. Nichts liegt ihm ferner, als bloße Verachtung, Entrüstung oder Abscheu. Selbst der Ekel, in den sich der Haß eines objektiven Betrachters verwandelt, ist ihm fremd. Kraus liebt — spottet — haßt. Das sind die klaren Äußerungen seines Menschentums.

Er sitzt wie ein Argus in einer Stadt, die man eher nach Cliquen als nach Bezirken einteilen könnte. Allein und einsam, spießt er jede Gemeinheit, jede Dummheit, jede gedruckte, jede gesprochene Schurkerei mit seinem Hohn und seinem Witz auf, und das alles nur, um an vereinzelten Beispielen Korruption, Verdummung und ethische Gesetzlosigkeit zu beweisen. Dieses epigrammatische Talent mußte sich zum Aphoristen entwickeln, was es schon war, wenn es nur einzelne Sätze aus größern Gefügen herausbrach. Seine Aphorismen, die einzeln weniger stark als im Zusammenhang wirken, sind seine Kunstform. Sie

geben stofflich geordnet ein Bild seiner Weltanschauung und den Abdruck des Menschen und sind selbst dann, wenn sie nichts als Witz sind, wesentlich für das Ganze. Denn Kraus schreibt keine Einfälle nieder, sondern gibt Denkfragmenten eine endgültige Form. Er legt eine metaphorisch zum Witz gewandte Wahrheit wie einen Mosaikstein hin, der einzeln nichts ist, aber im Gesamtbild vielleicht der wesentlichste Teil des Körpers werden wird. Und das alles in einer an Shakespeare geschulten Sprache, persönlich gefärbt durch antithetische Stilisierung, geschmeidig gemacht durch regelmäßigen Satzbau und natürlich und einfach gehalten dank der Wahl der alltäglichen und daher besten Worte.

In dem Buch »Sittlichkeit und Kriminalität« stehn Prozeßkritiken und psychologische Untersuchungen, die an die bedeutendsten Tribunalkomödien und -tragödien der letzten Jahre anknüpfen. Kraus bekämpft den Indizienbeweis und verficht die Freiheit normaler und anormaler Sexualität, die Diskretion des Vorlebens, soweit es keinen Zusammenhang mit dem Delikt hat, und zeigt an kurzen Zitaten aus Gerichtsprotokollen, wie oft witzbeflissene Richter die Gefühle von Angeklagten und Zeugen in niederträchtigster Weise verhöhnen. Richter und Staatsanwalt sind die Angeklagten vor dem Gerichtstisch seiner Empörung, vernichtet durch die Schärfe seines Hohns. Viele Leser werden durch seine Betrachtungen noch heute bekannter Prozesse (Hervay, Montignoso, Klein, Beer, Riehl, Odilon) erst jetzt ein richtiges psychologisches Bild der damals nur als Sensation angesehenen Fälle gewinnen.

Felix Stössinger

Der irre Hölderlin

Von Ludwig Ullmann

Sein Genius hat die Fesseln des Körperlichen gesprengt. Vier Jahrzehnte des Verfalls konnten seine Schöpferglut nicht hemmen. Ein Wahnsinniger hat Dichtungen geschaffen, deren nackte Unmittelbarkeit kaum ihresgleichen hat. Die literarische Forschung hat die Gedichte, die eines zerstörten Geistes enthüllte Größe weisen, mit wenigen Ausnahmen ungebührlich vernachlässigt, die Pietätlosigkeit einer gesunden Nachwelt hat es geschehen lassen, daß diese erhabenen Menschheitsdokumente in alle Winde verstreut wurden. Ihre krämerische Unverfrorenheit spricht vom »Gestammel eines Irren« und verschleudert Hölderlin-Manuskripte der Wahnsinnsperiode um ein Spottgeld, während sie auf Originale der »reifen Zeit« Wucherpreise setzt. Sie hat es unmöglich gemacht, die Totalität des Schaffens jener tragischen Tage zu über-

blicken, hat ein wundervolles Gewebe in Fetzen gerissen. Wer wollte staunen, daß ihr die Erkenntnis versagt war und bleibt, daß im kranken Ausruhen eines fessellosen Gehirns Formen und Gefühle sich vereinfachen, Sprache und Stil im irrenden Zurückgreifen auf Urelemente dichterischer Mitteilung sich erhöhen und läutern könne? Zeitgenossen in Menge haben den Kranken besucht und ihre Schilderungen haben aufs Tiefste ergriffen. Ein Blick aber auf zwei Zeilen dieser wenig nach Gebühr geschätzten Elegien ist erschütternder:

»... Die Mauern stehen sprachlos und kalt,
im Winde klirren die Fahnen.«

Sie schließen ein Gedicht, dessen schauernde Lebendigkeit keinem »gesunden« Hirne gelungen ist. Vergebens, Hölderlins ganzes Lebenswerk zu durchstöbern. Man findet keine Entwicklungslinie zu dem Neuen, Plötzlichen dieser Gedichte! Die Behauptung ist nicht, sie klingt nur absurd, daß hier einer zu sich selbst gekommen ist, dem die Kraft organisierter, zweckvoller Mitteilung nicht mehr gegeben war. Das heilige Feuer des »Hyperion«, die kalte Größe des »Empedokles«, der Taumeltanz der in tausend Idealen gährenden Jugenddichtung, die Konzentration reifender Männlichkeit, alles nur das ringende Aufwärtsklettern zu dem noch nicht Dagewesenen eines deutschen Dichterstils. Der national sein sollte mit den Vorzügen und Errungenschaften aller Kulturen und Nationen. Diese ganze Zeit, im Träumen von vergangenen und verschollenen Menschheitsepochen versunken, wollte nichts anderes: Romantische Form im Geiste der Klassik, in modernem Stile antiken Geist. Synthese von Sinnlichkeit und Sittlichkeit, Vernunft und Gefühl. Ineinanderströmen und Neugebären aller Dichtungsgattungen. Wie kein anderer stand Hölderlin knapp vor diesen Zielen. Unaufhaltsam war er zu reiner Menschlichkeit vorgedrungen, unbekümmert die Seligkeit des Individuums singend, Natur und Menschengeist verquickend, in diesem das All auflösend und aus ihm

heraus gestaltend. In Kunstwerken, die Lyrik, Epos und Drama ineinanderflochten in breiter Ruhe und Beherrschung des Moments, in wallender, lyrischer Flut wundervoll organisch ineinanderklingender Sprachelemente. Als die Finsternis über ihn hereinstürzte, lagen die Grundlinien eines neuen Stils höchster Persönlichkeit offen da. Kein Bau sicherer Geschlossenheit konnte mehr entstehen. Eine tastende Hand setzte blindlings Stein auf Stein, genial noch in ihrer unwissenden Sicherheit. Wie die Hand eines Kindes sinnlose Spiele fügt, die schön und tief sind. Es schwinden die Probleme, die Ideen, die Tendenzen. Ein Dichter wird wieder zum Kinde. Als solches beschränkt und schrankenlos, irrend und wegsicher, schwärmt er im Uferlosen. In einer Sprache, die Überreste höchster Formkunst mit trivialerhabenen Brocken mengt. Aber mehr in einem Verzichten auf geschlossene Form, als in ihrem Verlieren. Eine Rückkehr zu monumental-banaler Einfachkeit nach der Erzwingung eines Stils, über formale Vollendung hinaus. Ein wuchtiger Zyklopenbau, der Verballhornung neben die Titanengröße setzt, steigt aus den zerbröckelnden Resten prächtiger Rundbogen. Wo ist der schillersche Rythmenrausch der Jugendzeit? Wo die apollinische Melodie des Mannes? Verflogen selbst das klare und kühle Pathos, das Hölderlin allein unter allen Deutschen eignete. Unter all diesen wehvollen Monologen kann höchstens die Napoleonphantasie »dem Allgenannten« — nebenbei die großartigste Napoleondichtung, ein Bild eherner Plastik — pathetisch genannt werden. Seine wundervollste Gabe, die traumhaft sichere Bildlichkeit, die selbst seiner Griechensehnsucht Problem und Gestaltung auch für eine Zeit, da jene Ideale längst verblaßt sind, lebendig bleiben läßt, ist hier auf primitivste Vorstellungen und Bilder beschränkt. Entblößung und Entschleierung. Eine Mangelhaftigkeit, die die Wurzeln eines Künstlergefühls und die Fundamente eines Dichterwerkes bloßlegt. Niemals und nirgends können Werke von solcher Ehrlichkeit und Unverhohlenheit existiert haben. Seltsam,

wie diese Gedichte abgleiten und in sich zusammensinken. Das nur periodisch arbeitende Gehirn setzt aus, der Ausdruck beginnt zu fiebern, zu stammeln. Eine Hölderlin sonst nicht eignende Naivität, die den einfachsten und würdigsten Ausdruck findet, und eine Banalität von anormaler Unbekümmertheit gehen ineinander. Oft ist es jene Schlichtheit, die der Kindersprache poetische Kraft gibt, oft eine Ausdrucksweise von typischer Unbeholfenheit, in einzelnen Momenten in unmittelbar einfacher Schönheit aufleuchtend. Bemerkenswert, wie sich die Anwendung des Wortes »sehr« häuft. Bezeichnend für ein kindliches Vorstellungsvermögen, das keinen anderen Superlativ findet. Und ergreifend, daß diesem höchsten Streben, das kühn und schnell an die Sterne griff, nun das Kleinste gerade groß genug ist. Wie das Pathos der Dichtertrunkenheit stillem Staunen gewichen ist, so werden ihm nun bloß die primitivsten — vielleicht sind es doch die wichtigsten? — Natur- und Menschheitsprobleme bildhaft und eindrucksvoll. Von der umspannenden Welt seiner Landschaftsdichtung bleibt ihm nur mehr der Wechsel der Jahreszeiten, von aller kosmischen Gedankenweite nur mehr die Bedeutung des Einfach-Menschlichen: Kalenderdaten, Örtlichkeiten. Schloß er früher an Zeilenkolonnen von schimmernder Ornamentik in plötzlichem Kontrast durchdringend schlichte, knappe Endworte, so häufen sich jetzt diese kurzen, kargen Wendungen, reihen sich aneinander, geben einen beklemmend fragenden Ton. Glut und Glanz sind verlöscht. Aber hier hat der Genius aus kernigem Rohmaterial geformt. Man nehme die vier Zeilen, die das Erschütterndste sind, was aus jenen Jahren geblieben ist:

»Das Angenehme dieser Welt hab' ich genossen,
Die Jugendstunden sind wie lang! wie lang! verflossen.
April und Mai und Junius sind ferne,
Ich bin nichts mehr; ich lebe nicht mehr gerne!«

Welch wundervoller Einklang, welche Organik des Metrischen, welche Menschheitsgröße des Gefühls!

Wenn man die Schlichtheit der letzten Zeile als unbeholfenen Ausdruck eines nicht mehr konzentrationsfähigen Gehirns betrachtet, dann müssen wir fast an der Norm aller großen Dichter zweifeln und an dem Dichtertum aller jener, die von der Menge etwa dem irrsinnigen Stammler entgegengestellt würden. Denn auch das rein sinnliche Gefallen etwa an Landschaftsstimmungen, das hier vorherrscht, wird gebietend und vom ewig-typischen Wert durch die edle Natürlichkeit, in die sich dieser große und adelige Geist aus der Sinnlosigkeit des Lebens geflüchtet hat.

Erst aus diesen Trümmern quillt die Erkenntnis, wozu Hölderlin hätte reifen können. Ihr menschlicher Bekenntniswert ist ohnegleichen. Wer könnte ohne Beben einen Blick auf diese Seiten werfen? Seinem lebenden Tode hat der Irre hier ewige Unvergänglichkeit geschaffen. Ein Denkmal, aus Traum und Trauer wachsend.

Für Gerhart Hauptmann

Von **Berthold Viertel**

»Hinter der Bühne ein Dichter ..... den mancher heute gern über das Weh fruchtloser Jahre hinwegtäuschen möchte, den jeder Redliche aber warnen müßte, je wieder sich in so (nicht nur stofflich) Gemeines zu erniedern, mit kunstgewissenloser Lüdrianshast nach dem spröd fliehenden Glück zu haschen.«

Harden in der Zukunft.

»Der Niedergang scheint unaufhaltsam. Auf Mißlungenes folgt noch Mißlungeneres; und nach den schlechten Stücken der letzten Jahre, nach »Und Pippa tanzt», »Kaiser Karls Geisel« und »Griselda« hat Gerhart Hauptmann jetzt ein fünfaktiges Drama geschrieben ..... das ein ganz besonders schlechtes Stück ist.«

Goldmann in der Neuen Freien Presse.

Gerhart Hauptmann, auf der Suche nach sich selbst, begegnete zuerst seiner Zeit, der Gegenwart

der anderen. Während er daran war, dem deutschen Drama eine neue Innerlichkeit zu geben, einen kostbaren Subjektivismus, der, mit dem Namen Gerhart Hauptmann, einzig bleiben wird, glaubte man an ihn als an den Erfüller eines Mode-Programms. Das ergibt, für die »Weber«, vierzig Auflagen. Er ging weiter und begegnete der Sentimentalität des deutschen Volkes, als er sich verirrte. Macht fünfundsiebzig Auflagen für die »Versunkene Glocke«. Vom Bittersüß dieser Resignation naschte man ja doch nur die Süße der Rührung. Es war ein unguter Sieg. Aber Hauptmann überlebte ihn. Drang, auf immer eigensinnigeren Wegen, furchtlos in sein Innerstes vor, dorthin, wo es ganz einsam ist: zehn Auflagen für »Michael Kramer«, dieses erhabene Werk. Immerhin, zehn Auflagen. Und geradesoviel für »Pippa«, immerhin. Es bleibt ein Erfolg, ein unverdienter, zu Hauptmanns Ehre sei es gesagt. — Sollte ich mich in den »Ratten« täuschen, dann werden die Auflagen rapid steigen. Aber ich täusche mich gern für Hauptmann. Ich würde mich schämen, gegen ihn Recht zu behalten. Das riesenhafte Paviansgrinsen Deutschlands, das seit Jahren über dem Werke dieses Dichters lauert, triumphieren zu sehen — eine schreckenvolle Möglichkeit.

Das deutsche Publikum hat seine Natur an Gerhart Hauptmann erwiesen, indem es seiner allzu direkten Menschlichkeit freudig zustimmte, seine zartesten Offenbarungen aber niederbrüllte. Kein Wunder übrigens, daß ein in Herrscherhöhen des Gefühls und der Anschauung geschaffenes, wahrhaft königliches Werk wie »Kaiser Karls Geisel« ein Publikum von seelischen Untertanen erbitterte. Und ist das festliche Spiel »Die Jungfern von Bischofsberg« nicht auch herrschaftlich überlegen? Und die befremdende Keuschheit der »Griselda«? Und »Pippa« — Pippa, ein Schönheitstraum, dem man beinahe seine Heimat nicht glauben kann? Die Theaterbesucher haben mit Recht sich die Ranküne aus dem Hals gezischt. Aber was erklärt das böse Spiel des Hasses und der Verleumdung, das die deutsche Kritik

sich seit Jahren leistet? Ist es nur, weil hier einer wieder einmal aus ihren Schablonen ausbrach? Weil er, dem sie das naturalistische Kriechen ein für allemal zugestanden hatten, nun dennoch flog und immer höher stieg? Ist es nur der Zäsarenwahn des kritischen Oberlehrers? Solch ein Gefolge müßte man dem Dichter naturgesetzlich zubilligen; wie ihm ja auch seine fanatische Gemeinde, die blind begeisterte, gebührt, sein mitgeborenes Eigentum an hörigen Seelen. Dann wäre nur zu bewundern, mit wie ungekränktem Eigensinn er doch und doch die besondere Kurve seines Weges nahm. Man könnte, mit boshaftem Vergnügen, der hausbackenen Klugheit eine Überraschung prophezeien: wenn sie nämlich erkennen wird, mit ihrem groben Gesichte wahrnehmen wird, wie wunderbar genau Hauptmann in all seinen Verwandlungen er selbst blieb.

Aber es ist etwas ganz Besonderes um den Haß, der sich hier, seit Jahren, unentwegt bemüht. Ob nun Herr Harden oder Herr Goldmann, ob wucherndes Stilunkraut oder puritanischer Börsenbericht, es bleibt derselbe Geist, der hier verneint, oder zu einem rätselhaften Zwecke unermüdlich arbeitet. Es geht zu wie an einem Krankenlager. »Armer Hauptmann!« hin, »armer Hauptmann!« her. Man hat dieses Verleumdungsklischee gegen ihn ausgeheckt: als ob Gerhart Hauptmann, ein hinter dem Zeitgeschmack, hinter der Zeitgunst Zurückgebliebener, nun dem Erfolg keuchend nachliefe, in jammervoller Ohnmacht nach dem Beifall des Pöbels haschte, rastlos in allen Stilen nach einem günstigen Zufall wühlte, und leichtfertig zusammengeschwindelte Werke hinschmisse, im Vertrauen auf die Blindheit seines Publikums. So spielt man seinen ersten Erfolg gegen sein faustisches Suchen aus. So korrumpiert man noch die fragwürdige Empfänglichkeit der Zeitgenossen. Und dabei seufzt es mitleidig: Armer Hauptmann!

Man verarge der Kritik keineswegs ihren Willen zur Negation (ziehe ihn dem krampfhaften Willen zur

Begeisterung vor). Man gehe sogar soweit, die klugen Wahrheiten der Kritik zu respektieren, vertrete energisch das Recht auf kritische Blamage. Möge man gegen die Kunstgröße Hauptmanns alles Erdenkliche einwenden. Sein Drama mag eine Halb- eine Zwischenform lyrischen Geblütes sein, im Zuständlichen stecken bleiben, sein Heldentum leidend statt tätig sein; mag er Menschen und Menschenwelt durchs Medium des Gefühles sehen und dem Verstand seine billigen Motivationen schuldig bleiben. Aber fürs erste muß verlangt werden, daß die Intelligenz, wenn auch nur ein wenig, für die Art des Dichters empfänglich ist, daß sie urteilt, nachdem sie erlebt hat, und nicht nur, weil das üble Amt die üble Meinung bedingt. Und vor allem verpöne man, ächte man endlich jene Zeichendeuterei, die eine dichterische Inbrunst aus der Gier nach Profit erklärt — wohl weil diese Geister keinen anderen Beweggrund Suchens und Irrens einzusehen vermögen als den Profit.

Bei den »Ratten«, las man es wieder in und zwischen den Zeilen: da also mit dem hohen Stil kein Geschäft zu machen war, ist Gerhart Hauptmann reumütig wieder zum Naturalismus zurückgekehrt. Und man sieht Leute, welche vor fünfzehn Jahren die Reiche Wilbrandts gegen den Einbruch Hauptmanns, gegen die Revolte dramatischer Urkräfte verteidigt haben, Hauptmann mit dessen eigenen Prinzipien von damals abtun und an die ironische, verzweiflungsvoll subjektive Phantastik der »Ratten« die Naturtreue etwa des »Fuhrmann Henschel« als Schablone anlegen. Um die »Ratten« zu zerstören, dazu wäre »Fuhrmann Henschel« jetzt gut genug. Denn weshalb kehrt Hauptmann zum »Naturalismus« zurück? »Spekulation«, antworten die Spekulanten. Niemand zitiert Goethes sonst gern zitiertes Wort von der »Spirale« der Entwicklung, von der Wiederkehr zu Ausgangspunkten auf höherer Ebene. Die »Ratten« sind solch eine merkwürdige Wiederkehr; der Blick auf einen Ausgangspunkt von einem Ende her: das macht ihre eigenartige

Perspektive. Wie der Kandidat Spitta das Schicksal der Frau John erlebt (und manches Andere): eine wehsüße Erinnerung, eine schmerzlich-überzeugende Selbstbesinnung, eine verzweiflungsvoll-triumphierende Rechtfertigung des Dichters Hauptmann. »Wie kam ich zum Naturalismus«; »was war mir der Naturalismus«: hätte man wenigstens diese Fabel herausgefunden! Aber die Herren fühlen sich vor ihren erweislich wahren Kopf geschlagen und schelten den Dichter ratlos. Was hat nur dieser altmodische Schauspieldirektor im Stück zu tun, was mit der Frau John, fragen sie, und wissen nicht, daß sie nach ihrer eigenen Berechtigung fragen. Ja, was haben sie mit Hauptmann zu tun? Ihr eigenes Ich ist jener falsche Idealist, jener deklamierende Theaterdirektor, nur vermenschlicht, allzu gütig verklärt. Er allerdings fühlt ein Rühren, da er die herzaufwühlende Geschichte der Frau John mit ansieht. Sie glotzen vergebens. Sie sehen nicht, daß hier die dramatische Seelenmimik Gerhart Hauptmanns ein Äußerstes an lebendigem Ausdruck erreicht. Sie überhören oder unterschlagen die Meisterschaft, welche die innere Bewegung eines Herzens in Sprache, in gegenwärtiges Geschehen umsetzt. Die Ratten über sie!

Hauptmann hat hier sein heißestes Blut, sein Anarchisch-Menschliches beschworen. Er ist ganz drin und doch darüber hinweggehoben. Er kommt gleichzeitig von unten und von oben. Er hat die deutsche Kultur-Mitmenschheit, um deren Gunst er angeblich buhlt, ganz nahe heran gezogen, bis auf die Bühne, hat eine Zuschauermenge um die Heldin gruppiert, zu grauenhaft-drolligen Kontrasten. Der improvisierte Einheits-Dachboden dieses Dramas, wo die Gegensätze so sinnvoll-sinnlos durcheinanderleben, vermag nur zu gut das Kunterbunt der »Gesellschaft«, das zufallsmäßige aber teuflisch-beziehungsvolle Durcheinander, das »Nation« geheißen sein will, zu symbolisieren. Diese Kultivierten und diese nur Lebendigen, die Redegewandten und die Buchstabierenden werden eins nicht durch die Sprache, wohl aber durch die Phrase, nicht durch die Wahrheit

ihres Erlebens, sondern durch die Lebenslüge, genannt Ideal. Die Leichteren, wie Korke auf der Flut des Ungefähr Schwimmenden, und die aus der Tiefe vulkanisch Hervorbrechenden — welch eine groteske Gemeinsamkeit des Raumes und der Zeit, welcher Hohn des Verständnisses und der Anteilnahme. Das scheinbar allen Gemeinsame, das Leben, dem einen ist es eine Larve, dem andern ein zuckendes Gesicht. Was sie wirklich verbindet: dieser fühllose, zerstörende Mechanismus von Recht, Sitte und Eitelkeit.

Hier hat Hauptmann die Hoffnungslosigkeit des Menschenherzens, die eigene, tragikomisch vielfach gespiegelt. Wollen sie jetzt die Tragödie nicht fühlen? Wollen sie in der doppelten Verwechslungskomödie nicht mitspielen? Die so menschlich verkommene Frau John vergeudet ihre gottähnliche, aber sozial nicht rechtmäßige Mutterschaft vergeblich, man wird, wenn sie erst selbst dahin ist, das Kind schon mittelst aller Vorsorgen der Gesetzlichkeit kaput machen. Auch Hauptmann muß sein Werk ausliefern. — Da gibt es einen Moment von furchtbarer Ironie: während eine schlechte Mutter und eine spekulierende Mutter, die Polizei und das Publikum und was weiß ich wer noch um einen verhungerten Hurenbalg streiten, stirbt plötzlich das Kind. Ein wenig Entsetzen und gleich darauf die erlösende Phrase. Premierenstimmung!

Man entziehe, man stehle das Werk Hauptmanns seiner rechtmäßigen Mutter, der deutschen Sprache. Man schiebe es der russischen unter. Dort fände es vielleicht wahre Mutterschaft. Ich prophezeie in die Vergangenheit zurück: Dostojewski hätte dieses Chaos, diese Fülle an menschlicher Katastrophe, diesen Wirbel von Herzenskrisen, diese grausam-vergeblichen Kämpfe mit tiefer Rührung betrachtet. Hätte vielleicht ein Machtwort gesprochen für diese Verbrecher, die Menschen sind, und grimmig gelächelt zu dem immer noch allzu liebenswürdigen Humor dieser Mitmenschen, die nicht einmal Verbrecher sind. In Deutschland ist solch wühlendes

Christengefühl unerhört. Hauptmann gebe es endlich auf, den Deutschen seine Emanuel Quint-Seele ins Gehör zu schreien. Auch wenn es mit solcher Kraft geschieht wie diesmal: sie sind taub und wollen es sein.

Gedichte nach dem Chinesischen*)

Der Spielmann und die Tänzerin

Sie tanzt einen Tanz der entzückend ist:
»Das Wiegen der Apfelbaumzweige«.
Alle Männer bezaubert sie,
Alle Frauen beneiden sie,
Ja selbst der Mikado wird freundlich gestimmt —
Doch die Dichter — sie strahlen vor Wonne.

Sie tanzt einen Tanz der berauschend ist:
»Das Taumeln des trunkenen Falters«.
Alle Männer bezaubert sie,
Alle Frauen bezaubert sie,
Ja selbst der Mikado ist höchlich erstaunt —
Doch die Dichter sind ganz aus dem Häuschen.

Sie tanzt einen Tanz der unsagbar ist:
»Das Zittern des Grases im Winde«.
Rosendüfte umhauchen sie,
Goldene Falter umgaukeln sie,
Da streift mich die Seide ihr leuchtendes Haar —
Und die Laute entsinkt meinen Händen.

---

*) Von Heinrich Horvát, zuerst in der Berliner Wochenschrift ‚Der Sturm' erschienen.

Das schöne Jahr

Der Lenz war süß; mit einem jungen Mädchen
Trank ich im jungen Walde goldnen Wein.

Der Sommer war ein Fest; im hohen Mittag
Sangen die Käfer auf dem Blumenfelde.

Der Herbst sah uns in laubgeschmückten Kähnen,
Rot säumten Ebereschen unsern Strom.

Der Winter aber ist die märchenhafte,
Die leise Zeit. Wir dichten dann von Bäumen,
Von rotem Herbst und heller Frühlingshalde,
Von Bienenblumensang und diesem wunderreichen
Schneeflockenvorhang der sich langsam senkt.
Und endlos senkt und ohne Laut . . oh sieh
Des Schweigens weiße Blüten an den Fenstern.

Bitte an Menschenfreunde

Von **Karl Kraus**

Ich bin alt und möchte mein Haus bestellen. Manches ist in Ordnung zu bringen. Ich bin vielen Leuten Erklärungen schuldig. Daß ich dies getan und jenes gelassen habe, genügte ihnen nicht. Sie wollen auch wissen, warum. Ich möchte ihnen, was sie zu fordern haben, zahlen, ehe ein unerledigter Posten meinem Andenken Schwierigkeiten macht. Es geht um das, was jene, die nicht einmal das haben, Ehre nennen. Meine Ehre also ist dort, wo ich sie nicht gern hinterlassen möchte: in den Händen der Leute. Es geht um eine Selbstverständlichkeit, für die ich nicht mehr pathetisch zu werden brauche, wenn sie mir genommen wird. Denn die Zeit ist vorüber, wo der Kampf gegen den Schmutz dem Kämpfer außer der Reinheit auch die Empfindlichkeit zur Pflicht machte. Wenn mich jetzt einer verdächtigt, schützt mich die Distanz. Jetzt schneide ich das Glas mit einem Diamanten: noch immer ist es nur Glas. Wie aber könnte Glas den Diamanten ritzen? Ein peinliches Geräusch, geistigen Dingen mit Verdächtigung der Motive beizukommen! Noch gerät mein Blut in Wallung, wenn einer behauptet, ich haßte nur, weil mir ein Butterbrot verweigert wurde: aber es ist nicht

wegen des Ehrgefühls, sondern wegen der Kopfschmerzen. Jetzt, da mir die Nacht über einem Adjektiv vergeht, ist der Verdacht, daß der ganze Artikel aus Gewinnsucht geschrieben sei, glatt von der Hand zu weisen. Jetzt, da ich einem verlornen Komma bis Leipzig nachlaufe, im Traum mir Feinde mache und die des Tages mir zu Hirngespinsten forme, dürfte der Beweis, daß es aus Skandalsucht geschieht, kaum mehr zu erbringen sein. Aber der leibhaftige Wiener kann dem Unbegreiflichen nur standhalten, wenn er es zu motivieren sucht, und weil ihm nur seine eigenen Motive zur Hand sind, verleumdet er. Gegen mich steht eine Skepsis, die an sich selbst verzweifeln müßte, wenn sie glaubte. Es darf nicht sein, daß ich ein Ehrenmann bin; sonst müßten Stadtteile an dem Gefühl ihrer Ehrlosigkeit zugrundegehen. Sie sind ohnedies ständig in Lebensgefahr. Haß, der nur aus Blicken spricht, ist Leiden. Könnte man ihn zu einer Tat summieren, ich wäre längst tausend Tode gestorben; da ich lebe, fürchte ich, daß die City an Gallensteinen leidet. Was muß die in den zwölf Jahren gelitten haben! Stumm; und die Satiriker, die der Stimmung Ausdruck gaben, verschlechterten nur den Zustand. Was als Angriff begrüßt wurde, erledigte sich als die Hemmungslosigkeit eines scherzhaften Schwachkopfs, und meine Feinde begannen sich meiner Spötter zu schämen. Mit mir anbinden wollen, war ein Symptom der Minderwertigkeit; das Talent hat nichts gegen mich. Es ist eine kulturelle Sensation, daß die Wut, die seit Jahren täglich an Stammtischen und in Ämtern, auf Jour und Korso explodiert, ihren ebenbürtigen literarischen Ausdruck noch nicht gefunden hat. So leidet diese Gesellschaft mehr durch mich als ich durch sie, von jedem Gott verlassen, auch von dem, der es zu sagen gibt. Sie helfen sich, indem sie mich für ihresgleichen halten; für einen, der ich wäre, wenn ich wie ich denken und wie sie empfinden könnte. Sie bewahren sich, indem sie einander versichern, ich sei aus jenen Eigenschaften zusammengesetzt, die sie sich im Alphabet der

Gefühle eben noch zusammensetzen können, aus Rachsucht und Undankbarkeit. Da sie aber auch noch die Feigheit beherrschen, so sagen sie es nicht laut. Immer nur einer dem andern, nie einer für alle. Das spuckt mir nun seit zwölf Jahren zwischen die Gedanken. Wenn ich fliegen möchte, halten sie sich an meine Ferse und substituieren mir ihre Stofflichkeit. Was nützt es, daß sich meinen Weg entlang nachweisen ließe, wie ich immer nur Rache für persönliche Gefälligkeit nahm und undankbar war gegen öffentliche Gemeinheit! Die Welt der Beziehungen, in der ein Gruß stärker ist als ein Glaube und in der man sich des Feindes versichert, wenn man seine Hand erwischt, hält die Abkehr von ihrem System für Berechnung, und wenn sie den Herkules nicht geradezu verachtet, weil er sich und dreitausend Rindern das Leben schwer macht, so forscht sie nach seinen Motiven und fragt: Was haben Sie gegen den Augias? Heute zwinge ich einen Schwätzer zu schriftlicher Abbitte, morgen wärmt seine eigene Kaffeeschwester die Behauptung auf, man wisse schon, warum ich die Neue Freie Presse angreife. Hätten die Leute doch ein Gefühl dafür, daß hier längst nicht mehr die Lüge trifft, sondern die Dummheit; daß selbst die Wahrheit nicht so beschämend für mich wäre wie für sie das Argument! Es ist tragisch, durch Kopfweh an der Verteidigung seiner Ehre gehindert zu sein. Ich habe immer den Gegenbeweis, aber er wäre ein Beweis gegen mich, wenn ich den Ehrgeiz hätte, das Niveau zu halten, welches mir der Feind bestreitet. Es wäre blamabel, auf eine Darstellung zu verweisen, durch die ich schon vor zwölf Jahren Rechenschaft abgelegt habe. Und es wäre nutzlos; denn der Wasserkopf, den ich damals der Verleumdung abschlug, ist ihr nachgewachsen und wüchse ihr immer wieder. Wenn der Rationalismus Mythen bildet, ist ihm mit der Geschichtsschreibung nicht beizukommen. Es ist sicher, daß die Verleumder mit einem Antrag, wie ihn mir im Jahre 1898 die Neue Freie Presse gestellt hat, keine Fackel gegründet hätten. Darum

muß es für sie feststehen, daß die Fackel gegründet wurde, weil ihr kein Antrag der Neuen Freien Presse vorausging. Aber selbst wenn die Tatsache wahr und der Konnex beweisbar wäre, was bewiese er gegen die Lauterkeit der Konsequenz? Könnte nicht ein persönlicher Anstoß die Vertretung einer allgemeinen Notwendigkeit übernommen haben? Und wenn es selbst wahr wäre, daß ich vor fünfzehn Jahren irgendeinen Kalbeck um Protektion gebeten habe, den ich zehn Jahre später für eine Besudelung des toten Hugo Wolf züchtigte: wie sollte diese Wahrheit mein Bild entstellen? Rache wäre hier Ehrenpflicht. Undank ist Befreiung, wenn ich dem Übel verbunden war. Und nur der Eifer, das Gegenteil zu beweisen, eine Schande. Oder soll ich meine tiefe Nichtachtung des Herrn Maximilian Harden, die wahrlich nicht mehr von dieser Welt ist, gegen den Vorwurf schützen, sie sei entstanden, weil mir eine Notiz, um die ich ihn angebettelt hätte, versagt wurde? Könnte Schäbigkeit so produktiv wirken, man müßte sie die Kinder lehren. Sechs verweigerte Grüße, die ich mir zu Herzen genommen, und sechs Einladungen zum Nachtmahl, die ich vergessen habe, reichen aus, um den verjauchten Hirnen meiner Zeitgenossenschaft zwölf Jahre am Schreibtisch zu erklären. Weil ich aber in dieser Dauer gewacht habe, wenn sie schliefen, gedacht habe, wenn sie rülpsten, gearbeitet habe, wenn sie sich vergnügten, so will ich mir eine Erholung gönnen. Meine Nerven lechzen nach den tatsächlichen Feststellungen, die meinen Kopf nicht interessieren. Es ist eine Emotion, die wohltut, einmal in der Zeit den Ehrenpunkt zu beziehen. Ich treibe keinen Sport, ich besuche kein Theater: ich will ein Gesellschaftsspiel mit der Verleumdung spielen und wenn der Plumpsack umgeht, so tun, als wäre ich getroffen. Ich werde beleidigt sein, wenn man mich beleidigt. Ich werde das Grauen, mich mit einem Subjekt, das sich Reklame machen will, im Gerichtssaal koordinieren zu lassen, überwinden. Nur muß ich verlangen, daß sich ein Subjekt

auch endlich meldet. Mit anonymen Briefen ist mir nicht gedient. Sie sind so wenig zu fassen, wie signierte Zeitungsartikel, deren Urheber wohl wissen, daß ich nur gegen den klaren Vorwurf des Meuchelmords die Justiz geschworner Lohnfuhrwerksbesitzer anrufen könnte und selbst dann nicht sicher wäre, ob sie den Beleidiger, der entweder Familienvater ist oder dem ich das Geschäft gestört habe, verurteilen. Berichtigungen sind untunlich. Denn die Lüge lebt parasitär von der Wahrheit, bläht sich im Stolz, von ihr beachtet zu sein, und ich habe den Wert meiner Existenz einschätzen gelernt, als ich einmal ein Plakat sah, das eine Zeitung ausgab, welcher ein unbekannter Namensvetter eine Zuschrift geschickt hatte, und das den weithin sichtbaren Text trug: »Kraus berichtigt«. Es gibt keinen Schutz gegen Lüge, die mit Druckerschwärze umgeht; man behielte nur Recht, wenn man direkt ins Faß greifen und das Gesicht des Lügners beschmieren könnte. Der Beleidigung durch die Presse lasse ich, der die Presse wahrlich besser beleidigt, freien Lauf und jeder junge Schmock darf sich auch künftig an mir die Sporen verdienen. Was ich suche, ist die Beleidigung, die vor ein Bezirksgericht gebracht werden kann. Schließlich ist es ja meinen Feinden nur um die Wahrheit zu tun und gleichgiltig, ob man sie vor einem Juristen oder zwölf Kleingewerbetreibenden beweist. Aber wo ist der Mann, dem ich die Klage zustellen lassen könnte? Die Beleidigung surrt mir um die Ohren, nach jedem Heft und jeder Vorlesung melden sich Leute, die gehört haben, wie einer gesagt hat, er habe erfahren, daß einer gemeint hat, es lägen gegen mich die schwersten Bedenken vor oder es sei nicht alles Gold was glänzt oder Hochmut komme vor dem Fall oder der Simplicissimus habe mich gekauft, während mich die Neue Freie Presse nicht gekauft hat, und Herr Kalbeck habe einen Brief in Händen und es sei erweislich wahr, daß Herr Harden mich zurückstieß. Was es aussagt, habe ich; aber das Subjekt fehlt mir in der Syntax der Verleumdung. Ich habe den Vorschlag

gemacht, daß ein Löwenmaul errichtet werde. worin die Feigheit alle Beschwerden über mich hinterlegen könne. Man ließ es bei dem Maul bewenden, bei jener anonymen Post, die nicht einmal den Adressaten erreicht. So rächt sich der Haß bloß an meinen Nerven, und täte ihm doch selber wohl, wenn er einmal zu einer Feststellung helfen wollte. Wäre der Halbschlaf nicht der Zustand, den ich mir für das Hindernisrennen des Tages vorbehalte, ich könnte es nicht bestehen. Aber die Flüsterstimmen werden zudringlicher. Sie wollen mich in der Arbeit stören und schaffen sich Gehör bei Leuten, die ohne bösen Willen sich mit der Erwägung begnügen, wenn so viel gesagt werde, müsse etwas wahr sein. Daß einer sich so lange überheben konnte, ohne durch stärkere Waffen, als Gerüchte sind, gebändigt zu werden, ist ihnen kein Einwand. Aber den Haß sollte die Aufgabe reizen, und wenn je eine, ihm diese Mut machen, den Klatsch zu lassen und mit der Sprache herauszurücken. Auf die Satiriker ist kein Verlaß. Erstens können sie überhaupt nicht schreiben, zweitens können sie nur dann schreiben, wenn sie mich abschreiben, und drittens können sie, wenn man gerade auf einen Angriff gefaßt ist, auch Liebesbriefe schreiben. Ich brauche ernste, gediegene Charaktere, die etwas auf mir wissen. Ich gebe zu bedenken, welches Verdienst es wäre, endlich zu enthüllen, daß ich eigentlich gar nicht der bin, sondern ein anderer, und daß ich die Löffel, mit denen ich die Weisheit esse, gestohlen habe. Sollten wirklich Mächte wie die Neue Freie Presse, Herr Kalbeck oder Herr Harden dem Ehrgeiz, mich totzuschweigen, die Pflicht opfern, mich zu entlarven? Könnten sie nicht der Vornehmheit wenigstens so viel vergeben, daß sie einem von den tausend Schmierfinken, die ihrem Wink gehorchen, das Material liefern? Ich fordere Herrn Harden durch Alliteration heraus: er räche zehntausend, denen das Würgen der Wut die Wange gewelkt hat! Stumme Blicke der Verzweiflung genügen mir

nicht mehr; daß eine Meute umsteht, ehe sie gebellt hat, wünsche ich nicht. Ich bin vielleicht das einzige Schicksal, das mit der leidenden Kreatur fühlt und sie zum Aufstand stachelt. Man versäume die Okkasion nicht. Sollte sich aber — und das müssen wir auch bedenken — zufällig ergeben, daß aus der leidenden Kreatur kein Ton herauszubringen ist, dann würde ich mich nicht scheuen, ihre Leiden zu vermehren! Ich würde alle Furien der Verdammnis zu Hilfe rufen, um zu rächen, was sie an mir verbrochen hat, um mein Dasein von ihrem Dabeisein zu sondern und um mir die Luftlinie zu den Idealen freizulegen. Ich würde der Banalität, die im Vollbesitz der Menschenrechte heute wagen darf, sich am Recht des Geistes zu vergreifen, einen solchen Schreck einjagen, daß sie sich in die Leibeigenschaft, ins Mittelalter, ins Ghetto zurückgeworfen wähnte und auf den Knien dankte für die Gnade, die die freie Meinungsäußerung bedeutet und die man sich nicht verscherzen darf. Man muß die intelligente Mittelmäßigkeit, die vor Bildern grinst und Bücher über die Achsel liest, die sich durch Unglauben ihre Überlegenheit vor Gott und durch Frechheit ihre Sicherheit vor dem Künstler beweist, mit einem Ruck zu jenem Punkt hinreißen, wo die politischen Errungenschaften und die technischen Fortschritte wieder problematisch werden. Die Vorstellung, daß das allgemeine Wahlrecht in besonders berücksichtigenswerten Fällen entzogen und das Telephon strafweise abgenommen werden könnte, würde Wunder wirken. Der Geist, der den Wundern des Fortschritts Vorschub geleistet hat, könnte sie für Augenblicke so wieder verdunkeln, daß den glücklichen Besitzern angst und bange wird. Seine Hand langt selbst in die Gedankenfreiheit des Bürgers, greift unter das Bewußtsein der Bürgerin, und kann eine Generation heraufbringen, die die Kultur in Ruhe läßt und innerhalb ihres Horizonts ein bescheidenes, wenn auch auskömmliches Dasein führt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus

Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3

Akademischer Verband für Literatur und Musik
Leitung: IX. Müllnergasse 22

II. Leseabend

KARL KRAUS

am Dienstag, den 7. März 1911, 1/28 Uhr im Festsaale des Ingenieur- und Architektenvereines, I. Eschenbachgasse 9

Zur Vorlesung gelangen:

Aphorismen
Der Traum ein Wiener Leben
Erdbeben
Die chinesische Mauer
etc.

Die auf Namen lautenden unübertragbaren Karten zum Preise von K 10.—, 6.—, 4.—, 2.— und Studentenkarten zu K 1.— werden ausschließlich im Zentralkartenbureau Carl Kehlendorfer, I. Krugerstraße 3

DIE FACKEL

Nr. 319/320 31. MÄRZ 1911 XII. JAHR

Glossen

Von Karl Kraus

Der kleine Pan ist tot

In Berlin wurde kürzlich das interessante Experiment gemacht, einer uninteressanten Zeitschrift dadurch auf die Beine zu helfen, daß man versicherte, der Polizeipräsident habe sich der Frau des Verlegers nähern wollen. Das Experiment mißlang, und der ‚Pan' ist toter als nach seiner Geburt. Herr Harden hatte schon Abonnenten verloren, weil er sie durch den Nachweis vermehren wollte, daß Fürst Eulenburg homosexuell veranlagt sei. Herr Alfred Kerr, der dieses Wagnis, einen erotischen Hinterhalt für die Politik und den politischen Vorwand für das Geschäft zu benützen, tadelte, hat einen schüchternen Versuch gemacht, es zu kopieren, indem er, gestützt auf die erweisliche Wahrheit, daß Frau Durieux die Gattin des Herrn Cassirer sei, sich bemüssigt fand, in Bezug auf die Erotik des Herrn v. Jagow auszusprechen was ist. Herr Kerr ist dabei zu Schaden gekommen. Denn eine üble Sache wird dadurch nicht schmackhafter, daß man sie statt in Perioden in Interjektionen serviert, und der Moral ist nicht besser gedient, wenn sie von einem Asthmatiker protegiert wird, als von einem Bauchredner. Das demokratische Temperament mag es ja als eine geistige Tat ohnegleichen ansehen, daß einer dem Polizeipräsidenten »hähä« zugerufen hat, und die Verehrer des Herrn Kerr, dessen Stil die letzten Zuckungen des sterbenden Feuilletonismus mit ungewöhnlicher Plastik darstellt, mögen diesen Polemiker sogar für den geeigneten Mann halten, mich für »Heine und die Folgen« zur Rede zu stellen. Ich möchte das Talent des Herrn Kerr so gering nicht einschätzen wie jene, die ihm zu politischen Aktionen Mut machen. Im sicheren Foyer theaterkritischer Subtilitäten hat er es immerhin verstanden, aus dem kurzen Atem eine Tugend zu machen, und man könnte ihm das Verdienst einer neuen Ein- und Ausdrucksfähigkeit zubilligen,

wenn es nicht eben eine wäre, die wie alle Heine-Verwandtschaft Nachahmung ihrer selbst ist und das Talent, der Nachahmung Platz zu machen. Das bedingt einen geistigen Habitus, der auch den leiblichen geflissentlich dazu anhält, sich noch immer als Jourbesucher der Rahel Varnhagen zu fühlen, und dem das politische Interesse bloß eine Ableitung dessen ist, wovon man leider stets im Überfluß hat: der Sentimentalität. Sie allein macht es verständlich, daß Ästheten, die aus Lebensüberdruß Gift nehmen könnten, weil es grün ist, und die einen Pavian um den roten Hintern beneiden, manchmal drauf und dran sind, die Farbe, die bisher nur ihr Auge befriedigt hat, auch zu bekennen. Diesen politischen Zwischenstufen zuliebe ist der ‚Pan' gegründet worden, und wenn man schon glaubte, alle Sozialästheten würden sich wie ein Heinrich Mann erheben und fortan nach seinen Gedanken handeln, die an der Oberfläche sind und doch so tief unter seiner Form, — so erschien ein offener Brief an Herrn v. Jagow. Er war die Antwort auf einen geschlossenen. Herr v. Jagow hatte sich der Frau Durieux »außergesellschaftlich« nähern wollen. Man denke nur, welchen Eindruck das auf Herrn Kerr machen mußte, dessen Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung sich in dem Worte »Ecco« erschöpft, wozu aber, wenn er gereizt wird, in der Parenthese noch die treffende Bemerkung »Es ist auffallend« hinzutreten kann. Herr Harden hätte in solchem Falle vom Leder gezogen, das heißt er hätte den Feind das Leder spüren lassen statt des Gewehrs. Herr Kerr begann fließend zu stottern, teilte den Polizeipräsidenten in sechs Abteilungen und fühlte sich aristophanisch wohl. Herr Cassirer, der am Skandal und am Geschäft beteiligte Verleger, duldete still. Und der Fall wurde zum Problem, wie viel Aufsehen man in Deutschland mit schlechten Manieren machen kann. Gewiß, man muß von modernen Literaten nicht verlangen, daß sie die Qualität einer Schauspielerin eher in der Fähigkeit erkennen, sich eine außergesellschaftliche Annäherung gefallen zu lassen, als in dem Ansehen, das sie als Hausfrau eines Kunsthändlers genießt. Gewiß, man mag es hingehen lassen, daß ein moderner Impressionist über die Psychologie der Schauspielerin so korrekt denkt wie ein Schauspieler, der ja der Erotik als Mitglied der Deutschen Bühnengenossenschaft gegenübersteht. Aber man muß über die Promptheit staunen, mit der hier — jenseits des Problems der Theaterdame — die allerordinärsten Abfälle des Moraldogmas aufgegriffen wurden, die die Hand des

Bürgers davon übriggelassen hat. Und daß hier die laute Entrüstung einem Geschäft helfen sollte, da die stille nur der Ehre Vorteil gebracht hätte, macht den solid bürgerlichen Eindruck der Angelegenheit vollkommen. Fast könnte man fragen, ob Herr v. Jagow dem ,Pan' durch die Unterlassung der Annäherung an Frau Durieux nicht mehr geschadet hätte, als durch die Konfiskation der Flaubert-Nummer, und der Ausruf auf der Friedrichstraße: »Der Polizeipräsident hat meine Gattin beleidigt. Sensationelle Nummer des ,Pan'!« legt die Erwägung nahe, ob man in solchen Ehrenhändeln dem Störer des ehelichen Friedens nicht prinzipiell zwei Kolporteure ins Haus zu schicken hat. Herr Cassirer hatte zwar schon durch einen Rittmeister Aufklärungen empfangen und »seinerseits« die Sache für erledigt erklärt; er hatte aber »keinen Einfluß« auf die Entschlüsse der Redaktion. Deutsche Verleger sind gegenüber den Geboten ihrer Redakteure vollkommen machtlos und gegen einen ausbeuterischen Angestellten helfen ihnen bekanntlich weder die Gerichte noch können sie selbst mit dem Komment in der Hand einen Privatwunsch durchsetzen. Die Redakteure des ,Pan' waren nicht davon abzuhalten, einen Eingriff in das Familienleben ihres Verlegers zu begehen. Zwar hat Herr Cassirer zugegeben, eine Bemerkung des Herrn v. Jagow — »der ,Pan' kann über mich schreiben, was er will« – habe ihn schließlich bestimmt, seine Redaktion gewähren zu lassen. Aber wenn er nach einer solchen ausdrücklichen Erlaubnis des Polizeipräsidenten sich schon nicht bewogen fühlte, Herrn v. Jagow zu schonen, so bleibt es immerhin verwunderlich, daß es dem ,Pan' unbenommen blieb, über seinen eigenen Chef zu schreiben, was er wollte. Indes, es war nicht nur Naivetät notwendig, um die Publikation zu rechtfertigen, sondern wahrlich auch, um sie zu veranlassen. Der Glaube an die Plumpheit des Herr v. Jagow war plumper. Denn der Amtsmensch ist zwar ungeschickt genug, um seinen Besuch bei der Schauspielerin mit der Berufung auf sein Zensoramt harmlos zu machen, aber so ungeschickt, um sein Zensoramt als Besucher der Schauspielerin gefährlich zu machen, ist er nicht. So ungeschickt, es zu glauben, sind nur die Polemiker und die Verleger. Herr v. Jagow hat es schriftlich gegeben, um sich zu decken. Hätte er drohen wollen, so hätte er es mündlich gegeben. Ganz so dumm, wie die Journalisten es brauchen, sind die Machthaber nicht in allen Fällen; sie sind nur manchmal dumm genug, dem Verdacht, dem sie

ausweichen wollen, entgegenzukommen. Wenn sie das Interesse für Theaterfragen zum Vorwand für erotische Absichten nehmen, so machen sie es anders, und wenn sie sich auf ihr Amt berufen, so wollen sie sich schützen, nicht preisgeben. So flink macht einer einem tüchtigen Verleger nicht den Tartuffe; er müßte denn von einem tüchtigen Verleger dafür bezahlt sein. Daß die Freundlichkeit der Dame, die Herrn v. Jagow auf der Probe kennen gelernt hatte, inszeniert war, muß man trotz der Pünktlichkeit des Aufschreis des gekränkten tüchtigen Verlegers nicht annehmen. Das ist nur in jenen Teilen der Friedrichstraße üblich, wo keine Zeitschriften feilgeboten werden. Aber daß das Maß dieser Freundlichkeit die Annäherung des Dritten nicht absurd erscheinen ließ, ist ebenso wahrscheinlich, wie es für eine Schauspielerin nicht unehrenhaft ist, daß sie zur Ansprache eines Polizeipräsidenten ein freundliches Gesicht macht. Es geht nicht an, die erotische Dignität und den erotischen Geschmack des Paares unter Beweis zu stellen, und darum kann Herrn v. Jagow nichts Schlimmeres vorgeworfen werden als Neugierde, wiewohl ihm auch die erwiesene Absicht auf eine Schauspielerin selbst die Todfeinde seines Regimes nicht ankreiden würden. Nur der Liberale trägt kein Bedenken, gegen den Tyrannen die Argumente des Muckers anzuführen, und was er Satire nennt, ist das mediokre Behagen über einen Zeremonienmeister, der durch eine Orangenschale zu Fall kommt. Und antwortet man ihm, daß man Schutzmannsbrutalitäten verabscheuen und gleichwohl das Gewieher über den ausgerutschten Präsidenten verächtlich finden kann, so wird das Maul, das bisher nur »etsch« sagen konnte, frech über alle Maßen. Herr Kerr nennt jetzt jeden, der »noch behauptet, er habe einen Privatbrief öffentlich behandelt«, und jeden, der »noch behauptet, er habe unbefugt eine völlig beigelegte Sache der Öffentlichkeit übergeben«, »einen Halunken«, und der ‚Pan' setzt seine Bemühungen, sich interessant zu machen, fort. Herr Cassirer, der nur mehr am Geschäft Beteiligte, duldet still. Ich will dem aufgeregten Feuilletonisten, der schon vergebens bemüht war, den Schleier vom Vorleben des Herrn v. Jagow wegzuzupfen, die Freude an keiner seiner neuen »Feststellungen« verderben. Er verspricht zu kontrollieren, welche Blätter sie ihm unterschlagen werden, und es ist zu hoffen, daß alle so klug sein werden, sie ihm nachzudrucken. Denn kein Angriff vermöchte die Miserabilität dieser Angelegenheit besser zu entblößen,

als diese Verteidigung. Ich möchte Herrn Kerr den Rat geben, sein Geschrei zu verstärken und auch noch jenen einen Halunken zu nennen, der ihn beschuldigt, Herrn v. Jagow die goldene Uhr gestohlen, oder seine Tante Friederike Kempner geschlachtet zu haben. Je mehr Leute, die grundlose Behauptungen aufstellen, er Halunken nennt, desto besser lenkt er die Aufmerksamkeit von den gegründeten ab und dem ‚Pan' zu. Denn ob Herr Kerr »befugt« oder nicht befugt war, im ‚Pan' etwas zu veröffentlichen, hat er mit seinem Verleger auszumachen, und ob er diesem die Erlaubnis abgeschmeichelt oder abgetrotzt hat, ist eine Sache, die die Öffentlichkeit nicht sonderlich interessiert. Ob Herr Kerr eine Affäre, die der Ehegatte beigelegt hatte, ausweiden durfte, hat er mit diesem auszumachen. Wesentlich allein ist, daß dieser nichts dagegen einzuwenden hat. Nicht wesentlich zur Beurteilung der Ethik des Herrn Kerr, aber zur Beurteilung des Falles. Nicht ob Herr Kerr tut, was ihm vom Verleger-Gemahl erlaubt oder verboten ist, sondern ob dieser erlaubt oder verbietet, ist relevant. Dieser hat sich, so versichert Herr Kerr, bei der Erledigung der persönlichen Affäre zwischen ihm und dem ehestörenden Herrn v. Jagow »nachdrücklich« die Verwertung des »politischen Charakters der Angelegenheit« durch Herrn Kerr vorbehalten. Das heißt, er »hat sich zwar gegen die Veröffentlichung des Angriffs im ‚Pan', weil er dessen Verleger ist, gesträubt — keineswegs aber gegen seine Veröffentlichung überhaupt«. Man muß zugeben, daß eine bessere Verteidigung eines Mannes, der beschuldigt wird, die Beleidigung seiner Frau zur Hebung seiner Halbmonatsschrift verwendet zu haben, gar nicht gedacht werden kann. Herr Kerr sagt, daß ihm etwas erlaubt war. Herr Cassirer hat bei den ritterlichen Verhandlungen mit Herrn v. Jagow ausdrücklich die staatsgrundgesetzlichen Rechte des Herrn Kerr, zu denken und zu schreiben, was er will, gewahrt. Dagegen, daß es im ‚Pan' geschehe, hat sich Herr Cassirer gesträubt. Aber dann hat ers doch zugelassen. Es ist nun wohl denkbar, daß bei der ritterlichen Austragung Herr v. Jagow die Gedankenfreiheit des Herrn Kerr, gegen die Herr Cassirer nichts ausrichten zu können beteuerte, anerkannt hat. Aber es ist immerhin zu bezweifeln, ob er die Austragung noch als ritterlich akzeptiert hätte, wenn der Gegner sich die Verwertung im eigenen Blatt vorbehalten oder ihm auch nur gesagt hätte: Herr v. Jagow, auf Ehre, Sie sind ein Ehrenmann, ich bin jetzt davon durchdrungen, daß Sie meine Frau nicht

beleidigt haben. Aber, auf Ehre, ich hab da eine etwas wilde Redaktion und beim besten Willen kann ich es nicht verhindern, daß zum Quartalswechsel so etwas hineinkommt wie, daß Sie doch meine Frau beleidigt haben... Hätte sich Herr Cassirer mit Herrn v. Jagow geschlagen, so böte immerhin die Möglichkeit, daß die Gegner unversöhnt schieden, eine Entschuldigung. Aber er hat sich ausgeglichen, versichert selbst im ‚Pan', sein persönlicher Zwist zwischen ihm und Herrn v. Jagow sei »völlig beigelegt«, verspricht, auf »den zwischen uns erledigten Fall« nie mehr zurückzukommen — dazu würden ihn auch »keinerlei Angriffe bewegen« —: und läßt Herrn Kerr seine nachträgliche Forderung präsentieren. Denn Herr Kerr »sei befugt, die Angelegenheit öffentlich zu behandeln.« Es ist so albern und klingt so gentlemanlike, daß man sich fragt, ob es nicht doch vielleicht einen Komment gibt, der dem Beleidigten ausdrücklich gestattet, nachdem er volle Genugtuung erhalten hat, den Gegner zwar nicht selbst anzuspucken, aber es durch einen Andern besorgen zu lassen. Ecco. Herr Kerr nennt das Ganze einen »ethischen Spaß«. Ich nenne es eine völlig humorlose Unsauberkeit. Und für den Fall, daß Herr Kerr mich deshalb einen Halunken nennen sollte, behalte ich mir nachdrücklich das Recht vor, den politisch-persönlichen Charakter der Affäre so eingehend zu besprechen, daß ihm einige Parenthesen wackelig werden könnten. Bis dahin hat er die käsigste demokratische Gesinnung auf seiner Seite. Auch die Politiker in Schönheit, die sich der Geste freuen, die einem Machthaber auf den Hosenlatz weist, mögen die Schlacht für gewonnen halten. Zu bald aber dürfte die Ansicht populär werden, daß es den Ästheten nichts hilft, wenn sie sich durch schlechte Manieren einer guten Sache würdig erweisen wollen. Die Kultur, die auf Old Stratford-Papier arbeitet, versagt bei Gelegenheiten, wo manch ein deutscher Kommis seinen Mann stellt. Nur im Geschäft ist sie ihm über. Pan war der Sohn des Hermes. Dieser aber ist ein Handelsgott und heißt jetzt Cassirer.

* * *

Der Ausnahmsfall

Die anständige Gesellschaft lebt jetzt davon, daß die Elsie Lindtner ein Ausnahmsfall ist. Die Frage, ob das gefährliche Alter wirklich so gefährlich ist, war schon von den Megären der Feder und den Masochisten des Feuilletons dahin beantwortet worden,

daß es sich um einen Ausnahmsfall handle und daß die Frau, die statt der Sexualität noch ein Ehrgefühl im Leib hat, mit der sonnigen Erinnerung an die ihr vom Schadchen zugemessenen Lebensfreuden schließlich und endlich beruhigt und quietschvergnügt in die Grube fahre. Es ist ein Ausnahmsfall. Seit sich die gesittete Welt auf die Melodien des Herrn Lehar und auf die Gedanken der Frau Lothar geeinigt hat, protestiert jede mit hervorgehobenem Busen: Es gibt kein gefährliches Alter und ich bin eine anständige Frau! Um aber dieser Gesellschaft, die ihre Gemütlichkeit nicht gestört haben will, wenns drunter und drüber geht, die letzte, endgiltige Beruhigung zu gewähren, rücken jetzt auch die Frauenärzte aus. Denn die müssen es verstehen. Der Isidor Singer von der Zeit, eine der sozialsten Persönlichkeiten, einer, der ein Gefühl dafür hat, daß unsere Zeit annähernd so passiv ist wie die seine, nur daß man für jene leider nicht einmal die Millionäre anpumpen kann, hat sich entschlossen, die Ärzte zu Rate zu ziehen. Nun wissen wir es endlich, daß die Welt vom gefährlichen Alter so wenig zu fürchten hat wie ein alter Kohlenhändler von einem Journalisten. Im vorigen Jahr wars der Komet, heuer wird das gefährliche Alter dementiert. Im vorigen Jahr haben sich die Astronomen bewährt, heuer ist auf die Frauenärzte ein Verlaß. Sie halten es unter allen Umständen mit der Sittlichkeit und können nicht umhin, die Elsie Lindtner für einen Abschaum der Menschheit zu erklären. Ein Berliner Professor sagt, es wäre »eine für die Frau schmachvolle Unterstellung«, wollte man. Ein anderer gibt zu, daß solche Ausnahmsfälle häufig vorkommen und daß jeder auf diesem Gebiet beschäftigte Arzt »mehr als ihm lieb ist« zu ihrer Beobachtung Gelegenheit hat. Es ist eben sehr zu beklagen, daß wir in einer Welt leben, in der der Wechsel eine ständige Einrichtung ist und die Regel keine Ausnahme! Man muß sich jedenfalls vor Verallgemeinerungen hüten. »Die Frau ist überhaupt während ihres ganzen Geschlechtslebens viel weniger sinnlich veranlagt als der Mann«, sagt Gottseidank ein Straßburger Professor, der dabei gewiß nicht bloß an die negative Wirkung seines Vollbartes auf die Straßburgerinnen gedacht hat, sondern überhaupt von der sittlichen Mission des Weibes, zu warten und inzwischen die Socken des Mannes auszubessern, durchdrungen ist. »Ein großer Teil der Frauen hat kaum sinnliche Triebe und gibt sich dem ehelichen Leben nur dem Mann zu-

liebe hin.« Ja, nur dem Mann zuliebe liebt die Frau den Mann, und selbst dies ist nicht immer der Fall, denn: »im kritischen Alter vermindert sich bei einer großen Zahl von Frauen der Geschlechtstrieb, nicht wenige empfinden sogar Widerwillen gegen den Verkehr«. Das ist leicht möglich. Wenn eine Frau das Pech hat, daß mitten in ihr kritisches Alter wieder derselbe Mann hineinplatzt, der ihr Alter kritisch gemacht hat, so mag sie schon einigen Widerwillen gegen den Verkehr empfinden. Man versuche aber einmal das System der Austauschprofessoren auch auf diesem Gebiete einzuführen, und man wird seine blauen Wunder erleben! Der Straßburger, der das Weib für die Pastete hält und den Mann für den Gourmand, »steht nicht an, den Satz aufzustellen, daß die Erscheinungen der sogenannten Naturveränderung für gewöhnlich weder der Frau noch der gesellschaftlichen Ordnung irgendwelche Gefahren bringen«. Es kann nun gewiß nicht bezweifelt werden, daß die gesellschaftliche Ordnung auch mit diesen Erscheinungen fertig wird, aber es dreht sich vielleicht nicht so sehr um die Gefahren, die die Frau für die gesellschaftliche Ordnung, als um jene, die die gesellschaftliche Ordnung für die Frau bedeutet. Denn sie hat es ja glücklich zuwegegebracht, daß der Idealzustand erreicht ist und ein großer Teil der Frauen gar keine sinnlichen Triebe hat. Und daß eine, die sie noch hat, die also gesund ist, eine »krankhafte Ausnahme« vorstellt. So diagnostiziert der Arzt, sichtlich angewidert, da er es in seiner Praxis immer nur mit gesunden Patienten zu tun hatte. Unser Herzfeld, der doch nach seinen reichen Erfahrungen und wohlhabenden Beziehungen auch etwas von der Sache versteht, schließt sich natürlich an. Selbstredend, wie man in solchen Fällen sagt. Daß die Frau zur Zeit des Wechsels in ihrer Moral bedroht sei, ist ihm nicht bekannt. Der ehrliche Besitzer einer Wechselstube versichert, daß den Kunden, wenn sie das Geschäft verlassen, sonst nicht das Geringste passiert ist. »Ich muß die Frauen in Schutz nehmen gegenüber den sie degradierenden Anwürfen ihrer Geschlechtsgenossin.« Gewiß, der Professor Herzfeld weiß, wie man die Frauen in Schutz nimmt; aber er tue doch nicht so, als ob das Buch der Michaelis der schwerste Fall wäre, gegen den sie Rat und Hilfe bei ihm gefunden hätten! »Der Frauenarzt ist der Beichtvater seiner Klienten«, sagt Herr Herzfeld zutreffend, aber jene besonderen Fälle, in denen auch der Beichtvater der Frauenarzt seiner

Klienten sein könnte, sind ihm nicht untergekommen, und doch könnte — unter anderen Umständen — ein Frauenarzt einen Pfarrer lehren. »Wir wollen«, ruft der Pathetiker, »uns das achtunggebietende Bild der alternden Frau nicht stören lassen durch hysterische Schilderungen, die sich nur auf hysterische, das heißt kranke Frauen beziehen.« Ich sag's ja, diese Frauenärzte versagen ihren Patientinnen die Achtung. Sie leben wahrscheinlich von den Gesunden. Unser Schauta tut auch mit. Auch er zuckt die Achseln über einen unheilbaren Fall von Unmoral, tut aber seine Pflicht. Denn willst du wissen, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauenärzten an. Schauta kennt das Buch der Michaelis nicht. Er ist bisher mit den krankhaften Ausnahmsfällen so beschäftigt gewesen, daß er nicht Zeit hatte, diesen krankhaften Ausnahmsfall zu lesen. Aber Ferndiagnosen sind bei Ärzten, die mit der Presse in Verbindung stehen, nichts Seltenes. Er kann versichern, daß die gesellschaftliche Ordnung durch derartige Krisen nicht bedroht wird. Wo schwere nervöse Störungen vorkommen, dort war die Frau meist schon vorher nervös veranlagt. Sinnlichkeit ist Krankheit oder Unmoral: das sagen oder verschweigen die Frauenärzte, wenn man sie nach Problemen fragt, die nicht mit dem Messer zu lösen sind. Und nur das eine haben sie zur vollen Beruhigung der Zeitungsleser auszusprechen versäumt: daß das gefährliche Alter, selbst wenn es irgendwo auftauchen sollte, bei weitem nicht so gefährlich sei wie der Hosenrock. Die Medizin hat ihnen noch keine Erkenntnis geliefert, die ihre moralischen Ansprüche verletzt hätte. Die Frau ist ein Gefäß für das in seiner heiligen Reellität erkannte Bedürfnis des Mannes. Das fehlte noch, daß ein Gefäß Bedürfnisse hat! So sagen die Männer, so sagen die Frauenärzte, die wahrscheinlich auch Männer sind. Das Geschlecht der Frau ist eine Funktion, die nur bei besonderen Gelegenheiten in Verwendung kommt. Der Mann aber wird hysterisch, wenn ihm, der in jedem Augenblick sein Geschlecht betätigen kann, die Partnerin der Lust fehlt. Übersteht er das Klimakterium, ohne die gesellschaftliche Ordnung zu gefährden, so wird er Hofrat. Das gefährliche Alter gehört dem Mann. Und die Frauenärzte zwischen Straßburg und Wien sind endlich auf die Idee gekommen, sich Spezialisten zu nennen und jenen Kollegen, die mehr zu tun haben, neidlos den Titel »Männerärzte« zu überlassen.

* * *

Der Hosenrock

ist mir nicht angenehm. Er markiert das Recht der Frauen auf einen Vollbart. »Er bedeutet eine Ungerechtigkeit gegen Herrn Sudermann, den sich niemand gern in einer Rockhose vorstellt, dem man sie aber unbedingt im Laufe der Zeit wird konzedieren müssen. Oder wer von uns hat nicht schon unter einem der blondbärtigen Untiere gelitten, die Sommers, auf irgendeiner Esplanade, mit der Manneszier exhibitionierten und sie extra durch kurze Höschen zu einer peinlichen Kontrastwirkung brachten? Von da ist nur ein Schritt zu der selbstmörderischen Vorstellung, daß Herr Professor Minor in Jupons Seminar hält. Nein, darum mag ich die Frauen in Beinkleidern nicht sehen. Höchstens jene, die den Mädchenhandel bekämpfen. Nimmer jene, die die natürlichen Anlagen haben, ihm zum Opfer zu fallen. Die uns in das Mysterium ihres Geschlechtes einführen, brauchen keine Tracht, als obs in ein Salzbergwerk ginge. Bis zur kurzen Hose gehe ich noch mit!

* * *

In Proßnitz

ist die Sache zwar sensationell, aber ohne Handgreiflichkeiten verlaufen. Dort kommt der Fortschritt in der Jupe Culotte am bequemsten vorwärts. In Wien war sie ein Stichwort, um die Lebensfreude der zwischen Ring und Graben lustwandelnden Spezereikommis, die sich sonst in pointenlosen Ansprachen erschöpft, zum Überschäumen zu bringen. Dem in allen Weltzentren durch die Verhüllung der Perspektive gereizten Geschlechtstier ist kein Vorwurf zu machen und es ist klar, daß Mannequins, die sich als Männekens dem Volke früher als der Kundschaft zeigen und als Probiermamsellen des öffentlichen Geschmacks stolzieren, auf eine Sensation gefaßt sein mußten. Aber der Dialekt, in dem hierorts die Sensation spricht, ist fraglos der widerwärtigste. Volksvertretern, vor denen sich kürzlich die Jupe Culotte gezeigt hat, wird das Mandat entzogen werden, da sie sich damit begnügten, sie neugierig zu betrachten, und weder gezupft noch unflätige Zwischenrufe von sich gegeben haben. »Das Mädchen ist aus Proßnitz«, sagte stolz die Neue Freie Presse.

* * *

In Wien

hat der Hosenrock nicht nur einen willkommenen Vorwand für Verkehrsstörungen geboten, sondern auch allen Komfort der Neuzeit durcheinander gebracht, und das Ergebnis war eine jener Nervenzerrungen, die sich hier übrigens auch schon damals ereigneten, als die Frauen noch keine Hosen trugen. Der Lokalbericht meldet:

Leider ereignete sich in dem Gedränge, das durch das Erscheinen der Jupe Culotte-Trägerin hervorgerufen wurde, ein Unfall. In der Nähe der Johannesgasse geriet der Pilot Albert Radtke aus Wiener-Neustadt in die Ansammlung der Neugierigen und wurde von der Menge auf die Straße gedrängt. Ein Automobil, das vorüberfuhr, streifte ihn am linken Arm. Er erlitt eine Kontusion und Nervenzerrung.

In den rückständigen Hauptstädten Europas ist wegen des Hosenrocks eine Verkehrsstörung entstanden; die Passanten konnten nicht vorwärts. In Wien war längst die Verkehrsstörung eingeführt, ehe der Hosenrock erschien; dann aber beteiligten sich an ihr sogar Chauffeure und Piloten.

* * *

Gratulationscour

Herr Eduard Pötzl, der die Weltanschauung meiner Bedienerin zur Satire geformt und meinen Hausmeister auf die moderne Kunst losgelassen hat, wurde von den Wienern an seinem sechzigsten Geburtstag gefeiert, wie ihr beliebtester Cafétier. Trotzdem kann man zugeben, daß er einmal durch Skizzen, in denen die philistrische Stimmung noch nicht der philistrischen Meinung weichen mußte, sich unter Reportern als fühlende Brust bewährt hat. Gefeiert aber wird er um seines Humors willen, das heißt jener dürftigen Laune, die ihren und Wiens Horizont dort erst bezeichnet, wo sie in geistiges Gebiet hinauszugreifen strebt. Mit Recht trifft ihn der Vorwurf, den die Gemeinde Wien bei der Verleihung des taxfreien Bürgerrechtes gegen ihn erhob: daß er »das Wiener Bürgertum in geistvoller Weise vertreten« habe. Er ist vielleicht der einzige, dem diese Roßarbeit gelungen ist. Auch fungierte er öfter als gerichtlicher Sachverständiger für die Frage, ob »Pimpf« eine Ehrenbeleidigung ist, und wiewohl ich überzeugt bin, daß es ein größeres Verdienst ist, ein Gigerl zu sein, als die Bezeichnung dafür geprägt zu haben, so sei ihm dennoch auch dieses angerechnet. Er war für den Nigerl, der gegen die Mode

in der Kunst ist, und gegen den Gigerl, der für die Kunst in der Mode ist, und die Neue Freie Presse rühmt ihm nebst seinem Kampf gegen die moderne Kunst die Tatsache nach, daß er »Entdeckungsreisen nach Floridsdorf und Kagran unternommen und auch diese Bezirke seinem humoristischen Wien einverleibt« habe. Sein Humor ist somit nicht nur den spezifischen Wiener Interessen, sondern auch den Ansprüchen der Stadterweiterung gerecht geworden. Und dabei war er nie ein »hämischer Beckmesser«, das will ihm die Neue Freie Presse nicht vergessen, welche vergessen hat, daß ihr Musikkritiker das Urbild jener Figur war. Vom Humoristen hatte er eine Eigenschaft: den Neid auf den Humoristen. Vor fünfzehn Jahren, als ich noch ganz ungefährlich war und selbst die Neue Freie Presse mich noch beachtete, unterdrückte er jede Erwähnung einer satirischen Broschüre, die ich geschrieben hatte, indem er mich mit Komplimenten überhäufte. Die Juden lieben in ihm den Christen, der in Zeiten der liberalen Not für das Heine-Denkmal eintritt, die Christen ehren in ihm den Antisemiten, der sich in dreißigjähriger Redaktionstätigkeit noch den Sinn für das Weidwerk bewahrt hat, und alle achten in ihm den Mann, der Feuilletons annehmen kann. Und alle haben ihm darum auch gratuliert. Es hat kein einziger gefehlt. Solche Massenaufgebote der guten Gesinnung sind schon deshalb nicht empfehlenswert, weil mir der Überblick zu leicht gemacht wird und weil ein blinder Griff genügt, um diese ganze Gerührtheit auszubeuteln. Einige Herren, denen ohnedies kein Feuilleton abgelehnt wird, haben sich mit Versen bemüht. Der Präsident der Concordia, ein gewesener Börsenjournalist, der sich stolz den »derzeitigen Wortführer der literarischen Gemeinde« nennt, nennt Herrn Pötzl den »Wiener Homer«, wiewohl es doch damals bestimmt noch keinen Kleinen Anzeiger gegeben hat. Ferner gratulierten Professor Sueß für die Administration des Neuen Wiener Tagblatts und Herr Dukes für die Akademie der Wissenschaften. Herr Ziehrer ruft:

Es gibt nur a Kaiserstadt,
Es gibt nur a Wien,
A Pötzlsches Feuilleton
Hat halt an Sinn

was gewiß die lang ersehnte Komplettierung des bekannten Wahrwortes bedeutet. Einer aber, der nicht in die Reihe gehört, der liebe Peter Altenberg, muß in einer bösen Laune dazu gebracht worden sein, Herrn Pötzl zu seinen »entzückenden Bosheiten gegen die Auswüchse der Moderne«

zu gratulieren. Einer, der, wenn er im Bett liegt, noch immer kräftiger ist als das ganze gratulierende Feuilletonpack Österreichs. Aber weil er im Bett liegt, so ist es eine grobe Ungehörigkeit, seine Güte, die einer schweren Nervenkrise Stand hält, zu mißbrauchen. Er hat lange genug zu den Auswüchsen der Moderne gehört, um zu wissen, daß man einen, der berufsmäßig die Hausmeister auf sie aufmerksam macht, nicht noch dazu aneifern soll.

* * *

Ein tüchtiger Mensch

wie Herr Felix Salten, der wirklich leicht die besten Ansichten haben kann, weil er gottseidank auf seine eigenen nicht angewiesen ist, und der heute ein Beobachter ist, wie man am Platz nur wenige findet, müßte doch andererseits mit Rücksicht auf den heraufkommenden Zifferer, der auch nicht ohne ist, sich nicht so gehen lassen. Daß der deutsche Kaiser, der ja oft nach Wien kommt, etwas Brausendes hat und daß er diese Qualität mit dem verstorbenen Lueger und so vielen Persönlichkeiten teilt, über die man am Sonntag schreiben muß, ist begreiflich. Aber ist es denn unvermeidlich, daß ein Wucherer genau so aussieht wie ein Vizeadmiral, und daß überhaupt alle diese zum Sprechen ähnlichen Porträts einander zum Sprechen ähnlich sind? Insbesondere möchte ich es mir ausgebeten haben, daß noch einmal unter der spitzen Nase, die aus einem runden Gesicht sanft »nach vorwärts« stößt, ein weißes Schnurrbärtchen flockt, das auf einer üppigen Oberlippe *reitet*. Das haben wir wirklich jetzt schon zu oft mitgemacht. Man läßt sich ja manches gefallen und hat gewiß nichts gegen die schlamperte Grazie der Bergermädeln, die »halt auch schon ein bisserl« häufig da war, einzuwenden. Aber das Schnurrbärtchen, das auf der Oberlippe des Wucherers sowohl wie des Bewucherten, des Herrschers wie des Untertanen, des deutschen und des tschechischen Landsmannministers reitet, gewährt einen peinlicheren Anblick noch als die herabfallenden Schultern des Herrn Treumann, und das will viel sagen. Auch geht es nicht an, daß der freigebige Herr Reicher »*zwischen* der Gerechtigkeit und *zwischen* höchst gerechten Leuten, *zwischen* der Justitia und *zwischen* Männern . . .« vermittelt, da man zwar zwischen Männern vermitteln, aber zwischen einem Frauenzimmer es nur dann ohne Aufhebens

versuchen kann, wenn sie einen Hosenrock trägt. So etwas sollte einem Mann, der nicht Berichterstatter, sondern fast schon Botschafter ist und der jetzt den Wiener Hof auch am Berliner Tageblatt vertritt, nicht passieren. »Dort bin ich sehr intim« — die unvergeßliche Treumann-Melodie klingt uns wieder, wenn wir die höfischen Schilderungen des Herrn Salten lesen. Er ist wahrlich auf dem Hofball zu Hause wie ein anderer auf dem Ball des Vereins reisender Kaufleute. Wie oft haben wir den Tonfall gehört: »Hier auch rauschte dann die kurze Herrlichkeit des zweiten Leopold auf, des Florentiners, der seine jungen Kräfte im Taumel zu Florenz verbraucht hatte und schon entkräftet den Kaiserthron bestieg . . . . Hier gab Kaiser Franz, den sie den Guten nennen, blendende Feste, als Napoleon auf Elba saß«. Aber es klingt uns immer wieder vertraut, und die Versicherung: »Flandern hat einst den Habsburgern gehört, und Venedig auch; nirgendwo wird man so sehr und so oft und so sinnfällig daran gemahnt, wieviel das Haus Österreich vordem besessen, als hier, in der Hofburg« bedeutet das Interesse eines teilnehmenden Hausfreundes. Der Philosoph denkt in der Hofburg an die Hinfälligkeit alles Irdischen, der Hausfreund denkt überall an die Hinfälligkeit der Hausmacht, und besonders in der Hofburg. Der richtige Hausfreund weiß aber nicht nur, was früher einmal war, sondern auch was bevorsteht. So munkelt er geheimnisvoll: »Immerhin, es wird sich manches ändern. Und ein Feudalherr, der dem Ideenkreis des Thronfolgers nahesteht, sagte mir neulich: ‚Eine Armee darf nicht demokratisch sein'. Es wird sich manches ändern«. Wahrscheinlich wird dann ein Feudalherr, der dem Ideenkreis des Herrn Salten nahesteht, dem Thronfolger nichts sagen können. Aber heute laßt uns noch fröhlich sein. Oh, der Windischgrätz, der »solch ein gutmütiges österreichisches Antlitz hat«, ist auch wieder da! »Ich würde übrigens niemandem raten«, sagt Herr Salten, schon mit Rücksicht auf die kommenden Zeiten ganz unabhängig, »dem gutmütigen österreichischen Antlitz ohne weiteres zu trauen«. Jenem nämlich, das nicht bei S. Fischer erschienen ist. Aber wo ist denn die Vickerl Dietrichstein? Man ermuntert die »Komtesserln«, die ganz befangen vor dem Kenner stehen. Und da ist ja auch schon der liebe Fürst Montenuovo, »ein bildhübscher alter Herr, der Enkel von Maria Luise, die einst des großen Napoleon und dann des kleinen Neipperg Gemahlin war«. Allerlei Familienähnlichkeiten werden

nun in der intimsten und zugleich zärtlichsten Art berührt. Aber die feinen Züge des Herzogs von Reichstadt kennt man schließlich doch nur vom Hörensagen, während man mit Toskanas persönlich verkehren kann. » .... Nach ihm kommen die toskanischen Prinzen und Prinzessinnen, die Brüder und Schwestern von Leopold Wölfling (der in seiner menschlichen Begabung ein wahrer Verlust für die Familie war.)« Ich muß hier ausdrücklich betonen, daß ich diesen Satz nicht erfunden habe, sondern zitiere. Er wurde an dem Tag gedruckt, an dem ich Herrn Salten nachsagte, daß er wie's Kind im Erzhaus sei. Aber er ist darum kein Parvenu und hält es auch mit den Grafen. Zum Beispiel mit Tolstoi. Mit dem sind überhaupt die deutschen Feuilletonisten so gut, daß sie ihn immer Lew Nikolajewitsch nennen, mit der einzigen Ausnahme des Herrn Harden natürlich, der Lów Nikolajewitsch sagt. Gerade hier ist Intimität und genaue Kenntnis der einschlägigen familiären Verhältnisse am Platze. »In diesem Treiben rang Lew Nikolajewitsch mit seinem Gott, hatte Stunden, die ihm allein gehörten, in denen er mit seiner Russenseele einsame Zwiesprache hielt. Stunden, in denen der Dichter in ihm aufwachte, der Heilsucher, und da war er in seiner Arbeit, war im Sturm und in der Qual seiner Gedanken ganz allein, war viele, viele Meilen fern von den Seinigen und vom Schwarm der Gäste. Wer aber, der irgend als Künstler oder Denker schafft, hat nicht solche Stunden?« O wie wahr, wie nur zu wahr ist das, und sogar Herr Salten kann, nachdem er ein älteres Libretto »intarsiert« hat, Schöpferwehen darstellen, wie echt. Er weiß ganz genau, wie man das macht, wenn der Dämon über einen kommt, und hat einen Nachschlüssel zu sämtlichen Mysterien des künstlerischen Schaffens. Und dennoch bin ich überzeugt, wenn der freigebige Herr Reicher so ein Feuilleton gelesen hätte, er hätte, während das weiße Schnurrbärtchen behaglich auf der Oberlippe ritt, gesagt: »Dem borg ich nicht!«

* * *

Fata Morgana

Der aufreibende Dienst des Journalisten, der die siebente Großmacht und das fünfte Rad am Wagen der Weltgeschichte ist, erfordert Geistesgegenwart und die Anspannung aller Kräfte. Das wissen wir und man braucht es uns nicht erst zu sagen. Dennoch

hat uns neulich ein offiziöser Winternitz einen Vortrag darüber gehalten. Unter dem anziehenden Titel »Die Presse und ihre Leute«, wobei wir sofort verstanden, daß es sich nicht so sehr um ihre, als um unsere Leute handelte. »Das Publikum sieht nicht tief hinein in das ernste Getriebe der Zeitungsmache. Es hat denn auch wohl keine Vorstellung von der immensen Arbeit, den Mühen und Anstrengungen, die hiefür aufzuwenden sind.« Aber man tut uns Lesern Unrecht. Wir spüren das täglich zweimal. Und wie oft haben wir es schon gehört: »Jeder, der in dieser Werkstatt arbeitet oder berufsmäßig in sie hineingeblickt hat, vermag Zeugnis abzulegen für die hohe Begabung, die Gedankenfülle, den Reichtum an Phantasie und Initiative jener Männer, die das Wiener Zeitungswesen zu hohem Ansehen emporgehoben haben, jener Journalisten, die zumeist anonym . . . .« Goldene Worte! Aber diese Märtyrer sollten wenigstens den Trost haben, daß wir um ihr Opfer wissen. Wenn wir's auch nicht ermessen, nicht erfassen können, wir riechen, was geleistet wird. So ein Concordiaballbericht, bei dem alle da sind und alle, die da sind, genannt werden — Hut ab! Und alle, die genannt werden, sind jenen Männern, die es besorgen und selbst anonym bleiben, verständnisvolle Achtung schuldig. Und wenn der Bericht die Gedankenfülle nicht ausdrücken kann, erscheint ein Nachtrag:

. . . ferner war Herr kaiserlicher Rat Alexander Bergler, Apotheker aus Kolomea, mit Gemahlin anwesend.

Fragt sich nur, ob's nicht erfunden ist. Wie sagt doch Winternitz? »Die Phantasie ist aus der Geistesarbeit der Journalisten nicht auszuschalten. Ohne Phantasie würde die Zeitung in öder Nüchternheit versanden, die Phantasie kann sich allerdings mitunter ins Erfinden verlieren.« Ich glaube an die Anwesenheit des Roda-Roda bei sämtlichen Gerichtsverhandlungen, die mich betreffen, aber ich halte die Anwesenheit des kaiserlichen Rates Bergler aus Kolomea beim Concordiaball für ein Werk der Phantasie. Es war eine Fata Morgana. Solche Luftspiegelungen entfernter Gegenden sind auf dem Concordiaball nichts Seltenes. Sie entstehen in den Dünsten, die von der Estrade aufsteigen. Der ermüdete Reporter sieht seine Kollegen und glaubt, es seien Leute, die eben erst aus Kolomea eingetroffen sind, während es in Wahrheit schon viele Jahre vor dem Concordiaball geschehen ist. Kommt er wieder zu sich, so denkt er: ah was, jetzt ist schon alles eins und man

wirds eh nicht bemerken. Ich halte es also für glatte Erfindung. Ich will so etwas gar nicht erleben. Überhaupt soll man lieber offen eingestehen, daß das alles, was uns da seit Jahrzehnten als anwesend vorgestellt wird, gar nicht existiert. Ich glaube nicht an die kaiserlichen Räte! Das kann nicht wahr sein, daß solch ein hochklingender Titel wohlfeiler sein soll als der eines Regierungsrats, der auch nicht viel wert ist. Das glaubt uns kein Kosmopolit und kein Bauer. In Paris wird so ein Conseiller imperial, der dort eintrifft, mit Ehren empfangen, und in Tirol singen sie vor einem gewissen Mendl Singer am 18. August Gott erhalte, worauf er antwortet: Mir gesagt! Dieses Staatswesen ist ja ein Angsttraum, gewiß; aber solche Übertriebenheiten kommen selbst in einem Angsttraum nicht vor. Die kaiserlichen Räte sollen endlich gestehen, daß sie keine sind. So geht das nicht weiter. Wir wissen doch, daß die Sache einen Pappenstiel kostet, und dennoch sprechen wir mit bebender Devotion davon. Was sind das für Geschichten? Man lese nur die Ballade, die sich kürzlich die Neue Freie Presse aus Nizza telegraphieren ließ. Titel: »Bemerkenswerter Flug des kaiserlichen Rates Josef Flesch aus Wien«. Bravo, rief ich, aber zu meinem Schmerz war sogleich ein Untertitel da: »Sturz bei einer Proberunde. Der Etrich-Monoplan zertrümmert«. Es dürfte eine Fata Morgana sein. Solche Luftspiegelungen sind an der Riviera nichts Seltenes. Sie entstehen in den Dünsten, die im Spielsaal aufsteigen. Aber hören wir die Ballade:

Kaiserlicher Rat Josef Flesch hat heute hier mit dem Etrich-Monoplan einen bedeutenden Erfolg erzielt . . . Kaiserlicher Rat Flesch stieg mittags vom Aerodrom auf der Californie auf und flog über Villefranche . . . Kaiserlicher Rat Flesch hat bei diesem Fluge eine Stundengeschwindigkeit von 90 Kilometern erzielt. Nachmittags wollte kaiserlicher Rat Flesch einen zweiten größeren Flug unternehmen . . .

Man kann sich denken, wie es ihm weiter erging — o kaiserlicher Rat Flesch. Der Reporter würde lieber in einem Etrich-Monoplan verunglücken, ehe er es über sich brächte, dem Helden einen der zahllosen kaiserlichen Ratstitel, die er besitzt, bei solcher Gelegenheit zu entziehen und ihn bei einer Stundengeschwindigkeit von 90 Kilometern kurzweg den Herrn Flesch zu nennen. Der Apparat wurde vollständig zertrümmert, der Titel ist unversehrt. Ich wußte schon immer, daß die kaiserlichen Räte nicht raten können, aber die Vorstellung, daß sie auch nicht fliegen können, ist unerträglich. Sie stehen im Saal herum und hängen in der

Luft. Man schaffe sie ab. Ich glaube, daß es dann besser sein wird. Die Welt ist müde. Der aufreibende Dienst des Journalisten, der Geistesgegenwart und die Anspannung aller Kräfte erfordert, bedarf . . . Jeder, der in dieser Werkstatt arbeitet oder berufsmäßig in sie hineingeblickt hat, sehnt sich . . . Gedankenfülle, Reichtum der Phantasie, Initiative . . . Kolomea.

* * *

Tolstoi, wenn er das noch erlebt hätt

wie schön Blumenthal von ihm spricht, es wäre manches anders gekommen. Der Besuch war ja nicht angenehm — die Erinnerungen Tolstois an Blumenthal reichen weit zurück, in die Zeit, da Feuilletonisten noch ungehindert nach Rußland durften —, aber um so schöner ist die Beschreibung.

»Meine rasche briefliche Anfrage beim Grafen Tolstoi, wann ich ihn aufsuchen dürfe, wurde durch die Einladung beantwortet, am Tage vor meiner Abreise in der Dämmerstunde vorzusprechen . . . .
Das Gespräch wurde bald durch den jüngsten Sprößling des Dichters unterbrochen, der lachend und lebensfroh in dieses stille Denkerasyl hineintollte und mir in seinem russischen Geplauder das Herannahen der Dinerstunde zu verkünden schien.«

In der Dämmerstunde empfangen und vor der Dinerstunde entlassen zu werden und das nicht nur zu wissen, sondern auch noch zu erzählen, setzt eine Bescheidenheit voraus, die mit manchem seither in Westeuropa verübten Unfug versöhnt. Der lebensfrohe Sprößling, der damals lachend einen Blumenthalschen Schwank abgekürzt hat, ist inzwischen zum Mann gereift. Der Vater ist tot. Aber der gewisse Konversationston lebt, der, fern allen Quellen der Sprache, die ausgespucktesten Phrasen zu sich nimmt, vom Morgenblatt bis zur Dämmerstunde, der Ton, in dem einem Schmock »das Herannahen der Dinerstunde verkündet« werden muß, um ihn nicht einzuladen und weil er einen schlichteren Ausdruck für die Gefühle des Hausherrn nicht verstünde. Es ist der Ton, der uns krank macht. Im Vorjahr hat sich die Geschichtswissenschaft mit dem Satz erledigt: »Als unser erhabener Monarch tausende und abertausende unserer Söhne und Brüder zu den Waffen rief . . .« Es war sofort klar, daß ein Mann, der imstande ist, so einen Satz aufzusagen, das Opfer eines Dokumentenfälschers werden mußte. Und es ist klar, daß der Blumenthal etwas zu sagen gehabt hätte und nicht vom lebensfroh in das stille Denkerasyl hineintollenden

Sprößling unterbrochen worden wäre, wenn er es in einer anderen Sprache gesagt hätte. Die Menschen glauben noch immer, daß der menschliche Inhalt bei schlechtem Stil ein vorzüglicher sein könne und daß sich die Gesinnung ganz separat etabliere. Aber ich behaupte, daß ein Kerl, der »Nun, immer wohlauf?« sagt, nicht in gute Gesellschaft gehört und daß nichts notwendiger ist, als solche Leute als Makulatur einzustampfen. Oder es müßte ein Landtag über die Sprache konstituiert werden, der, wie für jede Kreuzotter, für jede erlegte Phrase eine Belohnung aussetzt.

* * *

Der Sadist

Herr Paul Goldmann, der die deutschen Dramatiker mißhandelt, ist es nicht. Denn sie spüren nichts davon, in weitem Umkreis ist nichts von Wollust zu merken, und selbst der unbeteiligte Zuschauer langweilt sich. Und doch weiß Goldmann, was Sadismus ist:

Es zeigt sich, daß Wieland und Ethel Sadisten sind. Ein entzückendes Liebesduett entspinnt sich, indem Ethel ihren Liebhaber schlägt und ihn in den Hals beißt, während Wieland fleht: »Schlagen Sie mich noch einmal!« Es waren vor allem die Widerwärtigkeiten dieser Szene, die den Theaterskandal entfesselten ..... Ein Ästhet hat sich den Wieland der altdeutschen Dichtung zum Helden eines Dramas gewählt, und aus dem gewaltigen und furchtbaren Schmied der germanischen Sage ist ein Neurastheniker, ein vor Angst heulender Feigling, ein Sadist geworden.

Der gewaltige und furchtbare Schmied der germanischen Sage, ein Masochist von reinstem Wasser, ist also in der schändlichsten Weise pervertiert worden. Aber was ist in Deutschland nicht alles möglich, seitdem Kleist dieses sadistische Käthchen von Heilbronn auf die Szene gestellt hat! »Schlagen Sie mich noch einmal!« sagt nun auch der deutsche Dramatiker zu Herrn Goldmann, wenn er das erstemal nichts gespürt hat. Aber Goldmann, der einzige gesunde Bursch, den die deutsche Kritik jetzt hat, müßte wirklich schon der elendste Masochist sein, wenn er auf ein solches Ansinnen eingehen wollte. Herr Harden, der es ihm nachmachen möchte, läßt sich in ähnlichem Fall auf terminologische Schwierigkeiten nicht ein. Er würde schlicht sagen, daß ein Kränkelnder den Germanenrecken, den in der Esse zu grauser Pracht erwachsenen, zum Astheniker erniedert hat, den in Masochs Schule die schmerzende Lust in den Spasmus treibt, und daß solchen

Anblicks Schmach den Achtungerfolg, den sonst verdienten, hindern mußte und selbst dem in Maximilians Reinhardt Küche gewöhnten Herrn Omnis mählich die Lust zum Skandalon entband. — Wobei ich mir nicht ganz einig bin, ob Herr Harden den Masochismus wirklich die schmerzende Lust, die in Masochs Schule in den Spasmus treibt, nennen würde oder vielleicht noch prägnanter: die schmerzende Lust, die im Brunstschrei den Sachertort gebar.

* * *

Canossa

»Mit besonderer Wärme trat der württembergische Klerikale Gröber für das Recht der jüdischen Soldaten ein, zu Offizieren ernannt zu werden. Er begründete dies in einer längeren, überaus bemerkenswerten Rede. Der Abgeordnete Gröber, bekanntlich einer der Führer des klerikalen Zentrums sagte:

Herr Raab hat die Gelegenheit benützt, ohne jeden Grund seinem antisemitischen Herzen Luft zu machen. Diese Art ist jedenfalls nicht geeignet, das ernste Problem zu lösen. An Stelle ruhiger Erwägung setzt Herr Raab leidenschaftlichen Haß, und die Art, wie er einzelne Vorkommnisse verallgemeinert, gibt ein falsches Bild . . . . In der österreichisch-ungarischen Armee sind die Israeliten zu allen Stellungen zugelassen und sind bis in die höchsten Stellen vorgedrungen . . . . In einer Denkschrift des preußischen Ministers des Innern vom Jahre 1847 wird festgestellt, daß die Juden des preußischen Heeres sich von anderen Soldaten nicht erkennbar unterscheiden. . . . Wir werden für die staatliche Gleichberechtigung der Juden unbedingt eintreten eingedenk des edlen Wortes des Kaisers Friedrich: »Ein jeglicher unter Ihnen steht meinem Herzen gleich nahe. . . .«

Sogar die Saubengels. Als welche einst Herr Gröber die Journalisten bezeichnet hat, ohne jeden Grund seinem antisemitischen Herzen Luft machend und an Stelle ruhiger Erwägung leidenschaftlichen Haß setzend. Und doch muß man sagen, daß gerade diese Art geeignet war, das ernste Problem zu lösen. Denn es war zwar keine längere Rede, aber ein überaus bemerkenswerter Zwischenruf.

* * *

Zitate

Die Zeit hat große Männer und große Männer haben große Worte. Dem offiziösen Journalisten, der kürzlich den schönen Vortrag über die Presse und ihre Leute gehalten hat, verdanken wir einige Zitate:

Von unserem Ministerpräsidenten Baron Bienerth stammt das Wort, das ganze öffentliche Leben unserer Epoche sei auf Publizität aufgebaut und Publizität werde fast ausschließlich durch die Presse vermittelt.

Graf Aehrenthal, gewiß ein ebenso scharfer wie verläßlicher Beobachter der Zeitströmungen, hat gesagt: »Wir leben in einer Zeit, in der man auf Sensationen ausgeht.«

Er, der die Zeitströmungen so verläßlich beobachtet, als ob es Vorgänge im Slovensky Jug wären, hätte freilich auch sagen können, daß wir in einer Zeit leben, in der man sich sogar nicht scheut, auf sensationelle Fälschungen auszugehen. Recht haben sie beide, der Innere und der Äußere. Einer aber, der sie beide in die Tasche steckt:

Bethmann Hollweg hat einmal im Reichstag unsere Zeit »das Zeitalter der Zeitungen« genannt.

Während also Bienerth bloß erkannt hat, daß die Zeitung die mündliche Überlieferung verdrängt habe, und Aehrenthal behauptet, daß sie das Werk des Gerüchtes fortsetze, hat Bethmann Hollweg ausgesprochen, daß es heutzutage sehr viele Zeitungen gibt. Gemeinsam ist diesen Männern, daß sie zwar nicht das Pulver erfunden, aber dafür die Buchdruckerkunst entdeckt haben, indem sie einsahen, daß selbe auch bereits erfunden ist.

* *
*

Preßstimmen

»Roda Roda, wohl der vornehmste Humorist, der je auf einer Variétébühne auftrat, brachte wieder allerlei neues Ulkiges aus seiner literarischen Werkstätte und mußte immer neue Schnurren zugeben. Lachstürme begleiteten die Aufführung einer Posse, die von fünfzig vierfüßigen Künstlern des Schweizer Hundetheaters gemimt wurde. . . .«

»Eine Stärke des Programms ist auch der Humorist Roda Roda. Er weiß durch seine behagliche Erzählertechnik und seine drollige Art der Pointierung in hohem Maße die Heiterkeit der Zuhörer zu erregen. Nicht minder gelingt dies dem Schweizer Hundetheater . . . .«

»Auch noch eine Anzahl andrer Programmnummern gibt es, die mit Geschick und Geschmack gewählt sind. Roda Rodas heitere Vorträge kennt man. Die Freunde ausgelassener Heiterkeit kommen auf ihre Rechnung durch das Gastspiel des Schweizer Hundetheaters . . . .«

* *
*

Die Vielseitigen

Nächst dem Beiwagenkondukteur, der durch Nebengeräusch stört, ist der kunstsinnige Landesgerichtsrat die unerquicklichste Erscheinung des österreichischen Daseins. Mir ist das neulich wieder

zum Bewußtsein gekommen, als ich den Satz las über einen, »der als Jurist wie als Schriftsteller und Komponist zu den bekanntesten Persönlichkeiten der Residenz gehörte«. Ist es an und für sich schon ein Fluch, zu den bekanntesten Persönlichkeiten der Residenz zu gehören, so ist die Vielseitigkeit, durch die einer ihn erwirbt, ein trauriges Stigma. Ein Jurist könnte immerhin noch eher etwas Ganzes vorstellen und einen künstlerischen Zug aufweisen als ein Jurist, der auch Dichter ist. Sehr erschwerend sind diese mildernden Umstände, die die Richter zu Zeiten für ihre amtlichen Übeltaten geltend machen. Dann erfährt man zum Beispiel, daß der gemütliche Mann, dem es auf ein paar Jahrln nicht ankam, der Autor des Liedes »'s Märzveigerl« ist. Oder der Rhadamanthus mit dem buschigen Schnurrbart, der sich immer zur Beratung in die Unterwelt zurückzuziehen schien, hat das beliebte Kuplet vom »Pipihendi« geschrieben. Oder es ist so ein pensionierter Blutegel mit Kotelettes und Zwicker, der sich plötzlich als Komponist entpuppt. Er heißt in der Regel Werchota und schreibt unter dem Namen V. R. Coté oder gar Faschingbauer und komponiert dann unter dem Namen Facheux. Oder einer, der sich als Lord-Oberrichter gebärdet, legt den größten Wert darauf, Lieferant einer dramatischen Volksküche zu sein und den Gerichtsreportern sentimentale Weihnachtsskizzen anzuhängen. Diese nur in Österreich vorrätige Mischung von Gemüt und Gewohnheit, Stumpfheit und Philantropie, Wärmestubenpathos und einer Schablone, die den Menschen gern in einen Sträfling verwandelt, um an diesem ihre Fürsorge betätigen zu können, hat den Lesern der Wiener Blätter schon manchen Sonntag verdorben. Auch kommt es vor, daß einer, der fast so alt ist wie das Strafgesetz, das er handhabt, die unerledigten Rückstände seines Lebens in Form von schwer erotischen Einaktern verarbeitet. Der eine geigt, der andere pinselt. Der hier schreibt zu jedem Gesetz eine Novelle. Jener dort verfügt in seinen freien Stunden über einen schönen Baßbariton, so daß die Themis, die vor der Literatur schon durch eine Binde geschützt ist, auch noch zur Watte greifen muß. Und dennoch ist sie froh, wenn der Dilettant sie mit irgendeiner »Muse« betrügt. Denn sie will a Ruh haben.

* * *

Peinlich

ist die Spitzmarke, die jetzt hin und wieder in der Neuen Freien Presse auftaucht: »Diebstahl an einer Verlorenen«, »Raubmordversuch an einer Verlorenen« u. dgl. Warum bläht sich der Reporter? Was will die einsame Träne, die eine Frau nicht darum bedauert, weil ein Raubmordversuch an ihr begangen wurde, sondern weil sie nicht zu der Klasse gehört, in der ein Raubmordversuch des Aufhebens wert wäre! So verloren wie die Neue Freie Presse ist eine rechtschaffene Prostituierte noch lange nicht, und wenn jene von dieser als von »einer unter polizeilicher Aufsicht stehenden Frauensperson« spricht, so kommt nur der typische Hochmut der Soliden zum Ausdruck, die sich der polizeilichen Aufsicht zu entziehen weiß, weil sie Beziehungen zur Polizei hat.

»Als er ihre alsbald gestellte Geldforderung unter dem Vorwande nicht befriedigen wollte, daß er nur eine Tausendkronennote bei sich habe, forderte sie ihn auf, das Zimmer zu verlassen, und drehte die Lampe ab.«

Das soll schon manchem Bankdirektor passiert sein. Traurig ist nur, daß sich noch keiner zu einem Raubmordversuch an der Neuen Freien Presse entschlossen hat.

* * *

Ich warne Neugierige.

Wer jetzt vor Scham in den Boden versinken will, der stelle sich auf den Platz zwischen Ring und Kärntnerstraße und sehe dem Wachmann zu, wie er dort demonstriert, daß die Straße dem Verkehr gehört.

* * *

Zweiunddreißig Minuten

und sechzehn Stationen hat neulich abends die Elektrische vom Schwarzenbergplatz bis zur Oper gebraucht, weil vorn einer aufgestellt war, der eine beschwörende Pantomime machte, weil ein Automobil vorüber wollte, vor dem ein Passant erschrak, der links ausgewichen war, weil ein Einspänner kam, dem ein Fiaker rechts vorfahren wollte, indem er Hoah rief, um einen Leiterwagen zu überraschen, der nicht weiter konnte, weil vor ihm ein Radfahrer war, der hinter einem Handwagen fuhr, dem ein Lastwagen nicht Platz machen wollte, dessen Kutscher Hüah rief, weil eine Bewegung entstand, indem der vorübergehende Truchseß Dobner von Dobenau sich anschickte, einen vorüberfahrenden Hofwagen zu grüßen, in welchem Herr Salten saß.

Proletarier und Kulis

Von **Otto Corbach**

Die internationale Einheitsbewegung moderner Lohnarbeiter hat bislang ihre bindende Kraft nur zwischen Angehörigen der weißen Rasse zu bewähren vermocht und selbst bei diesen erweist sich noch oft genug auch unter der Herrschaft sozialistischer Anschauungen das Gefühl nationaler Eigenart stärker als das Empfinden für den gemeinsamen Gegensatz zu den international organisierten Eigentümern der Produktionsmittel. Doch dehnt sich immerhin der sozialistische Internationalismus unter den weißen Nationen fortgesetzt aus. Dagegen ist trotz alles dagegen aufbegehrenden Zornes sozialistischer Theoretiker die Abneigung, die weiße Arbeiter gegen farbige asiatische Arbeiter überall empfinden, wo solche mit ihnen konkurrieren, bisher in dem Maße stärker und unerbittlicher geworden, als das Angebot von solchen Konkurrenten zunahm, und noch nirgends hat im allgemeinen jahrzehntelanges Nebeneinanderleben von Weißen und Gelben den weißen Arbeiter davon zu entwöhnen vermocht, im gelben Arbeiter etwas anderes als einen »Kuli« zu sehen, der keinen Anspruch auf die schon zum Ehrentitel gewordene Bezeichnung »Proletarier« erheben darf und daher von den Organisationen des weißen Proletariats grundsätzlich auszuschließen ist.

Europäische Marxisten, für die die Frage der Konkurrenz asiatischer Arbeitskräfte einstweilen nur eine theoretische Bedeutung zu haben braucht, möchten die Haltung amerikanischer oder australischer Arbeiter ihr gegenüber gar zu gern mit der Rückständigkeit deren Klassenbewußtseins erklären, und es so hinstellen, als werde mit der Zeit sich auch zwischen weißen und farbigen Arbeitern das Prinzip der Assoziation stärker zeigen als das Prinzip der Konkurrenz. Sie vergessen, daß die Behauptung Marxens, der Fortschritt der Industrie, dessen willenloser und widerstandsloser Träger die Bourgeoisie ist, setze an die Stelle der Isolierung

der Arbeiter durch die Konkurrenz ihre revolutionäre Vereinigung durch die Assoziation, die Hypothese zur Voraussetzung hat, daß die Interessen, die Lebenslagen innerhalb des Proletariats sich immer mehr ausgleichen, »indem die Maschinerie mehr und mehr die Unterschiede der Arbeit verwischt und den Lohn überall auf ein gleich niedriges Niveau herabdrückt«. Die Verwirklichung dieser Hypothese würde im Wettbewerb zwischen weißen Proletariern und chinesischen Kulis zum Aussterben der ersten führen, weil der weiße Arbeiter im Allgemeinen bei dem Existenzminimum chinesischer Kulis nicht zu leben vermag. Wer will aber weißen Proletariern zumuten, daß sie sich selbst das Todesurteil sprechen, indem sie sich dem Ideal des sozialistischen Internationalismus zuliebe dem schrankenlosen Wettbewerb asiatischer Arbeiter preisgeben? Das San Francisco Chronicle schilderte einmal die Unmöglichkeit für den weißen Arbeiter, mit dem Chinesen zu konkurrieren, in folgenden drastischen Worten: »Wir haben wieder und wieder den Beweis geführt, daß die amerikanische Arbeit neben der chinesischen nicht bestehen kann, weil der Chinese gewillt ist, wie ein Schwein zu leben, während der Amerikaner leben will wie ein menschliches Wesen. Der chinesische Arbeiter ist mit einer Schale Reis und zwei Tassen Tee täglich zufrieden, während der Amerikaner Ochsen- und Hammelfleisch braucht, und es schwer erträgt, wenn er Brot und Butter entbehren muß. Der Chinese kann in einem Loch schlafen, der Amerikaner braucht ein Bett. Den Chinesen hindert es nicht, wenn zwölf mit ihm in demselben Raume schlafen, der Amerikaner will denselben Raum für sich allein, oder höchstens noch für einen Genossen. Der chinesische Arbeiter denkt nicht daran, sich zu verheiraten und eine Familie zu gründen; während es für den Amerikaner sehr hart ist, diesen häuslichen Bestrebungen zu entsagen«. Ein andermal hieß es in demselben Blatt: » . . . es ist bewiesen, daß weiße Arbeit mit chinesischer nicht konkurrieren kann. Es

ist eine zweifellose Tatsache, daß diese mandeläugigen Tataren eine größere Anzahl von Stunden hindurch bei geringerer Auslage für Kost, Kleidung und Wohnung zu arbeiten vermögen, als die amerikanischen Arbeiter. Sie arbeiten 18 Stunden im Tag für einen Lohn, bei dem ein Amerikaner verhungert. Sie können, wie Sardinen gepackt, in engen und ungesunden Quartieren wohnen, worin ein Amerikaner zugrunde gehen müßte u. s. f.«.

Zweierlei Einwände werden oft gegen solche Erwägungen erhoben. Erstens meint man, chinesische Arbeiter würden, wenn sie erst in größeren Massen in unserer Kulturzone beschäftigt sind, nicht lange so »bedürfnislos« bleiben, wie man sie bisher kennen lernte, und zweitens würde die Not weiße Arbeiter lehren, unter den gleichen Bedingungen wie chinesische Konkurrenten zu arbeiten. Darauf ist zunächst zu antworten, daß es gar nicht auf die sogenannte Bedürfnislosigkeit des chinesischen Kulis ankommt, sondern auf seine Fähigkeit, billiger zu leben und zu arbeiten als der Weiße. Was kann es diesem noch helfen, daß der Kuli sich neue Bedürfnisse anerziehen läßt, nachdem er ihn vermöge seiner Entbehrungsfähigkeit aus seiner Position verdrängt hat? Ferner lassen sich einem so fremdartigen Kulturvolke wie den Chinesen nicht im Handumdrehen Eigenschaften ablernen, die es sich in jahrtausendelanger abgesonderter Entwicklung angeeignet hat.

Der chinesische Kuli bleibt auch im Auslande in innigem Zusammenhange mit seiner Heimat und der Kultur seiner Heimat. Das bezieht sich besonders auf seine Lebensweise. Er fährt fort, chinesische Kleider zu tragen und in aus der Heimat mitgebrachtem oder bezogenem Kochgeschirr Produkte der vaterländischen Erde zu gewohnten Nationalgerichten zuzubereiten. Die Gesellschaft, die ihn in das fremde Land gebracht hat, hat er kontraktlich verpflichtet, ihn lebendig oder tot in das geliebte »blumenreiche« Land der Mitte zurückzubringen. Daraus wird zwar in den meisten Fällen nichts und die Kinder der im Auslande lebenden

Chinesen tragen nie Bedenken, im Geburtslande dauernd seßhaft zu werden, aber die Zähigkeit, womit der Chinese an den Sitten und Gebräuchen seines Landes festhält, kann nicht besser gekennzeichnet werden, als durch den einmütigen Wunsch der Auswandernden, einst im Vaterlande zur letzten Ruhe gebettet zu sein. Indem nun der chinesische Arbeiter im Auslande Nutznießer des heimischen Wirtschaftslebens bleibt, kann er zur Unterhaltung seiner Arbeitskraft die teuern Lebensmittel fremder Länder entbehren und umso größere Ersparnisse machen. Wie diese Ersparnisse der chinesischen Volkswirtschaft wieder zugute kommen, lehrt die passive Handelsbilanz Swataus, des Haupthafens Kwangtungs, einer Provinz, die besonders viele Kulis jährlich ins Ausland sendet. Im Jahre 1904 wurden über Swatau für 34,615.923 Taels Waren eingeführt, dagegen nur für 14,664.863 Taels ausgeführt. Der gewaltige Überschuß der Einfuhr erklärt sich nur aus den Summen, die die ausgewanderten Kulis in ihre Heimat schickten oder zurückbrachten.

Marx und Engels kennzeichnen das »Proletariat« als die Klasse moderner Arbeiter, »die nur solange leben, als sie Arbeit finden, und die solange Arbeit finden, als ihre Arbeit das Kapital vermehrt«. »Diese Arbeiter, die sich stückweise verkaufen müssen, sind eine Ware, wie jeder andere Handelsartikel und daher gleichmäßig allen Wechselfällen der Konkurrenz, allen Schwankungen des Marktes ausgesetzt.« Nun ist aber der Bildung modernen Industrieproletariats allenthalben die Bindung großer Bodenflächen in der Form des großen Grundeigentums vorausgegangen. Diese Bindung war nur mit Hilfe politischer Machtmittel möglich und konnte nur mit ihnen aufrecht erhalten werden, da sich kein Volk freiwillig in eine Rechtsordnung fügt, bei der einzelne Auserwählte auf Grund von Gewaltakten oder deren Folgen hundertmal mehr Land besitzen als der fleißigste Bauer mit seiner Familie bestellen kann, und dazu noch alle möglichen Vorrechte genießen dürfen. Nicht umsonst hat das Dasein des

amerikanischen Industriearbeiters solange keinen eigentlich proletarischen Charakter getragen, als ihm noch das Vorhandensein großer Flächen freien öffentlichen Landes jederzeit die Möglichkeit bot, sich in einen selbständigen Farmer zu verwandeln. Nur mit Elementen, die von der Möglichkeit des Landerwerbs wirklich ausgeschlossen waren, konnte der Kapitalismus einen größtenteils sinnlosen Exportindustrialismus betreiben, nur solchen von ihm völlig abhängigen Elementen Bedürfnisse anzüchten, die allerhand von ihm erzeugtem Tand heimischen Absatz sicherten, soweit die auswärtigen Märkte versagten.

Rom ist bekanntlich schon an Latifundien zugrunde gegangen, lange bevor es einen modernen Kapitalismus gab; und das alte Rom hatte eben deshalb Proletarier, weil es Latifundien hatte. Auch in der neueren Zeit haben sich die Latifundien unabhängig von den Wandlungen des Wirtschaftslebens gebildet und der Kapitalismus ist immer nur ihr Nutznießer, nie ihr Erzeuger, nicht einmal ihr Geburtshelfer gewesen.

Der chinesische Kuli ist aber kein Proletarier, weil er kein Wurzelloser ist. Er läßt sich nicht zum gedankenlosen Abnehmer der Erzeugnisse des modernen Kapitalismus dressieren, weil er Glied eines davon unabhängigen Wirtschaftsorganismus ist; er hat zu leben, auch wenn ihn der fremde Kapitalismus nicht beschäftigt, weil er genossenschaftlich mit Seinesgleichen zusammenhängt, die ihn nicht umkommen lassen, und er ist auch im Auslande nicht darauf angewiesen, durch seine Arbeit dauernd das Kapital fremder Unternehmer zu vermehren, weil er bei sparsamer Lebensweise immer mit einer Gelegenheit rechnen kann, sich später in der Heimat selbstständig zu machen.

China hat keine Latifundienwirtschaft wie die europäisch-amerikanische Kulturwelt, das ist einer der Gründe, weshalb die Menschenkraft dort trotz all unserer technischen Hilfsmittel billiger ist als bei uns. Während in unserer Kulturzone alles, was zum Leben

unbedingt nötig ist: Nahrung, Wohnung, Kleidung immer teuerer wird, weil wir trotz aller Fortschritte der Technik hierfür von der Bodenproduktion abhängig bleiben, die Steigerung der Produktivkräfte in der Landwirtschaft aber mit dem Wachstum der Bevölkerungen nicht Schritt gehalten hat, bringt China die Nahrung für seine Bevölkerung fast spielend leicht auf und versieht daneben noch mit zwei Produkten seines Ackerbaues, Tee und Seide, den Weltmarkt in einer Fülle und Regelmäßigkeit, die uns in eine große Abhängigkeit von China gebracht hat. Nirgendwo anders ist der Boden so gründlich aufgeteilt als in China. Wenige Meter breite, 20 — 30 Meter lange Parzellen bilden die Regel. »Bis an die steilen Felskuppen der Hügel hinauf ist das Land sorgfältig terrassiert, jedes kleinste Stückchen Land auf dem Boden der Regenschluchten, von dem man annehmen kann, daß es vor den herniedergehenden Fluten halbwegs geschützt ist, wird ausgenützt; jeder kleinste Acker auf das sorgfältigste gartenähnlich bestellt« (Schrameier). Ein großer Teil des chinesischen Ackerbaus läßt sich nur mit Gewinn betreiben, weil die Familien in ihrem pietätsvollen Zusammenhalt und ihrem Kinderreichtum eine stets verfügbare Menge der allerbilligsten Arbeitskraft besitzen. Von Wichtigkeit ist ferner, daß das einzige Tier, das der Chinese in irgend erheblicher Menge züchtet, das genügsame und fruchtbare Schwein ist und dadurch die große Menge von Weiden und Wiesen, die bei uns zur Gewinnung des Viehfutters benützt wird, in China zum Ackerbau verfügbar wird. Die Zucht des Seidenwurmes wie der Teebau kann neben jedem andern Zweig der Landwirtschaft betrieben werden. Nur eine solche intensive Bodenkultur erklärt es, weshalb sich ein chinesischer Arbeiter bei einem Tageslohn von 30 bis 40 Pfennig sehr gut verpflegen kann, umsomehr, als der Chinese im Allgemeinen eine erstaunliche Geschicklichkeit darin entfaltet, aus Reis, Gemüse und Fisch oder Schweinefleisch eine große Anzahl höchst schmackhafter Gerichte zu bereiten.

Die wohlfeilen Preise ihrer Waren, meinten Marx und Engels, seien die schwere Artillerie, mit der die »Bourgeoisie« alle »chinesischen Mauern« in den Grund schieße. Gerade in China aber hat diese «schwere« Artillerie bisher im Allgemeinen völlig versagt. In den chinesischen Vertragshäfen ist heute noch genau so wie am ersten Tage ihrer Öffnung für den fremden Handel der chinesische Mittelsmann, der Kompradore, die Seele jedes von fremden Kaufleuten gegründeten und äußerlich geleiteten Handelshauses; er ist es, der die Verbindungen mit einheimischen Abnehmern und Lieferanten unterhält, während der fremde »Chef« in Wirklichkeit nur die Rolle eines Maklers spielt. Die schwere Artillerie der chinesischen Kultur sind die wohlfeilen Preise ihrer Arbeitskräfte. Als wirtschaftliche Größe ist der japanische Arbeiter viel weniger zu fürchten als der chinesische; nur weil sich der Japaner im Auslande als Angehöriger einer schon erfolgreichen starken Militärmacht geben darf, sucht man sich seiner in den von der gelben Einwanderung bedrohten Küstenländern Amerikas und Australiens heute ebenso eifrig zu erwehren wie des Chinesen, der sich vorläufig noch nicht als Träger politischer Machtansprüche einer asiatischen Regierung fühlen darf. Der chinesische Kuli gibt in der ganzen Frage der Konkurrenz asiatischer Arbeitskräfte den Ausschlag, weil China ein so unermeßliches einheitliches Reservoir von Menschenkräften vorstellt. Mit der Umwandlung Chinas zu einem modernen Staatswesen muß auch einmal der Zeitpunkt kommen, wo eine starke Pekinger Regierung mit einer zweckbewußten chinesischen auswärtigen Politik beginnen kann und dann wird der ferne Osten von der europäisch-amerikanischen Kulturwelt ebenso entschieden und nachdrücklich die offene Tür für ihre billigen Arbeitskräfte verlangen, wie bislang die westländischen Mächte in China eine offene Tür für ihre billigen Waren verlangten. Auf die Dauer wird der weiße Proletarier sich vor dem freien Wettbewerb des asiatischen Kuli nicht zu retten vermögen.

Der Fall Oskar Kokoschka und die Gesellschaft

Von **L. E. Tesar**

»Hüten wir uns vor dem Anwachsen der gesellschaftlichen Macht und dulden wir nicht, daß die Gesellschaft was anderes sei als ein Wächterhund.« —

Oskar Kokoschka widerfuhr die Peinlichkeit, einen Fall um sich konstruiert zu erhalten. Er hat sich in den letzten zwei Jahren aus dem Objekt des Kunstreporters zur Sensation des Sonntagsfeuilletonisten entwickelt. Daß Oskar Kokoschka malt, kümmert den Kunstkritiker nicht — der beschäftigt sich mit den »Ideen«, die in die Bilder hineinzuprojizieren jenem nicht gelungen sei; daß Oskar Kokoschka denkt, kümmert den Philosophen vom Tage nicht — der korrigiert mit Tintenstrichen die Farbenflecke des Malers.

Und so ist Oskar Kokoschka »ein Fall« geworden.

Die sachliche Ruhe in sein Problem zu bringen, war der Wissenschaft vorbehalten. Denn sie hat die heilige Scheu vor der persönlichen Freiheit. Herr Hofrat Kunstprofessor Josef Strzygowsky verläßt seinen Katheder auf dem Franzensring und begibt sich in die Redaktionsstube auf dem Schottenring. Und er schreibt: »Dieser Oskar Kokoschka, der mit seinen Koko-Strahlen die Personen durchleuchtet, welche das Unglück haben, unter seinen Pinsel zu geraten, wäre tauglich, die Bordelle mit abschreckenden Bildern von Syphilis und Paralyse auszuschmücken.«

Oskar Kokoschka ist Künstler. Nur Künstler. Er malt und er darbt von der Hand in den Mund. Hofrat Josef Strzygowski ist Professor in der Kunst. Er redet und er ist satt. Oskar Kokoschka ist jung und seine Augen sind in der Sehnsucht trocken geworden. Hofrat Strzygowski ist ein Greis und von amtswegen Freund der Jugend. Er ist Mitglied jener Fakultät, die ihre Wurzel bis in die Gastmähler Platons zurückverlegt. Platon nennt die Liebe das einzige Band, das den Lehrenden und Lernenden verknüpfen dürfe, Hofrat Strzygowski nennt »diesen Oskar Kokoschka« »ein

räudiges Wesen«, das gemieden werden müsse, und seine Bilder »ekelhafte Pestbeulen« und »Pfützen voll faulem Geruch«. In der Renaissance bezahlte der Adel Agenten zur Aufspürung von hungernden Künstlern, diesen Aufträge geben zu können; die Gesellschaft, welche die Bildung frei gemacht hat, bezahlt Kunstprofessoren zur Namhaftmachung jener Künstler, die dem Hungertode preisgegeben werden sollen.

Oskar Kokoschkas Werk ist aufgeteilt worden unter dem schmatzenden Spaß der »Kunstlaien« und dem ehrlosen Ernst der »In-der-Kunst-angestellten«. Und die Künstler schweigen ihn nieder. Aber die Barrikaden, mit denen sie ihre Positionen schützen, hindern die Erkenntnis nicht, daß Kokoschkas Kopfsprung in unsere ruhig gewordene Kunstsee genug weite Wirbel kreiselte, um viele Bilder in den letztjährigen Ausstellungen seinen Werken »anempfunden« zu machen. Wir leben in der Stadt der Surrogate. Der erste verdirbt an der Wiener Gemütlichkeit, der zweite verdirbt am Wiener Entgegenkommen, der dritte hat die Käufer. Wien lehnt Hodler ab und ist darüber untröstlich, daß dessen Nachahmer nicht Kunstakademieprofessor geworden; Wien schreit nach Baupolizei gegen Adolf Loos und ornamentiert sich mit den Quadraten seiner Ausbeuter.

Der Fall Oskar Kokoschka ist typisch; er ist ein Schulfall für das Studium des Verhältnisses zwischen Gesellschaft und Künstler.

Hohe spanische Wände aus vielen begrifflichen Worten und systematischen Sätzen sind um den Gegensatz von Gesellschaft und Künstler gestellt worden — die tiefe Kluft zwischen ihnen ist brückenlos geblieben. Auf der einen Seite wandeln die Künstler und ihre Werke fallen nieder auf der andern Seite des Abgrundes. Dort hat die Gesellschaft ihre Betten aufgeschlagen. Sie revanchiert sich und wirft besudelte Laken zurück.

Niemals war die Kunst eine soziale Erscheinung und sie wird niemals eine solche werden. Zwischen

dem Künstler und dem Gesellschaftsmitglied ist die Gegenrede von Nacht und Tag. Der Tag aber ist klug und greift hinter die Masken. Die Nacht ist bildnerisch, sie setzt vor die Erklärungen die Stille. Die Dämmerung verbindet beide, doch sie mischt sie nicht. Die Gesellschaft ist in der Ausdehnung der bevölkerten Ebenen, die Kunst ist in der Gletschereinsamkeit. Keiner konnte noch gleichzeitig die Luft einziehen und den Hauch ausstoßen. Der Künstler ist nur einmal möglich, er ist Modell; der andere ist Teil der Summe, er ist Ware. Für alle Zeit bleibt jener Fremdkörper in dem System, wo der Ziffer ihr Stellenwert erst durch die Nachbarn zugewiesen wird. Der gesellschaftliche Teiler preist die Gesundheit als das höchste Gut, denn sie sichert ihm das Im-Schrittbleiben innerhalb des Regimentsmarsches. Er hat das Programm. Der Künstler hat sich selbst. Und er hat die Einzelheit in jeder Erscheinung um sich und berührt nicht das Bild seines Ichs mit den Bildern der Umgebung. Er ist genial und schaut an. Der andere ist dilettantisch oder talentiert und läßt sich anschauen. Dilettant und Talent bemühn sich, das Genie zur Strecke zu bringen, um es benützen zu können. Wenn das Genie fortgeht, so weiß es, daß das Leben sinnlos ist.

In der Gesellschaft waltet die Sitte. Ihre Glieder sind mit allen ihren Fähigkeiten durch die ethischen Vorschriften aneinandergekettet. Sie haben keine selbständige Form; sie sind allerdings die Elemente einer solchen, aber sie können diese als Bruchstück niemals erfassen. Sie leugnen darum jede Form und verlangen überall den Inhalt. Ihr Verhältnis zur Kunst ist bestenfalls das Mißtrauen. Dem Künstler eignet im Leben mit den andern die formlose Skepsis, seine Seele bleibt so ungeteilt und kann die Formen als Einheiten umspannen. Auch die Gesellschaft wertet er nur als Form.

Das Kunstwerk ist fertig, wenn sich der Künstler von ihm ins Schweigen flüchtet. Der ethische Mensch

schweigt erst dann, wenn sich das Werk ganz aus ihm geflüchtet hat.

Die Gesellschaft findet sich mit der Kunst ab. Sie schließt mit derjenigen der Vergangenheit einen Waffenstillstand und nimmt deren Werke in ihr Programm auf. Den lebenden Künstler sucht sie als einen gefährlichen Sauerteig vom Prozesse auszuschalten. Sie wittert in seiner Erscheinung die Notwendigkeit einer Umwertung ihrer Statistiken und legt sich mit der ganzen Zähigkeit und Trägheit einer großen Summe dagegen. Die Tragik des Einzelnen ist, durch den allgemeinen Sumpf waten zu müssen, die Komik der Allgemeinheit, sich diesem Einzelnen nachwälzen zu müssen. —

Das ist die soziologische Erklärung des »Falles Oskar Kokoschka«. —

Ich bin ebensowenig imstande, Oskar Kokoschka wie irgend einen Künstler als tätigen Organismus aus seiner Zeit herauszubegreifen. Ich weiß wohl, daß jeder Mensch schließlich auf etwelche Köche seines Nachtmahles und Wäscherinnen seiner Hemden angewiesen ist, aber ich weiß auch, daß jeder Künstler seiner Zeit widerspricht und daß diese genötigt ist, den Widerspruch zu einem sozialen Fortschritt zu umschleimen und zu verdauen. Der große Magen arbeitet hart an dem Bissen, denn sein Körper hat den Instinkt der Erhaltung der Summenpersönlichkeit. Aus dem Künstler wühlt bloß der Instinkt der Erhaltung der Kunst. Der Teil kennt nur Opfer für die Verbandssatzungen; er ist von seiner Bruchkleinheit gegen das Zusammengesetzte überzeugt. Den Künstler langweilt eine solche Bescheidenheit. Er ringt, rücksichtslos gegen sich selbst und die übrigen, mit der Gestaltung des Gedankens oder Willens und er hat den bewußten Egoismus, jede andere Aufopferung von sich zu weisen. Lenau, der Künstler, wünschte an das Kreuz geschlagen zu werden, wenn die Tropfen seines Blutes zu einem Gedicht zusammenrönnen.

Oskar Kokoschka wird den Pfad gehn, der aus dem Bereich der Kotkugeln der Nächstenliebe in die

Vereinsamung führt. Die Schädel von Marées, van Gogh und Gauguin sind die bleichen Weiser dieses Pfads. Oskar Kokoschka hat die quälerische Unruhe, welche die Gegenwart vom schmalen Schnitt in der Ordnungsreihe zum grundlosen Spalt auseinanderzerrt, der das Vorher und Nachher verschlingt. Vor den Werken dieses Malers verliert der Beschauer seinen Halt; er ist gewohnt, sein Ich durch die Kulissen einer begrenzten Zeitlichkeit und Räumlichkeit zu verstellen und wird vor der Veranschaulichung eines Willens ratlos, der diese beiden Formen menschlicher Äußerungen entbehrt oder überspringt.

Oskar Kokoschka hat das Unerwartete, die entwicklung-spottende Katastrophe in sich. Er ist nicht dort, wo ihn der Beschauer zum letztenmal gesehn, und er entschwindet dem Beschauer, während dieser zu ihm plauscht. »Nur wer sich wandelt, bleibt mit mir verwandt.« Sie haben in den jüngsten Jahren gelernt — und das war nicht zum Geringsten Kokoschkas Verdienst —, daß das Bildnis nicht das Bedürfnis nach der photographischen Ähnlichkeit habe. Sie treten in die Säle, wo die Bilder Kokoschkas hängen, mit der Neugierde nach charakteristischen und interessanten Einzelheiten und prallen zurück vor den Tieren, die ihnen von der Wand entgegenbellen. Immer wieder dasselbe. Der Beschauer ist zu seicht, um vom Schein befruchtet zu werden: er tappt nach dem Sein. Kokoschka ist Maler, die Erscheinung existiert für ihn nur als Farbe und Formwert oder sie existiert nicht. Der Beschauer ist ein Teil jener Kleinigkeit, die viele Teile hat; er vermißt dort, wo er schauen soll, den Diskurs mit seinesgleichen. Er lernt nicht aus dem Bildnis das Wie der Erscheinung, er hadert mit dem Maler, dort sein Auge gebrauchen zu sollen, wo sein Gedächtnis die sauber ausgefüllte Tabelle erwartet hat. Eine alte Malerregel indes lautet: »Der du ein Bild beschauen willst, nimm einen Stuhl und setz dich davor und schweig zehn Minuten. Geht dir nichts auf, so erheb dich, nimm deinen Stuhl und geh wieder.

In acht Tagen magst du den Versuch wiederholen. Nützt es nichts, so sei überzeugt, daß zwischen dir und dem Bild kein Rapport besteht.«

Ich glaube nicht an die Möglichkeit, einem andern ein Kunstwerk aufzuschließen. Denn alle Relationen zielen dahin, den Verkehr zwischen den einzelnen Summanden bequemer zu machen; sie versagen dort, wo ein Verkehr ausgeschlossen ist und nur Auslösungen bleiben. Das einzige Rezept, das dem Betrachter empfohlen werden könnte, ist jenes, vor dem Werke alles zu vergessen, was er sein Ich zu nennen glaubt. Das heißt aber alle Beeinflussungen beiseite schieben, das heißt gegen sich selbst unverschämt ehrlich sein und den Mut der Empfängnis haben. Den Betrachter indes, der die Hetärengröße nicht besitzt, zu nehmen ohne genommen zu sein, verwirrt die Angst, sich von den Rudeln der vielköpfigen Herde zu isolieren, die über die graue Heide der Zeit trampelt. —

Gegen Oskar Kokoschka haben beide Lager der Ästhetik gerüstet; das moderne, das sich »kunstkritisch« nennt, und das altwürdige, das sich »ideell« nennt.

Es wird gewöhnlich übersehn, daß die Ästhetik dort anfängt, wo die Kunst aufhört: in der künstlerischen Unempfänglichkeit des Betrachtenden und seinem Bedürfnis nach gesellschaftlichem Anschluß. Sie ist ein Geduldspiel des Beschauers. Ein Teil des gesellschaftlichen Programms. Der wissenschaftliche Vertrieb der Werke. Statt die Größe des Künstlers an dem Stoß vors Hirn zu messen, erhöhen die Ästhetisierenden die Planken, um ihre Stirnen vor neuen Unfällen zu schützen. Der Künstler kennt außer der handwerklichen Regel kein Gesetz, das nicht aus ihm selbst wurde. Niemals sind die Werke zweimal in ihm vorhanden, als kleidlose Inhalte und als kostümverleihende Formen, die er beide prüfend aneinanderpaßt. Der Gedanke — das Wort sowohl im literarischen als auch im bildnerischen Sinne gebraucht — springt im Künstler in seiner Form auf, oder ist — künstlerisch — überhaupt

nicht geboren. Der Künstler, der Monate, Jahre an dem Gedanken gestaltet, probt diesem nicht verschiedene Roben an; er gestaltet ihn als Ganzes — inhaltlich und formlich.

Die ästhetischen Idealisten vermissen die »Emporhebung ihres Menschen« durch die Kunst Oskar Kokoschkas. Diese Leute sind nicht etwa so schlau, einem andern jene Arbeit zuzumuten, die zu verrichten sie selbst unfähig sind. Sie jammern bloß um die literaturgeschichtliche Geste Schillerscher Lyrik. Sie sehn es nicht, daß kein Zehntel der heutigen Künstler so stark klassisch spricht wie Oskar Kokoschka. Dabei nenne ich klassisch jene Sachlichkeit, die, gleichweit entfernt von der Naturabschrift und dem Zeichenstubensymbol, nirgendwo im Werke durch unanschauliche Assoziationen eine Lockerung der Einheit von Form und Inhalt zum Nebeneinander gestattet. Ich erinnere nicht erst an das Stilleben und die Landschaft Kokoschkas, sowie an seine Akte, ich erwähne nur die immer mehr auf Einfachheit verdichtete Anordnung der Sehwerte in seinen letzten Bildnissen. Das »klassische« Werk will den Betrachtenden weder emporheben, noch sonst irgendwie erziehen. Es will gar nichts. Es soll nur angesehn werden. Der Grundirrtum aller Ideologen steckt in ihrer Perversität, immer wieder das Unaussprechliche aussprechen zu wollen. Sie übersehn, daß die Idee erst mit dem Werke geboren wird und vorher nirgends existiert hat. Das sage ich trotz der schöpferischen Wucht Schopenhauers, die Kunst als Objektivation der Idee zu erklären. Er hat die ethischen Forderungen an das Werk auf dem Gewissen. —

Aus dem ungesellschaftlichen Charakter des Künstlers folgt seine Blutsfreundschaft mit dem Tyrannen. Sie beide haben die Leidenschaft des flüssiggewordenen Stahls, der Rest hat die vorsichtige Erwägung; sie haben das Eis des Gedankens, der Rest hat die begütigende Herzenswärme. Mitleid hat aber so wenig mit der Kunst zu tun wie Empfindsam-

keit. Die Tyrannis besitzt das Künstlertum, der gesellschaftliche Staat wird vom bureaukratischen System besessen. Die Griechen des Peisistratos lauschten, denn Pindar sang; die Dichter der Gegenwart finden keine Säle, denn die ethischen Vereine tagen.

Wir sind mütterlich geworden.

Oskar Kokoschka ist in eine fatale Zeit hineingeboren. Nie hat es künstlerische Epochen gegeben, wo das ganze Volk von der Kunst durchtränkt war — denn die Kunst liebt das Volk nicht und das Volk liebt die Kunst nicht; doch ich zweifle, ob es viele Zeiten gegeben, die so wie die unsere von den Müttern gestört waren. Wir haben nicht die Mutter, welche die Heiligkeit ihres Fleisches der Pflicht für ihr Kind aufgeopfert hat und um die der Glaube an das Kind und die Wut dafür Andacht und Verlegenheit breiten. Unsere Mütter benützen das Kind, der Redseligkeit ihrer Lehrsaalkränzchen praktische Bedeutung zu geben. Denn diese Mütter werden gebildet von den Frauen, die nie empfangen konnten, und den Männern, die nie geben konnten. Sie hassen die Brutalität des Aktes und verkleben jede ihrer Handlungen mit dem Wunsche nach ihm. Sie pflegen Verkehr mit den Büchlein zur Förderung sexueller Ethik. Sie haben nicht die Differenz der Organe und empfinden nur in Konglomeraten. Sie hassen den Einzelnen und dessen Werk. Denn des Künstlers Geschlechtlichkeit ist ein Stück von ihm und sein Leben nicht ein Stück im sexuellen Bedürfnis und Katechismus der anderen. Sie läßt sich weder einstellen in die Rubrik »Norm«, noch in jene »Normwidrigkeit«. In der kinderlosen Mutter triumphiert die Gesellschaft; jene nahm für die Unmöglichkeit der Empfängnis Rache an den wachsenden Erwachsenen und warf in diese die Losung »das Kind«. So half sie die Feindseligkeit befestigen, die vom Anfang her zwischen Gesellschaft und Künstler gesetzt ist.

Die Gesellschaft benutzt gegen die Kunst das Institut der Kritik.

Die Kritik ist kein Gespräch der Betrachtenden unter sich, sie ist die Werbetrommel zum Künstlerhasse. Den Künstler selbst wird die öffentliche Beschränktheit und Bosheit umso gleichgültiger lassen, je männlicherer Art er ist. Er wird auch dann nicht, wenn sein Herz in der Entbehrung des Verständnisses wundgerieben ist, an das Erbarmen der Nächsten appellieren. Der Mensch des Künstlers hingegen muß, als dessen leiblicher Träger, aus allen den Stricken und Schlingen, die ihm tausend Hände mit einladender Gebärde entgegenstrecken, eine Knute für die hilfsbereiten Geber drehn.

Liliencron und seine Briefe*

Von **Berthold Viertel**

Einsamer König, mir ein Gott,
Ich sah an deinem Munde
Den herben Zug von Stolz und Spott
Aus deiner Sterbestunde.

Denselben Zug, der streng und hart
Verrät die Adelsgeister,
Der aus der Totenmaske starrt
Bei jedem großen Meister.

Liliencron

Das Ereignis des großen Menschen ist ein herrliches Geschenk, das der Natur gemacht wird, das sie aber nur mit Widerstand, sich sträubend, empfängt. Detlev von Liliencron — der Sohn eines kargen Landes, eines kargen Volkes, einer kargen Zeit. Er hat seinem Land, seinem Volk, seiner Sprache ein großes Fest der Sinne gegeben, das Fest eines großen Sinnes zugleich. Und sie haben sich redlich gegen den Reichtum gewehrt, der sich ihnen aufdrängte. Es war nach einer Zeit der literarischen Dürre. Die deutsche Erde begann wieder einmal aufzublühen, denn sie war wieder einmal von fremder Kraft befruchtet worden. Frank-

* Detlev von Liliencron, Ausgewählte Briefe, zwei Bände, herausgegeben von Richard Dehmel, verlegt bei Schuster & Loeffler, Berlin 1910.

reich, Rußland, Skandinavien — von dorther waren Samen zugeflogen, und, o Wunder, sie gediehen. Aber ein anderes Wunder war das Gedeihen Liliencrons. Denn hier war unversehens, zwischen den Ablegern fremder Zucht, ein deutsches Korn in die Höhe gegangen. Eigentlich kein »Moderner«, eher ein treuer Fortführer einer guten Tradition, der es nur, als ein kühner und herzlicher Kamerad, mit den Jungen der Revolution hielt, weil er eben selbst ein echter Schöpfer und also ein Erneuerer war. Es ist jetzt in Liliencrons Briefen nachzulesen, wie er nachts davon träumt, einem demokratischen Dichter, dessen Werke er bei Tage enthusiastisch preist, auf der Barrikade gegenüberzustehen, als kaisertreuer Todfeind, mit ihm zu kämpfen und zugleich seine Dichterstirn zu küssen. Das war Traum, aber in Wirklichkeit »marschierte« er mit allem, was ihm elementar und von Geistes Gnaden schien, »mit klingendem Spiel und Fahnen-Entrolle und Hurrageschrei.« ... »Eine neue Epoche. Ich fühl's in allen Fibern.« ... »Kein Getute mehr auf derselben alten Flöte: Andere Flöten, andere Flöten.« Damals schreibt er Kritiken, von denen er sagt: »Es sind ja nur frische, tiefstherzenskommende, ich möchte sagen: Naturfreudenlaute, daß wir einmal Dichter finden.« Dieser deutsche Junker, dieser Offizier mit erwiesenem Schlachtenmut, dieser Grandseigneur ohne Geld war eine anarchische Seele und zugleich der allergetreueste Erbe und Verwalter einer Kultur. Schon früh verstand er seine Mission: ein Fortsetzer jenes imaginären Deutschland zu sein, aus dem Goethe und Kleist, Friedrich der Große und Bismarck, Schopenhauer und Kant in das wirkliche Deutschland herabstiegen. Liliencron knüpfte bei den Meistern einer mittleren seelischen Zone an, wie etwa bei Storm, Fontane, Gottfried Keller oder K. F. Meyer, aber er wuchs, nach seines tiesten Herzens Sehnen und Planen, jenen Gewaltigen nach, die das deutsche Volk auch noch vor der Instanz des jüngsten Gerichtes rechtfertigen werden. Mit der Sicherheit und Körperlichkeit einer Eiche wuchs er ihrem hohen

Überblick entgegen. Bis die Meisterschaft ihn schließlich in die atmosphärische Gemeinschaft ihres Blühens brachte. Ja, heute ist kein Zweifel mehr: Liliencron kam aus jener Urkraft, die es glaubhaft macht, daß Shakespeare einem Brudervolke entsproß. Und sein Kampfruf, sein Schrei des Lebens und der Freude, ließ wieder einmal das deutsche Volk vor sich selbst erschrecken. Denn trotz der liebenswürdigen Masken, die er annahm, trotzdem daß er als loyaler Militär, als naiver Genießer, als ahnungsloses Naturkind zu kommen schien, sein Volk spürte dahinter den Mann, den Herrn, den Krieger und Besieger, den Zerstörer und Schöpfer. Daß man es leugnete, daß man ihn durchaus in ein harmlos angenehmes Format zu drücken suchte, was war es anderes als die raffinierte Tücke und Politik, die Taktik der vielen Schwachen einem einzigen Starken gegenüber. Von all diesen Dingen, die ich hier erzähle, sprechen seine Briefe unaufhörlich, mit den eindringlichsten Worten der Pein und der Wut. Er hat unter dem Widerhall seines Wirkens gelitten wie unter der Armut, die ihn erdrosseln wollte, unter dem Galeerengewicht der Schulden. Man hielt für Roheit und Naivetät, was meisterliche Belebung war. Kultivierte Seelen von Heyse bis Hofmannsthal (dieser hat übrigens, wenn ich nicht irre, das Urteil in der ‚Fackel' widerrufen) und viele Unkultivierte meinten, Liliencron müsse seine Gedichte nur so hinschleudern, nonchalant. Aber er trug solch ein Gedicht jahrelang mit sich herum, auf den Augenblick der Reife wartend, und hatte er dann endlich den Wurf gewagt, so feilte er erst wochenlang, schickte sein Manuskript zu fünf, sechs befreundeten Autoren, um über jedes Detail vielfaches Urteil, Änderungsvorschläge anzuhören; litt an den subtilsten Problemen des Ausdrucks, mußte sich von außen zu Entscheidungen, zur Wahl zwischen Wort und Wort anregen lassen, weil er selbst nicht damit zu Ende kommen konnte. »Arbeit, harte, mitleidlose Arbeit«, so hieß auch seine

Definiton des Genies. Wenn erst die Briefe, die seinem Schaffen bis ins Detail nachgehen, herauskommen (Dehmel hat vorerst nur vereinzelte Proben solcher Briefe geboten), so darf man sich darauf gefaßt machen, daß sie den Briefen Flauberts zum Staunen ähneln. Wie sehr mußte es ihm darauf ankommen, daß Urwüchsigkeiten, Unwillkürlichkeiten, die sich weniger elementare Geister nur aus einem Mangel an Zucht erklären konnten, nach durchdachtem Plane, mit präzisester Absicht hingesetzt waren. Er lachte, wenn man das verkannte, aber es tat dennoch bitter weh. Denn das Mißverstehen solcher Intentionen bedeutete allen Ernstes ein ahnungsloses Vorübergehen am Wesentlichen, an der Meisterschaft selbst. Die gedankenlose Formel vom »Naturalisten Liliencron« fraß an seiner Künstlerseele Er wußte sich einen Naturalisten im Sinne Shakespeares, Goethes, Kleists. Er wußte, daß seine »Natur« Auffassung war und Gestaltung. Die Milieutheorie konnte sich an ihm, wie an jedem Meister, nur blamieren. Die Haide an sich bliebe eine gleichförmige Plattheit, eine monotone Sinnlosigkeit — um so ein Keuschestes, ein erschütternd Geheimes zu geben, bedurfte sie eines gegensätzlichen Künstlers, eines Meisters der Konzentration, eines starken Plastikers des Wortes, eines strengen Abgrenzers. Die Wucht, die Drastik seiner Farben und Formen hat Liliencron aus Eigenem dazugegeben, die Größe seiner Landschaft war in ihm und sonst nirgends.

Überall stieß Liliencron auf dieselbe Art von tückischem Mißverständnis. So wollte man dem elementaren Erotiker einen amusanten Amusierten abgewinnen. Mit zusammengekniffenen Augen und geilsittlichem Grinsen schlich Deutschland an dieser Urquelle künstlerischer Sinnlichkeit vorbei — wenigstens empfand er selbst es so. Er, der gar wohl wußte, welche Heldentat es bedeutete, in diesem Milieu den königlichen Genuß zu behaupten. Er hat seine große Freude dem spröden nationalen Stoff abgerungen, wie er sie dem gemeinen qualvollen Lebensdrang

abrang, als ein Überwinder. Er hat — ein Wunder künstlerischer Chemie — mit seiner Feuerseele den Steinklumpen dieses Lebens durchglüht, bis er Diamant wurde. Es gibt zwei Stellen in den Briefen, an die ich seither immer wieder denken muß, wenn ich an das Sonnenhafte in Liliencrons Wesen denke. Da ist ein dreizehnjähriges Mädchen, das im Hause wohnte, schwer erkrankt. »Der Vater war fort vor Entsetzen, die Mutter lag wie im Wahnsinn auf der Erde. Ich hielt mit Kraft das zerflatternde Leben, das verlöschende Kerzchen in meinen Armen. Es schienen die letzten Röcheltöne zu kommen. Das Herz schlug so schnell wie eine Dampfschiff-Schraube, wenn sie über Wasser kommt (Kraftlosigkeit); der Schaum trat vor die Lippen; die Augen brachen. Da schrie ich (ich war ganz allein mit dem Mädel) den Tod an in meiner Verzweiflung: ‚Wull du woll, du Aas‘, und spie nach ihm! Und das nahm der alte Herr mir so übel, daß er davonging.« — Aber zwei Tage später stirbt das Kind dennoch in seinen Armen. »Ich riß mein Hemd auf, und legte sie an meine nackte heiße Lebensbrust — umsonst. Ich hauchte ihr meinen Atem in den schon stehen bleibenden Mund — umsonst. Das Herz stand still . . .« — Das war Liliencron, der Beleber. Das war Liliencron, der Erotiker. Ein Herz, das die Liebeskraft Vieler für sich allein in Anspruch zu nehmen schien. Er begriff es nicht, daß man seinen Überreichtum an Liebe anders als mit verehrenden Augen ansah. Er begriff es, noch als Alter, nicht, daß man ihm seinen Überreichtum an Kraft mißgönnte. Er begriff nicht, daß man ihm nicht tausendfach dafür dankte, daß er etwas von seinen Schätzen in den Liebesgedichten hergegeben hatte. Er verstand den schmutzigen Blick nicht, der ihm seine unverkümmerte Illusion vergiften wollte. Freilich, eine andere Moral haben die großen Gebenden, eine andere die Ärmsten, die so klein sind, daß sie nicht einmal den auf sie entfallenden Gnadenrest anders als mit Zynismus anzunehmen verstehen.

Man kann es sehr schön in den Briefen verfolgen, wie er immer auf das große Typische drang, das sein Besonderes mit großer Ökonomie verteilen sollte. In einer Zeit, da die Lyrik sich zerfaserte, mißverstand man natürlich auch diese Typik, und nahm die bedeutende Absicht für oberflächlichste Harmlosigkeit. Weil er seine Anschauungskraft auf einige Urfragen konzentrierte, hielt man ihn für simpel. Weil er seine Gedanken anschaute (und mit welch einer Kraft des lebendigen Auges), sie mit unverbrüchlicher künstlerischer Treue nur, wenn sie restlos Anschauung geworden waren, formte, hielt man ihn für gedankenlos. Wie es möglich war, über den »Naturalisten« Liliencron den Phantasten Liliencron zu verkennen, ist rätselhaft. Gewiß, der unkünstlerische Mensch kann die Einbildungskraft nicht begreifen, die in solidem Material arbeitet. Das mag nun für viele dieser Gedichte gelten. Aber die Visionen, die mythischen Begebenheiten, die zwei Bände »Poggfred!« Lernte man doch endlich das symbolhafte Schauen auch in der Drastik des Kleinlebens wiederfinden! Sonst wäre ja die verzweifelte Anstrengung des Naturalismus, dieser Don Quixote-Versuch der Kunst, den Menschen bei seinem ärmsten, alltäglichsten Selbst aufzusuchen, vergeblich gewesen. Doch geht es nicht an, Phantasie abzuleugnen, wo sie, in prachtvoller Selbständigkeit, übermächtig wird. — In seiner durchdringend klugen und erschöpfend allseitigen Einleitung zur Auswahl der Briefe hat Richard Dehmel das Problematische der Liliencronschen Natur gezeichnet, um die Tiefen und die Höhen dieser Individualität, und das Schöpferische, das sie miteinander verbindet, einem allzu billigen Nachruhm als scharfen Protest entgegenzusetzen. Und Richard Dehmel hat seine unvergeßliche Grabrede beigefügt, die alle Herrlichkeit eines begnadeten Menschen noch einmal, in einem großen Augenblick, zurückgestrahlt aus einem vollendeten Leben, auffing. Es ist nur fraglich, ob solche ruhmwürdige Freundestat jene Fremden zu überzeugen vermag, welche nicht schon das Werk des Dichter-Künstlers selbst überzeugte.

Diese Fremdesten werden sich auch von den Briefen nicht überzeugen lassen. Richard Dehmel wollte durch seine Auswahl der Briefe die Individualität Liliencrons herausmeißeln. Diese Absicht scheint mir geglückt. Hier lebt nun, noch einmal neben dem Werke, um einen Grad unmittelbarer, diese keusche und kühne Seele in ihrer reichen Vielfältigkeit, die doch nach einem prachtvoll einfachen Plane gebildet und bewegt scheint. Sie lebt ihr paradigmatisches Leben, ihr deutsches Dichterleben. Es wäre zu verlockend, dieses Leben auf seinem geraden unerschrockenen Wege zu verfolgen. Es wäre ein teuflisches Vergnügen, einen Band zusammenzustellen: »Liliencrons Aussprüche über das deutsche Volk«. Aussprüche? Nein, Flüche. Und dabei hat er es geliebt. Es wäre ein geharnischter Aufsatz zu schreiben über die »materielle und geistige Situation eines großen deutschen Lyrikers vom Ende des 19. Jahrhunderts«. Und ein besonderer Essay über Schulden, einer über »Sammlungen, Hilfsvereine und Gnadengehälter für Dichter«. Und einer über die »deutsche Dichterverehrung«, die Briefe, Bücher, Bitten um Autogramme, Locken und Kuchen einsendet. »Die Teutschen schickten mir Getichte und braune Kuchen. Braune Lappen wären mir lieber gewesen. Ja, Kuchen!« Aber sie glaubten es ihm nicht, daß er dabei hungerte. Es wäre zu unästhetisch gewesen, dergleichen ernstlich zu glauben. Und noch weniger hätten sie es ihm geglaubt, daß auch Feste ihm Bedürfnisse waren. Aber was hilft es, hier aufzubegehren! Vielleicht gehört die Bettelei, die Not und die Demütigung zum echten Dichter, wie die Metaphern zu ihm gehören. Und Deutschlands Presse schickte ihm, als er längst anerkannt und berühmt war, seine reifsten Meisterwerke zurück, immer wieder zurück. Auch das gehört offenbar dazu.

Es ist gewiß peinlich, welche Art von Leuten mit Liliencron-Briefen prahlen darf, die wirklich an ihre Adresse gingen. Und noch viel peinlicher ist es, mit welchem Strahlenreichtum goldensten Lobes die Sonne

Liliencrons die allerflachsten Niederungen zu überschütten liebte. Er konnte sich eben nicht auf Mondtemperaturen einstellen; und war außerdem ein »Lebenskünstler«, mußte es sein. Er war ein Gefühlsungeheuer, ein Temperament ohnegleichen, ein Verschwender des Wohlwollens und der Gastlichkeit, ein Beleber der Blumen, aber auch der Insekten. Und wußte doch wohl zu unterscheiden. Daran, daß er sie auch tadelt, erkennt man seine wahren Freunde. »Sein Tadel war ein Achtungsbeweis«, sagt Dehmel.

Eine Stelle finde hier noch Platz, die vom Romanschriftsteller Heiberg handelt: »Nicht wahr, aus seinem Briefe geht's hervor wie Neid: Warum bist du nicht so fleißig gewesen wie ich und hast 60 Romane geschrieben. Es ist die Wut derer, die kein lyrisches Talent haben und sich nun im Geheimen ärgern, daß man sie wegen ihrer Vielschreiberei nicht mehr als Künstler anerkennt. Mein Gott, ich habe 16 Bücher gemacht in 10 Jahren; das ist doch Fleiß. Gerade das, was Heiberg mir vorwirft, vermochte ich nicht, und deshalb sitze ich ewig im Geldelend: Bis jetzt konnt' ich nicht betrügen und lügen. Aber damit allein kommt man durch die Welt.«

Er hat Bescheid gewußt. Aber er ging unablenkbar seinen Weg. Jahrzehnte lang wartete er auf die Anerkennung, den Ruhm, die Popularität. Auch diese Übel sollten ihm nicht erspart bleiben. Als er mit dem Überbrettl herumgezogen war — er empfand als seine Schmach, was Deutschlands Schmach war —, als er schließlich Vorlesungstourneen machte! Ja, da kamen die Qualen der auf den Kopf gedrückten Lorberkränze, des herumgeschleppten bekränzten Wundertiers. Es waren Feste! Das war der Schluß: sein grenzenloser Ekel vor dem »Liliencron-Schwindel«, der nun losbrach wie ein Hexensabbath. Oh, er war nicht zu täuschen. Auch dieser Deutsche, der seinen Humor festhielt wie ein Held den Ehrenschild, endete in Verdüsterung.

Lichtenberg

Von **Ludwig Ullmann**

Die Reue der Deutschen, die ihn fast vergessen haben, mag sie nicht zu bitter wurmen. Er war der ihre nur im schlichten Ernst, im überzeugten Eifer seiner Sachlichkeit. Ganz undeutsch aber in der Versatilität des Geistes, in der feinen Zerfaserung und Verästelung der Gedankenadern, in der Unerbittlichkeit eines Urteils, das nur selbstgefundene Prämissen kannte, Tradition wie Sympathie gleich heftig verleugnend. Als Einziger und Erster vielleicht die unbeschränkte Geltung des Realen erkennend, hat er sich doch mit der Realität nicht zufrieden gegeben. Ein mystischer Mathematiker und exakter Spiritualist. Erkenntnis der Wirklichkeit brachte ihm die Überzeugung des Transzendentalen. Existenz und Realität waren ihm höchstes Wunder. Er hat kein System gebaut und kein Werk hinterlassen. Seine Aufsätze und Satiren bergen ihr gedankliches Edelmetall oft im Wortschwall, aus dem nur hie und da blendende Übermütigkeiten aufblitzen. Sie verzetteln sich, treten aus Bann und Grenze organischer Anordnung und ermüden selbst die Besten einer Leserwelt, deren kompakte Masse schwer zugänglichem geistigen Gut stets achtungsvolle Nichtbeachtung und ehrerbietiges Schweigen zu bieten wußte. Ein einziges Werk größeren Umfanges, das einzige, das durch Einteilung und Aufbau nach einer zu behandelnden Vorlage etwas wie gerundete Geschlossenheit hat, wird meist nur in den Handbüchern der Kunstgeschichte gepriesen. »Die Erläuterungen der Hogarthischen Kupferstiche« sind um Geld geschrieben und konnten trotzdem nicht Gemeingut der lesenden Trivialität werden. Sprachlicher und kulturgeschichtlicher Wert, hellsichtiger Witz und durchdringender Scharfsinn machen es hier vergessen, daß ein dem trotzig-höhnischen, bitter-lachenden Geist Hogarths adäquates Niveau nicht erreicht wurde, eher eine Milderung und Verwässerung Hogarths, da man den lächelnden Gelehrten dem revolutionären Sohn des Volkes gesellte. Trotz

der Weichheit des Charakters aber war seine Art durchaus stark persönlich, absolut nicht anpassungsfähig. Dies gibt seinen Aphorismen oft den letzten Schliff der Vollkommenheit. Einer Vollkommenheit, deren sich ihre Masse gewiß nicht rühmen kann. Oft klafft zwischen Form und Sinn ein Riß. Er hat es selbst erkannt: »Der Gedanke hat in dem Ausdrucke noch zu viel Spielraum. Ich habe mit dem Stockknopfe hingewiesen, wo ich mit der Nadelspitze hätte hinweisen sollen.« Dort, wo solche Erkenntnisse stehen, ist er immer ihren Forderungen gerecht geworden. Wo ihn diese Erkenntnis verläßt, tummelt sich der Gedanke allzuoft im Spielraume der Form. Allerdings sind diese Aufzeichnungen durchaus persönliche, weder für eine Mit- noch für eine Nachwelt geschrieben. Es sind empfundene, aber noch nicht geformte Emanationen eines genialen Geistes, und es wäre ungerecht, diesen tiefen Sprüchen und Gedankensplittern, die erst aus dem Nachlaß bekannt wurden, mit einer künstlerisch-kritischen Wertung zu begegnen, wie sie dem gefeilten und durchgearbeiteten Werke gebührt. Dennoch imponieren sie durch ihre große Schlichtheit. Tritt das Wortspiel auf, so schöpft es wie bei allen großen Satirikern aus dem Organischen der Sprache. Daß in dieser selbst schon der tiefste und reichste Humor schlummert, hat Lichtenberg wie wenige erkannt, hat ihn gleichsam aus Wortfülle und Satzschlamm herauskristallisiert. Sehr oft mit einer Kürze und Bündigkeit, die genial ist im Beiseiteschleudern alles Überflüssigen, wie er ja selbst alle Männer von Geist als »kurz und bündig« charakterisiert hat. Oft freilich läßt ihn diese Gabe im Stich. Er wird langatmig und läßt die Gedanken einander erdrücken statt erhöhen. Nicht selten hat der Einfall die Form gefunden, und nur die ordnende Hand fehlte, schloß das Ganze nicht zum zwingenden Ring. Bisweilen hätte auch die letzte Feile nicht mehr geholfen, hätte den an und für sich schon schlappen, weitwendigen Ausdruck nicht mehr gebunden. Vielleicht entsprach auch der Aphorismus als Kunstform seiner

Art überhaupt nicht, diente ihr nur als Äußerlichkeit der kurzen Notiz. Denn er hat in gleicher intuitiver Ungebundenheit Kunstwerke geschrieben: seine herrlichen Briefe. Voll Menschlichkeit und geistiger Anmut. Oasen in der Wüste der Briefschnörkelei jener Zeit. Immer aber deklariert seine Sprache Lichtenberg als den Schriftsteller aus innerer Notwendigkeit, der er sein wollte.

Denn jedes Autortum aus anderen Gründen verachtete er tief. Aus diesem Gefühl eines tiefinnern Zwanges heraus, in jeder Stunde geistiger Spannung, baute er sich die Welt selbst gleichsam von Neuem auf. Er verschmähte Fundamente fremder Hand, ob sie auch ehern waren. Seinen Eigenbau stellte er lieber auf ein oft schwankes Gerüst eigener Erzeugung. Dem Konzilianten seiner Art zum Trotze schleifte ihm seine Skepsis auf Schritt und Tritt Mißtrauen und Mißachtung heran. Ein feines künstlerisches Schamgefühl, eine Witterung für alle noch so geschickt verkleideten rein äußerlichen Effekte, eine heftige Abneigung gegen alles Kraftburschentum, gegen alle groben und lauten Wirkungen fällten ein ebenso scharfes wie ungerechtes Urteil über die zeitgenössische Literatur. So konnte er den »Sturm und Drang« in Bausch und Bogen verdammen. Sah nur gewöhnlichen Bluff und pöbelhaften Lärm, wo die jungen Säfte Goetheischer Allmacht gährten. Große und gerade poetische Kunst griff ihm nicht ans Herz. Sein zersetzender Intellekt, seine Respektlosigkeit gegen künstlerische Tradition und Nichtbeachtung der Entwicklungsfolgen, seine philosophisch-didaktische Liebhaberei erzeugten einen Geschmack, der sich über das Pathos Miltons oder über die Grazie Wielands nicht erheben konnte. Goethes Größe blieb ihm verborgen. Auch die umwälzende Kraft bewegender äußerer Erlebnisse hat ihm Geist und Leben nicht befruchtet. Zwei Reisen nach England sind da, die ihm eine pedantisch-genaue Kenntnis englischen Volkstums, englischer Kultur und Geschichte vermittelten. Und doch kann man daraus keinen Schluß ziehen, ob Lichtenberg sich reicher entfaltet hätte, wenn ihn nicht

eine Kleinstadt umschlossen hätte. Vielleicht mußte gerade hier sein Leben mehr in innere Tiefe wachsen. Wirklich ist es zu bewundern: welcher Wandel und Wechsel von Gesichten und Gedanken in diesem Hirne gegenüber der ewig gleichbleibenden Schläfrigkeit einer Umgebung, die hundert andere erdrückt hätte! Einer Umgebung, die ihm vielleicht gerade entgegenkam, dem Ruhigen, Stillen, Gutmütigen seiner Veranlagung gemäß war. Was er an Nervenemotionen brauchte, war nicht viel und jene illegitimen Beziehungen zu Mädchen niederen Standes, deren eine sich zur Ehe wandelte, konnten ihm genügen. Leichtsein und Lustfreude des galanten Göttingen nahmen sie dem gelehrten Manne weiter nicht übel. Er war übrigens auch im Erotischen kein Himmelstürmer. Über die Richtung der Zeit kam seine Psychologie in diesem Punkte nicht hinaus. Kokette Verhüllung und tändelndes Spiel waren erlaubt, ein freies Wort verpönt. Lichtenberg war und blieb doch immer der Pastorssohn. Sein ganzer Skeptizismus war ein positiver, er wollte nur zerschlagen um neue und bessere Formen gießen zu können. War zu Verbeugungen innerlich stets gerne bereit. Anerkennen zu dürfen, war ihm Erhebung und Freude. Er hatte die Kraft des Hasses nicht. So konnte er der große Satiriker seiner Zeit nicht werden, kaum mit denen anderer Epochen in die Schranken treten. Die Schärfe eines Rabelais, der bittere Fastnachtsspuk eines Grimmelshausen, der übermütige Groll eines Swift liegen ihm eben so fern wie der kristallische Hohn breiter Gegenständlichkeit und genauer Objektivierung, in dem sich die antiken Polemiker und Sittenrichter gefallen. Sein leichter und gefälliger Spott verblaßt selbst vor der derben Grimasse Abraham a Santa Claras. Er ist am wenigsten kongenial dem Satiriker unserer Zeit. Karl Kraus wirkt wie ein Brennglas, das Strahlen und Linien bricht, vereinigt oder zerstreut, wo Lichtenberg wie ein leichtgekrümmter Spiegel oft Bilder und Eindrücke nur verschiebt, sie ins Lächerliche verzerrt, ohne den sachlichen Wesenskern zum Treffpunkt zu

machen. Kraus wird gerade mit Lichtenberg am meisten verglichen und hat mit ihm doch nichts gemein, als die seelisch-verdrossene, physisch-hypochondrische Stimmung mancher Tage, die Seligkeit am Druck und Drang der Arbeit, den ehrlichen Ernst einer unerbittlich persönlichen Weltanschauung. Gewiß auch jene Vergeistigung der Realität, jene nervöse Eindrucksfähigkeit gegen das Alltägliche, die Abhängigkeit von Ort, Stunde und Milieudetails, nur in wesentlich anderer, nach den Grundzügen ihrer beiderseitigen Anlagen verschiedener Art. Denn kaum gibt es in Stil, Form und Gehalt zwei verschiedenere Schriftsteller. Daran ändert die Tatsache einzelner gleicher Gedankengänge gar nichts. Es ist eine Gleichheit, die nur den ersten Blick täuscht. Das Merkmal Kraus'scher Stilkunst ist unnachsichtige Prägnanz. Eine Konzisität, die durchaus gewollt, vom Fundament aus angestrebt wird. Lichtenberg findet helle Knappheit nur in den glücklichen Momenten, wenn er sich auf sie besinnt. Er ist vor allem konzilianter, kompromißlerischer als unser Zeitgenosse. Lichtenberg spricht von der onomatopoetischen und lautformenden Kraft der Orthographie und zieht keine Konsequenzen daraus, er predigt in hundert Dingen des Lebens und Denkens Wasser und setzt uns Wein vor. Vielleicht ohne seine Schuld. Kann sein, daß Wort und Ton jener Zeiten die Präzision, die heute neben Kraus den Besten unserer Schriftsteller eignet, nicht organisch aus sich heraus hätten gebären können. Sicher aber, daß unerbittliches Festhalten und Durchführen jedes seiner Einfälle Lichtenberg eine gesellschaftliche Ächtung verschafft hätte, die er nicht ertragen hätte. Der innerste Wesenszug beider Männer ist ein durchaus verschiedener, und wenn auch heute die Verhältnisse andere sind, respektlosere und demokratischere in Dingen des Wortes, so hat jener moderne Polemiker gerade im Gegensatz zu Lichtenberg die unaufhaltsame Konsequenz eines Mutes und einer Unbedenklichkeit der Überzeugung, die selbst seinen Feinden Achtung abringt.

Lichtenberg aber war kein Mutiger. Konnte es schon aus Gründen eines widerwärtigen Geschicks nicht werden. Ergreifend, daß der erste Satz seiner aphorisierenden Selbstporträts bitter und gepreßt seine Verwachsenheit erwähnt, der zweite die schwankende Anlage seiner Gesundheit. Diese Selbstporträts erhellen seine Art: Er bekennt seine Religiosität als eine, die sich an Äußerlichkeiten klammert, an die Kraft des Gebetes, an vielfach verschiedenen Aberglauben, immer aber von innen heraus durchdringend, gestaltend, beseelend, aus Formeln Gefühle, aus Zeremonien Symbole schaffend. Ganz ähnlich seine Stellung zur Musik. Dem fast Unmusikalischen genügen Rhythmus und Melodie schlichter Volks- und Kirchenlieder, türmen ihm den dionysischen Pantheismus großer Musikwerke auf, geben ihm ihr Feuer und ihre schwächende Sinnigkeit. Am meisten überwältigen hier die rührend aufrichtigen, streng durchgeführten, in ihrer Zartheit und Genauigkeit einzigen Beobachtungen der eigenen Physis und Psyche. Oft, wenn sie an der Grenze von Traum und Wirklichkeit schweben, muten sie wie eine Vorahnung Strindberg'scher Stimmungen an. Ihre unverbrüchliche Offenheit zeugt von der ungeheuren Stärke seiner Selbstkritik und Selbstbeobachtung. Hier war er achtungslos gegen alle Gesetze der Tradition und Erziehung, gegen alle Hypothesen der Wissenschaft. Eine Achtungslosigkeit, die er auf jedes Gebiet des Denkens übertrug. Wir wissen nicht, wie oft vielleicht im Kampf gegen seine Art. Sein objektiver Empirismus unterwarf sich einzig den Gesetzen der Mathematik. Sein Subjektivismus sah ein Objekt stets ganz selbständig, löste es von allen Umgebungen und Entwicklungen los, stellte es außerhalb der Wirkung von Einflüssen und durchforschte es dann bis auf die Wurzeln seines Entstehens und Bestehens, die Reizbarkeit seiner Nerven horchte auf alle Eindrücke. Unermüdlich im Prüfen und Betrachten der unscheinbarsten Symptome. So ist es begreiflich, daß er keine Zeit hatte, ein System zu bauen. Er ver-

brauchte sie reichlich zur Erkenntnis der alltäglichsten Realität. Als Erster erkannte er die Wichtigkeit der instinktiven Bewegungen und lehrte aus ihnen ein Gesetz der Physiognomik, konträr dem Dogmatismus eines Lavater. So geschult und geübt, wurde er der Meister der Charakteristik. So schrieb er in Briefen sein größtes, sein unsterbliches Werk: die unheimlich lebendigen Schilderungen des Schauspielers Garrick. Er war ein Realist voll priesterlicher Allegorien, ein Objektivist voll subjektiver Reaktionen, ein Ungläubiger voll Gläubigkeit, ein voraussetzungsloser Dogmatiker. Scharf und klar im Urteil, erbittert gegen jedes Vorurteil und doch, nach eigenem Geständnis, stets unter einer Hypothese lebend. Sein Skeptizismus war ethisch begründet, er gab dem Genie als höchste organische Leidenschaft den Zweifel, den er als eine Art von Wachsamkeit definiert. »Sei aufmerksam, empfinde nichts umsonst, messe und vergleiche«, dies nach ihm das Gesetz der Philosophie. Er war gewiß auch Rationalist, aber in einer Veredlung aller aufklärerischen Verstiegenheiten. Der platte Zweck- und Zielbegriff wandelt sich ihm in organische, selbst gefundene und erdachte Notwendigkeit. In diesem Sinn ist ihm Aufklärung »der richtige Begriff von unseren wesentlichen Bedürfnissen«. Er hatte ein herrliches Mißtrauen gegen Bücher und den ganzen Wust umfassender Lektüre. Er setzt Leben vor Lesen, Denken vor Lernen. Er haßt den Vielwisser. Er ächtet den Nachahmer. Der tiefe Sinn einer bewußten und vollkommenen Beschränkung ging ihm voll und ganz auf. Lieber in die Tiefe eines kleinen Kreises, als in die Fläche eines großen! Er wollte ein geistig gesundes Menschentum und glaubte an die Möglichkeit seiner Schaffung durch freie und weitsichtige Erziehung. Die Propaganda für dieses Ideal ist seine menschlich schönste und unvergänglichste Tat. Sie überschattet das Spielerische seines Charakters, seinen mutwilligen Leichtsinn, seine anmutige Indolenz mit einem fast religiösen Ernst. Es ist traurig, daß man ihn als

witzigen Kopf und findigen Wissenschaftler gelten, aber kein Gefühl der Dankbarkeit laut werden läßt für die reine Harmonie seiner Tendenzen: Selbständigkeit des Geistes, Ausbildung und Vollendung der Denkkraft, Ausweitung des Gesichtskreises, unumschränkte Selbstkenntnis und Selbstbeherrschung, Respekt vor allem Lebendigen, Respektlosigkeit gegen alles Tote und Überlebte. Vieles davon hat seine ureigenste Menschlichkeit gespiegelt. Wirkung und Widerhall sind ihm sicher.

Betrachtung

Von **Albert Ehrenstein**

Es ist als ob die Sonnenwellen auf der Erde nur in zwei Bestandteile zerlegt würden. Wenn auch dem Niederschlag des Lichtes, jeder der Rassen und Tierarten der Erde ein Urstoff, ein Element in der Sonne entsprechen dürfte — in allen ist der Grundgegensatz ausgeprägt: Wellenberg schuf den Mann, Wellental gebar das Weib. Das Licht, der Sonnensame, der in unserem Weltteile alles zum Leben rief, auf mancherlei Weise zum Leben sank, hat dem irdischen durchgehends diese zwiespältige Natur und Form gegeben. Überall auf Erden entspringt den Wellengipfeln des Sonnenlichtes eine ungeheure Hebung: der Berg, der Mann, das Leben, die Anhäufung der Atome, den Wellentalen des Sonnenlichtes tiefste Depression: die Ebene, das Weib, der Tod, Zerstieben der Atome. Gewiß! doch es gibt Übergänge, Hosenröcke, der Sonnenberg fällt ab, wird blasses Tal, um später wieder steil zu neuen Schroffen anzuschwellen. Das Leben umfaßt auch den Tod, ein Ende, ein Abklingen und Versickern der Lichtwellen kann nicht gesetzt werden, sie schwingen endlos weiter. Einem angestrengten Dasein als Mann folgt eine Erholung, ein Aufatmen und Vegetieren als Weib und umgekehrt. (Das Weib ist also mit Recht immer erst in seiner nächsten Existenz — als Mann — zur Gesetzgebung zugelassen.) Schon aus der Prämisse: »Wellenberg ebensolang als Wellental« folgt

übrigens der Schluß, der Tod dauert solang als das Leben, die ewige Wiedergeburt, das Weiterschwingen ist nicht zu vermeiden. Weswegen die Menschen, so vielerlei Assekuranzen sie auch einzugehen lieben, noch nie zu einer Versicherung gegen das Leben geschritten sind. Ihre Selbstmorde entspringen also häufig mangelhafter Bildung: in den Erdenkäfig sind sie gebannt, können es aber doch nicht lassen, unbedacht wie die Kätzchen aus dem Korbe zu springen, in den sie doch stets wieder zurückkehren müssen — zu neuen Willensbildern in den alten Wellentalen.

Der Rattenfänger und die Dirnen

Von **František Langer**

(Erste, berechtigte Übertragung aus dem Tschechischen von Otto Pick)

In der Charwoche kam ein Rattenfänger in ein öffentliches Haus, um die Mäuse einzufangen, deren Gepiepse und Gequietsch die Wollust und die Lustbarkeiten der Nächte unangenehm störten. Keine Zeit war geeigneter als diese, denn es kamen keine Gäste hierher, jetzt in den Bußtagen, da sie auf den kalten Fliesen des Domes knieten. Außerdem hatte der Rat das Betreten der Schenken und des öffentlichen Hauses verboten.

Und so kam gegen Abend der Rattenfänger angerückt, Fallen und vergifteten Speck im Ranzen. Seine Farbe glich nicht wenig der der Mäuse, die er vergiften kam; er war ganz grau, glänzend grau von fettigem Schmutze, bis auf die Mütze aus Hunds- oder anderm Fell, die ganz fuchsrot war. Im Vorhause warf er den Sack von den Schultern und schüttelte die Fallen und Speckstücke auf den Ziegelboden aus. Er zündete das Kienholz im Herde an, damit der Speck im Hause besser zu riechen wäre, und briet ihn darin. Der Geruch des dampfenden Specks, schwer und süßlich, erfüllte alle Räume bis in die Rattenlöcher auf den Gängen, unter den Stiegen, in Kellern und Kammern. Er stellte die Fallen paarweise vor der Speisekammer, in der Küche, beim Herde auf, je eine beim Zuggraben im Hofe und in der Holzkammer; an einigen Stellen warf er geschnittenen Speck hin, der von rasch tötendem Gifte grün war. Dann setzte er sich auf der Stiege nieder. Es dämmerte und durch den schmutzigen Lichthof, der die Treppe und das ziemlich geräumige Vorhaus erhellte, fiel

immer weniger Licht herein, was ganz schläfrig machte. Und da es jetzt still war wie in der Nacht, konnte man aus den Stuben das Lachen und tonlose Geplauder der Dirnen hören, die sich wohl untätig auf den Betten wälzten oder ruhig Karten spielten um bloße Zahlen, weil sie doch kein Geld besaßen.

Der Rattenfänger warf sich auf die Erde, streckte die gar langen und mageren Beine aus, legte die Hände unter dem Kopf zusammen und schaute in den Lichthof hinein, der dunkler und dunkler, sehr dunkel schon wurde.

Da öffnete eine der Dirnen die Tür. Sie legte Holz in den Behälter und das Licht fiel als Streifen aus der Tür gerade auf den ruhenden Rattenfänger. Sie rief die andern herbei, ihnen den seltsamen Ankömmling zu zeigen.

Plötzlich ertönte in der Küche das Piepsen einer gefangenen Ratte. Der Rattenfänger ging zu der Falle hin und tötete das Tier, dessen Hals von der Feder ans Holz gepreßt war und das sich heftig mit dem ganzen Körper bäumte, den Schwanz krampfhaft aufrichtend; er tötete es mit einer Klappe an einem langen Stocke, der in seinem Gürtel stak. Dann packte er das Tier am Schwanz, warf es in den Sack und stellte die Falle wieder zurecht.

Die Dirnen warfen die Tür zu, weil sie sich ekelten, ihm zuzuschaun, wie er das Tier in die Hand nahm.

Der Rattenfänger, ihrer nicht achtend, vernahm ein Piepsen aus dem Kellergang und begab sich darum die Stiegen hinunter. Dort wälzte sich eine Maus auf dem Rücken, in Zuckungen, weil sie ein Stück vergifteten Speck gefressen hatte. Es war notwendig, ihr den Rest zu geben und sie fortzuschaffen, damit sie die andern nicht abschrecke. Er zertrat sie mit dem Absatz.

Als er nach einer Weile heraufkam, fand er da bereits alle sechs Dirnen, welche so wie sie waren, nur im Hemd, aus ihren Kammern herausgelaufen waren, um eine neue Ratte anzuschaun, die sich inzwischen in der zweiten Falle gefangen hatte. Sie flohen auch diesmal, aber nur auf die entgegengesetzte Seite, um zu sehen, wie er das gefangene Tier mit einem Stockhieb tötete und zu den andern warf.

Sie blickten mit unverhohlener Bewunderung auf ihn, die von zeitweiligem »je, je!« oder Anrufungen aller Heiligen begleitet wurde. Schließlich kreischten alle vor Angst auf, als der Ratten-

fänger, durch ihre Gegenwart belustigt, die tote Ratte in der Luft schwang, indem er sie an den langen Hinterfüßen hielt, wie wenn er sie auf sie schleudern wollte. Aber er tat dies nicht und steckte sie zu den andern. Die Dirnen bewunderten ihn, schüttelten die Köpfe über den Mut, mit welchem er diese widerlichen Tiere anfaßte.

Er lachte sie gutmütig an, und als er sah, daß sie ihm näherrückten, bat er sie schließlich um ein wenig Bier.

Die Mutigste unter ihnen, eine langsame, mit dicken, ganz runden Armen, welche durch das Gebet zur hl. Katharina auf wunderbare Weise von der französischen Krankheit geheilt worden war, brachte ihm das Bier in einem Krug mit abgeschlagenem Rand und Henkel. Er trank es in einem Zuge aus.

Inzwischen hatten sich schon die Dirnen aus Neugier dem Rattenfänger genähert, wenn auch mit unverhohlenem Ekelgefühl. Sie umringten ihn. Er wußte, daß sie, wenn er sich wendete, alle entweichen würden, aber er hätte um keinen Preis gewagt, diese sechs Weiber in bloßen Hemden zu verjagen, die Schritt für Schritt näher und enger an ihn heranrückten. Schließlich streckten sich schon ihre Arme aus und zwei oder drei dicke Finger berührten sein Gewand, zurückfahrend, sobald sie das fettige Leder seiner Hosen fühlten.

Eine aber verkündete, daß das ein ganz hübscher Kerl sei und eine zweite, die das ganzwöchentliche Fasten schon langweilte, forderte ihn auf, mit ihnen in die Stube zu kommen.

Der Rattenfänger ließ sich nicht mehr groß bitten, legte den Rattenknüppel in den Winkel und folgte den Dirnen ein wenig ungeschlacht, um sichs bei ihnen ganz wie zu Hause einzurichten. Aber in der Stube wußten sie nicht, was mit ihm anzufangen und was tun, damit der Spaß seine Fortsetzung fände. Ihn anzurühren wagten sie nicht. Sein Wams mit unten zerfransten Ärmeln, das ganz aus Leder war, wie der Rock des Schinders, und auch die mit drei Riemchen unter dem Bauch zusammengezogenen Hosen waren klebrig vom Schmutz, so daß ihnen beständig davor ekelte.

Eine von ihnen gab ihm den Rat, sich dieser scheußlichen Kleider zu entledigen. Der Rattenfänger machte dazu eine lächerliche Miene, zog aber das Wams und die anliegenden, tüchtig zerfetzten Beinkleider aus. Die Dirnen halfen ihm, indem sie die einzelnen Teile des Gewandes zwischen die Fingerspitzen nahmen

und sie sodann mit den Füßen in den Winkel stießen. Zwei, die auf dem Bettrand saßen und dieses Schauspiel besahen, wetteten um ihre Kämme, daß er ganz sicher die Krätze oder Räude habe. Doch da sein Körper ganz rein war, begannen sie zu raufen, als jene, die gewonnen hatte, der Gegnerin die Kämme aus den Haaren ziehn wollte.

Inzwischen stand bereits der Rattenfänger nackt unter ihnen; er schämte sich keineswegs. Sein Körper war völlig weiß, ja schimmlig weiß, wie die Würzelchen von Pilzen, die von der Sonne unberührt und nicht vom Wind umblasen sind. Er roch überdies nach Mäusefleisch. Er war mager, die langen Beine bildeten in den Knien und die Arme in den Ellenbogen gleichsam Knoten.

Dann wurde er mit den Stielen getrockneter Birnen und mit abgenagten Apfelscheiben beworfen, doch er wehrte sich gar nicht und verzog den Mund zu einem Grinsen. Die Dirnen setzten sich auf Stühle um ihn herum, einige sogar in höchst unzüchtiger Art auf die Tische. Die übrigen wälzten sich auf den Betten. Der Rattenfänger setzte sich auf den Boden und zitterte vor Kälte, obgleich die Stube tüchtig geheizt war. Er schob sich, immer im Sitzen, bis zum Herdfeuer hin.

Er dachte lange über die Worte nach, die er ihnen sagen sollte. Er war nicht gewohnt, mit Frauen zu reden. Endlich stotterte er heraus:

»Ich kenn' euch ja.«

»Er kennt uns!«

»Woher denn, Ritter?«

»Ihr geht immer ins Bad. Ich sah euch hingehen, ihr läuft im Hemd und haltet es fest, daß der Wind es nicht aufdecke. Auf der Gasse sah ich euch.«

Er hatte sie wohl gesehen, wenn sie am ersten Freitag im Monat ins Bad gingen, nachdem sie sich schon zu Hause entkleidet hatten, wenns nicht gerade allzu kalt war. Sie liefen stets rasch durch die Untere Gasse bis an den Fluß, wo sich das Bad befand.

Sie antworteten ihm noch irgendwas, aber dann hörte er auf, sie zu interessieren. Sie unterhielten sich bloß mit einander und griffen wieder zu den Würfeln.

Da begann er von neuem:

»Ich gebe euch etwas. Ich will euch etwas machen.«

»Ei?«

»Ich mach' euch Mützen aus Leder, aus feinem Rattenleder, wenn ihr wollt.«

»Fi, fi.«

»Aus feinem Leder, dünn wie Seide. Das Fell glänzt, von einem Wiesel nicht zu unterscheiden.«

Aber es ließ sich keine durch sein Geschenk verlocken. Er wollte ihnen sagen, daß er irgendwo zwei silberne Knöpfe versteckt habe, doch das wäre ein allzu großes Geschenk gewesen.

Er verstummte und die Weiber schwiegen auch, nur jene, die spielten, riefen dte Zahl der Punkte aus. Er heftete ratlose Blicke auf die halbnackten und entblößten Weiber und sein Mund klaffte blöde.

Da öffnete sich die Türe. Draußen ertönte das Piepsen der Ratten. Schon stützte er sich mit der Hand auf den Boden, um sich zu erheben, doch da trat durch die Türe ein über die Maßen herrliches Weib herein. Sie lächelte, als sie den seltsamen Nackten vor dem Herde auf dem Boden zusammengekauert sah.

Sie war sehr schön. Als vor einem Jahre der Kaiser von dem italienischen Feldzug zurückgekehrt war, war sie nackt an der Spitze des Festzuges einhergeschritten, mit Blüten in den Händen. Die Blüten entfielen ihren Händen, um eine jede entstand eine Rauferei unter den Zuschauern, die sich nach ihnen bis unter die Hufe der Rosse stürzten, die vor dem kaiserlichen Hofe kamen. An jenem Tage hatte — so erzählte man sich — jemand ihr nachgesagt, sie sei so schön, daß sogar die weißen Hengste der italischen Beute, als man sie an ihr vorüberführte, wild schnaubten, die Köpfe hoben und sich auf die Hinterbeine stellten, wie wenn sie eine Stute witterten.

Mit wenigen Worten berichteten ihr die Anderen, wen sie da beherbergten. Sie lachte mit ihnen und trat vor den Rattenfänger hin.

Sie redete ihn an und da, als er sie so ganz nah vor sich sah, begann er mit den Zähnen zu klappern.

Erst schwieg er, bis er auf ihre Frage, was er ihr geben möchte, ins Plauschen kam.

Er versprach ihr mehr als den Andern. Ein Lederjäckchen, nicht bloß eine Mütze. Auch erwähnte er die beiden Knöpfe. Sie lachte lustig, bis ihr die Hüften bebten.

Dann sagte er nach kurzem Schwanken:

»Ich kenn' die Frauen nicht.«

Er streckte die Finger nach ihr aus.

»Ich hab' noch keine berührt.«

Da wandte sich die Schöne und rief den Andern etwas zu. Sie liefen alle um ihn zusammen und lachten; er verstand, daß sie über seine Jungfräulichkeit lachten. Sie drehten sich im Kreise und sangen.

Ein grünes Weidenkränzelein,
ein Jungfernkränzelein.
Ajajaj . . .

Alle Leiber drehten sich um ihn herum.

Ein grünes Kränzelein
dem blöden Jungfräulein.
Ajajaj.

Und von Zeit zu Zeit berührte ein Fuß seinen Körper mit geflissentlichem Stoße. Hier die Schulter, da den Fuß, ein andermal den Bauch. Und entweder mit der rundlichen Ferse oder mit den weichen Zehen.

Schließlich raffte er sich auf und stürzte sich wie ein Stier auf sie. Er packte sie, jagte blind ihnen nach. Anfangs flohen sie, rannten erschreckt in die Winkel. Er verfolgte die Schöne und warf sie zu Boden. Doch sie begann sich verzweifelt zu wehren. Er war schwach; er verbiß sich in ihren Hals. Sie riß ihn unter sich und würgte und schlug ihn auf den Kopf. Er wehrte sich und machte sie bluten. Nun näherten sich die andern Weiber, ihr zu helfen. Er schlug um sich und riß ihnen mit den krallenartigen Nägeln seiner Knochenfinger Stücke Haut los. Da sprangen ihn alle an, prügelten ihn mit Scheitern, mit dem Holzbehälter, schleuderten einen schweren Stuhl auf ihn, entmannten ihn, rauften ihm Haare und Ohren aus und zerschlugen ihm die Glieder.

Ein mächtiger Wahnsinn war über sie gekommen.

Sie umtanzten ihn, indem sie ihm Stücke Fleisch und die Eingeweide herausrissen, die seinem zerfetzten Bauche entströmten.

Alle schmerzliche Leidenschaft, die ihr Gewerbe stumpf gemacht, war erwacht, in ihre nackten Arme, Nägel und Zähne gefahren.

Sie zerrissen ihn.

Die zerfleischten Glieder warfen sie auf den Misthaufen.

Die verpesteten lange die Luft, der Totengräber weigerte sich, sie zu bestatten. Für den Rattenfänger ertönte nicht einmal das Sterbeglöckchen, nichts. Überdies war es in der Charwoche, überall herrschte Stille, in den Gasthäusern und in den Kneipen, wie in dem öffentlichen Hause.

Späterhin, da es sich um unreine Personen handelte, um einen Rattenfänger und um Dirnen, kümmerte sich das Gericht gar nicht um diesen Vorfall. Die Dirnen waren, so erzählt man, in jenem Jahre frischer und gieriger denn je zuvor, und maßlos geil.

Seine Stellung zur Metaphysik

Von **Kurt Hiller**

Er war in meinen Augen ein flacher Skeptiker. Als deutscher Jüngling, der ohne Witz und mit Treue sich der Erforschung dessen hingab, was die Welt im Innersten zusammenhält, fühlte ich mich ihm sehr überlegen. Ich scheute mich auch garnicht, ihm meine Verachtung kundzutun, und sooft er meinen heiligen Ernst mit seinen sophistischen Paradoxen bewarf, versetzte ich ihm moralische Ohrfeigen. Bis er eines Tages, wohl durch meine unerschütterliche Überlegenheit gereizt, vollkommen unironisch wurde und mich, in aller Gentilezza, fragte, ob ich ihm wohl zuhören würde, wenn er mir ruhig und ausführlich die Gründe seines Tonfalls und seiner ganzen intellektualen Stellung entwickelte. Überrascht sagte ich Ja, und ich empfing nun ein Privatissimum, das mich zwang, meine Meinung über ihn einer gründlichen Revision zu unterziehen. Ja, ich muß sogar heute, wo ich den Fall einigermaßen überschaue, eingestehen, daß vieles von dem, was er damals vorbrachte, in meinen eignen Gedankenkreis eingegangen ist, und wenn ich Sie nun mit seinen Darlegungen bekannt mache, so werden Sie selber merken, bis zu einem wie hohen Grade ich mich mit ihm identifiziere.

Er teilt die geistigen Betätigungen in zwei Gruppen; er weiß ganz genau, daß dies, streng genommen, nicht getan werden darf — da ja alles unzerlegbar ist und immer Eines in dem Anderen; dennoch, schwört er, könne man wenigstens der Idee nach trennen, auf diese Weise dann aber auch ganz akkurat. Er teilt also in zwei Gruppen, und zwar erstens in die betrachtenden, kontemplativen,

ontologischen Betatigungen, zweitens in die wertenden, postulativen, polemischen. Diese Einteilung präsentiert sich ihm als genau so ein Querschnitt durch die Gesamtheit der geistigen Phänomene, wie andern Leuten die Einteilung in »Kunst und Literatur« oder in »Fachwissenschaft und Belletristik« oder in »Denken und Fühlen«. Natürlich verläuft sein Querschnitt den sonstigen Querschnitten nicht parallel, die Lage ist vielmehr derartig, daß er durch diese hindurchgeht und sie gleichsam — o Simmel! — in sich aufnimmt. So daß mithin »Kunst« und »Literatur« und »Fachwissenschaft« und »Belletristik« und »Denken« und »Fühlen«, jedes, die zwiefache Möglichkeit: Betrachtung oder Wertung, enthält.

Das grandioseste Objekt dieser Dualität ist: die Welt selber. Er ist sich bewußt, daß man zu ihr nur kontemplativ oder postulativ stehen kann; daß daher die Menschen entweder eine Welt-Anschauung oder eine Welt-Wollung haben. Der Trieb zur Welt-Anschauung, auch metaphysischer Trieb genannt, ist gewißlich das Primäre, und in den Gründen jeder Vernunft, auch seiner, wacht der große Wunsch, sich Klarheit zu verschaffen über das Kernhafte und Beharrende im Ablauf des Geschehens, über die Sterne und die Seele und aller Dinge Anfang und den Tod. Nichts Menschlicheres existiert als das in sich versunkene Bedenken dieser Rätsel, und, wenn es »ewige« Fragen gibt — fühlt er —, so sind es diese. Aber Kant und der Verstand haben ihn belehrt, daß nur ein Narr hier auf Antwort wartet. Alle Qualen der verströmenden Knabenjahre, das überernste Ringen mit der Sphinx, jene Krämpfe der Erkenntnissucht und Kämpfe und Gewitter: — sie sind samt und sonders vergeblich gewesen.

Denn gesetzt selbst, man käme zum Wissen, so würde man immer bloß zu einem Wissen kommen, das vom Geiste des Menschen aus Gültigkeit hätte. Damit aber könnte man sich nur dann zufrieden geben, wenn der Mensch ohne Anfang und ohne Ende wäre. Der dort sagt sich (zu seinem Bedauern), daß dies nicht so ist; insbesondere das Dasein nach dem Tode wird folglich, selbst bei höchstem Stande der Wissenschaft, in Dunkel getaucht sein. Das Dasein nach dem Tode trägt, auf den Verstandesapparat des Menschen, will heißen: des lebendigen Menschen, bezogen, das Stigma der reinen Negation, es ist schlechthin n i c h t; — aber wer ahnt, auf welch anderen Apparat Erkenntnisse über diesen Zustand sich beziehen müssen, um wahr zu sein? Mag die Meta-

physik Himalaya-Niveaus erreichen, mag sie ganze Urwälder von Mysterien in Zierparke der Klarheit verwandeln: ein Rätsel, dieses eine Rätsel wird stets unerraten bleiben.. Was aber frommt das Wissen um die Dinge, wenn dieses eine Ding: »Ist meine Seele unsterblich?« ewig ungewußt sein muß.

Angesichts dieser unerfüllbaren Sehnsucht ist er unempfindlich geworden gegen alle Reize der Kontemplation, und jegliche Erkenntnis begann, ihm ein Gleichgültiges zu werden. Schal schmeckte ihm das Wissen, und die Trophäen der Denker deuchten ihn jämmerlich. Wie unendlich wenig besitzt man (dies fühlte er mit fabelhafter Intensität), wenn man sein ganzes Leben hindurch dem Erkennen der Welt obgelegen und nun in den Tod verdunsten soll. Er erlebte das Rasende: die Metaphysik als Überflüssigkeit ... Nach diesem Erlebnis fing er ein Werk der Selbsterziehung an. Alles, was Sturm in ihm war, seinen Haß gegen Feindliches, den universalen Willen zur Umgestaltung, kultivierte er inbrünstig; den Trieb nach Erkenntnis aber, den kasteite er, voll Wut. Er knebelte, peinigte, verdrängte ihn so lange, bis sein Bewußtsein frei von ihm wurde und es geschah, daß kein metaphysisch bemühter Mitbürger, kein Gottsucher, Ringender oder Weltanschauer ihm begegnen konnte, der ihm nicht ridikül erschienen wäre oder doch, als ein lautes Symbol menschlicher Vanitas, tiefstes Mitleid eingeflößt hätte. —

Nachdem er mir das auseinandergesetzt, schwieg ich des längeren. Mir wurde klar, daß doch kein Dandy hier sein Wesen trieb, sondern daß jene Zynismen, mit denen er auf alle faustischen Ansprüche reagierte, wie der Wellenschlag eines Bergsees waren. Ich bewunderte die Kraft seines psychohygienischen Willens, der, um das Schaffen gesund zu erhalten, um es zu bewahren vor den entnervenden Wirkungen einer unglücklichen Liebe zum Erkennen, diese Liebe gewaltsam aus dem Körper gerissen und ohne Furcht durch Spott ersetzt hatte. Ich gestand ihm gern zu, daß er nicht die philosophische Pflicht hätte, seine Skepsistöne von Fall zu Fall neu zu begründen, und, meinen Stolz unterdrückend, gab ich ihm die Versicherung, daß ich es bereute, ihn bisher für oberflächlich gehalten zu haben.

Da erwiderte er, lachend und fast in seinem alten Tonfall: »Sehn Sie, weil ich Artikel schreibe etcetera, billigen Sie meine Stellung zur Metaphysik. Wäre ich etwa ein Rentier, so würden

Sie auf Ihren Entrüstungen beharren — obwohl ein Rentier, wenn er nur geistigen Gemütes ist, vielleicht dieselbe hygienische Maßregel nötig hat. Ich glaube nicht recht an Ihre Bekehrung.« Und als ich sein Mißtrauen zu zerstreuen suchte, da rief er mir strahlenden Auges zu: »Nun gut; dann gehen Sie hin und weihen Sie dem Lord Henry Wotton eine Hekatombe!«

Selbstanzeige

Am 7. März hat der zweite Leseabend stattgefunden, wieder vor einem übervollen Saale. Der Erfolg übertraf noch den des ersten. Zum Programm: Aphorismen, Der Traum ein Wiener Leben, Die Chinesische Mauer und Erdbeben, mußten sieben Stücke zugegeben werden und zwar die Glossen: Wozu, Eine Kollektion Ansichtskarten, Zur Erleichterung des Lebens, ferner die Antoniusrede aus der »Forumszene«, Das Ehrenkreuz, Ein Abend beim bulgarischen Königspaare (der Münz-Trilogie erster Teil) und Der kleine Korngold.

In Prag wurde die zweite Vorlesung am 15. März veranstaltet. Nicht von der Deutschen Lese- und Redehalle, die den größten Wert auf die Wiederholung der ersten gelegt hatte. Es mußten damals so viele Leute abgewiesen werden, daß man fürchtete, sie wieder nicht alle unterzubringen, und die, die dabei gewesen waren, schienen von tiefer Reue erfaßt. Vielleicht, weil sie einsahen, daß man, wenn das so weiter ginge, mit mir jeden Abend Erfolg haben könnte, vielleicht weil ein einflußreicher Prager Lyriker es dann »jeden Früh« in der Zeitung hätte lesen müssen. Wie dem immer sei und trotz der ungünstigen Stimmungen und Umstände brachte auch die zweite Vorlesung, deren Arrangement Herr Willy Haas zustandegebracht hatte, großen Erfolg. Das Programm enthielt: Der Traum ein Wiener Leben, Heine und die Folgen, Desperanto und als Zugabe: die Antoniusrede aus der »Forumszene« und Das Ehrenkreuz.

Das Prager Tagblatt (16. März) schrieb:

.... Es kann nicht schaden, wenn in einer Zeit, die aus Mangel an eigener Schöpferkraft allzu Vieles konserviert und »rettet«, einer auftritt, der den Mut hat, traditionelle Werte umzustoßen; Ungerechtigkeiten, die dabei unvermeidlich sind, korrigieren sich rasch und das Positive einer solchen Tat, wenn sie von einem Kraftvollen geleistet wird, tröstet über die Mißverständnisse, die sie bei einem philiströsen Publikum hervorrufen könnte. Für Philister aber ist Kraus' Vorstoß gegen Heine nicht geschrieben; nicht für Leute, die sich einen Angriff auf Heine nur unter konfessioneller Flagge vorstellen können und nicht einsehen, daß ein reingeistiger Radikalismus zufällig dieselbe Tendenz haben kann wie kulturelle Rückständigkeit. Freilich: diese Heine-Polemik wird man nur genießen können, wenn man zuvor dem Verfasser verziehen hat, daß sein Eifer in Fanatismus umschlägt; daß

er Heine oft nur um der »Folgen« willen züchtigt; daß er, der das literarisch Angreifbare im Auge hat, gelegentlich nur menschlich Anfechtbares aufjagt. Aber es hat kaum je eine Kritik — und wohl niemals eine aus gereizten Nerven sprühende Kritik — gegeben, die ganz gerecht gewesen wäre und die innere Notwendigkeit, ungerecht zu sein, wächst mit der überlieferten Unangreifbarkeit des Gegenstandes. So hat Mauthner, der Unhistorische, in seinem Buche gegen Aristoteles, fast wahnwitzig übers Ziel geschossen; so eifert Kraus oft, wenn er Heines Namen ausspricht, gegen den Sprachrationalismus, der das Feuilleton beherrscht, gegen die Mechanisierung des Geistes und Witzes. Aber wenn in dieser Schrift allein ein Satz stünde wie der: »Wie eigene Gedanken nicht immer neu sein müssen, so kann, wer einen neuen Gedanken hat, ihn leicht von einem andern haben,« so verdiente sie es, hundert Verherrlichungen Heines zu überdauern. Hier, in dem Glauben an die »Präformiertheit der Gedanken«, in der Überzeugung, »daß der schöpferische Mensch nur ein erwähltes Gefäß ist und darin, daß die Gedanken und die Gedichte da waren vor den Dichtern und Denkern«, offenbart sich eine Ehrfurcht vor dem Unsagbaren künstlerischen Schaffens, welche die Bedenken vor dem Spezialfall verstummen läßt und auch den, der Heine ehrt, mit einem Gegner versöhnen muß, dessen Stimmung im letzten Grunde so mystisch-keusch ist.

Aus ähnlicher, wenn auch nicht gleich tiefer Stimmung stammt Kraus' Abneigung gegen Harden, die ihren literarischen Ausdruck in den nüchternen Übersetzungen aus Hardens »Desperanto« gefunden hat. Die witzigen Kleinigkeiten wirkten durch die heitere Kraft ihres Spottes ebenso wie eine Wiener Satire durch die zahllosen, sprachlich sehr feinen parodistischen Einfälle. Kraus fand wiederum die lebhafte Zustimmung einer zahlreichen Hörerschaft. st.

Außer Narodni Listy (16. März) brachte auch die tschechische Halbmonatsschrift Novina (24. März) einen Bericht:

Karl Kraus, der Wiener Satiriker großen Stils von wahrer geistiger Keuschheit, las am 15. März im Zentral-Saal einige Arbeiten, nicht mit theatralischer, aber mit dramatischer Verve. Kraus hatte viel durch Wien zu dulden, durch dessen Feuilletonmanieren, Unsauberkeit und Unanständigkeit in geistigen Dingen; — eine herbe Spur all dieses Leidens fühlte man in seinen Arbeiten, unter denen der Aufsatz »Heine und die Folgen« am höchsten stand. Das ist ein Stück gewaltiger sichtender Kritik, ein glühender Urteilsblick auf völlig verwirrte Dinge, die die moderne Sentimentalität vor der ehrlichen, definitiven Abrechnung schützt. Unfehlbar schied Kraus das Korn von Spreu in Heines Lyrik — das Korn fand er erst in den letzten Gedichten vor seinem Tod, im »Romanzero« und »Lazarus« — und stellte seine saloppe journalistische Prosa, seine schäbige Polemik, seine posiert übertünchten Banalitäten wohin sie gehören: unter die modernen Narkotika sehr zweifelhafter Konsistenz und noch zweifelhafterer Wirkung.

*

Herr Felix Stössinger ersucht »aus formalen Gründen festzustellen, daß sein kürzlich erschienener und hier wiedergegebener Aufsatz aus ‚Nord und Süd' über Karl Kraus ursprünglich für eine größere Tageszeitung zu rein propagandistischen Zwecken bestimmt war und etwa anderthalb Jahre alt ist«.

Im Berliner Tageblatt (Der Zeitgeist, 27. März) ist der folgende Essay erschienen:

Satiren *

Von Otto Stoessl

Die Leser schätzen den Witz des Satirikers, weil er ihnen gestattet, eigene niedrige Instinkte in einer höheren Sphäre gleichsam gerechtfertigt und sittlich zulässig wiederzufinden. Sie erfreuen sich auch der zierlichen Vollendung, der spitzigen Bosheit, der pathetischen Energie, der polemischen Gewalt, der Spiele einer ewig veränderlichen lazertenhaften Laune als eines Naturgeschenkes. Alle diese Elemente sind aber nur die Folgen einer ungeheuren Leidensfähigkeit und -willigkeit. Der Satiriker ist seiner Welt bezwungener Bezwinger.

Das eigentümliche zwiespältige Verhältnis, in welchem er zu seiner Zeit und Gesellschaft steht, als bewundertster, verhaßtester, gefürchtetster Feind, zugleich vereinsamt und volkstümlich, eine grausame Notwendigkeit und peinliche Beglückungsinstanz des besseren Gewissens, eine Ausrede aller Feigheit, ein unerläßliches Übel und ein letztes Gut, das man wahrt und dessen man sich schämt: dieser selbe Widerspruch lebt im Innern des Satirikers selbst, ja er ist die Quelle wie der Sinn seiner produktiven Notwendigkeit.

Ähnliche, bis in die innersten metallhaltigen Adern eines Talents führende Beobachtungen sind an den Arbeiten von Karl Kraus anzustellen, in welchem unsere Zeit ihren gefährlichsten Spötter zu erkennen und zu schätzen beginnt.

Was in den roten, gefürchteten, ersehnten, unliebsam populären und wieder die Gunst des Pöbels mit großartigem Haß verwerfenden Heften der Wiener ‚Fackel' in kurzen Zwischenräumen und mit immer gleicher Kraft der Gedanken und Impulse, des Witzes, Hohnes, Pathos, an einzelnen Aufsätzen und Aphorismen erschien, erobert sich nun, im Buch gesammelt, mit der leidensvollen Gewissenhaftigkeit des künstlerischen Martyriums um- und ungeformt, gleichsam zum zweiten- und drittenmal durchgeglüht und gehärtet, das weite Gebiet der deutschen Welt. Den »Sprüchen und Widersprüchen«, der Auslese seiner Aphorismen, deren sprachliche und geistige Konzentration, improvisatorische Fülle und Sicherheit unseren Autor den romanischen Klassikern dieser Form verwandt und ebenbürtig erscheinen läßt, folgt nun eine Reihe von Satiren, deren Art und Bedeutung nicht leicht ein literarisches Beispiel

* Karl Kraus. »Die chinesische Mauer«. München, Albert Langen, 1910.

der Vergangenheit vergegenwärtigen kann, was ihren Eigenwert vielleicht am schlagendsten erweisen möchte. Die »Chinesische Mauer« enthält Satiren, welche auf solchen Wegen der Zweifel und der Verzweiflung, des Hasses und der Verdrüsse, der Pein und Feindschaft ausschweifen, wie nur unser eigenstes, modernes Leben sie bahnen konnte. Sie sind zeitgemäß wie Automobil oder Aeroplan, und der grandiose Zeitwiderspruch gegen den Triumph der Technik, indem zum erstenmal der Geist sich gegen die Maschine empört, welche ihn ausschaltet, gegen die Maschine im weitesten Sinn einer organisierten, seellosen, das Individuelle zermalmenden Masse. Eine wohlgelungene witzige Erfindung legt Henrik Ibsen diese letzten Worte in den Mund: »Im Gegenteil.« Dies »im Gegenteil« bleibt nicht nur das letzte, sondern das erste, das ständige Wort der Satire. Ihr springt aus jeder Anschauung der Widersinn, aus jedem Wort der Gegensatz hervor. Der Satiriker erlebt stärker als jeder andere Gestalter der Dinge den innewohnenden Zwiespalt zwischen gedachter Vollendung und der gegenwuchtenden Masse des Wirklichen.

Der Epiker etwa sieht die Ausrundung und Ausgleichung der Gegensätze in der schicksalsvollen Abfolge, welche alle Existenz in einen Kreis einschließt, er kann eine tröstliche Ganzheit vorwegnehmen. Der Dramatiker erlebt sie, indem er äußerste Konflikte setzt, welche das Ungemäße zugleich steigern und vernichten. Dem Lyriker genügt der erhabene Augenblick ohne Folgen und Gegenspiel. Der Satiriker lebt, sozusagen ein amphibischer Geist, in Wasser und Feuer, im Widerspruch selbst, zwischen Idee und Realität, das »im Gegenteil« ist sein Erlebnis und einziger Anreiz. Ihm verdankt er alles notwendige Leid und alle daraus gepreßte Gestaltung, er müßte Martern der Realität als Nahrung für seinen Geist erzeugen. wenn sie sich nicht fänden. Dieses Übermaß von bereitwilliger Selbstquälerei, Hingabe an den Zweifel, Nötigung zu aller Not von Hohn, Haß, Verfolgungswut, Verkleinerung hier, Übertreibung dort, diese Sucht, das ewige Mißverhältnis zwischen dem Leben als Stückwerk und dem Denken als Einheit ständig zu erneuen und zu verfluchen, macht eben den Satiriker aus. Seine Krankheit, sein Irrsinn von Kampf mit allen Windmühlen der Existenz bedeutet die höhere Gesundung seiner schaffenden Natur, Unmaß und Übermaß sind das wahre Geheimnis seiner Lebensfülle.

Das gewohnte Argument gegen jeden Satiriker: er vergreift sich in der Wertung seiner Kampfobjekte, er übertreibt, er macht aus Mücken Elefanten, ist so wahr wie töricht, ein Kennzeichen nur, kein begründeter Tadel. Die willkürliche Bewertung des jeweiligen Gegenstandes liegt jeder künstlerischen Darstellung zugrunde. Sie ist das eigentliche Geheimnis der Stoffwahl. Und nicht zuletzt ist die subjektive Steigerung eines scheinbar Unwesentlichen, Geringfügigen, darum Lockenden und Versteckten ein bestimmender Anreiz der Gestaltung. Aus dem geringsten Ding eine Welt von Sinn abzuleiten und aus dem nichtigsten das Erlebnis des Wunders zu erzwingen, macht ureigentlich das Glück und Mysterium des Schöpfers aus, welches eben das Unbegreifliche Ereignis werden läßt. Die Satire macht diesen umwertenden Widerspruch zum Gegenstand und Endzweck selbst, sie erzeugt ihn und

ruft ihn hervor. Souverän gibt sie ihrem »im Gegenteil« absolute Geltung. Aus einer Zufallseinzelheit erwächst ein ungeheures Gebilde von Negation, aus skurrilen Alltagsereignissen die Vision einer modernen Apokalypse. Die scheinbaren Wertverkehrungen, Über- und Unterschätzungen haben gleichwohl ihre innere Logik und ganze Wahrheit. Nur spielt sich diese poetische Gültigkeit und Schlüssigkeit in einer Sphäre geistiger Unbedingtheit ab, ganz in demselben unfaßbaren Reich der Phantasie, wo die anmutigen Träume und Erfindungen, die schönen Gestalten und Eingebungen der Dichtung sonst zu Hause sind und gelten gelassen werden, in einer aus dem Wirklichen kühn ins Unsinnliche erhöhten Existenz. Wer aber in dieser Welt des Gleichnishaften atmen, schauen, denken kann, wird die klare, scharfe Luft solcher Satiren köstlich genießen.

Bei ihrer künstlerischen Entrücktheit und visionären Willkür hat diese phantastische Widerspruchswelt gleichwohl eine geheimnisvolle Beziehung zur Realität, ihre Gedankenschlachten zerstören auch wirkliche Gebilde, ihre subjektiven Wertungen übertragen sich auf die Tatsachen, das Wetter in den Höhen macht die Ernten in den Niederungen. Ein gewisses sokratisches »Daimonion« waltet geheimnisvoll in den Motiven: die Gewißheit einer letzten Harmonie von Sinn und Ding, die innere Gerechtigkeit der Zweifel und Qualen, der feierliche Glaube an die Wesenhaftigkeit des Wortes, an die höchste Notwendigkeit des Widerspruchs. Was im Einzelnen Willkür scheint, wird im Ganzen Gesetz, und die Probleme dieser »chinesischen Mauer«, vom Augenblick, dem Einfall einer Laune, der Komik einer Zeitungsnotiz, dem Zu-Ende-Sinnen eines Tagesereignisses, eingegeben, verraten in ihrer Zusammenfassung die wirkenden Gesamtmächte der Zeit. Und nun ist auch kein Einzelnes mehr unwesentlich. An dem kleinsten Fall erlebt der Satiriker das große Schicksal. Sein Widerspruch schafft den Sinn im Chaos. In einem höheren Maß bleiben die Motive typisch oder werden es: gesellschaftliche Moral als Folge sittlicher Unproduktivität, die hervorbrechenden Elementarereignisse der Sexualität in einer töricht reglementierten Masse, die Ratlosigkeit unseres Maschinenzeitalters gegen die Maschinen, an welche aller Verstand verloren worden ist, das Individuum durch die mechanische Ordnung gewürgt, die traditionelle Dummheit aus den »technischen Errungenschaften« glotzend, welche alle Narren »Raum und Zeit überwinden« lassen. Ein Fratzendurcheinander, die Wirklichkeit ein Gewirr hypnagogischer Gesichte, von einem Höllenbreughel des Wortes gezeichnet: der Alpdruck unserer Zivilisation.

Die apokalyptische Vision dieser Satiren braust mit den »Gewaltigen« über unsere Erde. Sie ist von der letzten Wahrheit eines menschlichen Bekenntnisses, einer Erlösung durch das Wort, das Zeugnis eines Schöpfers, darum auch das bleibende Zeichen einer Zeit.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3

III. LESEABEND:

DER HERAUSGEBER DER FACKEL

WIRD

WERKE SEINER MITARBEITER

ZUR VORLESUNG BRINGEN

DER ERTRAG DIESER VERANSTALTUNG FÄLLT DEN DICHTERN ELSE LASKER-SCHÜLER UND PETER ALTENBERG ZU

NÄHERE MITTEILUNGEN WERDEN DIE PLAKATE ENTHALTEN

IV. LESEABEND:

SATIREN UND GLOSSEN

Mit diesem Heft ist der XII. Jahrgang der Fackel beendet.

INHALT der vorigen Doppelnummer 317/318, 28. Februar 191
KARL KRAUS: Glossen / OTTO STOESSL, PAUL ENGELMANN: Das Haus auf dem Michaelerplatz / FRANZ GRÜNER: Oskar Kokoschka / Ein Brief von Samuel Lublinski / E. V. SANDERS: Paul Claudel / KARL KRAUS: Pro domo et mundo / ALBERT EHRENSTEIN: Saccumum / JAKOB VAN HODDIS: Lebendes Bild / Selbstanzeige / LUDWIG ULLMANN: Der irre Hölderlin / BERTHOLD VIERTEL: Für Gerhart Hauptmann / Gedichte nach dem Chinesischen / KARL KRAUS: Bitte an Menschenfreunde

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Karl Kraus

Doppelnummer

NR. 321/322 29. APRIL 1911 XIII. JAH

DIE FACKEL

HERAUSGEBER:

KARL KRAUS

INHALT:

PREIS DER DOPPELNUMMER 60 HELLER
ERSCHEINT IN ZWANGLOSER FOLGE

VERLAG: ‚DIE FACKEL‘, WIEN — BERLIN
WIEN, III/2, HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3 TELEPHON NR 18
BERLINER BUREAU: HALENSEE, KATHARINENSTRASSE

DIE FACKEL

Nr. 321/322 29. APRIL 1911 XIII. JAHR

Glossen

Von **Karl Kraus**

Don Münz

(Epilog zur Trilogie)*

Was hat uns ein Jahr lang gefehlt? Münz, am 22. April 1910 um 1/48 Uhr abends vom König von Rumänien entlassen, hatte infolge eines Ränkespiels der Palastdame Eboli, dargestellt von der Barsescu, den Schlüssel erhalten und war in den Gemächern der Königin verschwunden. Er behielt sich vor, in einem besonderen Artikel darauf zurückzukommen, das war am 5. Mai, und ich schrieb: Die Neue Freie Presse ist imstande und bringt auch das noch. Nun haben wir ein Jahr lang gewartet, es muß zu tumultuösen Auftritten gekommen sein, aber am 9. April 1911 ließ er sich nicht länger zurückhalten, und erzählte. Die Königin also lag ganz in Weiß gekleidet auf einer Chaiselongue, als Münz eintrat. »Ihre Augen leuchteten mit hellem Glanze . . . Sie war würdevoll genug, um nicht die Königin vergessen zu machen, aber so menschlich, so natürlich, so feurig im Ausdrucke, daß man sich weit weg vom Hofe glauben konnte.« Nun aber spielt in die von den Beteiligten wie vom Publikum längst ersehnte Szene zwischen Elisabeth und Don Münz plötzlich ein Wallenstein-Motiv hinein. Er findet nämlich den Sir Max Wächter bei ihr; der hatte ihr den schon in weiteren Kreisen bekannten Plan einer europäischen Föderation auf wirtschaftlicher Grundlage vorgetragen, und »bei keinem der vielen Souveräne, denen er seinen Plan einer europäischen Förderation auf wirtschaftlicher Grundlage vorgetragen hatte, fand der englische Gentleman so begeisterten Zuspruch wie bei der Königin von

---

* Ein Abend beim bulgarischen Königspaar (Nr. 301/02); S. M. (Nr. 303/04); Die kretensische Frage (Nr. 305/06).

Rumänien«. Sie war »sofort Feuer und Flamme für die Sache«, und ihr Idealismus habe sie vergessen lassen, »wie unendlich schwer durchführbar ideale Pläne sind und wie sich hart im Raume die Dinge stoßen.« Und da im Gegensatz dazu leicht beieinander die Gedanken wohnen, so sind wir mitten im Wallenstein und tatsächlich sagt auch die Königin beim Eintritt des S. M.: »Es liegt kein Grund vor, warum Sir Max uns schon verlassen soll.« Es kann nicht sein, sie mag's und will's nicht glauben, daß sie der Max verlassen kann, wenn der Münz kommt. Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht. Sie lag da, keines Überfalls gewärtig, aber das ist eben das Los des Schönen auf der Erde. Ernst ist der Anblick der Notwendigkeit. Es gibt im Menschenleben Augenblicke. Eng ist die Welt und das Gehirn ist weich. Was soll man machen? Tee trinken. »Sie schlürfte ihn liegend; von Zeit zu Zeit hatte ich, während sie plauderte, ihr ein Sandwich zu reichen.« Außerdem aber reicht er ihr auch zwei Bücher, worauf sie sagt: »Das werde ich verschlingen«, eine Bemerkung, die der Münz auf die Bücher bezieht. Indem aber die Königin so den Münz vor sich sieht, beginnt sie von den Blinden zu sprechen und ihr Los zu preisen. Denn das Geschick hat sie nicht nur reich entschädigt, sondern ihnen auch vieles versagt. Die Königin schlägt vor, daß der Staat seine sämtlichen Blinden in einer Stadt vereinige: »es sollte dort auch einige sehende Handelsleute geben, die den Verkauf der Arbeiten der Blinden besorgen würden, damit diese von dem Ertrage leben können, heiraten und ihre Kinder erhalten können«. Die Königin spricht wie ein Buch und wie eines von der Carmen Sylva. (Die Humanität ist blind wie die Gerechtigkeit: sie stellt die blinden Erzeuger immer unter den Schutz der sehenden Händler. Die Blindenstadt wäre gut aufgehoben, wenn ein paar weitsichtige Handelsleute den Betrieb in die Hand nähmen!) Aber der Münz ist berauscht von diesen Ideen. Und ganz hingerissen, da sie »auf das Verhältnis zu den Monarchen und den Höfen zu sprechen kam«. (»Er und die Königin sind Eins. Schon schleicht, verborgen zwar, in beider Brust das Gift der Neuerer.«) Freilich meint sie es anders, als er. »Oft frage ich mich, was denn die Leute davon haben, wenn sie sich in jämmerlichen Umständlichkeiten gegenüber königlichen Personen ergehen, was ihnen das feige Kriechen frommen soll, und es gibt nur eine Erklärung dafür, und das ist die, daß sie sich offenbar durch

solch ein Tun gehoben fühlen. Solche Leute glauben wohl, daß ein Schimmer von dem angeblichen Glanz der Majestäten auf sie selber falle . . .«. Sagt die Königin. Der Münz aber, der ihr wieder ein Sandwich reichen darf, nennt es Freimut und Vorurteilslosigkeit. Sie spricht vom König und klagt, »wie wenig sie den König genieße, der vom Morgen bis zum Abend den Staatsgeschäften obliege«. Erst während seiner Krankheit habe er ihr ganz gehört: da habe sie ihn massiert. »Die Königin sprach in den wärmsten Ausdrücken vom König und rühmte seine über jeden Zweifel erhabene Zuverlässigkeit.« Da rief Münz: »Wie wäre es, Majestät, wenn Sie Ihre Erinnerungen niederschreiben wollten?« Diese Anregung genügte, die Königin klingelte, und es wurde ein Buch hereingebracht, das sich »Mein Penatenwinkel« betitelt. Diese Memoiren aber seien nicht höherer Klatsch, sondern es seien »Memoiren sozusagen der Seele«. »Als die Königin die Kapitelüberschrift ‚Bernays' vorlas, bemerkte ich: ‚Majestät meinen wohl Michael Bernays?' Die Königin machte darauf eine Handbewegung, die unwillig zu sagen schien: Mit Leuten dieser Gattung befasse ich mich nicht.« Dabei rief sie: »Was? — Michael? Um Gotteswillen! Nein! Jakob Bernays!« Münz bekam ein Exemplar, in diesem war ein Exlibris, »das die Königin darstellt, wie sie unter den Baumstämmen des Waldes sinnend dahinschreitet«. Darunter schrieb sie die Widmung: »Wir wandern durch die Welt und begegnen außer Bäumen auch manchmal — Seelen! Carmen Sylva«. Münz muß sich beherrschen. (»Bin ich nicht stark, Elisabeth?«) Aber was hat sie gegen Michael Bernays? Jakob war der bessere Aristoteles-Kenner. »Aber gegessen hat er nie bei uns.« Und warum nicht? Weil er auch der bessere Jude war. Die Königin gibt ihm ganz recht. (Münz ist aufgeklärt und wird sich wirklich nicht abhalten lassen, bei der Königin von Rumänien zu nachtmahlen.) Sie spricht sich abfällig über Leute aus, die sich taufen lassen. »Die Königin sprach mit einer Stimme, die so recht in die Seele drang.« Mit zwei Gedichten, die sie dann vorlas, »griff sie ans Herz«. Aber direkt aufgelöst war der Münz, als die Königin wieder von der Religion sprach und rühmend hervorhob, daß sich geistig hochstehende Menschen ganz von ihr abwenden. (Er wird also ruhig zum Essen bleiben können.) Höchstens die jüdische will sie gelten lassen. (Er wird doch nicht zum Essen bleiben können!) Da sich aber die Königin bisher nur im Feuilleton versucht

hat, sucht S. M. sie für den Leitartikel heranzuziehen. Ihren Gatten nennt er unausgesetzt »den Hohenzollern« oder gar »den Hohenzollern auf dem rumänischen Königsthron« und spricht vor ihr den folgenden Satz aus: »Als ich nun die beiden spanischen Diplomaten in ihrer goldstrotzenden Uniform sah, die sich zum Palais begaben, um dem Hohenzollern auf dem rumänischen Königsthron ihre Akkreditive zu überreichen, stand vor mir deutlich die Episode aus dem Jahre 1870, die den Krieg zwischen Frankreich und Deutschland einleitete. Die Kandidatur des Hohenzollern, des Bruders des Königs Carol, für den spanischen Königsthron wurde vor mir lebendig — die kleine Ursache der großen Wirkung. All das lebte vor mir auf, als ich jene Herren in spanischer Hoftracht gegen das Palais des Hohenzollern in der Calle Victorei sich bewegen sah.« Die Königin aber will nicht recht, sie scheint zu zweifeln, ob Münz sich der Bedeutung des Wortes Calle, das nämlich auch Gasse heißt, bewußt sei. Auch ist sie gegen Formalitäten und spricht lieber von einem andern spanischen Gesandten. »Er ergriff meine Hand, küßte sie mit Ekstase und sagte mir heißen Dank für all die Anregung, die seine verstorbene Gattin, eine Kubanerin, die eine der meinen gleichgestimmte Seele gewesen sei, aus meinen Schriften geschöpft hätte.« . . . »Es war spät geworden.« (Still! Hörten Sie nicht etwas? Königin: Nichts hör' ich, als die fürchterliche Glocke, die uns zur Trennung läutet.) »Man meldete der Königin, daß das Souper bereit wäre.« (Bin ich nicht stark, Elisabeth?) »Die Königin sprach die Absicht aus, uns am nächsten Tag wieder zu sehen. Zu unserem Bedauern aber hatten wir bereits alle Vorbereitungen getroffen, um noch in der Nacht mit dem Orientexpreßzug abzureisen.« Ob es die Königin geahnt hat? »Ich schied von ihr mit dem Eindruck, auf einem nach dem Osten vorgeschobenen Posten der Zivilisation einer Frau von höchstem Sehnen nach Erkenntnis und von humanen Idealen begegnet zu sein, die auch noch im fernsten Westen nach Erfüllung ringen.« Und die leider mit dem Orientexpreßzug glatt zu erreichen sind. »Gute Nacht denn«, ruft der Infant, »aus Wien empfangen Sie den Leitartikel von mir, der das Geheimnis unsers Umgangs laut machen soll . . . Von nun an, will ich, sei nichts Heimliches mehr unter uns. Sie brauchen nicht das Auge der Welt zu scheuen — Dies hier sei meine letzte Schmockerei.« (Der König, begleitet vom Herausgeber der Fackel und seinen Granden, erscheint im Hintergrunde, ohne

bemerkt zu werden.) »Es ist deine letzte!«... (Kalt und still zum Herausgeber:) ».... Tun Sie das Ihre!«

* * *

Auch dort bin ich sehr intim

Auf dem Hofball, nachdem sich die Parvenüs verzogen hatten, ganz zum Schluß, als nur mehr die Komtesserln tanzten, mußten die Montenuovo, Salten und Windischgraetz endlich das Gefühl haben, daß sie ganz unter sich seien. Nachdem sich aber auch die Montenuovo und Windischgraetz entfernt hatten, trällerte ein exklusiver Feuilletonist die muntere Treumannweis, hielt inne und murmelte: Wie lange noch? Es wird sich manches ändern . . . Der Thronfolger soll nämlich kein Freund der plastischen Hofballberichterstattung sein. Wie wärs, wenn man da bei Zeiten mit Hohenzollern anknüpfte? Der deutsche Kronprinz ist in Wien — da ließe sich ein Versuch machen. Eine gewisse Schwierigkeit ergibt sich insofern, als man Persönlichkeiten, die mit der deutschen Politik irgendwie zusammenhängen, nicht gut ohne Anklänge an den Stil des Herrn Harden beschreiben kann. Da ist es notwendig, dem Zeremoniell, nach welchem hinter dem »Hofeinspanier« immer gleich der Hoffeuilletonist kam, schlicht zu entsagen und dem mehr auf Händlerinteressen gerichteten Preußensinn — so heißt er doch — eine kleine Konzession zu machen. Das geht ganz gut. Zum Beispiel: »Für das Reichsgeschäft, dem der Kronprinz neue Kundschaft werben sollte, kommt die Reise jetzt wohl kaum mehr in Betracht«. Ein kleiner Abstecher ins Kerrische: »Die Politik wird heutzutage von den Völkern gemacht, liebe Leute«, kann nicht schaden. »Wir sind gern intim mit den Preußen, und die Intimität scheint nur größer, nur noch herzlicher, wenn der Kronprinz gar noch seine Frau mitbringt«. Nun, wenn auch nicht wir, so doch der Feuilletonist, der sich in den Mecklenburgischen Familienangelegenheiten so gut auskennt, wie in seiner Westentasche, nämlich in den Habsburgischen, und der die deutsche Kronprinzessin sofort »Maus« nennt. Aber eigentlich sind es die Angelegenheiten des Herrn Harden: »Seit der Königin Luise wieder die erste Mecklenburgerin, die im Berliner Kronprinzenpalais wohnt. Aber in bedeutend angenehmeren Verhältnissen. Luisens Gemahl fand ein zerrüttetes, durch

Maitressenwirtschaft und Günstlingherrschaft ausgebeutetes Preußen vor, zerbrach sich den Kopf, wie er die neunundvierzig Millionen Schulden seines hochseligen Herrn Vaters zahlen werde, von dem Massenbach geschrieben hatte: ... Und Luisens Gemahl sagte, als er nach solchen Vorgängen den Thron bestieg.... Cäciliens jugendlicher Ehemann, der ja nun auch wieder Friedrich Wilhelm heißt, hat das nicht notwendig .... Die Wirtschaft im Land und im Hause ist musterhaft, und die Mecklenburgerin hat ihm mehr Millionen als Mitgift gebracht, als Luisens Schwiegervater an Schulden hinterließ.« Man sieht, wir haben an Preußen ein s im Genitiv verloren, aber dafür ein paar Zitate und Wendungen abgetreten bekommen. Aber jedenfalls können wir dort sehr intim sein. Cäciliens Mutter — wenn sie nach Berlin zu Besuch kommt, »sieht mans doch lieber, wenn sie im Hotel als wenn sie im Schloß wohnt«. Der Lakai, ders Herrn Harden gesteckt hat, hat nicht geahnt, daß dieser es weiter geben werde. Die »Kronprinzeß« aber zu beschreiben, war nicht schwer. Was sich jeder an den fünf Fingern abzählen konnte, ist eingetroffen. Sie hat natürlich ein Stupsnäschen. Hier reicht der Sprachschatz, der die Komtesserln beteilt, vollständig aus. Vor allem ist dieses Gesicht »zärtlich«. Seine Wirkung »faßt sich augenblicklich in ein Wort, in ein zärtliches, aber auch zutreffendes und bezeichnendes Wort: Maus! .. Halten zu Gnaden.« Dazu selbstverständlich fallende, schmale Schultern. Zum guten Ende wirds wieder ganz österreichisch. Von Fürsten werde nicht mehr verlangt als »ein bischen nett sein« ... Maus! Halten zu Gnaden: das ist das deutsch-österreichische Bündnis im Stil eines perfekten Feuilletonisten, der künftig auf zwei Hofbällen zu tanzen haben wird. Schönbrunn und Potsdam — der Weg läßt sich abkürzen. Für den Wiener Hof bleibe die gewisse schlamperte Grazie gewahrt, die theresianische Anmut und die feudale Feschität, die sich in der Gegend der Maria-theresienstraße und Liechtensteinstraße leicht erlernt, die der klerikalen Note des Schottenrings nicht entbehrt und jenen italienischen Einschlag verrät, der in Renaissancenovellen aus der Gonzagagasse so gut zur Geltung kommt, um sich schließlich in der Grundgesinnung des Franz Josefskai zu bewähren. Für Kronprinzen-Besuche: Nu man flink zurück durch die Adlergasse in die Kolingasse!

* * *

Abendsonne und Morgenblatt

Während der Komet nur alle siebzig Jahre kommt und die an ihn geknüpften Erwartungen nicht befriedigt, wird ein Haasabend alle zehn Jahre veranstaltet und rechtfertigt vollauf den ihm vorausgehenden Ruf. Denn der Hausherr zeigt sich bekanntlich nicht nur als liebenswürdiger Gastgeber, sondern auch als begabter Schriftsteller und Schauspieler von Talent. Ja, man kann geradezu behaupten, daß sich der Hausherr nicht nur als begabter Schriftsteller und Schauspieler von Talent zeigt, sondern auch als liebenswürdiger Gastgeber. »Ein Haasabend bildet stets ein Ereignis für die Wiener Gesellschaft.« Das ist eine tiefe Wahrheit, die leider zu wenig beachtet wird. Wir haben es in den letzten hundert Jahren oft und schmerzlich genug erlebt, daß ein Ereignis kein Ereignis für die Wiener Gesellschaft war, und wir müssen es dankbar aufnehmen, wenn uns gesagt wird, wer oder was das Zeug hat, ein Ereignis für die Wiener Gesellschaft zu sein. Wir haben erfahren, daß Talente, die über ein geringeres Büfett verfügten als der Baron Haas, in Wien kläglich abgewirtschaftet haben. Vor einem Bilde von Kokoschka werden sonst wohlerzogene Markgrafen ausfällig, fuchteln mit dem Stock und stoßen gefährliche Drohungen aus. Bei der »Abendsonne«, einem Melodram von Philipp Haas, wo der Dämon Macao eine gellende Lache anschlägt und der blinde Bettelmusikant in den Armen seiner wiedergefundenen Familie stirbt, nicht ohne vorher das Lied gespielt zu haben, das Emmi einstens ihrem Vater gewidmet (ohne hat), »geschah es, daß man Fürsten und Prinzen in den letzten Parterrereihen sah und vielfache Millionäre auf bescheidenen Balkonplätzen«. Daß diese Gesellschaft sich nicht damit begnügt, bei einem Teppichfabrikanten gut zu essen, sondern den Unfug seiner Dilettantereien mitmacht und sich am nächsten Tag in der Zeitung ihre Assistenz bestätigen läßt, macht nicht ihren Kunstgeschmack, aber ihre gute Erziehung problematisch. In England würden sie solch verlorenem Standesgenossen zureden, bei seinen Teppichen zu bleiben, der unsaubern Verbindung von Gastfreundschaft und Talent zu entsagen und, wenn Anwandlungen von Kunstsinn unvermeidlich wären, jene Produzenten zu unterstützen, die mangels eines Büfetts sich die Beachtung der zeitgenössischen Kritik nur schwer erringen können. Gewiß, auch ein Haasabend bringt Geld unter die Leute. Aber wie viel Geschmack und Scham muß unterdrückt

werden, um den freigebigen Dilettanten nicht das Unhaltbare seiner Position fühlen zu lassen! Hinterdrein schütten sich die Wurmbrandt, Wrbna und Welsersheimb vor Lachen aus und selbst den österreichischen Ministern, die mittun, ist es zuzutrauen, daß ihr Applaus nicht vom Urteil kommt. Diese ganze feudale Claque müßte jene, die sonst ihre Plätze einnimmt, um die Unbefangenheit des ehrlichen Handels beneiden. Denn der Herr Wessely dürfte dem Schauspieler ins Gesicht sagen, er halte ihn für umso talentloser, je mehr er ihm applaudiere, während der Freiherr v. Bienerth einen Haasabend durch keine Aufrichtigkeit stören darf. Das gesellschaftliche Moment allein müßte nicht das Urteil trüben, wenn Kunst und Imbiß nicht in dasselbe Programm fielen; aber ein Mund, der eben anderweitig beschäftigt ist, hat keinen Platz für eine Grobheit. Daß die hochgestellten Herren, die man in solchem Zustand der Wehrlosigkeit antrifft, nicht auf ein kaltes Nachtmahl angewiesen sind, müßte man glauben; aber da sie es nicht vom dramatischen Genuß separiert und eine Berichterstattung über das doppelte Privatvergnügen zugelassen haben, bleibt Hunger noch unter allen Motiven, die einen Akt der Selbstverleugnung entschuldigen können, das sympathischeste. Die Presse wird sich wohl mit einem Souper nicht abspeisen lassen. Der Bericht des Neuen Wiener Tagblatts über einen Haasabend ist eine Spezialität wie dieser selbst und bildet stets ein Ereignis für die Wiener Gesellschaft. Über das Morgenblatt dürfen doch selbst die lachen, die bei der Abendsonne ein ernstes Gesicht machen mußten! Denn wenn man das so liest, hält einen keine Etikette zurück:

Nachdem der Vorhang endgültig gefallen, trat eine kurze Pause ein, in der Baron Haas seine Metamorphose zum Bühnenkünstler vornahm. Baron Haas brachte für seine Rolle in der bekannten amüsanten Tschechowschen Groteske alles mit, was sie verlangt: die imponierende männliche Erscheinung, das kraftvolle Auftreten, d e n s c h ö n e n B a r t, den überlegenen trockenen Humor und eine Feinheit und Degagiertheit des Spieles, wie sie sonst nur routinierte Schauspieler besitzen. . . .

Aber selbst diese bringen zumeist nicht das mit, was der Baron Haas hat, nämlich den schönen Bart. Ja, viele und sogar berühmte Schauspieler, sollen überhaupt keinen Bart haben. So kam zum Beispiel Sonnenthal regelmäßig ohne Bart zur Probe und oft genug, wenn eben die Rolle einen verlangte, zum Beispiel beim König Lear, war man in der größten Verlegenheit, es mußte erst der Friseur geholt werden und es hat dann immer einiger Arbeit

bedurft, bis ein passender Bart zur Stelle war. Der Baron Haas hatte ihn gleich mitgebracht. Er dürfte aber — die Kritik hat den Blick dafür — auch sonst noch viel mitbringen, was andere Schauspieler nicht haben.

* * *

Eine musikalische Größe

»Von links, sitzend: Felix von Weingartner, Else Wohlgemuth, Siegfried Löwy. Stehend: Herr Onno, Leo Fall, Franz Lehár.«

In der ‚Woche' ist das Bild zu sehen, und darunter steht: »Musikalische Größen bei der Biedermeiersoiree im Musikvereinssaal in Wien«. Zwei davon sind Schauspieler. Ob Herr Felix von Weingartner eine musikalische Größe ist, weiß ich nicht. Daß Herr Lehár keine musikalische Größe ist, weiß ich. Ob Herr Fall eine musikalische Größe ist, ist auch etwas unsicher. Da aber unter sechs musikalischen Größen wenigstens eine musikalische Größe sein muß und nur Herr Siegfried Löwy übrig bleibt, so ist es klar, daß die ‚Woche' nach ihm das ganze Bild bezeichnet hat. Dieser Siegfried, der für den ‚Berliner Börsencourier' musiziert, gehört zum Ring. Der erste Teil ist Korngold. Ich habe die Götterdämmerung dazu gemacht.

* * *

Das Burgtheater ist noch immer

man weiß schon. »Zwei interessante Nachrichten, die aus der Direktionskanzlei kommen«, zeigen, wie dort jede Scharte sogleich ausgewetzt wird:

Am nächsten Donnerstag spielt Herr Devrient zum ersten Mal den Wallenstein.

Reimers hat seinen kontraktlichen Urlaub angetreten.

Ohne Zweifel, dieses Theater verfügt über starke Ressourcen. Eine kluge Direktion sollte durchaus bestrebt sein, die Lücken, die der Tod zurückgelassen hat, durch Urlaube auszufüllen. Der Tod ist schließlich unvermeidlich und etabliert in jedem Ensemble seine Starwirtschaft. Auch dieser muß ein Ende gemacht werden, und das gelingt am besten durch Beurlaubung der Überlebenden.

* * *

Ein scheu gewordener Korrespondent

(Ein Unfall bei Reinhardts Zirkusprobe.) Aus Berlin, 14. d., wird uns telegraphiert: Als bei der gestrigen Generalprobe zu »König Heinrich IV.« im Zirkus Busch der Totenzug Heinrichs IV. einziehen sollte, scheuten vier Pferde des Leichenwagens und drängten den Wagen gegen die Stadttordekoration des Ausganges. Die ganze Dekoration stürzte auf den Zug herab, doch kamen glücklicherweise Personen dabei nicht zu Schaden. Nachdem die Trümmer weggeschafft worden waren, wurde die Probe fortgesetzt.

So setzt sich die Katastrophe im Fremdenblatt fort. Sie spielte sich nicht bei Reinhardts, sondern bei Bonns Zirkusprobe ab, es war keine Generalprobe zu Heinrich dem Vierten, sondern zu Richard dem Dritten, und in Heinrich dem Vierten kommt nicht der Totenzug Heinrichs des Vierten vor, sondern in Richard dem Dritten der Totenzug Heinrichs des Sechsten. Aber sonst ist alles gesund und niemand außer dem Korrespondenten des Fremdenblatts zu Schaden gekommen. Die Unfälle, die er im politischen und Handelsgebiet erleiden mag, sind nicht auszudenken. Sie beeinflußen das Urteil der Wiener Regierungskreise, die sich mit Vorliebe aus dem ‚Fremdenblatt' orientieren. Wie leicht können da Verwechslungen zwischen Wilhelm I. und Wilhelm II. unterlaufen, und was tut man, wenn infolge einer irrigen Nachricht die ganze Dekoration der Nibelungentreue herabstürzt?

* * *

Freilich

hat Herr Reinhardt die Korrespondenten durch Unfälle dermaßen verwöhnt, daß es kein Wunder ist, wenn sie ihm in der Geschwindigkeit auch noch jene zuschreiben, an denen Herr Bonn das alleinige Verdienst hat. Das Gesetz, auf das sich Herr Reinhardt gegenüber der Polizei beruft, ist das Gesetz der Serie. Nicht jenes, das die abergläubischen Theaterleute meinen, wenn nämlich ein Stück, das am ersten Abend gefällt, mehrere Male hintereinander aufgeführt wird. Das soll bei Herrn Reinhardt zwar auch vorkommen, aber die Wiederholung des Ereignisses soll hier durch die seltsame Tatsache erzielt werden, daß bei gleichbleibendem Theaterzettel die Be-

setzung wechselt. Nun hat es sich allerdings herausgestellt, daß durch all die Zeit der unaufhörliche Wechsel der Besetzung nicht allein wegen der Kostspieligkeit jener ersten Kräfte, die nur am ersten Abend spielen, notwendig wurde, sondern auch aus tieferen Gründen. Sei es, daß eine Retorte explodierte oder eine Treppenblende umgeworfen, sei es, daß der Famulus am Nasenbein verletzt wurde oder die Büßerin an der Stirne, der unerschöpfliche Reichtum dieses Ensembles blieb immer ein Gegenstand der kritischen Bewunderung, und während die plötzliche Indisposition eines Darstellers andere Bühnen in Verlegenheit bringt und die Direktionsnotiz von der Berufung eines Gastes spricht oder günstigsten Falles besagt: »Für Fräulein X, die unpäßlich wurde, mußte Fräulein Y einspringen, die schon in der vorigen Saison bei einer Vorstellung des ‚Faust' erfolgreich mitgewirkt hatte«, so wird hier mit unverkennbarem Stolz gemeldet: »Fräulein Ghiberti trug nur eine leichte Verletzung davon. Für sie sprang Fräulein Rothe ein, die in der vorigen Saison bei einer Vorstellung des ersten Teiles des ‚Faust' Brandwunden erlitten hat«. Die Aufmerksamkeit ist von den Durchfällen auf die Unfälle abgelenkt, und während die Polizei das Referat übernimmt, bleibt die Presse von den Effekten des Herrn Reinhardt geblendet. Wann immer im Deutschen Theater ein Unglück geschieht und träfe es auch im letzten Winkel den letzten Statisten, Trost ist sofort zur Stelle, und die Direktion scheut keine Opfer, um den Angehörigen ihre Fürsorge zu beweisen. »Ein Beamter des Deutschen Theaters«, so telegraphiert man der Neuen Freien Presse, »suchte in später Nachtstunde die Angehörigen des Verunglückten im Automobil auf, um sie von dem Unfall zu benachrichtigen«. Die Berliner Presse hat für die Mitteilung keinen Raum, ihr hartherziges Publikum hätte für dergleichen kein Interesse. In der Stadt des goldenen Herzens jedoch, in der die Bevölkerung ihr Staunen über die Entwicklung der Verkehrsmittel noch immer in dem Liede: »Jessas, der fahrt a am Radl!« bekundet, muß es Eindruck machen. Man denke, im Automobil und in später Nachtstunde! Wenn sich auch in Berlin noch kein Mensch darüber Gedanken gemacht hat, daß er oder ein anderer im Automobil fährt, so darf man doch nicht vergessen, daß Wien Wien ist, wie hierzulande jeder Trottel einwendet, dem man eben daraus einen Vorwurf gemacht hat. Man bedenke, die Nachttaxe! Mit Recht wäre man dafür wieder in Berlin erstaunt, wenn bei einem Burgtheater-

unfall im Berliner Tageblatt zu lesen wäre, daß die Direktion einen Beamten im Automobil zu den Angehörigen geschickt habe, da man doch bestimmt in allen Kreisen darauf gerechnet hätte, daß es ein Einspänner wäre, dessen Kutscher aber infolge später Nachtstunde bereits im Wagen schlief, so daß die Direktion die Angehörigen nicht verständigen konnte und der Statist, ohne sie wiedergesehen zu haben, starb.

* * *

Hermann Bahr, seine Gedanken und Briefe

»Hermann Bahr war es, glaube ich, der einmal die Bemerkung machte, daß nicht gerade die besten Werke immer den größten Eindruck machen; daß manches tadellos, feinsinnig, verständnisvoll sei, aber es interessiert nicht, anderes geschmacklos, roh, unkultiviert — aber man hört zu. An diese hübsche Bemerkung mußte ich bei dem Buch von . . . . denken.«

Ob diese hübsche Bemerkung von Hermann Bahr herrührt, ist also nicht ganz sicher. Wenn ich aber unter Eid aussagen muß, behaupte ich, daß sie von ihm ist. Ich kann mich nicht erinnern, würde ich sagen, aber ich weiß es positiv. Ich könnte die Bemerkung vergessen, aber nie, daß sie von Hermann Bahr ist. Ich behielte den Autor, aber nicht die Bemerkung. In keiner Situation meines Lebens, nicht zu Wasser und nicht zu Lande, würde ich an diese hübsche Bemerkung denken. Denn hätte sie sich mir eingeprägt, ich könnte überhaupt nicht mehr denken und somit auch nicht an diese hübsche Bemerkung. Ich weiß nicht, wie das andere Leute machen. Ich bin nicht aufnahmsfähig und von dem nichts, das ich aufnehme, bleibt mir nichts, aber von dem allen, was ich nicht aufnehme, die Kontur, um in sie das Gegenbild einzuschaffen. Herr Bahr hinwiederum kommt den Eindrücken, die es auf ihn abgesehen haben, auf halbem Wege entgegen. Meine Art ist verläßlich, seine einläßlich. Ich glaube, wenn er einen Neger in der Literatur sieht, kommt er mit schwarzen Gedanken nieder. Früher flog er auf alle Literaturbuben und glich einer rotgefärbten Matrone, die mit einer Schar von Kadetten die Konditorei unsicher macht. Er brachte sie auch alle vorwärts. Ich habe mich schon vor zwanzig Jahren auf diese Schleckereien nicht

eingelassen; aber er lorgnettiert mich noch heute. Ich glaube, daß ich ihm imponiere. Er hat einmal beleidigt getan, aber es geschah gewiß nur, weil ich nicht zärtlich war und meines Weges ging. Oft und gern denkt er an mich, ich merk's an jedem seiner Aufsätze, ob er nun den Freiherrn v. Berger einen »vielfältigen Mann« nennt oder die Hindernisse des Wiener Lebens beschreibt. Er ist mit mir oft derselben Meinung und unterscheidet sich von mir nur dadurch, daß sein lockeres Gefühl für Übelstände durch Reformen zu beseitigen wäre und daß dann der Ulk ein Ende hätte. Wenn er postalische Beschwerden in einer Perspektive hält, die vormärzlicher ist als das Übel, so hat er das wahrlich nicht von mir gelernt. Ich werde immer zum Fanatiker des Amtsschimmels, wenn ich solche Neuerer am Werke sehe, ich bin immer für den Nachtwächter, den Studenten im Gänsemarsch umkreisen, und immer für den Rolladen der öffentlichen Ordnung, an dem die Herren Bahr, Burckhard und Bittner, diese Trias der gutgelaunten Humorlosigkeit, ihren Spazierstock üben. Aber die postalischen Beschwerden des Herrn Hermann Bahr, die darauf beruhen, daß ihn die Post mit der Schriftstellerin Hermann Dahl verwechselt hat — was sehr leicht möglich ist —, haben eine Pointe, von der sich Herr Bahr besondere Wirkung versprochen hat. Er teilt nämlich allen Instanzen bis zum Minister und zuletzt auch dem Publikum mit, daß die mit Verspätung zugestellten Briefe an seine Frau von Frau Kosima Wagner und deren Tochter abgeschickt waren. Da aber höchstens bei unbestellbaren Sendungen die Adresse des Absenders relevant ist, hätte die Postbehörde wie folgt antworten sollen: Ew. Hochwohlgeboren werden verständigt, daß die Erhebungen, welche von der k. k. Post- und Telegraphendirektion für Österreich unter der Enns über die bedauerliche Fehlleitung zweier an Euer Hochwohlgeboren gerichteten Briefe gepflogen wurden, dadurch eine bedauerliche Verzögerung erlitten haben, daß sowohl die diensthabenden Beamten des Postamtes 93 in Unter St. Veit wie des Postamtes 94 in Ober St. Veit, die in der fraglichen Angelegenheit vernommen wurden, ferner die Beamten der k. k. Post- und Telegraphendirektion für Österreich unter der Enns sowie überhaupt alle Beamten, vom Briefträger Ihres Bestellbezirkes bis zum k. k. Handelsminister durch die Eröffnung, daß Ew. Hochwohlgeboren Verbindungen mit Frau Kosima Wagner haben, derart erschüttert waren, daß die laufenden Geschäfte nur mit Mühe bewältigt

werden konnten und eine Störung des postalischen Verkehrs sich überall fühlbar macht. Ew. Hochwohlgeboren werden ersucht, bei den etwa daraus sich ergebenden Beschwerden die Mitteilung des Namens Ihrer Korrespondenten unterlassen zu wollen. Gezeichnet Hoheisel.

* * *

Ein Freund der Presse

Nach ihrem sechzigsten Geburtstag benehmen sich verschiedene Persönlichkeiten verschieden. Ich sah einen gefeierten Historiker, wie er, von der Abendröte pünktlich abgeklärt, ein Zufriedener vor dem Leben, als ob es ein echtes serbisches Dokument wäre, immer jovial, doch immer würdig, die Glückwünsche eines Rabbiners entgegennahm, als wollte er sagen: ›und wenn's köstlich gewesen ist, so ist's Mühe und Arbeit gewesen‹. Ein gefeierter Cafetier, dem es geschah, wird fortan nicht mehr selber grüßen, sondern den Geschäftsführer schicken. Herr Eduard Pötzl aber ist überzeugt, daß ihn jetzt nur noch ein purer irdischer Zufall mit dem Verwaltungsrat der Steyrermühl verbindet, während er in Wahrheit schon in den Jagdgründen der Unsterblichkeit pirscht. Woher ich das weiß? Aus Czernowitz. Dort hat man das erste Zeichen der Verklärung des Herrn Pötzl empfangen. Der Bukowinaer Journalistenklub nämlich ließ es sich nicht nehmen, zu gratulieren, und es traf ein Dankschreiben des Herrn Pötzl ein, das mit den Worten schloß:

Die Sympathie meiner Kollegen von der Presse, in so herzlichen Worten zum Ausdruck gebracht wie anläßlich meines sechzigsten Geburtstages, empfinde ich als besonders beglückend, weil ich selbst aus der Presse hervorgegangen bin und mich immer noch als Zeitungsschreiber zu betrachten gewohnt bin. Heutzutage macht die Zeitung auch den Schriftsteller, aber nicht immer könnten die Schriftsteller auch eine Zeitung machen. Empfangen Sie die verbindlichsten Grüße Ihres ergebenen Ed. Pötzl.

Was in der Bukowina als Herablassung wirkt, dürfte in Wien als Stolz empfunden werden. Wäre Bismarck nicht bloß der Schöpfer des Deutschen Reichs, sondern auch der Bezeichnung Gigerl gewesen, er hätte nicht anders sprechen können. Er soll einmal gesagt haben, daß er zwar aus Journalisten Geheime Räte machen könne, aber nicht umgekehrt, und hätte er, ehe er seinen eigentlichen Beruf ergriff,

eine Zeit gehabt, in der er ihn verfehlte, unzweifelhaft hätte später einmal eine Deputation aus seinem Munde die Worte empfangen: »weil ich selbst aus der Presse hervorgegangen bin und mich immer noch als Zeitungsschreiber zu betrachten gewohnt bin«. Der Tonfall lag ihm; das Bekenntnis war ihm trotz gelegentlicher Benützung der Hamburger Nachrichten fremd. Herr Pötzl benützt das Neue Wiener Tagblatt öfter und ich wette, daß einer, der sich in der Rotenturmstraße aufstellt, sehen kann, wie er täglich Schlag neun aus der Presse hervorgeht. Und er soll sogar oben ein Zimmer haben, auf dessen Tür sein Name geschrieben steht, so daß auch die Nichteingeweihten eine geheime Beziehung des Herrn Pötzl zum Neuen Wiener Tagblatt vermuten können. Während hingegen ein benachbarter Zellengenosse, jener gewaltige Conried, dessen Name von den heraufkommenden Reportergeschlechtern nur mit Beben genannt wird, weil er die Erinnerung an eine große Zeit, an enorme Spesen, schwere Informationen, Kämpfe mit hochgestellten Drachen, Wirrsale aller Art bedeutet, es nicht mehr nötig hat und mit Zustimmung des Verwaltungsrats sich nicht mehr als Zeitungsschreiber zu betrachten gewohnt ist. Herr Pötzl jedoch ist aus der Presse hervorgegangen in eine höhere Inkarnation, welche »Schrifttum« heißt und der auch Herr Müller-Guttenbrunn angehört. Aber wiewohl sie sich zum irdischen Journalismus verhält wie der Tafelspitz zum Kruspelspitz oder wie der Bauernfeldpreis zum Zeilenhonorar, so ist es doch schön, daß sich Herr Pötzl seiner ehemaligen Kollegen erinnert, die er zwischen fünf und neun oft wirklich nicht zu sehen bekommt, weil sich die meisten beim Telegraphieren für die europäische Presse von den Redaktionsdienern vertreten lassen. Möge er dabei nur nicht seines hochherzigen Chefs vergessen! Es wäre schade, wenn eine einzige Gelegenheit vorüberginge, der Welt Gewähr für einen Mann zu leisten. Apollos Locken, Jovis hohe Stirn, ein Aug' wie Mars, zum Drohn und zum Gebieten, in Wahrheit, ein Verein und eine Bildung, auf die sein Siegel jeder Gott gedrückt! ... Während hingegen Mendel Singer — »O werft«, ruft Hamlet der Presse, aus der er hervorgegangen, zu:

O werft den schlechtern Teil davon hinweg,
Und lebt so reiner mit der andern Hälfte!

* * *

Bevorstehende Razzia auf Professoren der Literaturgeschichte

Historiker sind Leute, die zu schlecht schreiben, um an einem Tagesblatt mitarbeiten zu können. Schreibt einer von ihnen so gut, daß er an einem Tagesblatt mitarbeiten kann, so entsteht eine Sensation in den Kreisen der Historiker und der Journalisten, indem sich die Journalisten über den Fleiß und die Historiker über die äußere Form wundern. Ein rechter Ausgleich zwischen Hand und Hintern ermöglicht so den »Kampf um die Vorherrschaft«. Dem Problem Friedjung, dem ins Archiv verschlagenen Leitartikler, verwandt ist das Problem Harden, der in den Leitartikel verschlagene Archivar, nur daß dort der Treffpunkt zweier geistigen Ebenen erreicht ist, während hier ein Abgrund klafft, den ein schwitzender Tourist emporklimmt, um auf die Höhe seiner Fläche zu gelangen. Wenn Journalisten Leute sind, die einen Beruf verfehlt haben, so haben sie immerhin einen Beruf erreicht, den die Historiker verfehlt haben. Vollends jene unter diesen, die an der literarischen Entwicklung schmarotzen, führen ein unnützes und ärgerliches Dasein. Sollte ich irgendeinmal in den Zustand einer Narkose gelangen, die mich stumpf gegen die Eindrücke des Tages macht und taub vor den Motiven, mit denen ein Zeitungsblatt auf mich eindringt, ja die bloße Vorstellung eines solchen, so gebe ich das Versprechen, daß ich mich nur mehr von den Schapseln der Historie anregen lassen und die Seminare so konsequent ablausen werde wie bisnun die Redaktionen. Traun, da werden Verwandtschaften zutage kommen, von denen man noch keine Ahnung gehabt hat, und es wird ein neues Erlebnis sein, mit germanistischer Lückenlosigkeit die verschiedenen Lesarten derselben Unkultur darzustellen. Es wäre nicht unklug, wenn vor der Razzia auf Literaturprofessoren, die ich vorhabe, die Redaktionen rechtzeitig ihren Bedarf decken wollten; denn wenn ich erst einmal die Kathederreporter, die da in die Nachwelt hineinstinken, mit nassen Fetzen dorthin jage, wohin sie gehören, in den lokalen Teil, könnte ein solches Gedränge in den Redaktionen entstehen, daß der Tagesbetrieb gestört wäre, was beim Publikum, dem die Interessen der Ewigkeit ohnehin etwas fern liegen, einige Beunruhigung hervorrufen könnte. Bis dahin ergötze mich der Typus des literarhistorischen Schmocks, den die Tagespresse schon hat, von Fall zu Fall. Der, den sie noch nicht

hat, kommt hinein, das garantiere ich ihm. Aus Fiakern werden Chauffeure, und war es noch voriges Jahr eine Drohung, dem roßbewußten Kutscher zuzurufen, er werde noch einmal ein Automobil lenken müssen, so habe ich es unlängst erlebt, daß mir ein Chauffeur, dem ich wegen Unbotmäßigkeit die Rückverwandlung in einen Fiaker androhte, die Worte zurief: Dös wern Sö nöt derleben! Es gibt Kantianer, denen ich es prophezeie, daß sie noch als Warenbörseberichterstatter enden werden, und es gibt Schillerbiographen, denen ein Variétéreferat dringend nötig wäre, wenn sie die Fähigkeit hätten, es zu übernehmen. Gelingt's einmal, werden sie nicht mehr zurück wollen. Literaturgeschichte ist die Unfähigkeit zum Journalismus, aber wenn der Mensch Glück hat, kann er es auch in einem schweren Beruf zu etwas bringen. Der geübteste Literarhistoriker, dem ein Theaterreferat anvertraut ist, wird sich im Anfang etwas unsicher benehmen. Er kann noch von Glück sagen, wenn es sich um »Elga« von Hauptmann handelt. Da hilft eine unzerreißbare Assoziation: Grillparzer, Kloster von Sendomir. Hauptmann hat nämlich nur deshalb an Grillparzer »angeknüpft«, damit man auch an Grillparzer anknüpfen kann. Wieso und warum hat er aber ausgerechnet an Grillparzer angeknüpft? Er wurde von der Wiener Akademie der Wissenschaften mit dem Grillparzerpreis gekrönt, und ist dies an und für sich schon ein Erlebnis, so fühlte sich Hauptmann verpflichtet, daraufhin »gewissermaßen zur Huldigung für den großen Wiener Tragiker«, sein Trauerspiel »Elga« zu schreiben. Das gehört sich. Daß er um den Schillerpreis nicht sofort zur Huldigung für Schiller gedichtet und für den Bauernfeldpreis nicht an Bauernfeld angeknüpft hat, ist eine bedauerliche Tatsache, die den Literarhistorikern noch Kopfschütteln verursachen wird. Aber selbst im Fall Grillparzer, wo Hauptmann doch so tat, hat er sich eigentlich nicht ganz korrekt benommen. »Eine Huldigung für Grillparzer«, entdeckt der sehr akkurate Literarhistoriker, »kann man diese Dichtung so recht eigentlich nicht nennen, denn Gerhart Hauptmann hat dem düsteren Stoffe seinen eigenen Stempel aufgedrückt.« Eine schöne Grillparzerhuldigung das, bei der man nicht einmal den Stempel Grillparzers aufdrückt! Unzweifelhaft wäre der letzte Wiener Feuilletonist, wenn er den Grillparzerpreis bekommt, so tüchtig, einem Grillparzerschen Stoff auch den Stempel Grillparzers aufzudrücken. Herr v. Berger ist infolge Überbürdung verhindert, einen

Prolog zu Ende zu dichten, und Herr Paul Wilhelm setzt ihn fort. Daß er den Bergerschen Stempel, der schon zum Teil drauf war, ganz aufdrückt, versteht sich von selbst. Sieht man dann gar nichts, so fühlt man sich doch erhoben. Wer keinen Stempel hat, überzeugt durch die Gebärde. Hat einer einen eigenen Stempel und macht er davon Gebrauch, so hat er es sich selbst zuzuschreiben, wenn Herr Moriz Necker ungehalten und dennoch froh ist, auseinandersetzen zu können, daß es bei Grillparzer nämlich so ist, während es bei Hauptmann anders ist, nämlich »unerquicklich«. Man beachte die Tatsache, daß im modernen Theater gerade die unerquicklichsten Leute immer erquickt werden wollen. Die Kunst soll mich erheben, verlangt der Bürger für sein Geld; den Schmutz der Gasse hat er zu Hause. Aber wir hätten keine Kunst, wenn nicht eine innere Stimme dem Bürger noch im Stadium der äußersten sittlichen Erbitterung zuriefe: Soll er verdienen!

* * *

Heillose Verwirrung

Ein gewisser Levenstein sammelt Äußerungen von Arbeitern über Nietzsche.

Ein Taglöhner schreibt:

. . . Ich besitze nicht Selbstüberhebung genug, um zu behaupten, ich habe Nietzsche in alle die Abgründe und Tiefen seiner Philosophie folgen können. Vorerst reizte mich der lyrische Schwung in Zarathustras Reden, ein rein artistisches Vergnügen an den Paradoxa und Hyperbeln. Dann wirkte er auf meine Willensrichtung . . .

Ein Bergmann sagt:

. . . Durch die Tore seiner Augen versuchte ich hinabzusteigen in seine tiefsten Seelentäler, tastete mich empor zu den höchsten Gratspitzen. Es war ein Zarathustrasuchen mit brennenden Augen. Die Gesamtforschungen Nietzsches verunglücken in der Verachtung alles Tieflebens . . .

Ein Hausierer ruft:

. . . Ich liebe die Nietzsche-Menschen, die mit frohem Gegenwartsverstand heiter die Heide beleben, die darein passen wie eine harte Erika in die Erde . . .

Eine Heimarbeiterin fragt:

. . . Aber tötete den einsamen Nietzsche, dessen Einsamkeiten Offenbarungen wurden, nicht das »Ich«? . . .

Ein Anstreicher bekennt:

. . . Wir kleben nicht an der Form, noch an der Moral, noch weniger aber kranken wir an alten Göttern und rückschrittlichen Gebräuchen. Auch wir haben die Flügel eines Zarathustra, aber wir wissen, daß sie uns gehören. Die Liebe kettet uns, weil alles Sein die Liebe ist. Darüber hinaus aber gibt es nichts. Jetzt stehen wir im Torwege: Menschheit. Darum wollen wir Menschen sein . . .

Wenn das so ist, so besteht Aussicht, eine alte Lieblingsidee von mir zu verwirklichen: daß sich die Herren und Damen, die für den Literatur- und Kunstteil der Neuen Freien Presse, der Zeit u. s. w. arbeiten, einmal nützlich machen. Zunächst wird ja eine heillose Verwirrung entstehen. Man wird nicht wissen, ob der Bergmann Zilferer, der mit Hintansetzung eigener Lebensgefahr in die Tiefen Nietzsches hinabsteigt, wirklich so ehrlich ist wie er ausschaut. Ob die Heimarbeiterin Schalek es ernst meint. Ob das rein artistische Vergnügen eines Taglöhners, der st—g zeichnet, echt ist. Ob ein Anstreicher namens Seligmann, der sich weigert, an der Form zu kleben, wirklich durch die Liebe an uns gekettet ist. Und ob schließlich und endlich, man muß sich über alles klar werden, ein Hausierer, der mit frohem Gegenwartsverstand heiter die Heide belebt, effektiv Salten heißt oder nur so tut.

* * *

Originalbericht aus dem Vorleben

»Eine ungarische Lebedame in Paris wegen unsittlichen Lebenswandels verhaftet«: die Schlange im Paradies muß sich einmal in den Schwanz gebissen haben. Und Herr Lippowitz, der als Cherub vor dem Garten der Freude steht (Tarifeden, sagt Herr Harden), läßt es sich ein Originaltelegramm aus Budapest kosten. Darin wird genau erzählt, wie das alles gekommen ist.

»Die üppige Frau mit den pechschwarzen Haaren, welche sie später, als sie verblüht war, rot färben ließ, war eine der bekanntesten Gestalten des Budapester Nachtlebens . . . Eines Tages stand sie vis-à-vis de rien. Sie blieb in den Hotels die Miete schuldig, und in ihrer Not wollte sie die Hilfe ihrer früheren Gesellschafterin, die sich bei ihr ein Vermögen erworben hatte, in Anspruch nehmen. Aber die Französin wies ihrer früheren Herrin einfach die Tür.«

Das freut den Lippowitz.

»Baronin Spleny suchte nun als Animierdame und als Straßendirne ihren Lebensunterhalt. Das Anerbieten ihres Bruders, gegen eine Jahresapanage von 12.000 Kronen nach Amerika auszuwandern, schlug sie aus. Sie fühlte sich in der Kloake wohl und sank immer tiefer, bis sie in den Schnapsbuden auf betrunkene Arbeiter Jagd machte. Da sie zu wiederholtenmalen öffentliches Ärgernis erregte, geriet sie mit der Polizei in Konflikt, so daß sie von ihrem Schandgewerbe nicht mehr leben konnte.«

Das freut den Lippowitz. Denn von dem Schandgewerbe, das unter den Trümmern eines Menschenlebens nach Sensationsresteln sucht wie der Lazzaroni nach Zigarrenstummeln, kann man Gottseidank noch immer leben. Da betätigt man jene Vorlebenslust, die sich erwiesenermaßen mehr an Frauen hält als an Redakteure des Neuen Wiener Journals. Und das gibt Artikel, die bestimmt nicht gestohlen sind! Denn sie sind nur in Wien möglich. Denn hier erstickt man im Straßenkot und im Preßdreck. Während es in andern Städten Asphalt gibt und Gerichte. — Und noch ein interessantes Detail:

»Im Besitze der Erbschaft wurde sie von aristokratischen Allüren befallen. Sie wollte sich Eingang in die vornehmen gesellschaftlichen Kreise verschaffen und verkaufte sich an einen verarmten Baron, an den Sohn des verstorbenen Budapester Polizeirates Baron Edmund Spleny. Die Ehe war jedoch nur von kurzer Dauer. Die Baronin umgab sich mit Freunden, die sie soutenierte. Einmal war es ein Schauspieler, das anderemal ein bekannter Zigeunerprimas, und um sich austoben zu können, war Frau Freystädter in der Auswahl ihrer Liebhaber keineswegs rigoros. Baron Spleny ließ sich schließlich von ihr scheiden, gestattete aber gegen eine größere Abfindungssumme, daß die Frau den Adelstitel weiterführe.«

Das findet Herr Lippowitz wieder begreiflich. Das Treiben der Frau konnte der Gatte nicht mehr dulden, er war empört und jagte sie gegen eine größere Abfindungssumme zum Teufel. Der arme Baron, wieder hatte sich die Frau an ihn verkauft! Aber warum hat sie sich nicht rechtzeitig an das Neue Wiener Journal verkauft?

* * *

Die Presse

»Herr v. Mattachich amüsieren sich vortrefflich in Paris, wie man hört . . .«

»Nicht anders, als Sie eben sehen: zum Essen fand ich noch keine Zeit . . . . Es ist dies eine besondere Liebenswürdigkeit der

Prinzessin, daß sie, wenn ich in ihren Angelegenheiten tätig bin, nicht eher speisen will, bis auch ich dazu die nötige Zeit finde.«

»Bei solchem Zartgefühl der Prinzessin wäre es wenig verständlich, wenn Sie es ihr so schlecht lohnen und sich hinter ihrem Rücken leichtfertig mit Kokotten abgeben würden.«

Mattachich machte eine protestierende Geste.

»Ich halte Ihnen nur vor, was bald jedermann in allen Zeitungen wird lesen können, und ich bin dabei so rücksichtsvoll, Ihnen vorher Gelegenheit zur Verteidigung zu geben.«

»Seitdem ich schuldlos ins Zuchthaus kam, habe ich aufgehört, mich zu verteidigen. Was nützt es auch? Als meine Schuld glücklich gefunden werden sollte, tischte man meinem allerhöchsten Herrn das Märchen auf, ich trüge einen Revolver mit mir und wolle die Prinzessin erschießen.«

»Das sind ja alte Geschichten. Sagen Sie mir, Herr v. Mattachich, kurz und bündig: Halten Sie sich hinter dem Rücken der Prinzessin eine Maitresse, ja oder nein! Wollen Sie mir klar die Antwort darauf geben?«

»Ich will weit mehr tun. Sie sollen die Prinzessin ganz allein sprechen . . . .«

— —

»Königliche Hoheit geruhen, mir zu verzeihen, wenn ich die Dinge, die ich berühren muß, mit dem richtigen Namen nenne. Ist es denn wahr, daß königliche Hoheit Grund haben, mit Herrn v. Mattachich unzufrieden zu sein?«

Hier verließ Geza Mattachich in Erinnerung seines Versprechens den Salon.

»Wissen königliche Hoheit, daß Herrn v. Mattachich nachgesagt wird, er habe mit Pariser Kokotten Beziehungen angeknüpft und halte sich heimlich eine Maitresse?«

»Darüber müßte ich eigentlich nur lachen . . . .«

»Ist es denn wahr, daß königliche Hoheit so verschwenderisch sind?«

»Verschwenderisch! Überzeugen Sie sich, wie einfach mein Haushalt ist. . . . Und diese schweren Zeiten hat Herr v. Mattachich mit mir durchgemacht, mit mir gekämpft und für mich gesorgt. Da sollte ich jetzt ihn davonzujagen mich entschließen? Da hätte ich ja keinen Charakter, wäre ich vor allem nicht wert, die Tochter König Leopolds zu sein!«

»Denken denn, königliche Hoheit, nicht schlecht über die anscheinende Härte des Königs, Ihres Vaters?«

»Wenn er auch scheinbar hart mit mir verfuhr, ich habe stets sein Genie bewundert . . . .«

»Sehnen sich, königliche Hoheit, wirklich gar so sehr nach Ihren Kindern?«

Mit Mühe verbarg hier die Prinzessin die Tränen. . . .

»Werden denn, königliche Hoheit, wenn Sie in den Besitz Ihres Erbes gelangt sind, die Rechte Ihrer Kinder auch wirklich nicht schmälern?«

»Für wen denn? Für mich etwa? Ich habe im Kampfe mit dem Leben gelernt, den Wert des Geldes zu schätzen, und, wahrlich, von meiner Seite soll dem künftigen Erbe meiner Kinder keine Gefahr drohen. . . .«

»Was gedenken denn, königliche Hoheit, zu unternehmen, wenn das viele, viele Geld völlig in Ihre Hände gelangt ist?« . . . .

In großer Erregung erhob sich die Prinzessin, sie reichte dem Journalisten die Hand und verabschiedete sich herzlich.

* * *

Hof- und Personalnachrichten

Wien, 31. März.

— Der neuernannte Hofsekretär des Ministeriums des Äußern, Doktor Friedrich v. W......, Sohn des hervorragenden Gelehrten, war bis in die letzten Tage noch als Staatsanwaltstellvertreter bei dem Wiener Landesgerichte beschäftigt, mußte aber diese Tätigkeit plötzlich unterbrechen, um sich aus Anlaß einer Blinddarmentzündung einer Perforierung des Darmes im Sanatorium Löw zu unterziehen.

Solche Auszeichnungen erfolgen sonst auch aus anderen Anlässen und können mit der Versetzung in den dauernden Ruhestand verbunden sein, was aber diesmal zum Glück nicht der Fall war. Es ist betrübend genug, daß in den Kreisen der höheren Beamtenschaft einmal eine Blinddarmentzündung eine Perforierung des Darms, statt daß diese ein Avancement zur Folge hatte.

* * *

Wiener Totschlag

Im Kot erstickt. Der 23jährige Hilfsarbeiter Stephan W. hatte sich gestern wegen eines folgenschweren Roheitsaktes zu verantworten. Er hatte sich am 19. Februar in einen Streit, den der Taglöhner Ludwig R. mit mehreren Burschen hatte und der ihn gar nichts anging, eingemengt, dem R. einen Stoß versetzt und dem Fliehenden einen Stein nachgeworfen, der den R. so unglücklich am Hinterhaupt traf, daß er niederfiel und im Straßenkot erstickte. W. stand nun gestern wegen Totschlages vor den Geschwornen . . . Die Geschwornen erkannten den Angeklagten schuldig, worauf der Gerichtshof ihn zu zwei Jahren schweren Kerkers verurteilte.

Der Zustand der Wiener Straßen ist ein nicht nur das Leben, sondern auch das Delikt der Körperverletzung erschwerender Umstand. Er führt unbedingt den Tod herbei und würde deshalb selbst die Tat eines Hilfsarbeiters, der einen Taglöhner bloß um die Erd haut, als Todschlag qualifizieren. Auch ohne Steinwurf

muß die Sache letal enden. Maßgebend ist allein, daß der Betroffene auf der Straße lag, daß also eine Situation gegeben war, die den Erstickungstod herbeiführen mußte. In anderen Städten wäre es ein schlechter, vielleicht ein roher Spaß, einen hinzulegen. In Wien ist es die Tat eines Unholds. In anderen Städten ist die Behauptung, daß man im Straßenkot ersticke, eine Metapher. In Wien bezeichnet sie einen Tatbestand.

* * *

Gefährlich

sind hierzulande auch die Osternummern der Tagespresse. Während in anderen Städten ein Zeitungsblatt bloß eine Bedrohung der geistigen Gesundheit bedeutet, wächst es sich in Wien immer mehr auch zu einer Gefahr für die körperliche Sicherheit heraus. Bei einem Streit, den der Taglöhner Vinzenz Ühlein mit dem vazierenden Hilfsarbeiter Jaroslaw Wlk hatte, zog er die ‚Zeit' aus der Tasche und verletzte den Gegner nur unerheblich, während dieser, wie der Wachmann Kržiž behauptet, im Besitze der Osternummer des ‚Neuen Wiener Tagblatts' war. Ühlein erlitt mehrere Rißquetschwunden sowie eine Luxation des rechten Schultergelenkes. Wlk wurde deshalb wegen schwerer Körperverletzung und wegen Übertretung des Waffenpatents zu sechs Monaten verurteilt. Die Sachverständigen hatten ausgesagt, daß die Nummer, deren Umfang 216 Seiten betrug, unter Umständen den Tod herbeiführen konnte. Das Gericht erkannte auf Saisierung des Kleinen Anzeigers. Dagegen wurde der Staatsanwalt mit dem Antrag auf Strafverschärfung durch Lektüre des Textteiles abgewiesen, was das Gericht mit dem Hinweis auf den Grundsatz »minima non curat prätor« begründete.

* * *

Hinaus!

rief ich, als die Bedienerin die Osternummer der Neuen Freien Presse auf mein Bett legte und mein Blick auf eine Zeile fiel, in der etwas vom »King Edward« stand, dem Clemenceau »in Böhmen gesagt hatte«. Glauben Sie, ich weiß nicht, von wem das ist? schrie ich und verfiel sofort in einen betäubungähnlichen Schlaf, in welchem ich vom Gummi-King träumte und von seiner

Leistungfähigkeit am hiesigen Platz und daß es in Marienbad oder Karlsbad, aber bestimmt nicht in Böhmen war, während eine Weiberstimme »Jessas unser Herr is narrisch worn!« durch die Brunnenkolonnade gellte. Ich erkannte, daß es Verfolgungwahn sei, und bat, die S-Laute nicht wegzuwerfen, sondern in die Sammelstelle für Spitäler abzuliefern. Als Schnellzug fuhr ich durch den Tunnel, den ich mir durch die Presse gegraben hatte. Ich wäre sonst, da ich unter ihr lag, erstickt. Meine Maschine sauste und es roch weit und breit nach Kaffee. Da brachte ihn die Bedienerin, die ihn eben gemahlen und gekocht hatte, herein und fragte, warum ich heute wieder gar so grantig sei.

* * *

Aus der Übergangszeit

Nun, sagte ich zu einem Chauffeur, nun, wie sieht die Welt aus ohne Pferdehintern? — Ah woos, erwiderte er, lekmimoasch.

Prater

Von **Fritz Kreuzig**

Die Orgeln öffnen ihre Walzerbäuche,
ihr Schlamm wälzt dicke Weiber und Silene.
Von steifen Pferden geht ein Lustgekeuche,
ein Märchen fletscht die roten Drachenzähne.

Brunftfarben glühen. Eine Shakespeareszene
türmt sich aus Strizzihüten. Trunkne Gäuche
speien den Eros aus. Wirr vor Migräne,
rast Sittlichkeit in ihrem Dorngesträuche.

Ein Bacchanal fand eine Tanztaberne —
Das Leben flammt als Leben einem Volke,
dem morgen schwindelt an den Freudentiefen.

Das Riesenrad schlingt seine gelben Sterne
in die Dämonenhaare einer Wolke,
durch schwarze Wipfel grüne Blitze schliefen.

Begegnung

Von **Berthold Viertel**

Als nachts um eins ein leiser Regen fiel,
Da traf ich in der Straße eine Kranke
Hintaumelnd, eine irre Dulderin,
Die tastend nach dem letzten Ziel,
Wie ein verlöschender Gedanke,
Schon in den Tod zu starren schien.

Und wie gerufen trat ich ihr ganz nah,
Sodaß ich jetzt ihr leeres Auge sah.

Da mußt ich sie mit einem Worte grüßen
Und sah sie schwanken auf den lahmen Füßen
Und sah sie lächeln schwer und kalt.
»Der Regen«, lallte sie, »wird sich beeilen,
Ich aber habe noch zwei böse Meilen.«
Wir nahmen Abschied ohne Aufenthalt.

Der dichterische Raum

Von **Otto Stoessl**

Bei den Erwägungen über die Formgesetze jeder Kunst wird häufiger, was ein Werk enthält, zu bestimmen gesucht, als was außer ihm bleiben muß. Gleichwohl scheint die erste Arbeit erforderlich, den Raum einer Schöpfung von außen abzugrenzen. So lebt ein Bild in Fläche, Linie und Farbe. Daß diese Beschränkung unfaßbare, zahllose Inhalte im Stillen dennoch mitführt, aber nur durch tiefreichende Assoziationen weckt, ohne sie direkt auszusagen, erweitert die Enge jeder Form zu einem Gleichnis des größten und ganzen Weltgeschehens im kleinsten Gebilde. Doch hat der Eindruck, der ein Werk als Antwort verlangt, auf geheime Weise stets auch die physischen Bedingungen seiner Erwiderung präformiert.

In jedem Künstler lebt indes über seine besondere Sprache hinaus das Ganze aller Kunst als Traum einer wiederzugewinnenden Welteinheit. Und je weniger einer die begrenzten eigenen Mittel vollkommen zu

gebrauchen weiß, desto schrankenloser strebt er nach den fremden Ausdrucksgebieten, der Maler und Bildhauer etwa, indem er das versagte transitorische, poetische oder musikalische Element der Linie, Farbe und Form aufdrängt. Was sich beim klassischen, das heißt, seinen naturgegebenen Raum durchaus beherrschenden Gebilde, mittelbar, aber mit großartiger mysteriöser Transzendenz einstellt: das Gefühl erwirkter umfassender Welteinheit, wird im romantischen oder barocken Werk, welches den von der Natur angewiesenen Raum sprengt, unmittelbar, aber unzulänglich gesagt. Die transzendentale Folge wird antizipiert und damit weggenommen, wie wenn man ein herrliches Geheimnis durch ein plumpes Wort zerstört. In solchen revolutionären Prozessen ergibt sich außer einer bestenfalls gewonnenen Verfeinerung des Ausdrucksvermögens stets eine Trübung der Mittel, eine Verwischung der notwendigen Bestimmtheit der Form, eine Verwirrung der schöpferischen Instinkte und Vorstellungsgebiete.

Der Raum der Dichtung wird durch die Sprache begrenzt, sowie der des Gemäldes durch die Fläche. Linie und Farbe, die Umrisse, die den Raum der Dichtung ausfüllen, werden durch das Wort gegeben. Dieses Mittel bringt nun eine schicksalsvolle Fragwürdigkeit der poetischen Form mit sich, indem das Wort als Ton den Klangreiz — den musikalischen Ausdruck — anstrebt und über seinen begrifflichen physischen Gehalt hinaus reicht. Was sich in der Geschichte der Literatur abgespielt hat: Die Verdrängung des gesprochenen, gehörten durch das geschriebene und gelesene Wort, ist ein unentrinnbares Gleichnis der Dichtung selbst, die zwei Ausdrucksformen und zwei Aufnahmsmöglichkeiten zu vereinigen hat, eine mittelbare, begriffliche, rein geistige Dialektik und eine unmittelbare, sinnliche Darstellung. Dieser Zwiespalt — im geschriebenen oder gesprochenen, im gelesenen oder gehörten dichterischen Gebilde symbolisch ausgedrückt — bedingt die poetischen Formen. Ihr Raum ist durch die Sprache gesetzt.

Sie enthält eine begriffliche Erörterung der Dinge, nicht die Dinge selbst, mit ihren Worten führt sie ein unsinnliches, schwebendes Eigendasein und entbehrt der physischen Wirklichkeit des Geschehens. Sie spiegelt und verdichtet Eindrücke im aufnehmenden Bewußtsein, sie stellt — letzten Endes — nicht dar, sondern beantwortet bloß die Weltdarstellung ringsum. Bild und Plastik wiederholen Tatsachen und Erscheinungen tatsächlich und durch Erscheinung, wenn auch in willkürlicher Anordnung, Einschränkung und geistiger Erhöhung, die Dichtung reflektiert ihre Vorbilder im unsinnlichen Medium, sie wird nicht von einem eigentlichen Sinneseindruck aufgenommen und durch ihn erst dem Verstande zugeleitet, sondern unmittelbar dem Gehirn vorgestellt. Der Klangreiz des Wortes ist dabei nur ein berückender Umweg, seine begriffliche Schärfe und Geistigkeit entscheiden. Die Wirkung der Poesie fällt also nicht mit dem Sinneseindruck zusammen und schließt erst mit dessen geistiger Verarbeitung ab. Überall drückt sich also im dichterischen Ganzen eine zeitliche Abfolge, ja die Macht der Zeit selbst als inhaltliche und formale Wesenheit schicksalsvoll aus.

Sowohl das äußere, nur in der Zeit wahrnehmbare Geschehen, als auch dessen Mitteilung durch zeitlich bestimmte Wortfolgen und schließlich die Aufnahme der Sprache, die zeitlich vor sich geht und der Zeit bedarf, bis sie den Verstand völlig erreicht und bezwingt, also Form und Inhalt der Dichtung, ihre Aussage und deren Wahrnehmung, ihr Raum und Schauplatz sind von der Zeit, also von einem unsinnlichen Nacheinander bemessen.

Diese durchgängige Mittelbarkeit ist das Grundgesetz des Poetischen, welches somit ein eigentliches Gleichnis des Denkprozesses selbst darstellt. Was sich an unmittelbarer sinnlicher Wirkung nebenbei ergibt, schafft für die eigentliche Form nur die Atmosphäre und ahnungsvolle Bedeutung einer reicheren Umwelt, eine Transzendenz des Unsagbaren, aber die Grenzen verharren.

Je nach der Betonung der zeitlichen Abfolge der dargestellten Ereignisse oder ihrer dialektischen Ergründung — man möchte beide als seine Dimensionen ansprechen — ergibt sich die besondere Art der Erfüllung des poetischen Raumes. Die zeitliche, transitorische Abwechslung nähert sich mit ihrem Genügen an beschreibender Sequenz von Erlebnissen der malerischen Leistung. Sie hat als Erzählung denn auch die unmittelbare Mündlichkeit zuerst verlassen und die Schrift, das Bild mittelbarer Worte gewählt. Das Nacheinander, die Vergangenheit präformiert als Gegenstand der Erzählung ihren Ausdruck, ihr Tempo. Das Praeteritum bleibt auch in der Sprache die Form der Mittelbarkeit, die sich weiter in den feinen Verästelungen indirekter Rede und des Konjunktivs fortbildet. Hingegen beharrt die dialektische, das Herz des Moments treffende Kraft auf dem unmittelbaren Sinneseindruck der gesprochenen und gehörten Rede und nähert sich der Musik. Es ist eine sehnsüchtige Schwäche aller Dialektik, eine gewisse Ergänzung durch das Tun, die Gebärde, die Nachahmung zu suchen, als lechze der Eindruck nach einer lebhafteren Vergegenwärtigung, als durch das Wort allein. So verklärt die Lyrik den geistigen Augenblick, ihre seelische Erleuchtung durch den Klang, und das Drama geht zur Darbietung der Situation, zur Verleiblichung der drängendsten Dialektik selbst über. Lyrik und Drama, die sich der Gegenwart und dem schleunigsten Geschehen gegenüber finden, unterliegen darum am leichtesten den Hilfen, die sie von anderen Künsten begehren und herrufen, und gar dem Zugriff des seinen Körper sinnvoll darstellenden Menschen selbst.

Dem Denken ist es gemäß, über alle Dimensionen und Erscheinungen mit voller Willkür zu schalten, die Dichtung findet als die tiefste Gabe des Sinnens entrückte Zusammenhänge wieder und vermittelt grundsätzlich Getrenntes. So gibt das Drama als rein poetischer Vorgang eine begriffliche dialektische Ergründung des Schicksals, aber es erzwingt zugleich

mit ungeheurem Impuls auch seine Verwirklichung. Je machtvoller sein dialektischer Geist das Erlebnis verdichtet, desto näher bleibt es der Musik, der Lyrik, je mehr es durch Erweiterung des Existenzkreises seine Deutungen vermannigfachen will, desto unfehlbarer erliegt es der epischen Mittelbarkeit. Die griechische Tragödie und Shakespeares Werk stehen an beiden Polen.

In ihrem Wesensraume enthält jede Dichtungsform die übrigen keimhaft mit, da alle aus einer Wurzel gewachsen sind, das lyrische Gedicht ebensowohl ein auf ein einziges Subjekt und einen Schicksalsaugenblick konzentriertes momentanes Drama, als auch eine epische Eindrucksfolge, die nur auf das engste Zeitmaß gebracht ist, einen mikroskopischen Zellkern von Epos. Unschwer läßt sich auch bei der strengsten analytischen Komposition des Dramas die Abhängigkeit vom weitreichenden Zeitverlauf, also die epische Verkettung und andererseits der ungeheure Aufschwung der dithyrambischen Kulminationspunkte und die musikalische Harmonisierung erkennen.

Das Epos bedeutet die eigentliche Mittelform. Sein Ursprung lag der Lyrik und dem Drama näher, indem es des mündlichen, ja musikalischen Vortrages bedurfte und durch seine repräsentativen, weltumfassenden Gegenstände die heroische Dialektik der Tragödie mitenthielt.

Durch seine gelassenere Anschauung von der Rezitation mählich abgedrängt, floß es, wie ein weitverzweigtes Gewässer in die stilleren Gebiete und vereinzelten Winkel der menschlichen Situationen. Es erfaßte Geringeres, Singuläres und Verinnerlichtes, es verband private Ereignisse mit dem großen historischen Geschehen der Gesellschaft. So verlor es seine ursprüngliche Form und entwickelte den Roman, der als Geschichtschreibung der ungeschichtlichen Einzelwesen über dem individuellen die mächtige Typik des Epos hintansetzte. Hingegen konzentrierte sich die epische Darstellung in einer kleineren Form, in der Novelle,

mit einer dem alten Epos versagten dialektischen Zuspitzung, deren Art dem dramatischen Motiv verwandt ist. Hier spielt denn auch das Element des Lyrischen bedeutend mit. Die Verlegung des zeitlichen Geschehens aus starken äußeren in feine seelische Erlebnisse, die Durchleuchtung von Handlungen aus dem Innern der bewegten Charaktere ergab neue Freiheiten, neue Bindungen der Sprache. Sowohl die Musik der »Stimmung», als die Dramatik der »Situation« schob sich vor.

Wenn heute eine Erneuerung der Lyrik, eine Wiederherstellung der reinen und strengen dramatischen Form angestrebt wird, möchte der Versuch einer Konzentration der Erzählung als nicht minder dringlich erscheinen. Es wurde nachgerade vergessen, daß die Erzählung vor allem erzählt. Sie hat unmittelbar darzustellen versucht, lyrische Momente durchbrachen oder ersetzten gar die gebotene Abfolge ihrer Ereignisse, dramatische, dialogische Steigerung führte zu völligen Szenen, aber dabei wurde die natürliche Art des epischen Vortrags immer mehr verdünnt und nachgerade aufgelöst, der in seiner reinsten Vollendung nichts ist, als ein Bericht, die indirekte Mitteilung von Geschehnissen. Wer sich italienischer Novellen, Goethescher Romane, der gedrängten referierenden Energie Kleistscher Prosa entsinnt, wird die Macht dieser distanzierten Mittelbarkeit aller aufdringlichen Mischung von Lyrik und dramatischer Spannung vorziehen, als ein gefaßtes Sichbesinnen der epischen Natur auf sich selbst.

Die ständige Verallgemeinerung und das Durcheinanderrühren von Mannigfaltigkeiten scheint das eigentliche Spiel der Welt. Die Kunst, eine Äußerung des abgrenzenden und vereinzelnden Denkens, schafft Einheiten und setzt Grenzen. Der poetische Raum und seine Gegenstände werden durch die Natur zugewiesen, wie er verwertet und mit wohltuender umfassender Einfachheit, klar und vollkommen eingeschränkt und ausgefüllt wird, ist Sache des Geistes, der die Mannigfaltigkeit zur Einheit, die Fülle zur Form, den Wechsel zur Ordnung zu bringen hat. Die Reinheit jedes seiner

Gebilde, die beherrschte Klarheit seines Ausdrucks enthält gleichwohl das Ganze und Unendliche im engsten Umkreis, während Verwirrung und Auseinanderzerrung aller Formen über äußerer Vieldeutigkeit die innere verlieren. Jede künstlerische Einsicht eröffnet die Weiten des Lebens, indem sie ihre Form mit Strenge schließt.

Gedichte*

Von **Franz Werfel**

DIE VIELEN DINGE

Umflatternd die belustigten Personen,
Schwirrte Dein Lied den Lampenkranz entlang.
Ich sah Dich an und weinte. Mich bezwang
Dein Dasein. Könnt ichs irgend doch belohnen!

In Tränen blickend. Bühne, Lüsterkronen,
Ein alter Herr, der weise sich betrank.
Da rief ich aus, in weichem Überschwang:
Wie schön ist es, daß wir in Formen wohnen!

Was in und über mir ist, sprach verschmitzt:
»Du bist es selbst, was nimmer Du besitzt.
Und nennst es: Wein, Greis, Mitzi, Rosen!

Bist eins mit ihm und wirst es nie verstehn,
Du liebst und liebst Dich selbst als irgendwen.
O Du Gestalt des ewig Wesenlosen!

KINDERSONNTAGSAUSFLUG

Vom Kai steigt eine Brücke hinab zu Dampfschiff und Boten.
Oh, Kindersonntagsausflug! Wie abenteuerlich kam mir das alles vor.
Strahlender Fluß, Frühlingshimmel, Regattakähne, Eisenbahnbrücke, Gerüste und Piloten,
Blauer Rauch in der Luft. Oh dünnes Gewebe, oh schwacher Flor!

---

* Diese Gedichte werden in einem Buche »Der Weltfreund« (Axel Juncker, Berlin) enthalten sein.

Enges Brett — schaukelnder Boden — ich dachte an
meine Seegeschichten.
Worte wie Backbord, zwei Glas, Wanten, Lee, Marssegel fielen mir ein.
An einen kleinen Schiffsjungen dachte ich, an Matrosengesang und Ankerlichten,
An gieblige Hafenhäuser und Schenken, in denen betrunkene Holländer und Malayen schrein.

Auf schmalem Platz saß ich in meine ganz exotischen
Phantasien eingefangen.
Meine Mama löste beim Kassier eine Kinderkarte
für mich,
Ich seh noch, wie einige Nickelstücke wieder in ihr
silbernes Täschchen sprangen.
Dann riß ein Mann an der Glocke — die Maschinen
unter uns stampften und rührten sich.

Was ich alles auf dem rotweißen Dampfer erlebte:
Wasserhosen, Zyklone!
Am Äquator riß uns Champagner, Heimweh und
Sternnacht zu lautem Wahnsinn fort,
Am südlichen Wendekreis aber warf man ohne
Gebete und Tränen einen steinbeschwerten Leichnam
über Bord —

Oft sahn wir Land, Vulkane, weiß zugetürmte.
Insulaner schossen um unser Schiff und krächzten zu
uns empor.
Wenn das Meer glatt war und keine Wolke, kein
Windvogel stürmte,
Warf man Geldstücke in die Tiefe und Kinder tauchten
danach und holten sie hervor.

Und als die Räder langsamer schlugen und wir zum
Landungsplatz glitten,
Da erkannte kaum den einfachen Hügel mein Blick.
Ich ging ans Ufer mit kleinen ganz unsicheren Schritten
Und hörte wie im Traum vom Restaurationsgarten her
die donnernde Militärmusik.

DER SCHÖNE STRAHLENDE MENSCH

Die Freunde, die mit mir sich unterhalten,
Sonst oft mißmutig, leuchten vor Vergnügen.
Lustwandeln sie in meinen schönen Zügen
Wohl Arm in Arm, veredelte Gestalten.

Ach, mein Gesicht kann niemals Würde halten
Und Ernst und Gleichmut will ihm nicht genügen,
Weil tausend Lächeln in erneuten Flügen
Sich ewig seinem Himmelsbild entfalten.

Ich bin ein Korso auf besonnten Plätzen,
Ein Sommerfest mit Frauen und Basaren,
Mein Auge bricht von allzuviel Erhelltsein.

Ich will mich auf den Rasen niedersetzen
Und mit der Erde in den Abend fahren.
Oh Erde, Abend, Glück, oh auf der Welt sein!

Die Bildhauerei, Rodin und Maillol

Von **Leo Popper**

Die riesige, starre Gebärde der ägyptischen Bildwerke hat, über allen Wandel hinaus, ihre Heiligkeit bewahrt. Nur ihr Sinn hat sich gewendet; sie huldigt nicht der Gottheit: sie huldigt dem Stein. Die Glieder schließen sich eng aneinander, den Stein vor dem Angriff der Zeiten zu schützen, und die schweren Gestalten scheinen die Schwere des Steins, als ihr einziges Erlebnis, demütig mitzumachen. Aber der Stein, dem sie sich geweiht, weiß sie zu belohnen: und läßt so in ihnen seine Kräfte spielen, daß sie sich mächtiger fühlen, als alles Leben, dem sie entsagt haben. Sie haben alle Richtungen in sich unterdrückt, um sich ganz der des Steins, der Richtung-nach-unten hinzugeben. Aber unversehens richten sich die Unterdrückten in der Vertikale zurecht und erfüllen diese mit so mannigfachem Leben, daß wir mit einemmal alle Gebundenheit vergessen und glauben,

vor uns stehe wieder die Wahrheit, die mit tausend Armen um sich wirft. — Der ganze Verstand der Bildhauerei läßt sich von einem solchen Werke ablesen: ihre steinerne Ohnmacht, und die Bedeutung, welche der Stein gewinnen kann, durch ein Leben, das ihm verwandt gerichtet ist; die Armut ihrer physischen Möglichkeiten und der mystische Reichtum ihrer »Besonderungen«. Und heute, in allen Erfahrungen, scheint diese Bildhauerei als tiefe Zurechtweisung dazustehn, als Urwort gleichsam aller Stimmen, das die Rasch-entwegten heimruft zu ihrer alten Wesenheit. — Denn keine Kunst ist so unerbittlich auf ihren Sinn gestellt, wie die Bildhauerei. Man möchte fast sagen: einzig nur auf diesen, und garnicht auf ihre Zeit, garnicht auf ihren Künstler. Die Architektur hat ihre Klimaten und ihre wechselnden Zwecke, die Malerei hat ihre Wahl-im-Chaos und ihre Techniken, welche sie immer wieder dem einzelnen in die Hände spielen. Aber die Bildhauerei hat in alle Ewigkeit nichts als ihr Material und ihre nackte Figur, und wie diese mit einander fertig werden, das regelt mehr die Schwere als der Schöpfer. Von keinem Kunstwerk kann man, wie vom Bildwerk sagen, daß es »von sich selbst entsteht«. Es ist auch nicht erschöpfend, die Starrheit alter Bildwerke von der Architektur abzuleiten. Die Steinfiguren sind nicht starr, weil sie im Tempel stehen müssen: sie sind vielmehr aus dem gleichen Grunde starr, wie der Tempel selbst: weil sie schwer sind, und sich ertragen müssen. Die Schwere allein bestimmt alles. Sie bestimmt die Lagerung im Stein, sagt was oben und was unten sein muß; sie bestimmt die Bewegungen des Menschen: vom Stein aus und von seinem eigenen Körpergefühl aus. Sie nimmt ihm, schon wie er dasteht, eine Unzahl von Bewegungen, die ihm zu schwer sind, und nimmt ihm, wenn sie ihn dem Stein übergibt, alle weiteren, die dem Stein zu schwer sind. Sie trifft die Auswahl, und das Bildwerk ist einfach: was übrigbleibt. Immer bleibt das Bildwerk unter direkter Herrschaft der Schwere. Unerbittlich fordert sie ihren Tribut.

Und wenn ein Werk sie leugnen gewollt, und den Stein bestochen hat, die Figur mit den hoffärtig-freien Gliedern aufzunehmen, so kommt sie doch nach hundert Jahren, und bricht die Glieder ab, und macht aus dem Werk einen Torso. — Aber weil die Schwere auch die größte Künstlerin ist, so kann es oft geschehn, daß der Torso schöner wird, als das Werk gewesen. Man spricht vor den berühmten Torsi gern von einem »großen Meister Zufall«. Das ist sehr falsch. Es war die tiefste Notwendigkeit selber, die hier ihre Korrektur vornahm und aus einem Unwahren ein Wahres machte. Denn für die Bildhauerei ist unwahr, was ohne die Schwere geschieht. Daß das Abstehende abbricht, und der Torso, das Gewaltsamgerundete bleibt, ist die tiefste Allegorie ihres wirklichen Vorgangs. Sie hat alles zu vermeiden, was »abbricht«: für unser Gleichgewichtsgefühl. Denn dieses ist ja wieder nur ein sehr befreites Steingefühl. Auch wir haben die Schwere, die uns zwingt, stabil zu werden, und unsere Bewegungen zu schließen. Die »Geschlossenheit« aber, die wir, wie der Stein und alle schweren Dinge der Natur, als Form des Materialschutzes ausgebildet haben, ist für das Auge zum Merkmal aller Sicherheit, für das Gefühl zu einer Form des Angenehmen geworden. Und wie die Formen dieser Geschlossenheit, in ihrer Strenge oder Freiheit, immer neu von der Physik gerichtet werden; wie die Bildhauerei noch im unzerbrechlichen Erz die Glieder an sich schließt; wie die Malerei, die jenseits von leicht und schwer, auf der Fläche wohnt, sich doch dem Gleichgewichtsgesetz unterordnet und aus allen freien Körpern sich einen Körper komponiert, um gegen die gedachte Schwere stark zu sein: das ist der heilige Vorgang der erdgebornen Kunst, und der Torso ist sein Sinnbild. Im Torso ist kein Unrecht. Und selbst wenn der Kopf fehlt: was der Schwere geopfert ist, ist der Schönheit gewonnen. Je mehr Organe fehlen, desto stärker wird er Organismus. Und jedes gute Bildwerk ist ein Torso: ein Rumpf des schwerlos beweglichen Lebens.

Alle seine tausend Bewegungen sind dem Leben abgebrochen, um das Gleichgewicht der einen, Schwer-geschlossenen zurückzulassen. Und wie das Bildwerk dem Leben ein Rumpf wird, wird es der Schwere ein rundes geschlossenes Gewächs. — Aber die Schwere erlaubt ihm nicht, sich weiter zu entfalten und Bewegung anzunehmen, wie alles ringsherum. Die Bildhauerei muß immer eine reaktionäre Kunst bleiben. Sie ist von allen Künsten am wenigsten entwicklungsfähig. Darum ist bei ihr, mehr als bei jeder andern Kunst, das Zurückgreifen auf ihre alten Beispiele eine tiefe Handlung. Sie ist in Wahrheit eine primitive Kunst. Ihr Barock beginnt schon beim vorgestreckten Fuß.

Doch dieses sind Gesetze, die abzulesen dem Überblicker aller Bildhauerei leichter wird, als dem einfachen Schaffenden. Sie sind gleichsam für das große Alter des Marmors gedacht, während der einzelne mit Menschenjahren rechnet und durchaus nicht gezwungen ist, auf eine Kraft Rücksicht zu nehmen, deren Rache er ja nicht mehr erleben wird. Er kann die Schwere ruhig außer acht lassen und an alles andere denken bei seiner Arbeit. Es ist ihm nicht zu beweisen, daß er unrecht hat. Er kann zeitlebens glauben, die Bildhauerei sei da, um die Dinge darzustellen, und habe sich um nichts als um diese zu kümmern. Und er kann dabei sogar schöne Bildwerke schaffen: wenn nur um ihn, in seiner Zeit, unausgesprochen, die gute Hemmung da ist. Von allen Skulpturen der Antike, der ersten Christenzeit, der Gotik, die uns lieb sind, sind nur die Allerwenigsten im Eigenen schwer; die meisten haben die Schwere vergessen, aus Willen zur Natur; und daß sie uns dennoch schwer anmuten und uns gerade mit ihrer Schwere lieb sein können, macht nur die Starrheit ihrer Zeit. Der Einfache schafft für ein Menschenalter und denkt an seinen Vorwurf. Und nur das Genie denkt an das Marmoralter und hat die Schwere, eisenalt, in seinem Blut. Und doch kann das Werk des Durchschnittsmannes nah beim besten stehn, solange die Zeitform gebunden ist, und den

Einzelnen mitbindet. Wenn aber dann die Glieder sich lösen, wenn die Verlockung der armfrei gewordenen Malerei zu stark wird, so nimmt die Wesensvergessenheit Formen an, die sie vom Guten mehr und mehr entfernen. Denn in dieser primitiven Kunst bleibt das Gute immer zurück, während das Schlechte fortschreitet und sich ungehemmt entwickelt, ohne zu ahnen, daß es längst aufgehört hat, zu existieren.

Wenn wir die Beseelung der Kunst in jenem Freiwerden der Glieder erblicken, wie es von den ersten Griechen her bis zum heutigen Naturalismus vor sich gegangen ist, so hat die Bildhauerei überhaupt keine Seele. Denn wie die Seele den Körper schwerlos und beweglich macht, wie sie ihn bricht und öffnet, bis er ganz ihre Sprache geworden ist: das kann die Bildhauerei schlechterdings nicht ausdrücken. Mag ihr auch materiell gelingen, es darzustellen, niemals kann sie dafür ein Ausdruck sein. Nie kann sie Symbol eines leichten Vorgangs werden. Denn ein Symbol ist immer in irgendeinem Sinne seinem Vorgang parallel (wie der Stein und die senkrechten Ägypter parallel, und darum für einander Symbole sind). Es ist dem Bildwerk versagt, der Seele in ihren Äußerungen nachzugehen. Der Stein, mit seiner Grundmusik, wird die verstiegenen Bewegungsstimmen unbegleitet lassen. Und doch ist dem Bildwerk eine Möglichkeit gegeben: es kann die Seele ausdrücken, wenn es sie *nicht* darstellt. Die starren Ägypter können in Vibration geraten und Seele ausströmen, und in den schweren Michelangelos kann es fließen mit unerhörten Wässern tiefsten Seelentums. Denn: nur wo die Form den Stoff verstanden hat, versteht die Seele die Form, und will in ihr wohnen.

Aber die berühmte Seele Rodins ist nicht von dieser Art. Sie ist nicht die unkörperliche Endstrahlung, sie ist der Anfang, ist gleichsam der Körper seines Werkes. Die Transzendenz, welche der Bildhauerei (wie allen Künsten) nur in ihren Wirkungen gegeben ist, hat sich hier (wie bei allen erkrankten

Künsten) in der ersten Ursache, dem Material eingenistet, und will »sich unmittelbar zum Ausdruck bringen«. Doch sie erreicht es nicht. Denn sie hat das Material »entmaterialisiert«, hat den Gegensatz und damit sich selbst aufgehoben; und Rodin hat keine Seele, weil er nichts als Seele hat. Er ist Stimme ohne Raum, Licht ohne Ding. Man hat vor ihm ein Gefühl haltlosester, gleichsam unmagnetischer Freiheit, einen horror, den man nicht erträgt. — Wenn das Leben aus einer Ruhe in die andre will, so muß es durch die tausend Schrecken unbewußter, unbewährter Phasen; von einem Heil zum andern, muß es durch tausend Sünden durch. Der Künstler nun erwartet es bei einem solchen Heil und fördert es von dort aus in die Ewigkeit. Aber Rodin, dieser Hamlet, will nicht dulden, daß es betend in den Himmel komme, und lauert ihm auf, und läßt es zu Stein werden, mitten im Frevel, unerlöst. — Und alldas ist vielleicht nur, weil er zuviel kann. Er ist zu gottbegnadet. Er sieht alles was geschieht, und macht alles was er sieht. Er empfindet alles, ohne Unterschied, und gibt es, ohne Unterscheidung. Denn weil er alles empfinden und machen kann, ist er nicht zu jener Diffizilheit gezwungen, die wir immer, aus tiefsten Gründen, vor den Unerreichbarkeiten fühlen; und die zur Wahl und, am Ende, zum Stil führt. Weil Rodin alles kann, vergißt er, daß wir nicht alles brauchen. Über die einfachen Forderungen der Ruhe, des Gleichgewichts, der Geschlossenheit geht er hinweg, weil sie ihm selbst als Grenzgefühle unbekannt sind. Er muß die Schwere vergessen, weil er sie nicht in sich trägt, noch durch die Schwierigkeit, ihre Verkünderin, an sie gemahnt wird. So entwächst er ganz dem irdischen Maß, und in seine fatale Wunderbarkeit hinein. — Sein System und sein Los sind die des Virtuosen. Auch der Virtuose schafft ohne Reibung, und bleibt ohne Resonnanz; schafft mit Gefühl, aber ohne Fühlung, und über alle möglichen Wünsche hinaus. Auch der Virtuose ist ein Feind, ein »Überwinder« seines Materials. Aber weil

dieses den anderen im täglichen Widerstand sein Wesen eingeprägt und vertraut gemacht hat, weil es durch die Mühe wie menschlich geworden, und mit seiner Widerstandsvaleur nun dem Organismus gleichsam einverleibt ist: erntet sein Überwinder nicht viel Dank. So ist es überall. Aus der Schwierigkeit, Geige zu spielen, ergibt sich das Wesen der Geige. Und es ist natürlich, daß ein Paganini, dem das Geigenspiel gar keine Schwierigkeiten mehr bereitet, Werke »gegen die Geige« schaffen muß. Ebenso schafft Rodin Werke »gegen den Stein«, und — abermals wie Paganini — Werke gegen den Menschen. — Wer von Rodins Virtuosität einen Begriff haben will, sehe sich diese herrlichen Zeichnungen an, auf denen das Lasso einer Linie alle flüchtige Bewegung eingefangen hat, und blicke dann auf einen Marmor. Es ist ein makabres Schauspiel, wie da der ganze Gestenschwarm, das ganze rinnende Leben, das auf den Zeichnungen war, in den Marmor hineingeraten ist. Als ob der Meißel ein Bleistift sei, ist er dem Auge gefolgt und hat seine leiseste Regung dem Marmor eingeflößt, und hat das Flüssigste, nur-im-Vorüberfliegen-wahre hineingebracht: bis aus dem Marmor aller Stein gewichen war. — Wohl geben Rodins Skulpturen das Marmorgefühl; aber es ist nur die Haut und nicht der Kern des Marmors, was wir fühlen; nur das Gefühl, daß unsre Hand auf dem Marmor liegt, aber nicht: daß der Marmor auf der Hand lastet, als welches das Grundgefühl der Bildhauerei, dieser robusten Kunst ist. — Aus dem einen Punkte seiner Schwerlosigkeit kann man alles Schlechte bei Rodin, seine ganze Absurdität erklären. Man versteht daraus: daß er sein Material verdirbt; daß er sein Thema nicht verbessert; daß er beim Arbeiten an Reize und Zartheiten denkt, statt an Ruhe und an edle Grobheit zu denken. Und man versteht seine Ungeschlossenheit, seine Unfähigkeit zu komponieren. Das alles wird besonders verhängnisvoll, wo er sich monumentale Aufgaben stellt. So in der Porte de l'Enfer. Denn der größte Ernst seiner Ge-

danken bleibt Literatur und ist blamiert, wo ihn der größere Ernst der Form nicht unterhält. Und wie seine Seele, ungebunden, zu Luft wird, zu einer Art beziffertem Wind, wird seine Bewegungswelt, ungeschlossen, zu einem unselig-lustigen Gehudel. Und seine Apokalypse wird ein Ball der letzten Dinge. — Rodins Tragik ist, daß seine Befreiungskraft, mit der er glaubt, die Welt ausdrücken zu können, gerade bei den freiesten Zielen versagt, und nur das Chaos ausdrückt. Aber tragischer als seine Tragik ist die Ironie, die in den wenigen wirklich großen Sachen liegt, die er gemacht hat. Seine »offenen« Werke brauchen wir nicht; aber er hat auch geschlossene. Der Balzac, bei dem der Mantel Ausschreitungen verhindert, ist ein bedeutendes geschlossenes Kunstwerk. Der »homme au nez cassé« mit seiner Hirnrinde von Gesicht und viele von den Porträtköpfen sind stark und gesammelt, und bleiben es, weil sie sich nirgends verschwenden können, und haben Gesten, weil sie keine Glieder haben, bei denen die Gesten entweichen. Am schönsten aber, und am tiefsten sind die Torsi, in denen er der erzürnten Schwere das Sühnopfer darbringt. Es ist ein großes Sühnopfer. Denn die Torsi zeigen alles, was er hat — doch ohne ihn. Sein mittefliehender Wille ist aus dem Weg geräumt; nur die brauchbarste Frucht ist geblieben. Er muß verschwinden, wenn etwas vom Werk gerettet werden soll. Die Kunst ließ Rodin, von allen neuen Befreiungen verlockt, zur unbedingten Freiheit schreiten, um ihn dann ad absurdum zu führen. Sie hat an ihm ein grausames Beispiel statuiert: an seinen ganzen Stücken und an seinen Torsi zeigend, womit die Freiheit bezahlt, und womit, zuletzt, die gute Gebundenheit erkauft werden muß.

Aber, um der Welt auch ein bejahendes Beispiel zu geben, schuf sie den andern Bildhauer, Aristide Maillol. Er ist das klarste Komplement zu jenem. Was eine große Bildhauerei ausmacht, und Rodin fehlt, das hat Maillol; und was eine solche hindert, und Rodin

eigen ist, das fehlt ihm. Mehr ist von ihm hier kaum zu sagen. Er ist durchaus von der Erde und ihrer Kräfte voll. Nichts ist wichtiger und reifer als seine Schwere, die ihn nährt und bewahrt, die ihm alle Befehle und alle Verbote schweigend ins Blut gebracht hat. Niemals kann er das Falsche wollen; und das ist schon beinahe alles in der Bildhauerei. Er hat die Schwere verstanden, und die kleine Rolle, welche sie dem Künstler zuweist, andächtig durchgeführt: ihren großen Sinn auf das Einzelne zu verteilen, den Körper durch und durch mit ihm zu tränken und zu weihen und für das neueLeben umzuwandeln. Alle seine Frauen von Bronze künden mit ihrer süßen Schwere diese heilige Verwandlung. In allen Gliedern hat es sie erfüllt. Sie haben einen Teil ihres Lebens weggegeben und dafür vom Leben des schweren Erzes bekommen, welches sich mit dem alten wunderbar vermischt hat. — Und es zeigt sich, daß das neue Leben sie dem unseren auf geheime Art nahegebracht hat. Denn der Zustand zwischen Leben und Stein, dieser Urzustand, den es nie gegeben hat, der scheinbar nur einem Handwerk, als sein Accidens zugehört, ist die Verwirklichung tiefster statischer Wünsche, die im Menschen sind. Er ist die Form, in der wir das eigene Gleichgewicht am sehnsüchtigsten verstehn, und mit der meisten Lust erleben können. Und das ist der lebendige Wert, welcher der immer stillstehenden Bildhauerei inmitten aller Entwicklung gegeben ist: daß ihre Uranfänglichkeit zu jedem Ende paßt, und ihre Schwere jeder Menschenstunde wohltätig möglich ist.

Ferne der Geliebten

Von **Alexander Solomonica**

Wer spricht mir zu, wer ruft mich weit?
Seit meiner Nächte Anbeginn,
Wer lächelt, da ich noch unselig bin?
Ich selbst, ich selbst, in aller Dunkelheit.

Else Lasker-Schüler*

Von **Richard Weiß**

> Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.

Eine spätere Zeit mag sich weise des Schweigens verwundern, das ein Gedichtebuch empfing, darin das Gedicht »Ein alter Tibetteppich« welttröstend zu lesen steht. Und wird ihre wiedergeborenen Blutzeugen haben, sie zu verhöhnen. Das Unverständnis der Verständigen zu bekehren, wird eine Erkenntnis verzichten, der die Irrationalität der Kunst letzter unantastbarer Wert ist.

Jede Kunst drückt — eine wahre Transsubstantiation — die Welt in ihrem Materiale restlos aus. Das Material der Wortkunst sind die Worte. Die Worte sind nicht nur Bedeutung, sie sind auch Klang. Die Wortzusammenhänge nicht nur Aussagen, sie sind auch Rhythmus und Melodie. Die Bedeutungen der Worte sind nur ein Teil des Materials, aus dem sie die Bedeutung aufbaut. Was der Unkünstler den »Sinn« eines Gedichtes nennt, ist nur ein Teil seines Sinnes. Der Klang ist nicht ein Akzidens, das als Verschönerung, als Ornament zu dem auch so schon vorhandenen Sinn hinzukommt, er macht den Sinn erst ganz. Indem die Bedeutung sich zugleich und parallel in Bedeutungen und als Klang realisiert, wird sie erst vollständig integriert. Die Ebene in dem Gedichte »Traum«

— — — — — — — — —

Und zwischen uns lag eine weite steife
Tonlose Ebene . . .
Und meine Sehnsucht hingegebene
Küßt deinen Mund, die blassen Lippenstreife

ist mehr als ihr geographischer Begriff. Ihre besondere Qualität ist nicht nur durch die inhaltlichen Attribute (weite steife tonlose) gegeben: Nachdem die schwebende Betonung von »tonlose« schon ausgleichend alles

---

* Meine Wunder. Gedichte von Else Lasker-Schüler. Karlsruhe und Leipzig, Dreililienverlag 1911.

Bewegt-Gipfelhafte hat verschwinden lassen, drückt sich diese Ebene in den drei e aus, zwischen denen die weichen Konsonanten b und n eine kaum merkliche Trennung bilden. Sie verschluckt in der folgenden zweitaktigen Pause — tönende Tonlosigkeit, die die Maschinerie unseres Hörens leer laufen läßt — jeden Ton und schwingt noch mit in dem Reim »hingegebene«, in dessen Begriff sie nicht mehr oder doch nur entfernt enthalten ist, und verebbt ins Unendliche in der schleppenden Nachstellung des Partizips. (Dies alles mit dem Vorbehalt einer nur näherungsweisen Beschreibung des Unerschöpflich-Unsagbaren gesagt.) Diese Ebene ist daher eine ganz andere Ebene als die »Ebene« im Organismus irgend eines anderen Gedichtes, noch weit andere als etwa das lateinische planities. Nicht von Stimmung ist die Rede, als welche der Bürger gern vage die Dinge umspielen läßt, wenn diese ihm nur fest stehen bleiben. Die Dinglichkeit der Welt, die allerdings eine andere ist als die Sachlichkeit der Wissenschaft, strömt mit ihren irrationalen Qualitäten selbstschöpferisch in Sinn und Klang. Das Gefühl ist hier nicht das Gefühl des Publikums der Welt, es ist das Gefühl der Dinge selbst, ihre Essenz.

Diese Betrachtung, sich auf alle Wortkunst beziehend, ist von Else Lasker-Schülers »Wundern« ausgegangen. Zu ihnen zurückkehrend, wird sie sich von der Fassungslosigkeit, die aus diesem Unfaßbar-Schönen »nur Worte« heraushört, den Weg zeigen lassen. Else Lasker-Schüler schafft aus den Bausteinen dieser Welt eine neue. Die Formen, in welchen das Bewußtsein die Welt einfängt, um sie zu erkennen, und welche dann der Dinge trennende Schranken werden, die eines nicht zum andern lassen, fallen. Die Ahnung einer Welt tut sich auf, in der es nur wesentliche Beziehungen gibt, und eine unerhörte Gleichnismöglichkeit wird Erkenntnis und Welt selbst. Daraus entspringt dieses Niegeahnte, davor kritische Beschreibung stockt, weil sie eine neue Terminologie anzupassen hat, dieses Niegesagte:

»Fliegen die Sterne auf: Goldene Vögel.«
»Nebel liegt auf meiner Wange
Und mein Herz beugt sich zum Untergange.«
»Und wie du kamst —!
Blau vor Paradies,
Um deinen süßesten Brunnen
Gaukelte mein Herz.«
»Wie düstere Erden starrten deine Augenrunden.«
»Und ein Punkt wird mein Tanz
In der Blindnis.«
»Nun prägt in Sternen auf meine Leibessäule
Ein weinender Engel die Inschrift.«

Alle Sprache hat sich — als die triebhafte Umsetzung der unmittelbaren Lebensäußerungen in Klang, von der sie ausging, mit dem Hinausgreifen in die mittelbare Welt versagte — diese Welt in Bildern aus dem Makrokosmus Mensch zu eigen gemacht. (Else Lasker-Schüler in der »Sterndeuterei« in Selbsterleuchtung: »nach unserm Modell hat Gott die große Welt erschaffen, in der wir: Ureigentum in unserer erweiterten Kopie leben«). Alle neuen Beziehungen werden in Metaphern ausgedrückt, nein von Dichtern geschaffen. Jeden Wortkern umhüllt ein sich immer weiter ausdehnender Assoziationsball, der von der nächsten Generation schon als starres Ganze erlernt und darum nicht mehr als bildlich empfunden wird. Die Assoziationsballung als Prinzip des Fortschreitens der Sprache wird in der Lyrik am deutlichsten, in welcher das Weltgefühl des Dichters unmittelbarer als in Epos und Drama ausströmt. Unendlichen Weges in sich niedersteigend, kommt das Wort in Bildern dem bildlosen Anundfürsichsein der Dinge näher. Echte Wortkunst — ein Analoges gilt für alle Künste — verschmäht die fertig vorliegenden Beziehungen, die ein fremdes Ich sind; sie zersetzt die Welt immer wieder in ihre Atome. (Man vergleiche: Karl Kraus, »Heine und die Folgen«.) Aber diese sind in den aufeinanderfolgenden Schichten der Kunst durch die Einverleibung der Assoziationen jedesmal mikrokosmischer geworden. Die Kunst drückt die alte Welt in neuen Verbindungen dieser Atome immer dinggemäßer aus.

Schlechte Kunst — Sprache, die ihre Sätze nicht aus Worten erbaut, sondern aus Sprichwörtern zusammenklebt — umkreist in übernommenen Bildern nur ein altes Ich, ein Bild. Die Weltenverbindungsstufe, von der Else Lasker-Schüler auffliegt, haben ihre Unzeitgenossen noch nicht betreten: da in ihrer Spannweite sich schon die Welten der Nachfahren »einbilden«, wie sollten sie folgen können? Zwei Einwände . . . . Es sind dieselben Sterne, Monde und Wolken, desselben Himmels selbes Blau in Else Lasker-Schülers Gedichten, dessen wir so lange schon überdrüssig geworden sind. Veraltete Terminologie, sehr wahr, deren die engste Phantasie bedarf, um ihre Enge zu vergessen, und die bleiben wird, solange Riesenphantasie, die Welten zu verbinden, umzubilden, nach Riesenmaßen greift. Der zweite Einwand: wie in den abgeleiteten Gebilden der Wortkunst (Drama, Epos) die abgeleitete stoffliche Rhythmik des Aufbaus der Bedeutungsmotive — Rhythmik, innerer Klang auch sie — neben dem unmittelbaren Klange erhöhte Wirksamkeit gewinnt, gibt es auch eine Lyrik verständlich-logischeren Inhaltes, stofflicheren Reizes — nein, denn die Ballade etwa ist zu diesem einen Teile nicht Lyrik, ist mit Epischem und Dramatischem vermischt.

Unfaßbar weit ist bei Else Lasker-Schüler die Identität von »Ich und Welt« und das ist »Ich und Gott« getrieben. Man könnte sie mit Rilke, in dessen »Stundenbuch« Angelus Silesius größer wieder auflebte, vergleichen. Rilke ist tief, weiter war der Weg zwischen ihm und Welt. Durch die vielen Wände des Bewußtseins, durch sie alle hindurchdringend, aber auch durch sie alle filtriert, ist Gott in seine Welt gestiegen. Else Lasker-Schüler ist nicht tief noch seicht, ihre Worte sind erspiegelt aus der Oberfläche der Dinge, aus der unergründlichen, undurchdringlichen, der gottnahen, gottseienden; der Dinge Tiefe und Inneres ist nur der Mensch, der suchende. Else Lasker-Schülers Werk ist nicht Deutung, ist zu Deutendes.

Die Seele selbst ist ein Schauplatz geworden,

dessen Geschehen in den Dimensionen der Welt ausgedrückt wird. »Meine Seele war ein Wald.« Das Große naht dem Kleinen, goldene Vögel sind die Sterne, die Schultern hochmütige Kuppeln. Die Welt ist Mensch:

»Löse die düstere Tränenschnur,
Die sich um den Nacken der Welt legt.«

Menschgedanke und -gefühl Sternkraft:

»Du denkst an mich — es bleiben alle Sterne stehn.«
»Es kommen die Erden,
Sich an uns zu schmiegen.«

Elementar wird die Zeit gemessen und jedes Geschehen hat seine eigene:

»Drei Stürme liebt' ich ihn eh'r wie er mich.«

Seele mischt sich und Raum:

»Herzauf, seelehin
Tanze, tanze meine späte Liebe.«

Von den »Dingen« lösen sich die Qualitäten:

»Und deine Augen waren Härten.«

Und alle Sinne werden einer:

»Wie mich der Mond umwandelt,
Immer blindes Geschimmer murmelnd,
Ein Derwisch ist er in seinem Wandeltanz.
— — — — — — — — —
Helles Schlafen — dunkles Wachen.«

Deren Schlaf dunkel ist und das Wachen hell, können es nicht begreifen.

Und wenn menschliches Gefühl, in sich angstvoll allein, aller Bilder sich entschlägt, spürt man nicht im Einfachen die Elemente?

»Deine Küsse dunkeln auf meinem Mund,
Du hast mich nicht mehr lieb.
— — — — — — — — —
Du erinnerst dich meiner kaum.
Wo soll ich mit meinem Herzen hin?«

Nicht mit den Schauern der Apokalypse kommt das »Weltende«, aber da die ersten Worte fallen, ist es nahe in uns selbst. Der Liebe leiht jedes Ding sein Gesicht. Jeder Seele entquillt in ihren Bildern die Welt. Welch kosmisches Kinderlied »Maria«. Letzte Dinge sind da und wissen es nicht, nur wir schauern,

wenn im »Traum« in Traumes Wirklichkeit die Menschen sich begegnen, wir, die den Traum nur als Erinnerung kannten; wenn in der »Sterndeuterei«* einzig-erhaben, hilflos-stammelnd der Menschen innere Sterne sich im Beben der verwandten Systeme beweisen, keiner Beglaubigung des Wissens bedürfend. Wo war vordem ein Krieg, der diesem gliche:

Unser Kriegslied

— — — — — — — — —
Unsere Augen blicken sich in Blicken,
Wie zwei Siege sich erblicken —

wo Waffen, die schärfer schnitten als das Blicken dieser Worte? Wo endete ein Streit wie der der »Streiter«:

»Und meine Seele liegt wie eine bleiche Weite
Und hört das Leben mahlen in der Mühle,
Es löst sich auf in schwere Kühle,
Und ballt sich wieder heiß zum Streite.«

Ich will nun des »Tibetteppich«, dieses allerschönsten Gedichtes, Geheimnisse enthüllen, nicht um es verständlich zu machen oder zu rechtfertigen, sondern um zu zeigen, wie jeder lebende Organismus — und dieses Kunstwerk ist es wie wenige — sich in jedem seiner Teile, dem Schöpfer unbewußt, beweist und darum in jeder zufälligst herausgegriffenen Verbindung der mathematische Beweis höchster notwendiger Schönheit nur an der Unzulänglichkeit der Mathematik scheitern könnte. Die Methode: Kunstkritik hat nicht Gefühle des Kritikers zu schwätzen, sondern sachlich vom Material auszugehen. Das gleichzeitige Fortschreiten von Klangmotiv zu Klangmotiv und von Bedeutungsmotiv zu Bedeutungsmotiv, ihre gegenseitige Durchschlingung, ein allgemeines Prinzip der Wortkunst, auch in den anderen Gedichten Else Lasker-Schülers sehr sichtbar, wird hier besonders deutlich werden.

* Die Verse »Gott, wo bist du? ...«, mit denen die »Sterndeuterei« (Fackel, Nr. 315/16) schloß, einem in den »Wundern« enthaltenen Gedichte entnommen, sind dort (S. 64) durch einen Druckfehler zerstört: »Mit deiner fernsten Nähe nicht vertauschen« statt des richtigen »Mit deiner fernsten Nähe mich vertauschen«.

Ein alter Tibetteppich

Deine Seele, die die meine liebet,
ist verwirkt mit ihr im Teppichtibet.

Strahl in Strahl, verliebte Farben,
Sterne, die sich himmellang umwarben.

Unsere Füße ruhen auf der Kostbarkeit
Maschentausendabertausendweit.

Süßer Lamasohn auf Moschuspflanzenthron
Wie lange küßt dein Mund den meinen wohl
Und Wang die Wange buntgeknüpfte Zeiten schon?

Ein alter Tibetteppich — sprachgewebt.

Die Liebende versinkt im Anblick eines alten Tibetteppichs. Tibet das geheimnisvolle, teppichgleich eingebettete. Die Verschlingungen des Teppichs sind die Verschlingungen der Seele des Geliebten mit der eigenen Seele. Der Gleichklang deine — meine, durch die rhythmische Gliederung deutlich hörbar

Deine Seele / die die / meine liebet

leitet, mit dem innig-weichen d einsetzend, die Verknüpfung der beiden Seelen ein. Das i in »liebet«, durch das sonst verwerfliche, hier einzigschöne Dichter-e sehnsüchtig hinausgezogen, klingt liebend fort in den i der zweiten Zeile. Änderung der räumlichen Dimension (des seelisch-geographischen Schauplatzes): der Teppich ist selbst Tibet, das Teppichtibet. Unerhört die Möglichkeit der Umdrehung, die Möglichkeit des Reimes. Nachher muß alles stimmen. An die Vokalfolge e — i schließt sich die umgekehrte i — e. Man drehe »Tibet« selbst um, und man hört: »Teppich«. Da die inhaltliche Umdrehungsmöglichkeit von Tibetteppich in Teppichtibet mit dieser klanglichen nichts zu tun hat, wer erschrickt nicht vor der Schöpferkraft der Sprache, vor der Perspektive einer Sinn-Klangidentität einer anderen Sphäre, von der »Tibet, Teppich« nur Bruchstück und schwacher Abglanz ist.

Zweite Strophe: Das Farbenspiel des Teppichs. Schon sind es nicht mehr Farbensträhne, schon »Strahl«, einer im andern, denn dieser Teppichwelt Farben sind verliebt und senden ihre Fühlfäden gegeneinander,

geben ihr Selbst auf und mischen sich. Schon in den a der dritten Zeile und in dem sternenden Anlaut von »Strahl« angekündigt, öffnet sich der Teppichhimmel. Die Teppichsterne flimmern sich werbend entgegen. Himmelentlang und himmellang, durch Himmels Weiten nicht gehemmt, so weit der Himmel ist und solange er steht, räumlich und zeitlich. Die i der ersten Strophe klangen nach, neben dem a der Nachthimmelherrlichkeit tritt feierlich-tief ein u in »umwarben« auf. Es beherrscht mit dem a der zweiten Strophe die dritte und mischt sich in »Füße« noch einmal mit dem verliebten i. Die Füße der Liebenden ruhen auf der Kostbarkeit, köstlich ist ihre Liebe erhoben. Man muß nicht wissen, ob diese Situation wörtlich vorgestellt sei. Man muß nicht alles wissen, verstehen, muß nicht diese herrliche adverbiale Bildung »maschentausendabertausendweit« in ihrem syntaktischen Zusammenhang genau bestimmen können. Tausendabertausend Maschen trennen-verbinden die Liebenden, tausendabertausend Maschen ist der Teppich weit, das sind die Meilen, die Lichtjahre dieser Welt. Dimensionswechsel. Tausendfern der Geliebte, thronend auf Moschuspflanzen. Liebende Inbrunst im ü des »Süßer« (Reim auf »Füße« und »küßte«), dessen Dehnung entsteht, indem die Zeile durch den Reim sohn — thron rhythmisch in zwei Teile zerfällt, deren jeder darum gelängt wird; Liebe im weichen L-Anlaut »Lama«. Der unreine Reim »wohl« nimmt seine Wirkung aus derselben Weichheit. Das o des Entzückens, in »Kostbarkeit« angekündigt — wunderbar eben dies, daß im Klange der Köstlichkeit sich das o des Entzückens findet wie anderswo das o des Schmerzes — beherrscht diesen letzten Teil (Moschus), aber es verknüpft sich mit allen vorhergegangenen Vokalen. In der Harmonie der rhythmisch verschlungenen Wiederkehr aller Vokale, unter denen die farbigen herrschten, während das e nur im hellen Glanz der Sterne und der Seele hervortrat, strahlt noch einmal des Teppichs Buntmuster auf. Merkwürdigste, symmetrisch angeordnete Klangüberein-

stimmungen, dem Dichter unbewußt, notwendige Folgeerscheinung der geheimnisvollen inneren Identität, von der Sinn und Klang nur parallele Ausstrahlungen sind: »verwirkt« verwirkt sich mit »ihr« durch »ir«; a—r—b in »Farben« kehrt in »Kostbarkeit« und »aber« wieder; »um« in »umwarben« wandelt sich in »Unsere«, »Maschen« in »Moschus« (und »La-ma«); »ahl« oder »la« erscheint in »Strahl, lang, Lama, pflanzen«; unter »Lama« steht »lange«, darunter »Wang«, aus dem w von »Wie« und »lange« zusammengesetzt; unter »Moschus« mit dem gleichen Anlaut »Mund«, darunter »bunt«; auf »Wie lange« reimt »die Wange«; neuauftretende Konsonanten sind gleichgelagert, z in »Pflanzenthron« und »Zeiten schon« (welches den Klang von »meinen wohl« aufnimmt), pf in »pflanzen« und »geknüpfte«. Ohnmächtige fragmentarische Umschreibung dessen, wovon das Gedicht der kürzeste Ausdruck ist. Das sehnsüchtige Sich in die Vergangenheit heben im Auftakt der beiden letzten Zeilen. Die gleiche Vokalfolge in »himmellang« und »Wie lange« entspricht der Sinnbeziehung. Das w von »Wie«, in »wohl« sich fortsetzend, gipfelt in der Lieblichkeit des Kusses von Wange und Wange. Ungeheure Steigerung in die Perspektive der Ewigkeit (ewiger Wiederkehr?), in jähem Dimensionswechsel ausgedrückt: Mund »küßt« den »Mund« »bunt-ge-knüpfte« Zeiten. Vom Standpunkt der Maschenseele gibt es nur eine räumlich-zeitliche Dimension. Die Verknüpfung der Maschen ist zugleich ihre zeitliche Folge. Die Welt ist Tibetteppich geworden, die Liebenden Maschen darin, der Tibetteppich Wortwelt. Die Dinge, die die Wissenschaft isolierend bekannt zu machen sucht, macht die Kunst wieder fraglich und ist daher umso verhaßter, je größer sie ist.

Wes Namens ist diese Kunst? So will ich mit dem Namen antworten, den Else Lasker-Schüler im Peter Hille-Buch ihrem geliebten Propheten gibt: Diese Kunst heißt wie die Welt heißt.

Zigeuner

Von **Albert Ehrenstein**

Ich bin schuld. Ich habe der Feuerwehr von Motschidlan die Spritze verschafft. Schon als Kind konnte ich sehr schön schreiben und damals nützte man das aus. Der Onkel entdeckte meine kalligraphischen Fähigkeiten, der Ärger, in der Ferienzeit zu irgend einer Arbeitsleistung gepreßt zu werden, mag in das Konzept gedrungen sein, aber mein Widerstreben und meine Versuche zu entrinnen, nützten mir nicht: ich mußte heran. Während meiner republikanischen Periode betrachtete ich die Affäre als den Schandfleck meines Lebens und später — aus anderen Gründen — ebenfalls. Hätte ich doch damals dem ewigen: »Also geh, Rudolf, sei brav und schreib!« nicht gefolgt!

Es ist nicht zu verhehlen: ich war es, der das Majestätsgesuch abfaßte. Es kam ein günstiger Bescheid und bald darauf das Geld für die Spritze. Zahllose Kataloge, Utensilien und Branduniformen betreffend, stellten sich ein. Nun ging es zu Ende mit den Kübeln und Feuerhaken. Unter der Dorfjugend grassierten zwar schon längst kleine Spritzen aus Hollunderholz. Aber die große Spritze der Erwachsenen funktionierte bedeutend besser. Vom Bach aus schoß der Strahl wahrhaftig über die Dorfkirche und dann war er noch so kräftig, daß ein Enterich, der ein wenig abbekam, die Muschel seiner Sehnsucht ungeöffnet liegen ließ und mit einem, die Schlechtigkeit der Welt bloßlegenden »Waat, Waat!« die Flucht ergriff.

Das Löschgerät also war da, aber woher schnell einen Brand nehmen? Aber noch waren Zigeuner im Orte, Zigeuner, denen nichts Menschliches fremd war: sie eigneten sich alles an. Ihre Hütte stand nahe dem übelriechenden Schlachthaus, hart am Sumpf. Sie nährten sich vom Abfall und den Dingen, die sich gelegentlich zu ihnen fanden. Der Schlachttag war für sie ein Fest. Da durfte der Familienvater, der alte, graulockige Tomek dem Fleischhauer die Kuh hinrichten helfen, kleine Handreichungen fielen für ihn ab, die mit Schimpfwörtern belohnt wurden. Endlich bekam er die ersehnten Kaldaunen an den Kopf geworfen.

Im übrigen fertigte der Alte Ketten an, die er auf den Jahr- und Wochenmärkten in der Umgebung verkaufte. Aber der Richter des Ortes, der Schmied war und seinerseits den Wein aus den Kellern den Bauern stahl, sah diese zweifache Konkurrenz nur ungern.

Auf ihn durfte Tonek nicht rechnen, wenn er am Kirchtag den bäurischen Musikanten mit der Baßgeige aushalf und bei der Teilung des Tanz- und Trinkgeldes zu kurz kam.

Das Weib des Tonek besaß nur eine Hand, die andere war in einer Häckselmaschine geblieben. Sie bekam für sie eine Schüssel Buchteln und zwei Vierkreuzerstücke Schmerzensgeld. Der Bauer, in dessen Scheuer das Unglück geschehen war, behauptete später, das Gericht habe der Diebin die Hand wegschlagen lassen. Das Gesetz, das ihr die Hand nahm, hätte er ja doch nicht verstanden: einmal in ihrem Leben hatte die Zigeunerin gearbeitet und da mußte sie eben zu kurz kommen.

Der alte Tonek besaß Kinder. Wovon die lebten, weiß ich nicht. Denn was die Kaldaunen anlangt, erstand dem Tonek wieder ein Konkurrent, als Jura Modliba vom Militär heimkehrte. Jura, der Hundefresser. Der aß die Nachgeburt seines Weibes. Ihm gaben die Bauern wenigstens noch hie und da Arbeit. Die zwei Zigeunerdirnen, als sie zwölf Jahre alt waren, stieß man vor die Brust, die Halbnackten schrien in ihren Fetzen: »Mammi!«, so lange, bis sie das Offizierskorps der nächsten Garnison erhörte. Eine Weile humpelten sie noch mit Kinderskeletten auf dem Buckel umher, dann kam die Schwindsucht, dörrte sie und ließ sie ins Grab fallen. Ein brauner Knabe, der kleine Matjin ging dann noch kurze Zeit auf der hartherzigen Erde einher mit Fieberaugen, staubstarrenden Füßen im Leichenhemd: eines hungrigen Tages aß er etwas zuviel tote Frösche und starb wie sie.

Es ist selbstverständlich, daß die Zigeunerhütte das beste Objekt für Brandübungen war.

In einer Winternacht ward Feuer an die Hütte gelegt. Die Flamme fraß und fraß. Ein Feuerwehrtier brach in die Hütte und riß den schlaftrunkenen Tonek beim Haar, das schlafende Weib beim verstümmelten Arm aus dem Feuer. Das war ein Hauptspaß. Das Tier bekam die Lebensrettermedaille. Die Zigeuner wurden noch oft ausgeräuchert. Der Schadeu bezifferte sich jedenfalls nur auf mehrere Gulden, aber – ich bin schuld. Ich habe das Majestätsgesuch geschrieben. Wenn ich schlafe, träume, dem Enterich ein Idealbild jenseits des Lebens erscheint, geht meine Hütte in Flammen auf und eine sündige Faust reißt mich, den schon Versenkten beim Haar aus dem Feuer. Ich habe gerade noch die Kraft »Waat! Waat!« zu schreien und die Schlechtigkeit der Welt

bloßzulegen. Aber das hilft mir nicht. Die blutige Staubkruste an den Füßen des kleinen Matjin kann ich nicht wegdenken. Und wenn ich sterbe und man meinen Magen aufschneidet, wird man tote Frösche in ihm finden.

Selbstanzeige

Ob, was sie getan, mehr zur Zeichnung der Wiener Presse beitragen wird als was sie unterlassen hat oder was sie geschehen ließ, kann heute noch nicht entschieden werden. Das erste Wiener Blatt, das sich — von jenem Vortragsbericht der ‚Arbeiterzeitung' abgesehen — zu einer Äußerung über das Werk der ‚Fackel' entschlossen hat, ist eine kleine Montagszeitung. Das ist peinlich für jene großen und täglichen, denen auf der Stirnseite ein »diem perdidi« brennt. Ein mir unbekannter Autor läßt unter der Aufschrift »Karl Kraus. Ein Wagnis von Ulrik Brendel« im ‚Wiener Montagblatt' (Oster-Beilage, 17. April) den folgenden Aufsatz erscheinen, den wahrscheinlich mancher Wiener Feuilletonredakteur vorher gesehen und mit dem Bedauern, daß er ihm gefiel, zurückgeschickt hat:

Wie es zum guten Ton gehört, im Haus des Gehenkten nicht vom Strick zu reden, so besteht in Wien wenigstens die stillschweigende Konvention, den Namen Karl Kraus nie auszusprechen; hunderte Male ist er schon in den Federn stecken geblieben oder im entscheidenden Augenblick von geistesgegenwärtigen Setzmaschinen noch verschluckt worden. Trotzdem reizt mich die Aufgabe, das Bild einer Persönlichkeit zu zeichnen, die so tief und vielseitig ist, daß eine ganze Schar von Kritikern sie nicht völlig zu erschöpfen vermochte und noch manches ungesagt ließ, was gerade charakteristisch wäre.

Unsere Zeit führt einen zwar heimlichen, aber ununterbrochenen Kampf gegen die Individualität, sie steuert wieder dort hin, wo das Individuum unzertrennlich mit dem staatlichen Verbande zusammenhing, wo alles sich dem öffentlichen, politischen Leben unterzuordnen hatte und wo es keinen Wert außerhalb der streng organisierten Gesellschaft gab. . . . (Folgt eine geschichtliche Ausführung.) Und seitdem gehts vorwärts, trotz aller Unterbrechungen, einem Demokratenstaat, besser gesagt, einem Sozialistenstaat entgegen, langsam, aber unaufhaltsam. Er wird kommen und wird uns die Persönlichkeitsidee rauben, so sicher und so gründlich wie uns der Asketismus des Christentums die Naivität der Sinnlichkeit geraubt hat.

Und Karl Kraus wittert diese Verarmung des Geisteslebens, ja er ahnt mit apokalyptischer Seherkraft sogar noch eine zweite Möglichkeit voraus: er hört schon den dröhnenden Anmarsch der Millionen, die der Orient gegen das entnervte Europa mobilisiert hat, jenes Europa,

das sich Maschinen baut und damit das Leben erstickt; das sich seiner natürlichsten Triebe schämt und den Mut zum Dasein verloren hat. Wie ein zweiter Petronius steht er inmitten einer Kultur, die gar nicht ahnt, daß ihre Jahrzehnte vielleicht schon gezählt sind, ein arbiter elegantiarum, dessen Künstlerträume immer mit der Vision einer Götterdämmerung enden. Er ist seiner Zeit und ihren Prinzipien ganz entwachsen und stellt geradezu das Negativ seines Milieus dar. Und weil er die Mitwelt nicht zu sich emporreißen kann, so schleudert er sie mit einem gräßlichen Wutschrei, worin es wie wunde Verzweiflung klingt, dem grinsenden Chinesen in die Arme.

Wer Kraus den Geist der Verneinung nennt, der wird ihn wohl nie begreifen können, denn im Gegenteil, er ist ein Verehrender. . . . (Folgen Beispiele.) Was er in Wien, kann man hinzufügen, für Wedekind getan, das wird ihm unvergessen bleiben, schade, daß es jetzt zwischen den Beiden so still geworden ist. — Einen allerhöchsten Wert hat Kraus in jedem Augenblick seines Lebens unbedingt anerkannt, ihm ist er bereit, alles zu weihen, sich und die Welt, seine Arbeit und sein Träumen, sein Segnen und sein Fluchen; und dieses Höchste ist der Genius. Das Genie in der Welt des Geistes und der Werte: der Künstler im allerweitesten Sinn des Wortes, und das Genie im Reich der Schönheit und der Triebe: das erotische Weib. August Strindberg hat an diesem Weib gelitten, er hat uns die erschütterndsten Konfessionen abgelegt und Kraus hat ihm mit Verehrung gelauscht; Otto Weininger hat versucht, das Weib und seinen Sinn im Universum zu enträtseln, er kam zu eisigen, furchtbaren Resultaten, und Karl Kraus hat sein Andenken gegen die Schänder seines Grabes in Schutz genommen. Peter Altenberg, der seine Kunst, wie selten einer, in den Dienst der kleinen Wunder des Lebens gestellt hat, und der in Verzückung und Anbetung versunken der Frauenschönheit Hymnen sang: auch ihm war Kraus ein Freund und Bewunderer. Aber über alle drei hob er sich hinaus, denn er besaß als kühner Skeptiker die Kraft, ihre ganz entgegengesetzten Weltbilder in eine große Synthese zu bringen und das Leben in seiner Totalität zu überschauen, die Höhen und die Abgründe, sein Göttliches, Menschliches und Allzumenschliches.

In dieser Stellung dem Leben gegenüber ist aber ein harter Dualismus gegeben; das sollte uns nicht überraschen, denn wie könnte ein Satiriker etwas anderes sein als ein Dualist? Alle Satire entspringt ja doch aus dem Innewerden einer Dissonanz, aus der Fähigkeit, mit jeder empirischen Erscheinung ihre Idealform mitzudenken und an der Inkongruenz dieser Beiden schöpferisch zu werden. Bei Kraus jedoch kommt noch etwas hinzu: die Mobilität der Begriffe, die A ganz instinktiv neben non A stellt (diese Grundbestimmung des Satirikers), sie zeigt sich bei ihm noch in einer anderen Form, nämlich als eine unglaubliche, bewunderungswürdige Assoziationsfähigkeit. Sie läßt ihn von einem Wort aus tausend Brücken schlagen, über die der Witz kichernd tänzelt, die Begeisterung stürmisch eilt und die Erkenntnis nachtwandlerisch schreitet. Das nennt er von der Sprache beherrscht werden, ihr dienen, nicht mit ihr, sondern in ihr schaffen. Er hat eine Auffassung von Stil und sprachlichem Ausdruck, der uns Deutschen erst seit den Tagen

Nietzsches aufzudämmern begann und wofür unsere Ohren noch recht ungeschult sind. Seine Essays haben einen Rhythmus, aus dem man den Herzschlag eines Mannes heraushört, und seine Ansichten von Leben und Kunst schlottern jedem, der ihnen nicht gewachsen ist, wie die Kleider eines Riesen um die mageren Glieder. Daher gibts eigentlich keinen Ausgleich und keine Versöhnung zwischen Kraus und seinen Gegnern: er ist und bleibt ein Einsamer und wird es nur noch immer mehr. Er ist allen denen ein Schrecken, die vor dem Leben und seinen Abgründen Angst haben, die in dieser Angst aus feigen Lügen Ideale machten und von den Künstlern ihrer Zeit erwarten, daß sie ihnen diese tönernen Götzen zu Göttern machen, zu Hütern und Beschützern ihrer Herdenphilosophie. Er aber sagt: »Kunst bringt das Leben in Unordnung. Die Dichter der Menschheit stellen immer wieder das Chaos her.« Ganz ähnliche Worte könnte er auch vom Weibe gesagt haben, das wäre nur die andere Form seines Geniekultes, eine andere Maske seiner Freude an der Dissonanz.

Aber aus innerer Notwendigkeit entflammt sich sein Künstlertum an all diesen Gegensätzen und schenkt ihm als einzigen, aber unverlierbaren Lohn jahrzehntelangen Ringens einen kristallenen, wunderbar geschliffenen Zauberspiegel, worin leuchtend und unvergänglich das Bild unserer Tage eingefangen ist, um bei fernen Geschlechtern noch davon zu zeugen, was wir geirrt, gehofft und geträumt haben.

*

'Journal of the American Institute of Criminal Law and criminology'. March 1911, Vol. I—No. 6:

Sittlichkeit und Kriminalität. Von Karl Kraus. Wien und Leipzig: Buchhandlung L. Rosner, 1908. Pp. 385.

For years Mr. Kraus has been known as the editor and publisher of »Die Fackel«, a Viennese periodical, and certainly one of the most interesting journalistic publications of the German diaspora. He is considered by many Germans to be the most eminent living satirist in the sense of Swift and Rabelais. This means, of course, without raising Mr. Kraus to the same plane as these two giants, that his wit is not displayed for wit's sake, but that there lies in it a criticism of society as sharp, caustic and deadly as criticism can well be. His polemic force is often convincing, always a really literary pleasure. In the above volume he takes his aim first of all at the sexual falsehood and sham saintliness of modern society, and describes the desperate efforts made by the antiquated Austrian penal law to protect this falsehood and sham saintliness. Treating in detail several of the greatest Austrian sensational trials of recent years, he shows, above all, how much mischief a bureaucracy (particularly a police), that is too firmly convinced of its own importance, may do by sniffing about among the private affairs of citizens and dragging people before the courts and into publicity, who do not do the slightest harm to anyone. A glance at the regions of sexual perversity (especially homosexualism) and the state-taxed prostitution, shows clearly that antiquated laws, framed without criminal-political or psycho-physiological insight, not only do not protect public

morality, but even pave the way for »chantage«, blackmail, etc. Even if some of Mr. Kraus's proposed reforms are too radical, if his large and genuine humanity imagines the difficult tasks of the legislators to be simpler than they are, yet his combative book has certainly done much good. Probably never, for instance, has the scandal-mongering press with its speculation on the basest sexual instincts been arraigned in such stinging terms and judged with such iron severity. For this reason alone the book should merit recognition, quite apart from the many practical suggestions that it contains, which, it is hoped, will not be lost on the present reformers of the Austrian penal law.

South Easton, Mass. Adalbert Albrecht.

*

In Nr. 319/20 mögen jene Leser, die die Hefte sammeln, in der Glosse »Der Hosenrock« (Seite 10, 2. Zeile) das störende Anführungszeichen radieren, das vor dem Satze steht: *Er bedeutet eine Ungerechtigkeit gegen Herrn Sudermann* .... Es folgt kein Ausführungszeichen, und der Satz soll kein Zitat sein.

»Wegen der ‚Fackel' bekomme ich grobe Briefe — das ist ihnen Geschäftsstörung.«

Hans von Bülow 30. I. 1864

»Uns will bedünken, man könne nur dann ein richtiges Urteil über eine epochemachende Kunstgröße gewinnen, wenn man sich Aufschluß über die individuelle Eigenartigkeit zu verschaffen sucht, welche ihr Dichten und Trachten im Allgemeinen in Bewegung setzt und ihr den Impuls dazu gibt, gerade so wie sie lebt, strebt und fördert, leben, streben und fördern zu müssen. Das sich nach außenhin betätigende ist stets ein aus dem Inneren Herausgebildetes. Je edler und sublimierter die Subjektivität des Strebenden, desto hochgespannter seine Forderung für das Objekt des Strebens. Und da die Mehrzahl Derer, die sich Menschen nennen, aus Mangel an wahrhaft innerlicher Menschenbildung, aus Mangel an geübter Denkkraft, so selten fähig sind, das geistig Vorwärtstreibende willig in sich aufzunehmen, so ist die notwendige Folge hiervon, daß die Vertreter desselben verurteilt sind, gleichsam wie mit dem Schwert in der Hand, sich siegestrotzig Bahn zu brechen .... Während er der opponierenden Presse mit der Feder, die er eben so geistreich als vernichtend führt, auf alle Angriffe Antwort erteilte, bezwang er die gebildete Masse .... Nur durch eine so stoische Verzichtleistung auf Alles, was den privaten Menschen unterhält und zerstreut, konnte er es bis zu jener staunenswerten Energie bringen, die ihm die Ausdauer habituell machte: den ganzen Abend sein Programm allein, mit sich stets gleichbleibender Frische der Nerven auszufüllen .... Die edelsten und schönsten Kräfte seines Lebens bringt er also dem Ideal des Berufs, den er sich freiwillig erwählte, zum Opfer, deshalb nahm er auch stets von jedem Auditorium als Sieger Abschied.

Elisabeth Marr über Hans v. Bülow
in der ‚Fackel' (Berlin, I. Nr. 8, 27. Februar 1864).

»Orchester und Oper in Wien prachtvoll — sonst lauter Dreck und riesige Gemeinheit!« Hans von Bülow, 22. IV. 1860

Der kleine Pan röchelt noch

Von **Karl Kraus**

Man sollte meinen, daß von Kultur erst dort die Rede sein könne, wo die Frage der Zimmerreinheit geklärt ist. Was nützen uns die schönen Künste des Spitzes, wenn die Hose leidet? Ecco. Darüber gibt's keine Debatte, und wenn das demokratische Gefühl in den beteiligten Kreisen hier die Politik ausspielt, so liegt insoferne ein bedauerliches Mißverständnis vor, als durch Politik höchstens die Freiheit vom Maulkorb erstrebt werden kann, nie aber das Recht, zu stinken. Ein anderes Mißverständnis liegt in der Entrüstung darüber, daß man einem Genius wie Herrn Alfred Kerr imputieren wolle, er habe Unsauberkeiten begangen, um das Geschäft einer Halbmonatsschrift zu heben. Da die Halbmonatsschrift nicht Herrn Kerr gehört, so dürfte keiner von den vielen, die sich bei dieser Begebenheit die Nase zuhielten, Herrn Kerr für den Cassierer der Sensation gehalten haben. Der Fall liegt schlimmer. Herr Kerr tat wie Herr Harden, aber aus reinen Motiven. Er hat eine ungeistige Aktion aus Überzeugung vertreten. Er reicht an die Beweggründe des Herrn Harden nicht heran. Um eine schlechte Sache zu führen, muß man ein guter Politiker sein. Herr Kerr ist nur das Opfer seines politischen Ehrgeizes. Herr Harden ist für eine Unanständigkeit verantwortlich; er weiß, daß es im Leben ohne ethische Betriebsunfälle nicht abgeht, und die Kollegen von der Branche können darüber streiten, ob er zu weit gegangen ist. Herr Kerr aber hat einen geistigen Horizont entblößt, der so eng ist, daß ihm nur eine Unanständigkeit zur Erweiterung hilft, und wäre es selbst eine, die er sonst erkennen würde. Er ist der Typus, der seine Gehirnwindungen als Ornament trägt und, da ein Muster der Mode unterworfen ist, den simpelsten Versuch der Renovierung nicht scheut. Die verzweifelte Sehnsucht, von der Nuance zur Tat zu kommen, macht den blasiertesten Artisten wehrlos vor Devisen wie: Alle Menschen müssen gleich sein, Per aspera ad astra oder J'accuse. Die Linie, die durch die feinsten Schwingungen und apartesten Drehungen nicht populär wird, gibt sich einer Perspektive preis, in der sie als Fläche wirkt. Das Problem des Ästheten — Herr Kerr ist einer, und mögen ihn noch linearere Naturen um seine Raumfülle beneiden — ist von

Nestroy mit unvergeßlichen Worten umrissen worden. »Glauben Sie mir, junger Mann! Auch der Kommis hat Stunden, wo er sich auf ein Zuckerfaß lahnt und in süße Träumereien versinkt; da fallt es ihm dann wie ein fünfundzwanzig Pfund-Gewicht aufs Herz, daß er von Jugend auf ans G'wölb gefesselt war, wie ein Blassel an die Hütten. Wenn man nur aus unkompletten Makulaturbüchern etwas vom Weltleben weiß, wenn man den Sonnenaufgang nur vom Bodenfenster, die Abendröte nur aus Erzählungen der Kundschaften kennt, da bleibt eine Leere im Innern, die alle Ölfässer des Südens, alle Heringfässer des Nordens nicht ausfüllen, eine Abgeschmacktheit, die alle Muskatblüt Indiens nicht würzen kann.« Mit einem Wort, auch der Feuilletonist hat Stunden, wo er sich nach dem Leitartikel sehnt. »Der Diener ist der Sklav' des Herrn, der Herr der Sklav' des Geschäfts«, sagt einer, der dem Prinzipal wohl geholfen, aber von dem Handel nichts profitiert hat. Und: »Wenn ich nur einen vifen Punkt wüßt' in meinem Leben, wenn ich nur von ein paar Tag' sagen könnt': da bin ich ein verfluchter Kerl gewesen. Aber nein! Ich war nie ein verfluchter Kerl. Wie schön wär' das, wenn ich einmal als alter Handelsherr mit die andern alten Handelsherrren beim jungen Wein sitz' .... wenn ich dann beim lebhaften Ausverkauf alter Geschichten sagen könnt': Oh! Ich war auch einmal ein verfluchter Kerl! Ein Teuxelsmensch! Ich muß — ich muß um jeden Preis dieses Verfluchtekerlbewußtsein mir erringen! ... Halt! Ich hab's! ... Ich mach' mir einen Jux! ... Für die ganze Zukunft will ich mir die kahlen Wände meines Herzens mit Bildern der Erinnerung schmücken. Ich mach' mir einen Jux!« Einen Jux will er sich machen, der Weinberl. Einen »ethischen Spaß« nennt es der Herr Kerr. Er habe ja nicht auf das Pathos des Moralphilisters spekuliert. Aber der ethische Spaß lebt von der Heuchelei so gut wie das moralistische Pathos, und es gehört schon ein tüchtiges geistiges Defizit dazu, zu glauben, es sei kulturvoller, durch die Enthüllung eines hochgestellten Lasters das Gewieher des Bürgers herauszufordern, als seine Wut. Als ob in erotischen Situationen eine Heiterkeit möglich wäre, wenns kein Ärgernis in der Welt gäbe, als ob Schwankfabrikanten nicht rückwärts gekehrte Mucker wären und die Zote nicht das Widerspiel, das widrige, der Zensur. Ein Überzensor, der Herrn von Jagow kontrolliert hätte, wäre weit sympathischer als dieser Pan,

der ein Bocksgelächter anschlug, aber nur gleich dem Sohn des Hermes blinden Lärm erzeugte. Es ist die Sehnsucht nach dem Leitartikel. Denn im Leitartikel wird eine Tat getutet, während im Feuilleton nur eine Tüte gedreht wird. Ob es nun für den ‚Tag‘ zizerlweis oder für die ‚Königsberger Allgemeine‘ in einem Zug geschieht. Ich halte die Enthüllung, daß die rechte Hand des Herrn Kerr nicht weiß wie die linke schreibt, allerdings für eine Enthüllung des Herrn Kerr, wiewohl ich ihrer nicht bedurft und ganz genau gewußt habe, daß unter den impressionistischen Fetzen ein gesunder Plauderer steckt. Ich halte die Entschuldigung, die die tölpelhaften Helfer des Herrn Kerr vorbringen, der Stil ergebe sich aus dem Gegenstand, der behandelt wird, für ein Malheur. Denn es ist auffallend, würde Herr Kerr in Parenthese sagen, und es ist monströs, würde ich fortsetzen, daß sich die organischen Notwendigkeiten so genau an die redaktionellen Verpflichtungen halten, und daß einer, der in Berlin mit dem Matchiche Furore macht, in Königsberg immer nur Walzer tanzt. Freilich würde ich hinzufügen, daß ich an den Matchiche nie geglaubt habe, und daß es wirklich gehupft wie gesprungen ist, wie diese »Tänzerischen« (die ein Echo von Nietzsche in eine Verbalinjurie verwandeln) das Tempo ihres Lebensgefühls nehmen. Takt halten sie in keinem Fall. Was aber ferner auffällt, ist, daß die Arbeitseinteilung des Herrn Kerr seinen Verehrern nicht auffällt, ja, daß sie fortfahren, seine oszillierenden Banalitäten, die vor dem kategorischen Imperativ von Königsberg sofort zur Ruhe kämen und als Zeitungsgedanken agnosziert würden, im Munde zu führen und als »fanalhafte Symptome der aufregenden Herrlichkeit dieses Künstlers« zu empfehlen. Wenn Herr Kerr in Königsberg »die Seligkeit, die Seligkeit, die Seligkeit des Daseins« preisen wollte, würde sie ihm zweimal gestrichen werden, und mit Recht. Denn wenn er es einmal tut, ist es bloß keine Weltanschauung, aber wenn er es dreimal tut, ist es eine schmalzige Stimme. Ich glaube, daß man sich da auf mein Ohr verlassen kann. Auch habe ich wohl ein Gefühl für die Abhängigkeiten des Stils, den nicht nur der »Gegenstand« bedingt. Zum Beispiel bin ich selbst schon in derselben Stunde von einer Apokalypse zu einem Hausmeistertratsch hinuntergestiegen. Aber ich lasse mich hängen, wenn nicht eine Blutuntersuchung die Identität ergibt. Und wenn sie nicht

bei den Kontrasten des Herrn Kerr jene Nullität ergibt, die eine Verwandlung auf kaltem Wege ermöglicht. Meine Verehrer, die mich nur halb so gut verstanden wie verehrt haben, müßten dies einsehen, und sie dürften mir nicht abtrünnig werden, weil sie es nicht einsehen. Wenn mir aber ein Weichkopf, der Absynth noch immer für einen ganz besondern Saft hält und von der Unentbehrlichkeit des Montmartre überzeugt ist, »Austriazismen« vorwirft, so muß ich mich in die Resignation flüchten. Denn mein Stil wimmelt nicht nur von Austriazismen, sondern sogar von Judaismen, die ihm nur nicht aufgefallen zu sein scheinen, mein Stil kreischt von allen Geräuschen der Welt, er kann für Wien und für den Kosmos geschrieben sein, aber nicht für Berlin und Königsberg. Es schmerzt mich ja, daß ich so vielen Leuten den Glauben an mich nehme, weil ich ihnen den Glauben an andere nehmen muß. Aber wars schon bei Heine unerläßlich, so muß ich auf die Anbetung vollends verzichten, wenn sie von der Duldung einer Kerr-Religion abhängen soll. Selbst die einfältigsten unter meinen ehemaligen Verehrern (jene, die imstande sind, zugleich zu sagen, daß ich ein nationales Ereignis bin und daß ich mich schämen soll; die Herrn Kerr den einzigen ebenbürtigen Kritiker nennen, der es wagen dürfte, mich zu stellen, und dann behaupten, die Nennung dieses Namens sei mir zu Kopf gestiegen), selbst solche müßten doch vor der Freiwilligkeit meines Angriffs stutzig werden und sich überlegen, ob es nicht endlich an der Zeit wäre, sich statt über mich über Herrn Kerr aufklären zu lassen. Denn meine Beweggründe sind auch nicht zu verdächtigen. Ich bin weder ein »Schlechtweggekommener« noch ein »verhaltener Dyspeptiker«, Herr Kerr hat sich immer sehr freundlich gegen mich benommen und ich habe ihm gegenüber stets einen guten Magen bewährt. Ferner hätte ich allen Grund, das Odium gewisser Bundesgenossenschaften zu fliehen, und die Zustimmung von Leuten zu meiden, mit denen man nur dann ein Urteil gemeinsam haben möchte, wenn sie es einem ohne Angabe der Quelle abdrucken, von solchen, die Herrn Kerr Stil-, Urteils- und Moralwechsel nur deshalb vorwerfen, weil sie nicht Stil, nicht Urteil und nicht Moral zu wechseln haben. Wenn die starke Hemmung, auf einer Schmiere des Geistes auch nur ein Extempore abzugeben, mich nicht halten konnte, dann

war die Lust wohl größer. Nicht die, die literarische Persönlichkeit des Herrn Kerr für einen Irrtum büßen zu lassen, sondern den Zusammenhang zwischen Tat und Stil zu beweisen. Herrn Kerr nicht wie einen Holzbock aus dem Schlafzimmer zu jagen oder wie einen Harden aus dem Geschäft, sondern die Schnüffelei als Erlebnis zu erklären, den Skandal als den Tatendrang eines von den Ereignissen ausgesperrten Feuilletonisten. Herr Alfred Kerr ist nicht unwürdig, in ein geistiges Problem bezogen zu werden. Die kulturelle Niedrigkeit dieser Sensation ist nicht in dem Mittel, sondern in dem Zweck begründet, den man Herrn Kerr erst einräumen muß, um zur Geringschätzung zu gelangen. Die antikorruptionistische Absicht des Mannes, nicht die Skandalsucht macht ihn primitiv. Denn das ist der Fall Kerr: die geistige Belanglosigkeit des Jagow'schen Vergehens und der Eifer, mit dem sich ein Komplizierter auf der Tatsachenebene zu schaffen macht. Und da ihm Herr O. A. H. Schmitz, ein Mann, der in einem schlechten Feuilleton nie seine gute Erziehung vergißt, also immerhin ein Sachverständiger für die ‚Pan'-Affäre, Vorwürfe zu machen beginnt, antwortet Herr Kerr bitter, daß man schließlich »noch die Kreuzigung eines wirklichen Heilands oder die französische Revolution« pathosfrei und weltmännisch betrachten werde. Er ist ein Fanatiker. Er scheint von seiner Mission, dem Herrn v. Jagow Absichten auf Frau Durieux nachzuweisen, so erfüllt, von dem umwälzenden Erlebnis, eine Unregelmäßigkeit im Polizeipräsidium entdeckt zu haben, so erschüttert zu sein, daß ihm Nuancen nicht mehr auffallen. Der Unterschied zwischen der französischen Revolution und der Verwertung des Briefes des Herrn v. Jagow ist nämlich bloß der, daß man nicht Aristokrat sein muß, um das spätere Ereignis zu mißbilligen. Ekstatiker übersehen dergleichen. Je länger sie beschaulich gelebt haben, um so dringender verlangen sie zu wirken. Sie wollen für ihr Tun auch leiden; sie wollen aber nicht mißverstanden werden. Die Reinheit des Glaubens ist außer Zweifel; mißverstanden wird höchstens das vielfach punktierte und verklammerte Bekenntnis. Dafür war mir die vorhergehende Stelle ganz klar: »Wenn Schmitz auch nicht durch hervorragenden Scharfsinn ausgezeichnet ist, plaudert er doch geschmackvoll,. umgänglich und scheut keine Anstrengung, einen leicht abgeklärten Eindruck zu ertrotzen«. Ein Satz, der immerhin auch für das Plaudertalent des

Verfassers zeugt und ganz gut in Königsberg gedruckt werden könnte. Ich kenne Herrn Kerr noch aus der Zeit, wo er Wert darauf legte, daß auch in Breslau Subjekt und Prädikat an rechter Stelle standen. Schon damals, wo die Welt der Erscheinungen sich ihm noch nicht nuanciert hatte, gelüstete es ihn nach einer Tat. Er beschuldigte den alten Tappert, den ernstesten Musiklehrer Berlins, den Hunger dazu getrieben hatte, sich als Kritiker bei Herrn Leo Leipziger zu verdingen, dieses »Amt« zur Erteilung von Privatstunden an Sänger mißbraucht zu haben. Der Kritiker hatte schon früher unterrichtet, und berühmte Sänger, die seinen Tadel nicht fürchten mußten, konnten seinen Rat brauchen. Der siebzigjährige Mann, den die Rankûne der Fachgenossen in die Klage getrieben hatte, weinte im Gerichtszimmer, und der Antikorruptionist erreichte, daß Herr Leipziger eine Gage ersparen konnte. Tragisch ist, als Einzelfall nicht für den typischen Übelstand, sondern für die Geistlosigkeit des Enthüllers geopfert zu werden. Mir war es Beruf, mich mit Einzelfällen abzugeben, und noch im Mißgriff der Person verfehlte ich die Sache nicht. Den Irrtum berichtigte die Leidenschaft. Herr Kerr, der sich zum Kampf gegen die Korruption von Fall zu Fall entschließen mußte, hat keinen Zusammenhang mit seinen Wahrheiten. Er ist ein Episodist, während Herr Harden kein Heldenspieler ist. Er will sich nur Bewegung machen, er schwingt Keulen, damit das ästhetische Fett heruntergeht. Theaterkritik ist eine sitzende Beschäftigung. Man sieht im Zwischenakt den Zensor mit der Salondame sprechen und ruft J'accuse. Es entsteht eine kleine Panik und man beruhigt sich wieder. Es jaccuselt im Feuilleton schon die längste Zeit. Und wird einer, der den Mund zu weit aufgemacht hat, niedergezischt, so sind sofort die Claqueure da, die die eigene Sache mit der fremden Sache und die persönliche mit der allgemeinen verbinden, zwischen den Herren Harden und Kerr gegen mich entscheiden und anarchisch die entstehende Verwirrung zu einem Schüttelreim benützen möchten. Als dem beschädigten Herrn Harden Dichter zu Hilfe eilten, als ihr gutes Recht auf Kritiklosigkeit von einer Zeitschrift mißbraucht wurde, nannte Herr Kerr diese ein Schafsblatt. Pan ist der Gott der Herden, und Herr Kerr verzeichnet liebevoll, was jetzt den Leithammeln nachgeblökt wird. Wenn ich berotzt werde und von denen, die mich vergöttert haben, so ersteht

mir kein Helfer unter jenen, die es heute noch tun. Das ist nicht unerträglich. Die polemische Unfähigkeit des Herrn Kerr bedarf der Stütze. Daß sie sie eben deshalb nicht verdient, weil sie ihrer bedarf, geht den Helfern nicht ein. Herr Kerr, der jene zu züchtigen versprach, die seine Feststellungen verschweigen wollten, verschweigt meine Widerlegungen. Er begnügt sich mit einem Argument, das ihm ein Geist zur Verfügung gestellt hat, unter dessen Schutz keine Schlacht gegen mich zu gewinnen ist. Aber so leicht will ich ihm das Leben nicht machen. Wenn er schon wie ein Harden reden kann, durch die Fähigkeit, wie ein Harden zu schweigen, wird er seine Anhänger nicht enttäuschen wollen. Es geht denn doch nicht an, daß man auf einem sorgsam vorbereiteten Terrain nicht erscheint, den Gegner, den weder unsaubere Motive noch ein ehrloses Vorleben noch Namenlosigkeit kampfunwürdig machen, glatt im Stiche läßt und die Zuschauer nach Hause schickt. (Es ist auffallend.) Herr Kerr zitiert drei Zeilen und Herr Cassirer stellt Strafantrag gegen den Berliner verantwortlichen Redakteur der ‚Fackel'. Die Arbeitsteilung ist im Stil der Affäre. Herr Kerr hat dem Herrn Cassirer bestätigt, daß er sich gegen die Veröffentlichnng gesträubt habe, und Herr Cassirer dem Herrn Kerr, daß er zur Veröffentlichung befugt gewesen sei. Ich bin aber unduldsamer als Herr v. Jagow. Ich bestehe Herrn Kerr gegenüber auf dem Rendezvous, zu dem ich ihn mit Berufung auf mein Zensoramt geladen habe, und was die Ehre des Herrn Cassirer anlangt, so muß ich es freilich ihm als Geschäftsmann überlassen, zu entscheiden, ob durch eine Fortsetzung der Sensation im Gerichtssal für den ‚Pan' noch etwas herauszufetzen ist. Nur möchte ich ihn bitten, den Berliner verantwortlichen Redakteur, der den Angriff vielleicht später gelesen hat als er selbst, aus dem Spiele zu lassen und mit mir vorlieb zu nehmen. Ich will auch vor einem Berliner Gericht verantwortlich sein und verspreche, daß ich mich gegebenfalls auch als österreichischer Staatsbürger den Folgen eines Freispruchs nicht entziehen werde Was die Helfer betrifft, so gebe ich ihnen eines zu bedenken. Das Café des Westens ist ein geistig schlecht ventiliertes Kaffeehaus. Ich könnte da ein bißchen Luft einlassen und würde dabei auf die Erhitzung der Stammgäste keine Rücksicht nehmen. Sie mögen sich den Schmerz darüber, daß ich ihrem

Glauben an Herrn Kerr abtrünnig wurde, nicht zu sehr zu Herzen nehmen, und wenn sie nicht anders können, sich im Ausdruck mäßigen und nicht das Problem der Zimmerreinheit, das durch die Affäre selbst berührt wurde, noch mehr verwirren. Ich verlange nicht Verehrung, aber anständiges Benehmen. Sie mögen bedenken, daß mir meine polemische Laune nicht so leicht zu verderben ist, und während andere Polemiker sich dadurch beliebt machen, daß ihnen der Athem ausgeht, mich das Fortleben meiner Objekte immer von neuem anregt. Sie mögen bedenken, daß ich die Großen bis zu den Schatten verfolge und auch dort nicht freigebe, aber auch schon manchem kleinen Mann den Nachruhm gesichert habe. Das kommt davon, daß mir die, welche ich treffe, nur Beispiele sind, und die, welche ich gestalte, nur Anlässe. Über den Verlust des Herrn Kerr, dem solche Willkür nicht zur Verfügung steht und dem nicht Phantasie die polemische Potenz erhöht, müssen sie sich trösten. Sie müssen endlich aufhören zu glauben, daß auch nur eine der nachkommenden Generationen, und machte man selbst den Versuch, die Säuglinge der Zukunft mit Absynth aufzuziehen, sich auch nur eine Stunde lang erinnern wird, daß um 1910 in Berlin Leute gelebt haben, die sich für Tänzer hielten, weil sie nicht gehen konnten, zur Demokratie flüchteten, wenn ihnen die Persönlichkeit ausging, und zwischen Kunst und Leben sich mit Psycholozelachs die Zeit vertrieben. Wenn diese vorbei ist und sich meine Satire nicht erbarmt, kommt nichts dergleichen auf die Nachwelt! Und was sind denn das für Helden, die mir vor der Nase herumfuchteln, wenn ihr Heiland der Polemik gegen einen Polemiker die gegen einen Polizisten vorzieht? Man ist über ihre Herkunft informiert. Als Gott einen Mann namens Pfemfert erschuf, vergriff er sich und nahm zu viel Lehm. Kopf und Kehle wurden voll davon. Der Mensch hustete: Pf . . . mpf . . t. Und Gott ward unmutig und sprach: Heiße so fortan! . . . Und das sind meine Gegner! Ich habe zu viel Odem bekommen, ich blase sie weg. Noch ein Wort, und es könnte ein Südwind gehen, daß sie Herrn Alfred Kerr von einem Journalisten, Herrn Cassirer von einem Verleger und den Montmartre vom Kreuzberg nicht unterscheiden!

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3

Akademischer Verband für Literatur und Musik
Leitung: IX. Müllnergasse 22

Leseabend der Facke

KARL KRAUS

wird am 15. Mai 1911, (Montag) 1/28 Uhr abends im Festsaale des Ingenieur- und Architektenvereines, I. Eschenbachgasse 9

aus Dichtungen seiner Mitarbeiter und eigenen Schriften vorlesen

DER ERTRAG DIESER VERANSTALTUNG FÄLLT DEN DICHTERN ELSE LASKER-SCHÜLER UND PETER ALTENBERG ZU

Die auf Namen lautenden unübertragbaren Karten zum Preise von K 10.—, 6.—, 4.—, 2.— und Studentenkarten zu K 1.— werden ausschließlich im Zentralkartenbureau Carl Kehlendorfer, I. Krugerstraße 3 ausgegeben

---

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. H[illegible]

NR. 323 18. MAI 1911 XIII. JAHR

DIE FACKEL

HERAUSGEBER:

KARL KRAUS

INHALT:

PREIS DER EINZELNEN NUMMER 30 HELLER
ERSCHEINT IN ZWANGLOSER FOLGE

VERLAG: ‚DIE FACKEL', WIEN — BERLIN
WIEN, III/2, HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3 TELEPHON NR. 18
BERLINER BUREAU: HALENSEE, KATHARINENSTRASSE

DIE FACKEL

Nr. 323 18. MAI 1911 XIII. JAHR

Ansichten eines Exterritorialen

Von **Albert Ehrenstein**

Nun erst, da ich einige Zeit auf dem Erdball zugebracht habe, vermag ich meinem Auftrag gemäß Rapport zu erstatten. Ich verschmähte es Sonnentag für Sonnentag zu melden, was ich erkundet habe, um nicht in die Lage zu kommen, anfängliche Meinungen bei nach und nach errungener besserer Einsicht berichtigen zu müssen. Hier alles des Gesehenen und Gehörten, von dem Mitteilung zu machen mir der Mühe wert schien. Ja, es ist wahr, was unsere Weisen erstaunlich früh geahnt, die Gelehrten später hypothetisch behauptet haben: die Erde ist von Lebewesen bewohnt. Doch nicht so, wie sie annahmen, daß diese Geschöpfe die Hauptsache wären, was zu versichern diese selbst nicht müde werden. Vielmehr däucht mir, als wäre die Erde selbst genau so wie unser Wandelstern, ein einziges riesiges Lebewesen mit hautgleichen Atmungsorganen: grünen Wäldern und Wiesen, Furchen und Falten: Ebenen und Gebirgen, Ausscheidungen in Flüssen und Vulkanen und so fort. Ein einigermaßen empfindliches Sentiment vermag ein Seiendes, das seine Existenz nicht fühlt, leblose Materie, nicht zu fassen und nimmt gern nur noch nicht entdeckte Lebensregungen an, wo der Realist nichts als toten Stein sieht. Aber auch die neueren Lehren unserer Weltkörperkunde scheinen mir auf eine nicht geringe Vitalität der Gestirne hinzudeuten. Wie häufig liest man von den glühenden Umarmungen lichterlohbrennend-liebend-vereinigter Doppelsterne und über die Treulosigkeit der leicht fertigen Kometen gibt es unter den verlassenen Asteroiden nur eine Stimme. Wer weiß denn, ob nicht die Gravitation in Schranken gehaltene Sexualität ist, zumindest kann niemand exakt das Gegenteil beweisen. Wessen Exhibition die

Erde ist, ist unbekannt — aber dies spricht noch nicht gegen ihren geschlechtlichen Charakter. Doch abgesehen von solchen mehr vagen Spekulationen, ein Hauptgrund für meine Ansicht von der Lebendigkeit der Erde: das eitle Ding dreht sich zunächst mit einer rasenden Geschwindigkeit um sich selbst, hernach kriecht sie um die Sonne. Wohl um ihr hiedurch ihre Zuneigung auszudrücken. Das nun tuen ihre Kreaturen, die auf ihr schmarotzenden Mikroorganismen, ihr nach und auch deren vornehmste, der Mensch. Ein jeglicher von ihnen dreht sich zuvörderst mit einer rasenden Geschwindigkeit um sich selbst, verneigt sich, verbeugt sich unaufhörlich vor sich, hernach kriecht er um irgend eine Sonne. Ein zweiter Grund für die Nebensächlichkeit der Menschen und Tiere: diesen ohnmächtigen Wesen, wenigstens den mir bekannten, mehr minder an der Oberfläche Haftenden mißlang es, in das Erdinnere zu dringen, sie ritzen bloß die Rinde mit ihren Messern und überziehen sie mit ihren Geweben, weit ärger — sie wissen sich wider die Taten und Emotionen der Erde keineswegs zu helfen. Ein Glied ist erkrankt, ein Landstrich zittert und bebt in fiebrischem Keuchhusten, Zellen und Teile schieben sich übereinander und vernichten dabei allerlei handgreifliches Leben, das ratlos nicht auf Abwehr sinnt. Ein Geschöpf aber, das sich nicht zu verteidigen weiß, es nicht kann, ist das schwächere, minderwertige, von dem zu erzählen sich nicht lohnt, und ich tue es nur, weil es mir geboten wurde; mich persönlich würde allerdings eine andere Untersuchung mehr reizen. Ob nämlich nicht, gleich den aus den Erdsäften emporgetriebenen Wäldern, auch die beweglichen Dinge, die man Tiere nennt, bloß Körperteile der Erde sind, Lebensfunktionen noch unbekannter Art ausübend gerade in ihren Wanderungen, jedenfalls inniger mit der Erde verkettet, zusammenhängend, als daß man ihnen Selbständigkeit zugestehen könnte, eine über die Gebundenheit von Parasiten hinausgehende Unabhängigkeit . . .

Ich komme schon dem Befehle nach und widme mich der Schilderung des Lebendsten der Erddinge, des Menschen. Nicht so machtlos wie dem Erdbeben oder den Überschwemmungen, der Frühlingsbrunst der Ströme, gegenüber, noch lange aber nicht Herr über die Wind und Wetter genannten Lebensprozesse der Atmosphäre, unfähig sich anders zu schützen, hat sich der Mensch aus

Bergsteinen, Waldholz und Pflanzensehnen Häuser und Zelte gebaut, nach seiner Art jeder eines für sich, nicht alle eines für alle. In solche Häuser und Hütten ziehen sie sich zurück, um Dinge zu verrichten, die außerhalb zu tun sie sich schämen. Schämen — dies ist überhaupt eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen, denn sonst würden sie nicht ihre Körper gleich Mißbildungen mit Hüllen bedecken, die ihnen Leichenfarbe verleihen. Sie schämen sich einzelner ihrer Körperteile. Ob darin etwa einige Abwechslung statthat und sie sich am Ende zwei Äonen lang ihrer Ohrmuscheln schämten, dann wieder den Pfoten unsterbliche Scham weihten, dieses ließ sich nicht ergründen, weil ihre Geschichtswerke nicht soweit zurückgehen. Gegenwärtig aber, das heißt: solang sie noch nicht zu Konserven für unsere nach der Kapella fliegenden Truppen verarbeitet sind, gegenwärtig schämen sie sich ihres Fortpflanzungstriebes, nehmen jene Transaktion, durch welche sie sich vervielfältigen, nicht öffentlich vor, statt, wenn sich in ihnen schon Skrupel gegen diesen Akt regen, ein anderes, mehr vegetatives Verfahren ausfindig zu machen. Aber soweit wollen sie wieder nicht gehen. Wie glänzende Namen sie in ihren Verschönerungsvereinen für ihre Bestrebungen auch ersinnen mögen: jeder ihrer Wege führt am letzten Ende unweigerlich zur Begattung. Es ist, als ob die auf der Erde vorherrschenden Naturgesetze nicht auf eine geschmackvolle Auslese, sondern auf glatt-mechanische Vermehrung Wert legten. Alle sind stets von der Furcht beseelt, das Menschengeschlecht könne jählings aussterben und behüten darum ihre Generationsräumlichkeiten auf das Sorgfältigste. Deswegen tragen sie ihre Geschlechtsteile immer bei sich und überzeugen sich möglichst oft von deren Vorhandensein. Ihr Dasein ist trotzdem unerquicklich, da es bei ihnen nur zwei Geschlechter gibt — die Hauptursache ihres häufigen Lebensüberdrusses. Denn gebricht es einmal an Vielfältigkeit, Abwechslung und Permutation der erotischen Beziehungen — durch desto rastlosere Kommunikation läßt sich die Ewigkeit der Lust nicht erzwingen.

Vielleicht ist die Art der Organisation des Menschen das Mangelhafte, so mancherlei Widersinnigkeiten Zeugende. Die vornehmsten Sinneswerkzenge haben bei ihm den Sitz hart aneinander, an einem Ort, in einem einzigen Knochen. Also daß eine Durchbohrung des Auges erhebliche Verletzungen des Gehirnes nach

sich zieht, Störungen wieder des einem einzigen Organe innewohnenden Denkvermögens den ganzen, leider nicht homogenen Körper dem Verderben preisgeben, häufig wenn durch irgend eine Krankheit das Wortesprechen erschwert oder unmöglich gemacht wurde, das Gleiche auch bei der Schallbildung statthat. Das Auffallende: nicht einmal solche Menschenkasten, denen viel daran liegen muß, die Beobachtung des Mienenspieles zu erschweren, nicht einmal die Diplomaten und Roßtäuscher arbeiten an einer Verlegung des Mundes oder zumindest an einer systematischen Erziehung der Mastdarmöffnung zum Sprechwerkzeuge. In vielen ihrer Siechenhäuser war ich, nirgends kamen sie ihren Blinden und Tauben mit jener kleinen Erfindung zu Hilfe, die bei uns auf dem Jupiter jedes Tier kennt. Um solche Leidende zu heilen, bedarf es doch nur eines Transformators, der die Lichtwellen in Schallwellen umwandelt oder umgekehrt, und man kann nach Herzenslust mit den Ohren sehen, mit den Augen hören. Sie aber können nicht einmal mit ihrem Gehirne denken und verfolgen einander — vielmehr, da sie alle aus einer Materie geschaffen sind, sich selbst mit dem Speichel ihres Hasses.

Namentlich eine Rasse ist nicht wohl gelitten, sei es, daß diese Leute, Juden genannt, Strahlen aussenden, die auf alle übrigen Gottesnarren eine üble Wirkung haben, sei es, daß in ihnen sonstwie Elemente vorhanden sind, die etwas wie einen seelischen Hustenreiz heraufbeschwören. Ich würde sogar Seelenzerrungen für gerechtfertigt halten nach dem, was mir über sie bekannt wurde. Ihr Geiz und Geschäftssinn ist so groß, daß sie noch um den Strick zu handeln lieben, an dem sich aufzuhängen sie gedenken. Frech sind sie gleich einem Wirte, der die Gäste ersucht, die möglicherweise in der Suppe gefundenen Haare nicht fortzuwerfen, vielmehr zu sammeln, auf daß er sie einem Zopfflechter verkaufe. Bemerkenswert ist: sowohl diese Juden, als auch die wegen ihrer schwarzen Farben mißachteten Neger, ich ließ den Strahl meines Auges alle ihre Gehirnwindungen auf und abkriechen, sie selbst halten sich gar nicht für Juden und Neger, werden nur dafür gehalten: er selbst, der Jude oder Neger, fühlt sich ebenso wie die anderen Menschen und Tiere als die selbstverständliche und einzig mögliche Subjektivation und Ichwerdung des Objektes, der Materie. Erst die andern nennen ihn einen Neger und Juden,

worüber er sich dann sehr wundert, jedoch auch weiterhin bloß im fingierten oder wirklichen Zwiegespräche mit sich und anderen zum Bewußtsein seines Juden- und Negertums kommt. Es wäre verfehlt anzunehmen, die Beleidigten würden aus seelischer Erhabenheit es unterlassen, sich zu rächen. Die kräftigen Neger wenigstens fallen manchmal zu passender Zeit plötzlich über ihre Bedränger her, nennen die Weißen Mörder ihres Gottes und Heilandes, und verhindern sie zur Strafe dafür am Atmen. Wodurch bei den Menschen der Tod einzutreten pflegt. Auch stellen sich die Neger den Teufel weiß vor. Teufel, eine Ausgeburt des irdischen Größenwahnes, heißen sie den Leiter eines gegen die menschlichen Seelen gerichteten Unternehmens.

Keineswegs ausschließlich Glaubens- oder Farbenintervalle bringen bei den Zweifüßlern die Gase des Unverstandes zur Entzündung, nein, Verschiedenheit der Sprache, ja der Mundart hat den gleichen Effekt, und die meisten Völker ärgern sich aneinander in zwei oder mehreren Stämmen. Und nicht bloß die Wanderratte, wenn sie einer Hausratte begegnet, ruft ihr »Stinketer Saujud« zu, auch der Bürger von Buxtehude hat an jenen, die Schildas Triften bewohnen, gewaltiglich auszusetzen. Wenn sie nun in Scharen zusammenkommen, diejenigen von Schilda und die von Buxtehude, dann, ihre Herrscher hinter sich herführend, trachten sie einander den Garaus zu machen. Ihr oben werdet nicht wissen, was ein Herrscher ist. Höret: Es gibt zwei Arten von Menschen, Raubtiere und Haustiere. Und die Raubtiere besitzen die Haustiere zu Eigen und bedienen sich parasitisch ihrer in Allem. Sie aber sind sehr schwer zu erkennen, denn wenn man auch gemeiniglich dem Äußeren nach ganze Kasten den Raubtieren beizählt als: Herrscher, Adelige, Geldleute, so gibt es doch sogar bei diesen Exemplare, die nichts weniger sind als wilde Bestien und selber unter Vampyren liegen, während andererseits inmitten von Sklaven und Sklavenaufsehern häufig Familienväter, Dirnen oder Kinder gefunden werden, die so selbstverständlich-herrisch nach den Speiserationen der anderen langen, daß es niemandem einfällt, ihnen entgegenzutreten. Zwischen den Räubern und Zahmen innesteht noch eine Sorte von Lebewesen, selber höchst kümmerlich gedeihend, aber von den anderen wegen ihres Wohlgeruches und der ungemeinen Köstlichkeit ihrer Milch ab und zu durch leere Worte aufgemuntert:

sogenannte Blattläuse. Man heißt sie auch Künstler. Die gefährlichsten Raubtiere, mörderischer denn Panther, verschmähen es, das Blut der Ausgesogenen in Nahrung zu verwandeln und lassen es sich an dem Geruche der Erschlagenen genug sein. Wenn so ein Ungeheuer gestorben ist, gleich schießen da die Haustiere Gelder zusammen und verherrlichen den Kriegshelden mit Erz- oder Steinklumpen.

Daß man dem Menschen eine Spur von Vernunft zutrauen soll, wie unsere Fernrohrgelehrten wollen, wird man daher schwerlich begründen können. Am Leben ist ihnen nichts gelegen. Wenn zum Beispiel zwei aus dem Volke der westlich an die Garamanten angrenzenden Kimmerier miteinander einen Streit haben, sei es um die Leiche des jüngst verstorbenen Käfers, sei es um den angeblichen Besitz des gebrauchsfertig langhingestreckten Weibes mit dem schönen Euter, gehen sie hin in den Wald und oft kehrt keiner von beiden gesund und heil wieder. Bei uns auf dem Jupiter gab es vor Zeiten eine Gattung Tiere, die in solchen Fällen einander das linke Hinterbein abzubeißen suchten. Dann aber ergriff sie Scham, und an dieser Scham starben sie, fühlend, die in ihrem früheren Vorgehen bekundete Anlage werde sich niemals ausrotten lassen.

Auch sonst ist der Rechtssinn bei den Menschen verbildet. Von dem ersten Eigentümer fallen gelassene Tramwaykarten darf kein Zweiter gebrauchen, bei Witwen aber ist das gestattet. Daß mäßige Körper- und Geistesdispositionen von Ahnen auf eine Nachkommenschaft übergehen, können sie nicht verhindern, die solche Eigenschaften durch eine herrliche Fügung der Natur oft überzuckernde Vererbung von Glücksgütern möchten sie abgeschafft wissen. Logisch wiederum sind sie in ihrem Benehmen den Herrschern gegenüber. Da die Menschen sich von einer anderen Tiersorte, den Affen, abzustammen rühmen, welches könnte mehr, zugleich größte Erinnerung ihrer Herkunft und rührendste Bezeigung ihrer Ehrfurcht vor Übergeordneten sein als Folgendes: sie hüllen sich mit Vorliebe in Gewänder, Uniformen genannt, die auch eben jene Affen am besten kleiden. Und die den Königen und Reservekönigen im Range am nächsten stehenden Veteranen tragen ähnlich prächtige und von denen der Tramwaykondukteure verschiedene Uniformen. Ihnen wie allen Höheren nahen die

Untertanen mit schwarzen Kübeln des Hauptes, und auch sonst, gleich den Trauernden in der Farbe der Kleidung wenigstens die Niedrigkeit des Negers zu erreichen sich bestrebend. Schmuck und Orden tragen alle sehr gerne, als ob durch fremde Dinge, die sich auf ihrem Körper befinden, sie selbst zum Besseren verändert würden. Diese Leute also haben diese Sitten, andere Leute aber haben andere.

Es könnte auf der Erde Wesen geben, die wenig bemerkt, sich von der den Alternden und Kranken entschwindenden Kraft nähren und, eine Zukost, an den Taten der Menschen freuen, gleichwie diese selbst sich mit dem Gesange der Vögel mästen. Ich habe keines dieser unbekannten Geschöpfe wahrgenommen. Wenn sie überhaupt bestanden, sind sie mit ihren Opfern zugrundegegangen. Denn derzeit sind die Menschen ausgestorben. Können aber wann immer aus den hier gegebenen Bestandteilen neu erbaut werden. Ihren Tod habe ich ganz zufällig veranlaßt. Am Nevado Llullaillaca, den ich, um euch auf dem Jupiter ein Zeichen zu geben, erflogen hatte, wegen einer Dummheit: mein Vorrat an der Sorte von Meteorsteinen, die ich zu kauen pflege, war ausgegangen — auf diesem Berge angelangt, zog ich das gewöhnliche Schallhorn, dessen wir uns im Weltenverkehre bedienen, aus der Westentasche und nieste darüber. Langsam, leicht und leise wie ein Kahn verglitt der Ton. Für meine Ohren. Für irdische aber! Ich vermag nicht den den Menschen gewordenen Eindruck zu schildern. Das Gebrüll wuchs ins Unendliche, erstarrte zu Riesenpilzen und Felswänden, zerbrach Gebirge, alles Wasser wurde zu Eis. Plötzlich schlug Stille ein wie ein Donnerschlag: das Zeichen, daß mein Signal eine Station erreicht hatte und durch ein empfangsbestätigendes Gegengeniese vernichtet worden war. Auf das Eintreten dieser Erscheinung waren meine Sinne gespannt gewesen und so hatte ich der irdischen Umwälzungen nicht acht gehabt. Nichts atmete mehr. Die meisten waren wohl bereits infolge des fürchterlichen Echos wahnsinnig geworden, und der von meiner Schalmei ausgesandte Luftstrom hatte, in den wildesten Zyklonen und Antizyklonen sich ergehend, allem Leben das Ziel gesetzt. Der Menschen schwächlich Ringen war geendigt. Und über den Maulwürfen, welche alle für unsittlich halten, die Augen besitzen, über den noch im Tode die Hände regenden Juden, die am Sabbat keine Zigarren anzünden, und

wenn jemand am Samstage vom Blitz erschlagen wird, sagen, Gott sei nicht fromm, über ihren Leibern und den Leichnamen der stillen Bären und friedlichen Kaninchen lagen verstreut die geronnenen Blüten und Blätter der Bäume. Da nun aber diese Dinge schon soweit sind, stelle ich den Antrag, mein unschuldiges Weltenhorn in einem der jovialischen Museen auszustellen, kommenden Generationen zum Zeugnis, mit welch unvollkommenen Mitteln auch wir schon, und zwar nebenbei, verhältnismäßig Großes auszuführen imstande waren. Was den von euch erbetenen Rat anlangt, so halte ich als sachverständiger Erdverweser es für unklug, die Zweifüßler ungemischt zu verdauen, Geschmacksbubonen sind die Konsequenzen dieser Unvorsichtigkeit. Sogar die Menschen sind auf ähnliche Gesetze des Gaumens gekommen, kennen komplementäre Getränke und auch ich liebe einen solchen Gespritzten. Wenigstens esse ich nie einen Sozialdemokraten, ohne sofort darauf einen Kaiser zu nehmen, Arier lassen sich nur durch Semiten herunterspülen, nach Amerikanern ist der Wohlgeschmack von Negern ein besonderer, nichts mundet so sehr auf einen Obersten der Musikanten wie ein Blödsinniger. Darum wäre ich nicht dafür, jede Art für sich einzupökeln; mixed pickles aus ihnen zu bereiten und es dabei keinesfalls an allerlei darunter gemengten anderen Tieren gebrechen zu lassen, empfiehlt euch an, euer Hausmeister auf der Erde, Ruapehu . . .

Notizen

In der dritten erweiterten Auflage des Wagner-Liszt-Briefwechsels (Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1911, Band I, 143) finden sich in einem Brief Wagners statt eines Wortes Punkte. Die Stelle lautet:

. . . Du hast z. B. nicht mehr darüber Dich zu ängstigen, was diese Leute zu dem »Weibe« sagen werden, die unter »Weib« immer nur ihre Frau oder — wenn sie sich hoch versteigen — ein . . . . mädchen denken können!

Der Brief ist vom 20. November 1851 datiert und handelt von Wagners »Jungem Siegfried«. In der zweiten vermehrten Auflage (1900, Band I, 153) lautet der Schluß des Satzes:

oder — wenn sie sich hoch versteigen — irgend ein Mädchen denken können!

Die erste Fassung ist eine Fälschung, die spätere ein Geständnis. Warum hat man die harmlose Wendung »irgend ein Mädchen« durch Punkte ersetzt? Weil man nicht fälschen und das von Wagner gebrauchte Wort Freudenmädchen nicht drucken wollte. Warum wollte man dieses Wort nicht drucken? Der verstorbene Herausgeber der Neuausgabe Erich Kloss gab einem Schriftsteller die Erklärung und stützte seine Worte durch einen Brief, den Wagners Stieftochter, Daniela von Thode, an ihn geschrieben hatte. Sie forderte ihn darin auf, das Wort Freudenmädchen zu punktieren, da »der Gebrauch dieses Wortes bei Wagner die Kenntnis des Bordells voraussetzt, was mit dem späteren Parsifalstandpunkt nicht in Einklang stünde«. Aber:

»Auf der Mauer steht Parsifal, staunend in den Garten hinabblickend. Von allen Seiten her, aus dem Garten wie aus dem Palaste, stürzen, wirr durch einander, einzeln, dann zugleich immer mehre, schöne Mädchen herein: sie sind in flüchtig übergeworfener Kleidung, wie soeben aus dem Schlaf aufgeschreckt.«

Sie werden also auch vom Parsifalstandpunkt sichtbar. Denn:

»Die Wüste schuf er sich zum Wonnegarten,
d'rinn wachsen teuflisch holde Frauen.«

Vielleicht wäre die Frau Thode beruhigt gewesen, wenn man in jenem Brief statt irgend eines Mädchens eine teuflisch holde Frau gesetzt hätte, da der Gebrauch dieses Wortes die Kenntnis des Wonnegartens voraussetzt, was auch mit dem späteren Parsifalstandpunkt in Einklang steht. — Daß die Schriften eines Künstlers fünfundzwanzig Jahre nach seinem Tode »frei« werden, also dem Volke, nämlich den Verlegern angehören, ist bitter. Aber bitterer ist, daß sie auch fernerhin den Angehörigen angehören.

* * *

In Nr. 321/22 ist auf S. 1, in der 3. Zeile von unten, statt »Förderation«: *Föderation* zu lesen. Auf S. 52, in der 2. Zeile von unten: statt »Versenkten«: *Versengten*. Auf S. 12, in der 6. Zeile von unten, soll es nicht heißen: »Meine Art ist verläßlich, seine einläßlich«, sondern: *Meine Art ist anläßlich, seine einläßlich.*

* * *

Über die zweite Vorlesung berichtete ‚Ton und Wort' (Wien, 1. April). –

Der ‚Merker' (Wien, zweites April-Heft) schrieb:

Karl Kraus als Vorleser

Seine Stimme schneidet Worte in die Luft hinein. Man kann die einzelnen Buchstaben lesen, als sähe man eine Hand, die sie aneinanderreiht. Und man gewahrt auch das Komma, den Strichpunkt, das Fragezeichen und den Punkt. Ein Aphorismus ist fertig... Leicht und lustig wie ein Kinderspiel erscheint der schmerzvolle Zeugungsakt und der Zuhörer freut sich. Man liest, was man nur hört. Und diese Art des Vorlesens macht es einzig möglich, den Gedankenreichtum der Kraus'schen Sätze, alle minutiösen Feinheiten und Nuancen des Stils im Augenblick zu erfassen. Dadurch, daß man die Zeilen sieht, vermag man auch zu sehen, was zwischen den Zeilen steht.

Karl Kraus spricht brillant; mancher Schauspieler könnte von ihm lernen. Tant mieux. Es ist jedenfalls angenehmer einen geschmeidigen Läufer zu sehen als einen armseligen Stolperer. Flachköpfen, denen es wohltut, die außerordentliche Wirkung der Vorlesungen seiner Sprechtechnik zuzuschreiben, hat Kraus selbst geantwortet. »Die Schmach, die Wirkung der ‚Chinesischen Mauer' einem von Herrn Strakosch überkommenen dramatischen R zu verdanken, hätte ich nicht überlebt.« Er ist auch Schauspieler. Gewiß. Aber nicht mehr oder weniger als jeder Mensch, der sich zwei Stunden lang von der Öffentlichkeit anstarren lassen und Haltung bewahren muß.

Hinter jeder Wahrheit, hinter jedem Gedanken steht ein Mann. Lange wollte man diesen Mann hinter Karl Kraus' Werk nicht sehen. Daß einer, der Witze macht, ernst sein könne, mochte man nicht glauben. Wenn das, was er sagt, bloß Scherz wäre, würde die Menge mitgehen; wenn es bloß Ernst wäre, käme gewiß mancher, der leicht schwitzt, in Gemütsbewegung. Karl Kraus zeigt die Widersprüche auf. Und überall, wo Widerspruch ist, ist das Komische. Er existiert unter Doppelreflexion und darum hat er ebensoviel Pathos als Komik. Die sichern sich gegenseitig. Denn ohne Komik wäre das Pathos Illusion, ohne Pathos die Komik Unreife.

Nun ist er vor sein Werk getreten. Und wer ihn lesen hört, der wird an ihn glauben. Nicht infolge der Suggestionskraft seiner Persönlichkeit, sondern weil man einen Menschen gewahr wird, der an seinen Zeitgenossen und der Verkehrtheit ihrer Anschauungen leidet. Er ist ein strenger Ethiker und nur aus Scham, weil er die höchste Sittlichkeit, die er wollte, nicht finden konnte, wurde er Zyniker. Sein Zynismus ist nur Maske, seine Ironie nichts als ein Inkognito. Paul Czinner.

Am dritten Leseabend (der, am 15. Mai, wieder vom Akademischen Verband für Literatur und Musik veranstaltet wurde) hat der Herausgeber der Fackel Dichtungen seiner Mitarbeiter und eigene Arbeiten vorgelesen. Das Programm hatte zwei Abteilungen: Else Lasker-Schüler: Sterndeuterei, Unser Kriegslied, Weltende, Die Stimme Edens, Meine Mutter, Ein alter Tibetteppich, Streiter; August Strindberg: Attila; Peter Altenberg: Die Maus, Gespräch mit einem Gutsherrn; Otto Stoessl: Der Sturm und die Mutter; Frank Wedekind: Das Lied vom armen Kind, Der Zoologe von Berlin, Der Dampfhammer; Paul Scheerbart: Hohle Symbole; Albert Ehrenstein: Wanderers Lied, Ritter Johann des Todes; Berthold Viertel: Pferderennen, Begegnung; Franz Werfel: Kindersonntagsausflug, Der schöne strahlende Mensch; Hugo Wolf: Der Fötus, Totengeläut (nach Gilkin). Und: Detlev v. Liliencron: Die betrunkenen Bauern, In einer großen Stadt, Schwalbensiziliane, Der Maibaum, Schnell herannahender und anschwellender und ebenso schnell ersterbender Sturmstoß, Ballade in U-dur, Das Schlachtschiff Téméraire, Der Blitzzug; Alexander Solomonica: Die vierte Schwester; Richard Weiß: Das Tor von Samaria; Nach dem Chinesischen (von Heinrich Horvát): Das schöne Jahr; Stefan Tömörkény: Der Kampf mit dem Soldaten; Otto Stoessl: O du mein Österreich; Paul Engelmann: Das Adolf Loos-Haus; Franz Grillparzer: Die Presse; Karl Kraus: Pro domo et mundo (ein Teil der in diesem Hefte veröffentlichten Aphorismen). — Proben von Bleibtreu, Hauer, Heinrich, Lublinski, Heinrich Mann, Przybyszewski, Scheu, Soyka und anderen konnten, wie am Beginn mitgeteilt wurde, im Rahmen dieses Abends leider nicht Platz finden. Der Ertrag der erfolgreichen Veranstaltung fiel den Dichtern Else Lasker-Schüler und Peter Altenberg zu.

Pro domo et mundo

Von **Karl Kraus**

Nichts da, ich bin kein Raunzer; mein Haß gegen diese Stadt ist nicht verirrte Liebe, sondern ich habe eine völlig neue Art gefunden, sie unerträglich zu finden.

*

Das Wiener Leben ist nach einem schlechten Witzblatt gezeichnet. Das Merkmal beider: die Unbeweglichkeit der Figuren.

*

Einer zitierte gern Jean Pauls Wort, daß jeder Fachmann in seinem Fach ein Esel sei. Er war nämlich in allen Fächern zuhause.

*

Ein Schein von Tiefe entsteht oft dadurch, daß ein Flachkopf zugleich ein Wirrkopf ist.

*

Herr Eulenberg riet, die Männer sollten nicht, nachdem sie die Frauen genossen haben, ihnen ein verdrossenes Gesicht zeigen. Das ist leicht raten. Als ob mit einer guten Miene der Frau in dieser Lage geholfen wäre! Je besser sie gelaunt bleibt, umso trister wird der Mann, und umgekehrt. Ein Schelm, der mehr gibt als er hat. Was soll man da tun? Jedenfalls keine Taktfrage aufwerfen, sondern fünf traurige Männer hinschicken! Da wird sie schon die Unhöflichkeit nicht merken.

*

Weil beim Mann auf Genuß Verdruß folgen muß, muß folgen, daß beim Weib auf Treue Reue folgt.

*

Damit nicht häßliche Frauen verschmachten müssen, müssen immer um hundert Jahre früher die schönen befriedigt werden.

*

Er ist bescheiden aus tieferen Gründen,
das Gegenteil hat er bei ihr nicht erkannt.
Um seine Zigarre anzuzünden,
entfacht er ihren Höllenbrand.
Das weitere, denkt er, wird sich finden,
so wie es sich seit jeher fand.

*

In der Kunst kommt es nicht darauf an, daß man Eier und Fett nimmt, sondern daß man Feuer und Pfanne hat.

*

Ein Redner schrieb: »Möge die Stimme des Freundes nicht ungehört verhallen!« — Die Stimme verhallt, weil sie gehört wird, das Wort kann auch ungehört nicht verhallen.

*

Wunder der Natur! Die Kunstblumen des Herrn von Hofmannsthal, die um 1895 Tau hatten, sind nun verwelkt.

*

Entwicklung der Menschheit: Was wirst du durch mich denken? — Was werden Sie von mir denken? (Noch gibt es Hetären und Philosophen.)

*

Phantasie macht nicht Luftschlösser, sondern Luftschlösser aus Baracken.

*

Der Fortschritt muß ein Zimmerputzer sein: er bewegt sich und kommt nicht vom Fleck und macht dennoch ein Parkett blank. Was ihn aufrecht hält, das ist der äußere Glanz und ein Schein von Freiheit.

*

Auch die Wissenschaft befriedigt die Neugierde der Frau. Von Mitwissensdurst getrieben, duldet sie nicht, daß der Mann außer Hauses ein Geheimnis habe. Sie kann es in der Mitwissenschaft gar zum Doktor bringen.

*

Vom Reformkleid ist nur ein Schritt zu der Neuerung, daß die Frauen durch Kiemen atmen.

*

Was hat Sprung ohne Ursprung? Was ist haltloser und ungreifbarer, grundloser und unberechenbarer als das Gerücht? Die Zeitung. Sie ist der Trichter für den Schall.

*

Etwas Wahres ist immer dran. Ich sei, heißt es, einmal Zionist gewesen. Ich habe wirklich einmal etwas gegen den Zionismus geschrieben. Ich sei, heißt es, nicht in jene Zeitung gekommen, die ich später bekämpft habe. Ich habe wirklich ihren Antrag abgelehnt. Ich soll mich einem Einflußreichen in einem Brief angebiedert haben. Ich habe wirklich einen solchen Brief von ihm bekommen. Kurzum, etwas Wahres ist immer dran.

*

Die Art, wie sich die Leute gegen mich wehren, beweist so sehr die Berechtigung meines Angriffs, daß ich immer bedaure, die Abwehr nicht vorher gekannt zu haben, weil ich sie sonst als stärkstes Motiv in

den Angriff einbezogen hätte. Ein Philosoph, den ich als Kommis entlarvt hatte, sagte: »Das tat er nur, weil ich an seiner Zeitschrift nicht mitarbeiten wollte«; als Privatdozent habe er eine solche Zumutung ablehnen müssen. Nun erinnere ich mich zwar nicht, ihn eingeladen zu haben. Tat ich's, so muß es vor seiner Habilitierung gewesen sein, und er wollte dann wohl sagen, mit dem Wunsch, Privatdozent zu werden, habe er ablehnen müssen. Weiß ich so etwas, so beschleunigt es die Erkenntnis und ich nehms in das Urteil auf. Denn meine Angriffe tragen ihr Motiv an der Stirne. Indem jener mir aber das der Rache unterschiebt, lügt er, um sich einer Gesinnung zu beschuldigen, die schlimmer ist als meine Rache. Und handelt überdies unlogisch, weil die Frage offen bleibt, wie es denn möglich ist, daß ich bei solchem Aufwand an Selbstsucht und Berechnung und bei solchem Vorwand von geistigem Streben nicht längst Privatdozent geworden bin. Wenn ich das wäre, was sie sagen, wäre ich doch längst, was sie sind! So oft mir also einer, den ich einen schlechten Kerl nannte, antwortet, kann ich immer nur bekennen: Daß er ein so schlechter Kerl ist, hätte ich doch nicht gedacht!

*

Der Druckfehler ist nicht von guten Eltern: Der Zufall hat ihn mit der Intelligenz gezeugt. Aber manchmal kann er sich sehen lassen. Zum Beispiel bestritt er die Behauptung eines Professors, ein großer Teil der Frauen habe keine sinnlichen Triebe und gebe sich dem ehelichen Leben nur dem Mann zuliebe hin — indem er sagte: dem ehelichen Leben und dem Mann zuliebe. Von der Wiener Kunstkritik meinte jemand, sie sei die Werbetrommel zum Künstlerhasse. Der Druckfehler schien es zu bestätigen, sagte aber: zum Künstlerhause. Den geschwollenen Satz eines pathetischen Leitartiklers von dem innern Hader, der sich an die Stelle des Festens dränge, parierte er mit der

Behauptung, es sei immer der Harden, der sich an die Stelle des Fechters dränge. In solchen Fällen kann man sich eben auf die Druckerei verlassen.

*

Man fragt mich manchmal, ob die Namen, die ich in meinen Satiren einführe, echt sind. Ich möchte sagen, daß ich die gefundenen erfinde. Ich gestalte die erfundenen aus dem Ekel der gefundenen. Ich gieße Lettern in Blei um, um daraus Lettern zu schneiden.

*

Vorschläge, um mich dieser Stadt wieder zu gewinnen: Änderung des Dialekts und Verbot der Fortpflanzung.

*

Menschen, Menschen san mer alle — ist keine Entschuldigung, sondern eine Anmaßung.

*

Ein Volk, welches das Lied: »Schackerl, Schackerl, trau di nöt« singt, hat recht. Das ist in der Tat unheimlich.

*

Das österreichische Leben hat eine Entschädigung: Die schöne Leich.

*

Ich muß den Ästheten eine niederschmetternde Mitteilung machen: Alt-Wien war einmal neu.

*

Ich habe schon gesagt, daß das Berliner Volk die Austern selbst ißt, die das Wiener Volk essen zusehen will, und daß dies der Grund ist, warum man dort ungestört Austern essen kann und das Auf-

sehen sich infolgedessen mehr den geistigen Vorzügen zuwendet. Ich wollte damit nicht sagen, daß Volk nicht Volk sei und daß es nicht überhaupt den Hang habe, Austern essen zu sehen. Aber da die Nordsee für Ablenkung gesorgt hat, sind Verkehrsstörungen in Berlin aus solchen Ursachen glatt unmöglich. Ich glaube, daß es der ganze Unterschied ist und daß diese Erkenntnis Herrn Scheffler der Mühe entheben müßte, sich weitere kulturästhetische Gedanken zu machen.

*

Berlin und Wien: Im Wesenlosen schaffe ich, woran mich das Unwesen hindert.

*

Es gibt nur eine Möglichkeit, sich vor der Maschine zu retten. Das ist, sie zu benützen. Nur mit dem Auto kommt man zu sich.

*

Ich kenne ein Land, wo die Automaten Sonntagsruhe haben und unter der Woche nicht funktionieren.

*

Das ungemütliche Leben wird gemütlich, wenn es in einen neuen Betrieb gespannt wird, da die technische Entwicklung der Vereinfachung des Lebens dient und also der Gemütlichkeit. Nur dort, wo es schon gemütlich war, muß das Leben durch die Maschine ungemütlich werden. Darum ist es sinnlos, in einer Stadt Telephonverbindungen zu suchen, in der eh die Dienstmänner da sind, oder ein Automobil zu besteigen, das erst gschmiert werden muß oder dessen Chauffeur jaust oder gar bstöllt ist. Töricht aber ist es, der Gemütlichkeit einen Vorwurf zu machen. Die Maschine hat den Pallawatsch verschuldet.

Wann kommt die Zeit, wo man bei der Volkszählung die Zahl der Fruchtabtreibungen in jedem Hause wird angeben müssen?

*

Wenn dir etwas gestohlen wurde, geh nicht zur Polizei, die das nicht interessiert, und nicht zum Psychologen, den daran nur das eine interessiert, daß eigentlich du etwas gestohlen hast.

*

Es ist notwendig, weibliche Anmut außerhalb der Verwandtschaft zu genießen, weil man nicht dafür gutstehen kann, daß sich nicht plötzlich die Unzulänglichkeit der Züge herausstelle. Ich plage mich und mache die Synthese — da kommt der Vater als Analytiker hinterher!

*

Haut im Kaffee schmeckt nicht gut, wenn sie nicht bestellt ist. Wer das nur einsieht, wird etwa auch über die Perversität nachzudenken beginnen. Er wird zwischen dem Mangel und der Fähigkeit, ihn zu verantworten, unterscheiden und vor dem Wunder staunen, wie ein Strich des Bewußtseins aus jedem Minus ein Plus macht.

*

Der Gedankenlose denkt, man habe nur dann einen Gedanken, wenn man ihn hat und in Worte kleidet. Er versteht nicht, daß in Wahrheit nur der ihn hat, der das Wort hat, in das der Gedanke hineinwächst.

*

Daß eine Form da war vor einem Inhalt, kann kaum ein Leser dem sichtbaren Gedanken ansehen und soll es auch nicht. Aber man zeige es ihm an dem Versuch, einen, der unter die Bewußtseinsschwelle geraten ist, emporzuziehen. Es wird da vergebens sein, in die Breite zu assoziieren. Es nützt nichts, daß der Finder und Verlierer sich durch stoffliches Tasten in die Nähe bringt.

Der Gedanke etwa, daß »man den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht«, würde nicht auf den Zufall eines Waldes reagieren, den man zu sehen bekäme, und nicht auf die Bäume, die ihn unsichtbar machen. Wohl aber würde er sich wieder auf dem Wege einstellen, auf dem er entstanden ist. Man versuche den Tonfall, die Geste, in der man ihn gedacht haben könnte, bald wird es von etwas schimmern, das irgendwie »verfehlte Wirkung« oder »klein vor groß« ausdrückt, und schon sieht man den Wald, den man vor lauter Bäumen nicht sieht. In der Sprache denken heißt nun einmal, aus der Hülle zur Fülle kommen. Wie man des Traums der vergangenen Nacht inne wird, wenn man wieder das Linnen spürt.

*

»Zeitraum«: das ist ein Quodlibet der Ewigkeit. Man versuche einmal, sich ohne Kopfschmerzen eine Raumzeit vorzustellen.

*

Ein metaphysisches Wesen sieht, wie es im Kinematographen zuckt. Wir glauben an Entwicklung, wenn der Lebensfilm der Persönlichkeit abgewickelt wird.

*

Die Mystiker übersehen manchmal, daß Gott Alles ist, nur kein Mystiker.

*

Spiritismus ist der Versuch, die Fenster von der Gasse zu öffnen. Es ist umso unmöglicher, als sie ohnedies offen stehen und wir so oft vor dem Anblick erschrecken können, wie die im Hause uns anblicken. Damit hat man genug zu tun; und zerbreche sich nicht den Kopf an den Mauern. Es gibt ein Jenseits, das mit dem Tode endet.

*

Die wahre Metaphysik beruht in dem Glauben, daß einmal Ruhe wird. Der Gedanke an eine Auferstehung der Fleischer widersteht ihr.

*

Es ist halt ein Unglück, daß mir zu jedem Lumpen etwas einfällt. Aber ich glaube, daß es sich immer auf einen abwesenden König bezieht.

•

Die Feuilletonisten plündern den Hausrat der Natur, um ihre Stimmungen zu bekleiden. Wenn sie sich schneuzen, muß es donnern, sonst würde man die Bedeutung nicht verstehen. »Das ist wie wenn« sagen sie und tun dem Kosmos große Ehre an. Was sich so in der Welt begibt, darf neben ihren Sentiments einherlaufen, und sie sehen nach, obs stimmt. Das nennen sie Vergleiche. In der Tat gelingt es ihnen manchmal, das Vergleichende durch das Verglichene deutlich zu machen. Es ist immerhin eine Angelegenheit der Bildung. Sie wissen Bescheid, wie das ist, wenn ein anderes ist. Wenn Heine sehnsüchtig wird, so ist das, wie wenn ein Fichtenbaum. Zum Glück ist einer da, der mittut. Beim Dichter vollziehen sich die Elementarereignisse in ihm und in ihm geschieht, was draußen geschieht, und in dieser Einmaligkeit gibt es kein Auseinander von Sinn und Bild, keine Trennung von Text und Illustration. Bei Shakespeare ist das Erlebnis vom Undank der Töchter mit dem Bild geboren: Grasmücke so lange den Kuckuck speist, bis er ihr endlich den Kopf abreißt. Heine hätte das Motiv der Undankbarkeit erst in die Natur einführen müssen, um dann das, was herauskommt, mit der gegebenen Situation zu vergleichen. Die Feuilletonisten tragen sich immer hinaus, um sich auszudrücken; wenn sie ein Höheres sich gleichgemacht haben, finden sie, daß sie ihm ähnlich sind; wenn sie fremden Schmuck angelegt haben, erkennen sie sich wieder. Die Dichter sind schon in der Natur enthalten, in deren Belieben es ist, sie auszudrücken. Lyrik liegt jenseits der günstigen Gelegenheit, daß Fichtenbäume träumen. Lyrik ist nicht die Prätension eines kleinen Ich, von der Natur angeschaut und bedient zu werden, sondern

beruht auf einer Gegenseitigkeit, bei der auch dem Dichter die Augen übergehen. Die Bequemlichkeit, daß immer ein Sinniges folgt, wenn ein Inniges da ist, hat das deutsche Ohr verführt und unsäglichen Jammer über die Kunst gebracht. Schmach über eine Jugend, die davon nicht lassen will! Die Kunst als Zeitvertreib vertreibt uns die Ewigkeit. Die Natur gefällt uns, weil wir die schönen Dinge in ihr finden, die unsere Lieblinge hineingetan haben, indem sie sagten: Das ist wie wenn. Sie haben das Leben in Ornamente geschnitten; die schmücken nun unsere Leere. Der Fichtenbaum grünt nicht mehr, sondern träumt; was viel poetischer ist. Und es beglaubigt die Sehnsucht des Dichters, die sonst erst bewiesen werden müßte. Er sagt ganz einfach: Wenn dem Fichtenbaum so zumute wäre wie mir, so wäre mir so zumute wie dem Fichtenbaum, nämlich träumerisch.

*

Weil ich den Gedanken beim Wort nehme, kommt er.

*

Wo sollte der nahe Tod sein Signal geben, wenn nicht dort wo das Leben sitzt, im Geschlecht? Man hat bei Hingerichteten den letzten Vollzug der Wollust festgestellt. Aber neige dich über ein Treppengeländer, und du wirst die Stelle spüren, wo du sterblich bist. Nicht immer muß ein Weib der Abgrund sein, damit sich Gefahrlust melde, wie sie in fremdem Bett genossen wird. Wenn man dazu bedenkt, daß dort, wo der Tod steht, immer auch der Geist steht und daß es eine Spannung gibt vor dem Schlußpunkt, sei es des Lebens oder des Werkes, das Herzklopfen vor aller Vollendung, sei es in der Arbeit am Wort, an der Schwelle der Unabänderlichkeit, und sei es auch nur im Wettlauf von Schularbeit und Schulstunde oder im Streben an einer Kletterstange empor, wo Lust die

Mühe lohnt, die ihr entgleitet — bedenkt man dies, so denke man, wie wenig es mit dem Weib zu schaffen hat, und lerne die Lust, die vom Weib nicht abhängt, nicht geringer achten. Das Weib ist unbequem, Vorstellung des Weibes ist nur bequeme Vorstellung des Unbequemen. Darf man so wenig Phantasie haben, um der Vorstellung des Weibes zu seinem Glück zu bedürfen? Der Geist hat tiefere Wollust, als der Körper beziehen könnte. Irgendwie lebt er davon, daß Wollust die Mitgift des Weibes ist. Er muß es erlebt haben. Und empfängt etwas von jener durchwaltenden Seligkeit weiblichen Empfindens, welche die arme Pointe männlicher Lust beschämt. Der Zerknirschung am Ziel entweicht er zu den Wonnen des Weges. Jede Hemmung erhitzt ihn, und keinen Anteil an diesen Gluten hat selbst das Weib, das sie kühlen wird. Eine macht sich unerreichbar, um einen zu erreichen. Aber sie weiß nicht, daß sie es nicht heute ihrer Anwesenheit, sondern gestern ihrer Abwesenheit zu danken hat. Schließlich steigt Phantasie vier Treppen hoch, um das Weib nicht zu finden, und bis zum Himmel, ohne es zu suchen. Sie hat sich des Stoffs begeben. Aber sie hat die Form, in der der Gedanke wird und mit ihm die Lust. Sie ahnt, was keiner zu wissen vermag. Sie hat sich an der Wollust gebildet und konnte von da an, durch immer neue Erlebniskreise zu immer neuen Potenzen dringend, nie versagen, wenn ungeistige Begierde längst versagt hätte. Nun bedarf sie des Anlasses nicht mehr und läßt sich an sich selbst, und genießt sich im Taumel der Assoziationen, hier einer Metapher nachjagend, die eben um die Ecke bog, dort Worte kuppelnd, Phrasen pervertierend, in Ähnlichkeiten vergafft, im seligen Mißbrauch chiastischer Verschlingung, immer auf Abenteuer aus, in Lust und Qual, zu vollenden, ungeduldig und zaudernd, immer auf zwei Wegen zum Glück, bis sie vor dem Abgrund, wo die Maschine lauert und das Unabänderliche beschlossen liegt, in Angst ver-

geht und an einem Hingerichteten die letzte Wollust vollzogen ist.

*

Die Vision vom Wiener Leben

Könnte ich hier doch Visionen haben! Aber es ist kein Platz dafür unter den Hirngespinsten, die hier leben. Ist nicht der Irrsinn der Welt hier eingesperrt? Wenn man ankommt, trägt eine Individualität den Koffer in einen abgesonderten Raum, wo grüne Persönlichkeiten ihn ohne Wunsch und Neugier stumm betrachten. Was es bedeutet, erklärt der Träger mit dem Wort »Verzehrungssteuer«, das wie Verzierungssteuer klingt. Er könnte in diesem Dialekt auch »Tattwamasi« sagen. Denn die Erkenntnis von der Zwecklosigkeit alles äußeren Lebens steht am Eingang. Dann hört man ein Gegröhle. Es entsteht, weil ein Philosoph ein Roß lenken soll, die ihm begegnenden Philosophen nicht ausweichen wollen, und setzt sich fort in einen Disput darüber, daß du nicht selbstlos genug bist und einem Manne, der Familienvater ist und dich ohnedies nicht überhalten will, die zu einem beschaulichen Leben notwendigen Mittel verkürzest. Sooft ich hieher zurückkehre, frage ich mich, wie lange ich das aushalten werde. Ich bin ein Instrument in den Händen der höher Organisierten. Als Passagier bin ich für die Kutscher da, damit sie mich, wenn sie es brauchen, benützen können. Haben sie mich zu einer Fahrt gemietet und ist es mir gelungen, mit der Klinke den Wagenschlag zu öffnen und wieder zu schließen, so öffnet eine fremde Persönlichkeit mit nackten Füßen ihn noch einmal, läßt Wind und Regen ein und verlangt dafür und weil es ihr ohne meine Hilfe gelingt, den Wagenschlag zu öffnen und wieder zu schließen, Belohnung. Als Esser bin ich für die Gastwirte da, die auch leben wollen. Als Bestohlener für die Polizei. Als Bürger für den Staat. Als Raucher ein Zündstein für den Raucher. Als Privatmann diene ich dem Betrachter. Die einzige Entschädigung, die ich habe, ist,

daß auch ich die grauen Haare an der Schläfe des Herrn Pollak zählen kann. Ich fühle mich unter einem Theaterpublikum, das im Zwischenakt in lauter Bekannte zerfällt, die Familienneuigkeiten austauschen. Ich höre die Frage: »Was, heuer nicht nach St. Moriz?«, die Versicherung: »Der verdient auch schon hübsch«, die Feststellung: »Bunzl hat sich getauft« und den Ausruf: »Auf Kramer soll ich sagen!« Ich fliehe in die Isolierzelle, um zu telephonieren. Hier bin ich einsam und empfange die Geräusche der ganzen Stadt. Ein Ozean des Wahnsinns musiziert in der Telephonmuschel. »Reservieren Sie 26 doppelbreit — du, hörst du, grüß mir die Lili — 9982 — 9182? — 9982 — Also 9983 So verbinden Sie mich doch endlich mit Stelle III von 437 — Aber Sie sind ja doch mit Stelle II von 525 verbunden . . .« Die Stadt liegt am Fuße jedes ihrer Bewohner. Jeder scheint das Weichbild in seiner besondern Art zu umgeben, rebenbewachsen, sonnig, eine lohnende Partie. Ensembles, Komparserie, Massen gibt es nicht. Umzüge bestehen aus Hofopernsängern, die sich bereit erklärt haben, zu Gunsten des Pensionsfonds im Chor mitzuwirken. Am ersten Mai unterscheide ich eine dicke Frau von einer dünnen, einen dünnen Mann von einem dicken. Sie leben alle, als ob sie vom Schönpflug verzeichnet wären. Wer geht, steht. Die Pferde hängen in der Luft. Oder sie kreuzen fidel die Beine wie die Kutscher. Die Ringstraße ist von einem gut gezwirbelten Schnurrbart ausgefüllt. Man kann nicht vorbei, ohne anzustoßen. Das Leben vergeht, ehe er sich entfernt hat. Der Mann ist höher als das Haus im Hintergrund. Er verdeckt den Himmel. Das Leben rings ist tot. Ich ging durch die verlängerte Kärntnerstraße. Eine Rauchwolke stieg in die Nacht. Allmählich zeigten sich die Konturen. Ein Einspänner stand da und tat es mitten auf der Straße. Er fragte, ob ich fahren wolle. Ich erschoß mich.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3

INHALT der vorigen Doppelnummer 321/322, 29. April 1911:

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstr. 3

Doppelnummer

Nr. 324/325 2. JUNI 1911 XIII. JAHR

DIE FACKEL

HERAUSGEBER:

KARL KRAUS

INHALT:

PREIS DER DOPPELNUMMER 60 HELLER
ERSCHEINT IN ZWANGLOSER FOLGE

VERLAG: ‚DIE FACKEL‘, WIEN — BERLIN
WIEN, III/2, HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3 TELEPHON Nr. 18
BERLINER BUREAU: HALENSEE, KATHARINENSTRASSE

DIE FACKEL

Nr. 324—25 2. JUNI 1911 XIII. JAHR

Glossen

Von **Karl Kraus**

Die Künstler

Der Typus, der einen malerischen Schlapphut und einen architektonischen Umhängebart trägt und in besonders peinlichen Exemplaren auch vor Pumphosen nicht zurückscheut, die Sorte, die in den achtziger Jahren die Gegend zwischen dem Café Kremser und dem Restaurant Gause belebt hat und die man längst ausgestorben und nur zum Zweck der Veranstaltung von Gschnasfesten konserviert glaubte, kurzum jene Art von Mensch, bei deren Anblick sich dem Wiener sofort die Assoziation »Künstler« einstellt, — ist soeben fünfzig Jahre alt geworden. Und da sich die Künstlergenossenschaft zur Malerei ähnlich verhält wie der Männergesangverein zur Musik — wobei es nicht ausgeschlossen ist, daß die beiden Korporationen einander im Bedarfsfalle aushelfen —, so herrschte große Aufregung bei allen, die Aussicht haben, ihr Verdienst, es miterlebt zu haben, gewürdigt zu sehen und die Ehre gehabt zu haben, in Anwesenheit des Truchseß Dobner von Dobenau gspeist zu haben, nicht ohne vorher den formschönen und gehaltvollen Prolog des Freiherrn von Berger, dem die Arbeit am Epilog des Burgtheaters zu allem Möglichen Zeit läßt, begeistert akklamiert zu haben. Der Statthalter war auch dabei. Er ist so kunstsinnig, daß wir noch immer zwanzig Automobiltaxen haben, und so fesch, daß das alte Wahrwort Recht behalten dürfte: Der Hannoveraner geht nicht unter. Wer da aber glaubt, daß mich die Lebensäußerungen des kunstsinnigen und geselligen Wien heute noch zu einem intimeren Eingehen reizen werden, ist im Irrtum. Mit einem leichten Aufstoßen gehe ich an den gedeckten Tafeln vorüber, an denen gestern eine achtzigjährige Zierde des Barreaus gepriesen wurde, als ob sie von Michelangelo selber entworfen wäre, und heute zu Ehren der

fünfzigjährigen Kunst gegessen wird. Es ist immer dasselbe Schaugericht, süß zum hineinbeißen. Sie sind immer unter sich, harmlos und ohne Ahnung der Gefahr, daß ein Sachverständiger im internationalen Konditoreifach bezeugen könnte, die Crême der Wiener Gesellschaft sei der Abschaum der Menschheit. Und wenn sie nicht mehr »gemütlich« sein können, so ersetzen sie es wenigstens durch einstimmiges Klagen, daß sie es nicht mehr sind. Indem sie bei grimmigem Zeitgeist die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, machen sie sich warm wie die Dienstmänner, die im Winter die Arme übereinander schlagen. Und die Erinnerungen der alten Herren schweifen zurück in die Zeit, wo noch das »Sperrschiff« in der Kärntnerstraße herumgegangen ist und wo es noch keine Sezession gab. Ja, damals hat noch der Bratfisch gesungen und der Ranzoni hat noch geschrieben. Der Pötzl war noch Gerichtssaalberichterstatter, zeigte aber bereits Spuren von Humor, die Blütezeit der Fiakermilli war zwar schon vorüber, aber der Stern der Dukatenmali war eben im Aufgehen. Feuerbach wurde abgewiesen, Romaco ging zugrunde, und alle Kobolde des Ulks wußte Meister Goltz um sich zu versammeln. »Als man noch eins im Künstlerhause war . . .« — an diese Zeit erinnert sich in der Neuen Freien Presse, und nie wird er »an« diese Zeit vergessen: der alte Wiener Kunstfreund, der in der Rembrandtstraße wohnen dürfte und der vielleicht nur die Zeit gemeint hat, als man »nach eins« im Künstlerhaus war. Er preist den Geselligkeitszauber, die familiäre Gemütlichkeit und die Intimität der Vergnügungsabende von anno dazumal. Dafür zwei Belege. »Plötzlich hörte man dumpfes, wirres Geschrei aus dem Souperzimmer dringen. Erschrocken eilte man hinein und fand alles im wilden Alarm, alles von den Sitzen auf, Frau Papier schrie nach ihrer Garderobe . . . ihr Gatte stand in einer Art von Kampfesstellung gegen Canon. Was war geschehen? Auf Richard Wagner war das Gespräch gekommen und da hatte Canon, auf den der Name ‚Wagner' schon wie ein rotes Tuch wirkte, eine Behauptung aufgestellt, für deren Tatsächlichkeit er mit allem Aplomb seine Zeugenschaft einsetzte . . .« Als ein Wagnerianer widersprach, erbot sich Canon »ihm die Champagnerflasche um den Schädel zu hauen.« Erzählt der Historiker der Gemütlichkeit. Ein andermal war Adolf Menzel nach Wien zu Besuch gekommen. Man hatte ihm im Künstlerhaus »zum Sitznachbar den Wiener Ältesten, Rudolf Alt, gegeben. Alt führte die Unterhaltung

in der Art, wie er muntere Gespräche zu führen pflegte, in einer Suite von Kalauern, der eine ärger als der andere ... Für Menzel, den Berliner, wars das absolute Kauderwälsch, der Sitznachbar wurde ihm immer unverständlicher und damit auch immer rätselhafter, so daß er schon Zeichen von Ungeduld gab, die leicht explodieren konnte.« Erst später verstand Menzel, »und nun antwortete Sprühfeuer dem Sprühfeuer«. Es ist immerhin bedauerlich, daß er den Begriff, den er damals von Wien und seiner Kunst bekam, in keiner Tagebuchnotiz festgehalten hat. Der gemütliche Kunstfreund meint: »Das waren so innige, seriöse und minder seriöse Allotrias der Intimität, die aber jedenfalls auf die vorhandene Sphäre der Intimität hinwiesen.« Die Zeiten sind vorüber. Zwar hat nicht Wagner, sondern Herr Canon, auf den er wie ein rotes Tuch wirkte, in Wien ein Denkmal bekommen — jener Vollbart mit Pumphose, über den sich an der Ecke der Johannesgasse die Dienstmänner freuen, weil sie ihn noch persönlich gekannt haben —, aber die Gemütlichkeit ist tschihi. Der Geselligkeitsklub »D'Fürigspritzten« ist in das Zeichen der Sekzessiaun getreten und behauptet, daß der Makartsche Genius in Klimt wiedererstanden ist unter Beibehaltung des Kranzes blühender Jüdinnen. Aber alle, in denen noch ein Gefühl für die Vergangenheit lebt, vereinigen sich, um die Künstlergenossenschaft hoch leben zu lassen. Der Beginn der Feierlichkeiten gestaltete sich so: »Bildhauer Fänner erschien als Muse auf einem Pegasus, den ein ausrangiertes Komfortablepferd darstellte, und sprach den Prolog von Maler Zewy, der dann in gelungener Maske eines Dichterlings in Versen von Benjamin Schier die Künstlergenossenschaft von einst und jetzt feierte.« Das geschah im Künstlerhaus und man konnte somit glauben, es handle sich um ein Jubiläum der Schlaraffia. Am nächsten Tag wurden bereits freimaurerische Töne angeschlagen. »Gott grüß die Kunst!«, rief der Freiherr von Berger durch den Mund des Herrn Reimers, dem schon früher die Kunst, grüß Gott! zu sagen, nachgerühmt wurde. Es soll sehr schwungvoll gewesen sein, und zweihundert Schlapphüte grüßten Gott zurück. Der Unterrichtsminister gedachte der Fülle von Schönheit, die die Wiener Bevölkerung von der Künstlergenossenschaft empfangen (natürlich ohne Hilfszeitwort) und durch die ihr Dasein voller, ihre tägliche Arbeit froher, ihre Ziele edler geworden. Der Bürgermeister aber, weit entfernt, die Wirkung der

Herren Ameseder und Temple auf Wien zu beschränken, erklärte, daß die Kunst gemäß ihrer erhabenen Sendung im ringenden Leben der Menschheit diese über den Alltag, über Not und Tod des Einzelwesens erhebe, den Menschen zum Ebenbilde Gottes erhöhe (im Künstlerhaus hängen solche Ebenbilder Gottes nach Entwürfen von Horowitz und Adams) und ihm im weiteren Verfolg dieser Angelegenheit die edelsten sittlichen Handlungen zum Gebote und demnach dem Gemeinderat die Verleihung der großen goldenen Salvatormedaille zur Pflicht mache. Der Vorstand der Künstlergenossenschaft versetzte darauf, daß die künstlerische Entwicklung von der politischen Freiheit abhänge und daß erst nach Schaffung der Staatsgrundgesetze die »sublimen Wünsche der Wiener Bevölkerung in der Kunst Befriedigung« finden konnten. »Als sich der Zauber ihres Wirkens über die abgebrochenen Festungswälle legte, da habe sich der Schönheitsgeist der Wiener zur Begeisterung entzündet.« Die Kunst aber sei an Voraussetzungen geknüpft, deren Erfüllung in dem einsichtsvollen Wirken jener Männer ruhe, die den Staat zu lenken haben. Die Festversammlung, in der diese Perspektiven feierlich eröffnet wurden, tagte im Parlament, das zur Zeit infolge Verfassungsbruchs an Vereine vermietet wird. Es war sehr heiß im Saal. Es war ein Gedränge von Phrasen, die einander auf die Zehen traten, und da die Phrase ein gestärktes Vorhemd ist vor einer Normalgesinnung, die nie gewechselt wird, so entwickelte sich jene Atmosphäre, in der sich Menschen die Nase zuhalten und Künstler aufatmen. Als dann endlich der Tisch gedeckt war, ging es erst hoch her. Der Vorstand, Professor v. Weyr, der Schöpfer des Monumentalbrunnens »Die Macht zur See«, in welchem ein empörter Hilfsämterdirektor den Dreizack schwingt, erinnerte daran, daß Arbeit des Bürgers Zierde, anderseits aber Segen der Mühe Preis ist, und fuhr fort: »Sie werden uns gewiß berechtigt halten, hochverehrte Herren, den Wert der Kunst hoch einzuschätzen, aber bei aller Wahrung ihres Wertes waren wir doch immer die Empfangenden, wenn wir zu geben glaubten. Was bietet Wien nicht alles unseren Sinnen! Die Lebenswogen einer großen Stadt sind ja immer der Nährboden für die Phantasie des Künstlers. Alle Menschenlose von dem ersten Zittern bis zu den letzten Zuckungen des Herzens berühren ihn, das erste Liebemahnen des zarten Bürgersinnes, wie das Schicksalsdrama des dekadenten Weibes

beschwingen seine Träume und wandeln sich zu Bildern in seiner Seele. Aus Spelunken, wie aus lichtumflossenen Gesellschaftsräumen, aus den Quartieren des Elends, wie aus den Regionen, welche die Goldfluten in erzumschmiedeten Räumen bergen, empfängt er den Pulsschlag seines Wirkens und den Lebensodem seines Daseins. Über alle diese Erscheinungen den verklärenden Mantel der Kunst zu breiten, um sie in den alles versöhnenden Begriff ‚Kultur‘ einreihen zu können, ist die Aufgabe, welche die Künstler zu erfüllen haben. Diese Aufgabe weisen Sie uns an, indem Sie uns in Ihre Dienste nehmen und uns betrauen, Paläste zu erbauen, um die menschlichen Schwächen zu umhüllen, Gotteshäuser für die Frommen und Hilfsbedürftigen und Heimstätten für die Arbeitsmüden zu errichten, indem Sie von uns fordern, in unseren Bildwerken Ihnen den Spiegel Ihres Lebens vorzuhalten. Diese Wünsche können wir aber niemals ganz erfüllen, da wir Ihnen immer nur Reflexe unseres künstlerischen Schauens, einen Bruchteil dessen bieten können, was wir aus dem reichen Seelenleben unserer Stadt empfangen haben. In diesem Bruchteile suchen wir jedoch die Vorgänge des Lebens durch die Kunst zu adeln, sie ihrer Niedrigkeit zu entrücken, um das Innenleben unserer Bürger auf seine höhere Bestimmung hinzuweisen. Und welcher Strich der Erde wäre empfänglicher für diese Weisung wie der Wiener Boden, in dem ja alle Schönheitskeime so reiche Nahrung finden? Das Wienerblut ist so von Gott gemischt, daß....« Das wurde wirklich gesprochen. Es war ein Monumentalbrunnen der Beredsamkeit. Die Vertreter des Wienerbluts, die nicht müde werden, diese ganz besondre Marke zu empfehlen — während es zum Beispiel auffallend ist, daß nie in der Welt vom Pariser- oder Londonerblut die Rede ist —, hatten einen guten Tag. Und doch muß man sagen, daß jedes Blut von Gott gemischt ist und daß vielleicht gerade die slowakisch-bajuvarische Mischung nicht die glücklichste ist und überhaupt einem von Gott gemischten Blut ein mit Gott gemischtes vorzuziehen wäre. Zum Schlusse aber dankte Redner dem Stadtrat und versprach, daß die Verleihung der Salvatormedaille die Künstlergenossenschaft »in dem Bestreben stärken werde, aus den Regungen der Wiener Seele unsterbliche Menschheitswerte zu gewinnen«. Von nun an wollten die Künstler alle Quellen ihrer Phantasie

springen lassen. Hier war der Moment gekommen, das Glas auf die Stadt der Blumen und der schönen Frauen, auf ihren wackeren Bürgermeister und ihre pflichtgetreue Stadtvertretung, »diesen Dreibund«, zu erheben. Da aber die Künstler, wie mir einmal ein Hausmeister gesagt hat, speziell »Damenfreunde« sind, so lag es nah, daß ein Baurat auf die Wienerinnen hinwies und unter allgemeiner Zustimmung ein »Poem«, wie die Zeitungen sagen, zum Besten gab, welches die folgenden Verse enthielt:

Im Stadtpark, dem famosen,
Da heben bunte Rosen
Sich ab vom grünen Buchs.
In diesem Blumenleben
Seh'n wir die Wienerin schweben,
Umrauscht von Donauwogen,
Zum Lachen gern bereit.
Das Schöne und das Gute,
Es liegt bei ihr im Blute
Und wallt drin jederzeit.

Die Frage, wo der Stadtpark und wo die Donau ist, und die Feststellung, daß die Wienerin in diesem Blumenleben höchstens von den Wogen des Wienkanals umrauscht sein kann, wäre ein rationalistischer Einwand, der gegenüber der Lyrik immer unstatthaft ist. Nicht verschwiegen darf aber werden, daß der Reim auf Buchs, wiewohl er sich bei dem bekannten Wuchs der Wienerin von selbst ergeben hätte, leider verloren gegangen ist und das Poem mithin nicht so gut gebaut ist wie die Wienerin. »Ausgezogen«, hätte sie zuguterletzt auch die »Donauwogen« motiviert. Es ist umso bedauerlicher, als die Festgesellschaft in vorgerückter Stunde für die leiseste Anspielung auf etwas, was zum Anhalten ist, dankbar gewesen wäre, während sie den mehr metaphysischen Vorzügen der Wienerin, nämlich, daß das Schöne und das Gute drin jederzeit wallt, weniger Verständnis entgegenbrachte. Mindestens aber hätten sich, da schon einmal mit Schiller begonnen wurde, als Abschluß des Gedichtes die Verse empfohlen: Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer — Gehn's weg, Sie Schlimmer!... Es waren schöne Tage. Ganz Wien war auf den Beinen. Als die Concordia fünfzig Jahre alt wurde — das gefährliche Alter, in dem eine à tout prix von den Spitzen der Behörden befriedigt werden muß —, war das Aufsehen nicht halb so groß. Das ist erklärlich. So schreiben wie die von der Concordia kann jeder Mensch in Wien. Aber so malen wie die

von der Künstlergenossenschaft — dazu muß man schließlich doch bei Griepenkerl studiert haben!

* * *

Der Ankläger

»Mahler ist ein Beispiel dafür, wie viel Kraft sich versprüht, wenn sie vom Boden, vom Milieu fortgerissen wird . . Da muß er von Ärzten, die ihm als fremd gegenüberstehen, fremde Behandlungsmethoden erdulden, bis ihn die rasche Entschlossenheit seiner Umgebung befreit. Dann diese Heimfahrt des Schwerkranken eine ganze Nacht und fast einen Tag hindurch in einem Waggon, der nicht für einen Kranken berechnet ist . . Ein Genie aus einem guten Staate ist nicht so den äußeren Zufällen des Lebens ausgesetzt. Es hat eine Heimat, in der es schaffen und sich regen kann. Jetzt, da es schon sehr spät, sucht man die früheren Sünden gutzumachen. Adressen und Wünsche für Genesung werden dem Kranken zugesendet, der sie wahrscheinlich nicht liest. Jetzt erinnert man sich, daß er ‚unser war'. Im übrigen muß zugestanden sein, daß alle, die dem Meister heute ihre ehrlichen Wünsche weihen, es empfunden und das Empfinden geäußert haben, daß man in Mahler einen Großen besitzt . . Nein, die jetzt seinem Leiden mit mehr als rein menschlicher Teilnahme zusehen, üben dabei keine heuchelnde Reue. Die anderen haben ihn vertrieben, die jetzt stumm sind und früher, da sein Genie in heller Blüte stand, laut sprachen, die ihr ganzes Kraftgefühl darin sehen, daß sie es wieder einmal zustande bringen, Österreich ärmer zu machen. Österreich hat jetzt die Ehre, daß Mahler sich mit seinen letzten Wünschen wieder dahin sehnte, daß er es betonte, wohin er gehört. Aber wahrlich, es hat nicht alles getan, um diese Ehre zu erlangen.«

Sagte das Neue Wiener Journal, nachdem es die Mahler-Hetze organisiert hatte.

* * *

Kaiser Josef und die Bahnwächterstochter

»Man mag oftmals mißvergnügt gegen Wien hadern, man mag in die Fremde ziehen, um schneller, emsiger zu leben, um seiner Tätigkeit breiteren Raum zu gewinnen, man mag in der Ferne klingenderen Lohn, lauteren Ruhm ernten, wer aber einmal mit dieser Sadt verbunden war, desen Herz hängt ewig an ihr . . Man mag ihr zürnen, aber man wird nicht aufhören, sie heimlich zu lieben. Überall anderswo in den modernen Großstädten lebt man gleichsam nur an der Oberfläche, man kann fortgeblasen werden, hierhin, dorthin; man vergißt und wird vergessen. Wer aber einmal zur vielgelästerten Wienerstadt gehört, der —

Der möcht' um jeden Preis hier sterben. Da kommen sie alle! Sie wissen, daß man das hier so schön kann.

Wien vergißt man nicht, und man wird auch nicht in Wien

vergessen. Jetzt, da Gustav Mahler nach Wien heimkehrt, grüßen ihn alle Straßen und Plätze als alten Bekannten . . .

Ja, jetzt tun sie's. Hiazt.

. . . Gegen die Rampe des Frachtenbahnhofes gedrückt, steht ein simpler Bahnarbeiter, der zuweilen in der Hofoper beim Bühnenbau mithilft. Die anderen kleinen Bahndiener, die eifrig hin und wider laufen, wissen gar nicht, wer eigentlich der Kranke ist, den man jetzt auf der Sänfte in das Automobil schiebt, er aber hat Gustav Mahler oftmals gesehen, als dieser noch sein Direktor war. Betroffen blickt er ihm jetzt nach und wischt sich dann mit dem schmutzigen blauen Ärmel traurig die Augen.«

O mei!

* * *

Der Nachruf

muß — das Handwerk bringt es mit sich — lange vor dem Tod geschrieben sein, damit er unmittelbar nach dem Tod erscheinen kann, und eine Zeitung, die ihn irrtümlich vor dem Tod erscheinen läßt, steht immer noch höher im Ansehen, als eine, die ihn nach dem Tod erst schreibt. Das Odium des Handwerks nehmen jene auf sich, die sich ihm ergeben. Die journalistischen Särge müssen vorher bestellt werden, und der Leser wartet nicht so lange wie der Totengräber. Wer jener Concordia angehören will, die die Leichen schneller bestattet, darf nicht vor der Vorstellung zurückbeben, daß er eines Tages genötigt sein könnte, sich hinzusetzen und in der einen Hand die Telephonmuschel dem Abonnenten zu antworten: Mahler geht's besser, und mit der andern zu schreiben: Mahler ist nicht mehr! Wer's nicht nötig hat, wird diesen Beruf nicht ergreifen. Verächtlich ist er in einer aufgeklärten Zeit so wenig wie der des Henkers. Soziale Notwendigkeiten sind eben notwendig. Verächtlich sind bloß jene, die sich freiwillig in den Dienst solcher stellen, die dafür bezahlt werden. Verächtlich sind Zuschauer einer Hinrichtung, die dem Henker bei seiner schweren und verantwortungsvollen Aufgabe beispringen. Verächtlich sind Hoftheaterdirektoren, die über Gustav Mahler, der am Donnerstag 11 Uhr 5 Minuten nachts gestorben ist, im Freitag-Morgenblatt der Neuen Freien Presse Nachrufe veröffentlichen. Die Hoftheaterbehörde frage unverzüglich die Herren Gregor und Berger, wie der Hergang war. Sie frage den Herrn Gregor, der die Disziplin der Theaterfremdheit hält und hier in Wien im Verkehr mit Schauspielernerven just die Ordnung herstellen will, die der Schutzmann von der Oper nicht erzielen kann:

wann er zwischen 11 Uhr 5 Minuten — vorausgesetzt, daß er den Tod Mahlers in derselben Minute erfuhr — und der Drucklegung des Morgenblatts den Satz niedergeschrieben hat: »Nun hat ihn ein unerbittliches Geschick hingestreckt!« Um wie viel Uhr er Betrachtungen über das Universum, über die Bezirke, wo unser Kausalitätsgesetz endet (ich glaube, es sind sämtliche Bezirke Groß-Wiens), angestellt hat. Wann er die von tiefer Bescheidenheit zeugende Erkenntnis ausgesprochen hat, daß wir da, wo Mahler war, jetzt eine Leere empfinden. Die Hoftheaterbehörde frage den Herrn von Berger, der ja mit dem Betrieb der Neuen Freien Presse schon mehr vertraut ist, wie lange er in der Nacht, da Mahler starb, Zeit hatte, um den Metteur nicht aufsitzen zu lassen. Und wie sich das überhaupt abgespielt hat, als der Bote der Neuen Freien Presse nach Hietzing kam, den Burgtheaterdirektor weckte und dieser eine Erinnerung an Mahler niederschrieb, der einmal in Hamburg einer Aufführung des »Doppelselbstmord« beigewohnt hat. Man frage den Herrn von Berger, um wie viel Uhr er das aus dieser Erinnerung entsprungene Wort niedergeschrieben hat: »Und jetzt hat dieser Feuergeist in der heimatlichen Erde dauernd Ruhe gefunden«. In der Nacht seines Todes war Mahler noch nicht begraben. Aber vielleicht war, als Herr v. Berger aus Entgegenkommen für die Neue Freie Presse das Begräbnis veranstaltete, Mahler auch gar nicht gestorben. Wenn die beiden Hoftheaterdirektoren sich wecken ließen, um der Zeitung zu Willen zu sein, so ist das ein schöner Eifer, für den sie die vorgesetzte Behörde loben darf. Aber es besteht der dringende Verdacht, daß die beiden Herren den Tod Mahlers verschlafen haben und dafür schon früher ihre Pflicht erfüllt hatten. Das ist nun ein Punkt, über den selbst die Preßfreundlichkeit einer vorgesetzten Behörde nicht hinüberkönnen sollte. Es mag der Zeiten Schande sein und nicht individuelle Schuld, daß Hoftheaterdirektoren sich um Mitternacht wecken lassen, um für die Zeitung zu schreiben, anstatt sich nicht wecken zu lassen oder wenn es schon geschehen ist, den Ruhestörer hinauszuwerfen und die Kondolenz auf den nächsten Tag zu verschieben. Aber es ist eine für das gröbste und dem Zeitungsgeist dienstbarste Gefühl unerträgliche, schändliche und entehrende Vorstellung, daß Hoftheaterdirektoren beim Tode Gustav Mahlers geschlafen und am Morgen aus ihren Nachrufen erfahren haben, daß er gestorben sei.

* * *

›Unser Raum

ist viel zu beschränkt‹ — sagte der Musikreferent, der im Neuen Wiener Tagblatt den Nachruf schrieb — ›als daß wir uns über die Bedeutung des Komponisten Mahler des näheren verbreiten könnten.‹

* * *

Für Frauen

ist jetzt eine gute Zeit. Sie sollen zum Leitartikel zugelassen werden, nachdem sie der Fesseln des Feuilletons überdrüssig geworden sind. Das ist die neueste Pest. Sie erscheint unter dem Titel: ›Zustimmungen anläßlich des Artikels der Neuen Freien Presse gegen die Rede Hohenblums‹. Ein Agrarier hatte von den Wiener Hausfrauen behauptet, sie seien deshalb gegen die landwirtschaftlichen Zölle, weil sie Geld ersparen wollten, um sich noch breitere Hüte anzuschaffen. Anstatt sich nun durch diesen Tadel geehrt zu fühlen, fühlten sie sich durch dieses Lob beleidigt. Und da die alte Neue Freie Presse, deren Reizen ein breiterer Hut nicht schaden könnte, ausrief: ›Die Wiener Hausfrau der Mittelklasse ist unser Bestes‹, so gingen sie alle hin und schrieben Briefe an die Redaktion, die alle veröffentlicht wurden. Es war ihnen bestätigt worden, daß sie den ganzen Tag nichts anderes tun als ›scheuern, waschen und putzen, bis alles von Reinlichkeit blinkt‹. Sie berichtigten aber diese freundliche Meinung, indem sie bewiesen, daß sie auch den Leitartikel lesen. Hätten sie freilich genau gelesen, so wäre es ihnen aufgefallen, daß sich die liberale Meinung über die Wiener Hausfrau nicht zu weit von der agrarischen entfernt. Denn es steht geschrieben: ›An der Seite ihres Gatten mag sie ein Vergnügen daran haben, zu gefallen, und sich vielleicht einen breiten Hut auf das hübsche Köpfchen setzen.‹ Eine derart unökonomische Koketterie, die Wert darauf legt, daß es an der Seite des Gatten geschehe, hat nicht einmal der agrarische Todfeind den Wiener Hausfrauen zugemutet. Trotzdem waren sie über ihn empört und hoch erfreut, der Neuen Freien Presse, die ihnen das hübsche Köpfchen verdreht und den breiten Hut zurecht gesetzt hatte, unter einem auch die Zustimmung zum Artikel gegen den Fürsten Schwarzenberg ausdrücken zu können. ›Sie zeigen Ihr Blatt wieder in dem Glanze, den es im Kampfe gegen Greuter und gegen Hohenwart ausstrahlte, im Kampfe gegen klerikale Bevormundung und für das freisinnige Bürgertum der Städte‹, schreibt eine, die gewiß keinen breiten Hut trägt. ›Die Professorsgattin Frau

Leopoldine Pokorny«, sagt die Neue Freie Presse, »braucht dem Publikum nicht erst vorgestellt zu werden .. Ihre entschiedene und dabei so besonnene und weibliche Art hat eine so starke Wirkung gehabt, daß die Wellen, die von Krems ausgegangen sind, immer weitere Kreise ziehen«. Was ist das? In welcher Welt spielt es? Ein Herr aus Trebitsch, der plötzlich unter den Staatsfrauen auftaucht, faßt sich kurz: »Ganz speziellen Dank für ausgezeichneten Leitartikel im heutigen Morgenblatt«. Eine gewisse Rosenberg ruft: »Auch wir städtischen Frauen sind Amme, Kinderfrau und Dienstmädchen, wenn es nottut, aber wir sind auch die Trägerinnen jeder Kultur .. Und wir gehen — wirklich ja — auch gerne hübsch, wenn selbst einfach gekleidet, wir wollen einen netten, adretten Anblick bieten .. Auch für uns gilt das Wort des Dichters: ‚Die schlecht'sten Früchte sind es nicht, woran die Wespen nagen!'« Und acht Tage später tauchte die Rosenberg wieder im Leitartikel auf und rief: »Der Freiheit eine Gasse!« Diese Rosenberg ist das, was der Liberalismus dem Schwarzenberg entgegenzustellen hat. Da kanns denn nicht fehlen. Und es kommt von überall Sukkurs. Die Kathi Tortaghian aus Konstantinopel — was es für Namen gibt, wenn einmal der Höllenschlund geöffnet ist! — schrieb: »Auch am Bosporus ist die Neue Freie Presse gelesen und geachtet .. Ein Hoch der Neuen Freien Presse!« Ich glaube, daß dergleichen Dinge im Harem nicht möglich wären ... Als der Hosenrock in der Kärntnerstraße auftauchte, wurde er verhöhnt, angepöbelt, betastet. Und doch fügte er sich in die feministische Ordnung, ohne direkt unappetitlich zu sein. Das Weib im Leitartikel bleibt unbehelligt in Zeiten, wo die Männer das Feuilleton anhaben.

* * *

Für Männer

aber ist es höchste Zeit, sich zu regen. Darum sind auch sie neuestens entschlossen, ihre Zustimmung zu einem Leitartikel auszudrücken. Und alle finden eine offene Tür bei der Neuen Freien Presse. Das Unglaubliche ist, daß sich nie jemand in ihr getäuscht hat und daß sie selbst noch immer nicht auf die Vermutung gekommen ist, daß alle diese Zustimmungsschreiben von mir verfaßt sein könnten. Ganz unwahrscheinlich ist zum Beispiel die Geschichte, die sich neulich zugetragen hat und die man

betiteln könnte: Die Amsel und der Großindustrielle. Dieser, ein kaiserlicher Rat aus Salzburg, ist von einem Leitartikel ganz berauscht, das weiß man aber nicht gleich, sondern er beschreibt eine Frühlingsstimmung:

Es ist Sonntag! Ein herrlicher, warmer, köstlicher Frühlingstag. Ich sitze vor unserem Hause bei der Fabrik im Garten und genieße aufatmend die Ruhe des stillen erquickenden Nachmittags. Kein Telephongeklingel, keine Post, kein Gerassel, keine schnurrenden Räder . . . nichts als Ruhe — göttliche, beglückende, wonnige Ruhe! Wie das wohltut! Gleichmäßig plätschernd murmelt leise der Fabriksbach. Auch er feiert, treibt keine Turbine. Üppiges Grün überall. In feuriger Pracht leuchtet der duftende Flieder. Drüben auf der hohen Tanne sitzt eine Amsel und flötet in dunklem warmen Alt ihr Feierlied. Ich lege die Zeitung beiseite und höre ihr zu.

Nun, das sind doch wenigstens andere Töne als »Der Freiheit eine Gasse«, wie die Weiber singen. Also nichts stört ihn, die Amsel singt, er hat die Zeitung weggelegt und hört ihr zu. Der Amsel. Wo bleibt aber die Zustimmung zum Leitartikel? Gerade darin ist sie. Sie braucht zunächst Stimmung, um dann das Eigentliche, das Politische zu sagen. Die Weiber gehn gradaus aufs Ziel, die kaiserlichen Räte sind von Natur weicher, lyrischer und kommen immer erst durch das Sonntagsfeuilleton zum rauhen Ernst des Lebens. Also die Amsel flötet auf der Tanne und er hört ihr zu. Was bewegt ihn?

und höre ihr zu. Zum so und sovielten Male habe ich eben Ihren »Offenen Brief an Seine Durchlaucht Adolf Josef Fürst Schwarzenberg« gelesen. Und heut an diesem stillen, sonnigen Ruhetag, ganz nur Ihren männlich kraftvollen, ehrlich flammenden Worten hingegeben, habe ich das unstillbare Verlangen . .

Er hat deshalb das Verlangen, weil im Abendblatt vom 13. d. zwar schon der Dank einer klugen, energischen Frau erwähnt war, aber nur flüchtig. Er hat die Empfindung,

daß Ihr sich exponierendes Eintreten für unsere gesetzlich festgelegte und verbürgte Freiheit, für unsere heiligsten Güter, Ihre zündende Entrüstung, die sich vereint mit dem auflodernden Proteste . .

Nicht nur so im Vorübergehen darf das abgetan werden. Den Artikel hat ein Professor geschrieben, und das will etwas heißen —

Nicht nur so nebenher soll ein schnelles Wort der Anerkennung fallen, sondern ich glaube, daß Ihr bewunderungswürdiger Mut, hochverehrter Herr Professor, und Ihre aufrechte Gesinnung verdient, daß einer hinaustritt ins helle Sonnenlicht in aller Form und Ihnen dankt, heiß und innig dankt im Namen aller, denen Sie aus dem Herzen

gesprochen! »Herrlich«, »Prächtig«, »Haben Sie den famosen Artikel gelesen?« u. s. w. flogs wie ein Lauffeuer durch die Reihen der Freiheitlichen, als Ihr »Offener Brief« erschienen war . . . .

Der Tag hat so schön begonnen. Aber nun:

Wir gehen schweren Zeiten entgegen, Herr Professor. Schwarze, mächtige Wolken ziehen herauf. Mir graut vor der Zukunft. Aber furchtlos und treu wollen wir uns um die Fahne der Freiheit scharen, ausharren im gerechten Kampfe, unentwegt vorwärts trachten, der Sonne entgegen . . Ihr sehr ergebener Hermann Gessele.

Die Rosenberg wird enttäuscht sein. Der Freiheit nur ein — Und da kann nicht einmal ein breiterer Hut durch!

* * *

Organisation

der Schauspielerinnen, das ist, wenn es rechte Schauspielerinnen sind, wie eine Organisation der Ligusterschwärmer. Aber dem kühnen sozialpolitischen Gehirn, welches nicht ahnt, daß die Schauspielerin mehr Weib ist als der Schauspieler Mann, scheint alles möglich. Und es findet richtig einige Theaterbürgerinnen, die für seine Pläne reif sind. Damen, die auf der Bühne Salonschlangen so darstellen, daß man ihnen ohneweiters die Fähigkeit zutraut, in einer Versammlung für Mutterschutz das große Wort zu führen. »Auch sie« verachten das »Laster«, aber wie ein gewiegter Soziologe wissen sie zu unterscheiden, »ob sich Verirrungen als Laster erweisen oder als Opfer wirtschaftlicher Schäden, wie sie alle Stände zeitigen und die von jeher jede Berufsgruppe unter sich bekämpft hat«. Wer würde denn gleich »den Bankierstand, den Advokatenstand, den Offiziersstand verachten, wenn der Bankier Krida macht, der Advokat Mündelgelder unterschlägt, der Offizier sich zu Spionagediensten hergibt?« Man sieht, die Schauspielerin von heute kann »argumentieren«. Die Wolter war es nicht imstande. Aber die Argumente taugen nicht; denn es ist keine Eigenschaft des Bankiertalents, Krida zu machen, es ist keine Naturanlage des Advokatenberufs, Mündelgelder zu unterschlagen, und es ist keine sympathische Notwendigkeit des Militärlebens, sich zu Spionagediensten herzugeben. Und es ist vor allem das traurige Stigma des Bürgergeistes, die Schrecken des außerehelichen Geschlechtsverkehrs mit Bildern aus der kriminellen Sphäre zu illustrieren. Und der Notschrei einer Schauspielerin über die »wuchernden Liaisons« wird von den Zeitungen mit Sperrdruck gelobt. Sie läßt höchstens die »auf sentimentaler Grundlage beruhenden

Liebesverhältnisse« gelten, aber »zahlende Verhältnisse« sind eine »Schädigung des ganzen Standes«. Und keiner wandte ein, daß doch die nichtzahlenden eine schwerere Schädigung seien. Aber daß selbst solche eine dem Wesen des Weibes, also der Schauspielerin organische Notwendigkeit seien, mit der Frauenrechtlerinnen beiderlei und keinerlei Geschlechtes kaum fertig werden dürften. »Wie die moderne Jurisprudenz und Medizin«, sprach die Salondame, »sich immer mehr auf die Prophylaxis der Verbrechen und Krankheiten verlegt und nicht erst auf deren Bestrafung respektive Heilung, so sollen auch bei uns vor allem sanitäre Zustände in moralischer Beziehung geschaffen werden . . Sind diese Zustände einmal geregelt und zeigen sich dann noch moralische Exzesse, die über den allgemeinen Ehrbegriff hinausgehen, dann werfet meinetwegen den ersten Stein auf die Schauspielerin.« Aber es wird sich bis dahin hoffentlich herausstellen, daß mit dem allgemeinen Ehrbegriff nur sehr dürftige schauspielerische Leistungen erzielt werden können. Die Naturgewalt, die die Richtung ins Schneideratelier nimmt und gewiß nicht in den Verein weiblicher Bühnenangestellten, läßt sich selbst von der Aussicht nicht bange machen, daß die Direktoren künftig die Toiletten beistellen. Es kann nicht schaden, daß man ihnen diese Last auferlegt, nicht weil dann die Moral beruhigt sein könnte, aber weil es unstatthaft ist, daß die Sorte selbst aus einem solchen Zustand Vorteil zieht, den sie nicht verschuldet hat. Doch die Bestrafung der Kuppler hat zum Glück keine abschreckende Wirkung auf die Prostitution. Das theater- und lebensferne Geschwätz der Sozialpolitiker aber vermehrt nur die Kopfschmerzen, die der heutige Tag dem Kulturmenschen bringt. In dem moralischen Zwielicht, in das die natürlichsten Dinge getaucht werden, muß jedes Wort, das da gesprochen wird, eine »zynische« Deutung finden, die immer noch lebendiger ist als der Trottelernst, mit dem es angehört wird. Eine zu oft genannte Frauenrechtlerin richtet »einen warmen Appell an die bürgerlichen Frauen, die Schuld, die sie durch Duldung solcher Verhältnisse auf sich geladen, von ihrer Seele zu wälzen«. Eine Provinzschauspielerin ruft, die Schauspielerin der Residenz habe eine Position: »in der Provinz hat sie nur Herrenverkehr, denn die Frauen meiden sie aus Angst, sie könnte ihnen den Gatten, den Sohn oder gar den Bräutigam rauben«. Deshalb verkehrt sie also nur mit diesen. »Sie haben uns gelehrt«, ruft eine Dame, die mit

Recht dem ›Bürgertheater‹ angehört, ›daß das Zusammenfassen aller Kräfte bei einer Organisation der erste und sicherste Schritt ist zur Bekämpfung der Verhältnisse, unter denen wir leiden.‹ ›Das Leben des Weibes ist die Liebe‹, sagt ein Schmock dazu und verlangt das Recht der Schauspielerin auf ehelichen Geschlechtsverkehr. Die Grausamkeit der Direktoren zwinge die Schauspielerin, sich das Ideal der ›Gründung einer Familie‹ aus dem Kopf zu schlagen. Daß man dieses Ideal justament mit der Pflicht, vor tausend Leuten eine Salonschlange zu machen, vereinigen muß und nicht lieber gleich in einer Sphäre, wo man zur listigen Verstellung nicht gezwungen ist, betätigt, das geht den Frauenrechtlern nicht ein. Sie sehen nur das Recht und nicht das Talent zur Mutterschaft. Wenn die Schauspielerin schon keine Nonne ist, soll sie wenigstens eine Gattin sein. Sie sehen nur das Recht, nicht das Talent. So ist die Theatersozialität der schäbige Rest eines krepierten Zeitalters. Das Leben, welches das Leben gefangen hatte, wurde ehedem auf der Bühne frei. Dort konnte es der Teufel holen. Jetzt wird es auch dort der Schinder holen.

* * *

Was die Polizei alles erlebt

›(Salon Liechtner.) Vor einiger Zeit erschien die Kassierin Wilhelmine Grünfeld bei einem Polizeibeamten und fragte an, ob eine Frau Therese Liechtner befugt sei, in ihrer Wohnung galante Zusammenkünfte mit Herren und Damen zu veranstalten. Die polizeilichen Erhebungen führten dahin, daß gestern Therese Liechtner und Franziska Braumüller, welche die Grünfeld an die Liechtner empfohlen hatte, sich wegen Gelegenheitsmacherei vor dem Bezirksrichter Dr. Weiser (Leopoldstadt) zu verantworten hatten. Die Polizei behauptete, daß die Liechtner schon seit zehn Jahren einen Salon habe. Die 70jährige Liechtner, eine bisher unbescholtene Person, gestand, daß sie aus Not hie und da Zusammenkünfte in ihrer Wohnung zuließ. Eine Schneiderin gab an, daß sie bei der Angeklagten genäht habe und dort die Bekanntschaft eines Herrn durch Vermittlung der Liechtner machte. Der Richter verurteilte mit Berücksichtigung der Kränklichkeit der Angeklagten, ihres Alters und ihrer Notlage, sie zu einem Monat Arrest.‹

Wem würde sich nicht der Magen umdrehen? . . . Noch immer die übersichtliche Unterscheidung zwischen dem Unerlaubten, das erlaubt, und dem Erlaubten, das unerlaubt ist. Eine ist siebzig und lebt in Armut, zehn Jahre aber hat sie schon einen Salon. Die Polizei weiß. Alle Beamten sind vollzählig versammelt und denken über den Fall nach. Stumpf brüten sie vor sich hin. Da naht die Kassierin Wilhelmine Grünfeld und fragt an, ob die Liechtner

befugt sei. Obs denn nicht keine Gerechtigkeit in der Welt nicht gebe. Alles springt von den Sitzen auf. Galante Zusammenkünfte zwischen einer Schneiderin und einem Herrn — ah da schau her! Das gibt's nicht! Man erwischt eine kranke Abortfrau, die wahrscheinlich auf ihre alten Tage eingesehen hat, daß man von ungalanten Zusammenkünften schon gar nicht leben kann. Die Polizei aber — das muß man auch wieder zugeben — würde in Lethargie versinken, wenns nicht manchmal so eine Aufmischung gäbe.

* * *

Eine rhetorische Frage

»Der Referent für sittenpolizeiliche Agenden des Kommissariats Leopoldstadt hatte vorgestern abend im Saale des Hotel Bayerischer Hof, bei einer Schülerakademie einer Musik- und Gesangschule den Inspektionsdienst. Da bemerkte er an einem Tische eine elegant gekleidete Frauensperson, die ihm bekannt schien. Sollte es nicht die Person sein, die 1909 aus Wien auf zehn Jahre abgeschafft worden war, nämlich die 23jährige Anna Behensky, die damals unter sittenpolizeilicher Kontrolle stand? ....«

Natürlich war sie es! — Es ist ein sehr angenehmes Zeitalter, in dem wir leben.

* * *

Unerhörte Zumutungen

Neulich ging mir die Wiener Redewendung »Tuns Ihnen nichts an!« durch den Kopf, und ich suchte lange nach einem Beispiel, auf das sie passen würde. Ich glaubte es gefunden zu haben, als ich die folgende Nachricht las:

»Universitätsprofessor Dr. Karl von Noorden, Vorstand der Ersten medizinischen Klinik, schreibt uns: ‚In der ‚Neuen Freien Presse' vom 5. März befand sich die Mitteilung, daß ich das Protektorat über ein von einer Dame in der Nähe Wiens gegründetes Rekonvaleszentenheim übernommen hätte. Von dieser Notiz habe ich, da ich im März verreist war, erst durch eine Zuschrift der Wiener Ärztekammer Kenntnis bekommen. Ich bitte zu konstatieren, daß ich der Mitteilung vom 5. März gänzlich fernestehe, daß ich erst aus der Zuschrift der Wiener Ärztekammer von der Existenz jenes Rekonvaleszentenheims Kenntnis erlangt habe, auch nie aufgefordert wurde, das Protektorat über dieses oder ein anderes derartiges Institut zu übernehmen; ich hätte auch unter jeder Bedingung die Annahme des Protektorats abgelehnt. Da die Annahme eines derartigen Protektorats sich mit der Würde eines Arztes nicht vereinigt, bin ich gezwungen,

im Wege der Publizität die ganze Angelegenheit, soweit sie mich betrifft, als frei erfunden und den Tatsachen nicht entsprechend zu kennzeichnen.'«

Wenn ich dieses Beispiel nicht zufällig gefunden hätte, ich hätte extra eins erfinden müssen. Nämlich so:

In der Neuen Freien Presse jeden Datums befindet sich die Mitteilung der Namen meiner sämtlichen Patienten, die in einem im Cottage gelegenen Hotelsanatorium, dessen Protektorat ich innehabe, jeweils abgestiegen sind. Von diesen Notizen habe ich, wiewohl ich in Wien lebe, nicht einmal durch eine Zuschrift der Wiener Ärztekammer, geschweige denn durch eine vom Gremium der Hoteliers und Fremdenbeherberger Kenntnis bekommen. Ich bitte zu konstatieren, daß ich diesen Mitteilungen gänzlich fernestehe. Da die Publikation von Patientenlisten durch meinen Chef-Arzt und deren Duldung durch mich sich mit der Würde eines Arztes nicht vereinigt und die Publikation von Fremdenlisten in einem hiezu nicht bestimmten Organ sogar vom Standpunkt der Hotelierehre als unlautere Konkurrenz verpönt ist, bin ich gezwungen, im ungewohnten Wege der Publizität die ganze Angelegenheit, soweit sie mich betrifft, als frei erfunden und den Tatsachen nicht entsprechend zu kennzeichnen.

* * *

Die Transvestiten

sind Leute, deren Geschlecht sich in der Tracht des andern Geschlechtes wohl fühlt. Ein Berliner Arzt, dessen Spezialität es ist, die lebenden Minderwertigkeiten durch die historischen Genies zu entschuldigen und zu dessen ständigen Patienten Michelangelo, Shakespeare und Friedrich der Große gehören, hat ein Buch über die Transvestiten geschrieben. Was wird nun vollends aus dieser Wissenschaft, wenn sie in die Hände der Feuilletonisten gerät? Da gerät einer in meine Hände, der sich in der ‚Zeit' bemüht, sich mit fremden Kompilationen zu schmücken, und dem es richtig gelingt, die Geschlechter durcheinanderzubringen. Die Wissenschaft ist ihrer Popularisatoren würdig; sie gehören in eine Miszelle. Was ist ein Transvestit? Einer, der Frauenkleider anzieht, also ein Homosexueller. Der erfreute Betrachter dieser Verwandlung aber ist kein Homosexueller und jedenfalls kein Transvestit. So wenig, wie der Besucher eines Strichmädchens ein Prostituierter ist. »Von Nero ist es bekannt«, schreibt der Feuilletonist, der es gestern gelesen hat, »daß er seinen Lieblingssklaven Sporus als Kaiserin verkleiden ließ und ihn erst dann liebte. Das ist nun einer jener transvestitischen Wünsche . .« Vermutlich hält auch die Wissenschaft, aus der

der Feuilletonist schöpft, Neros Wunsch für einen Beweis des Tranvestitentums. Tatsächlich ist er die denkbar stärkste Betonung des eigenen Geschlechts, der männlichste Ausdruck geistiger Verantwortlichkeit, die nicht sich zum Weib macht, sondern den Mann zum Weib, die die Zone der Männlichkeit erweitert, indem sie die Grenzen des Weibseins erstreckt. Die Psychiatrie aber exkulpiert die nicht anders Könnenden mit Hilfe der alles Könnenden, die sie freilich, soweit sie nicht historische Beispiele sind, erbarmungslos der Kriminalität überläßt. Aber so seicht kann diese Wissenschaft gar nicht sein, daß sie nicht immer noch vom Journalismus mißverstanden werden könnte, und für manche zierliche Wendung, die in jenem Feuilleton steht, ist der Gelehrte gewiß nicht haftbar zu machen. »Es ist wohl ganz klar, daß Menschen, die die Neigung haben, weibliche Kleider anzuziehen, eine starke feminine Komponente haben müssen. Viele von ihnen führen ein ganz merkwürdig wüstes und romantisches Abenteurerleben; es sind Frauen darunter, die als Matrosen unzählige Male ausgemustert wurden, als Heizer und Stewards durch die Meere fuhren. Es sind Männer darunter, die jahrelang als Kammermädchen lebten.« Wenn unter jenen, die die Neigung haben, weibliche Kleider anzuziehen, Frauen sind, so ist der Fall von Transvestitentum nicht besonders kraß. Dagegen ist es kein Zweifel, daß unter jenen, die die Neigung haben, Hosen anzuziehen, Feuilletonisten vorkommen.

* * *

Die Büste

eines Herrn Pollack, der sich Verdienste erworben hat, sollte enthüllt werden. Zu dieser Feierlichkeit wurde das folgende Zirkular erlassen:

Gremium der Wiener Kaufmannschaft
IV/1, Schwarzenbergplatz 16.
Telephon Nr. 1843 (interurban); 4554.

Z. 2754/11. Wien, am 3. Mai 1911.

Euer Hochwohlgeboren

beehre ich mich, im Auftrage des Herrn kaiserlichen Rates Leopold L..... unter höflicher Bezugnahme auf die Einladung zu der Enthüllung der Büste des Herrn Präsidenten ergebenst mit Rücksicht auf eine Reihe von Anfragen mitzuteilen, daß sich die Einladung zur Enthüllung der Büste auch auf die Damen der Herren bezieht.

Ich bitte Euer Hochwohlgeboren, hiervon gefälligst Kenntnis zu nehmen und zeichne mit dem Ausdrucke vorzüglicher Hochachtung

Gremium der Wiener Kaufmannschaft.

* * *

›Ein heiteres Geschichtchen

wird von dem kürzlich verstorbenen Fürsten von Schaumburg-Lippe erzählt. In einem Tiroler Kurorte, wo er sich alljährlich aufhielt, vertrieb der Fürst sich die meiste Zeit des Tages damit, daß er dem Tennisspiel zuschaute .... Einer Dame, die sich zum Spiel verspätet hatte, ging der Fürst entgegen, grüßte sie höflich und sprach die Worte: ‚Beeilen Sie sich, Frau Levysohn, Ihr Mann wartet schon eine halbe Stunde auf Sie!‘ Die Verwunderung der Frau Levysohn soll nicht gering gewesen sein.‹

* * *

Tierisch

sind die Rundfragen. Was sie im Alter von zwanzig bis fünfundzwanzig werden wollten, sollen die berühmten Leute der ‚Zeit‘ verraten, und sie tuns wirklich. Sogar Thomas Mann geniert sich nicht. Er läßt sich auch durch die Nachbarschaft des Herrn Treumann nicht abhalten. »Ist es nicht das Recht der Jugend, von herrlichen und glänzenden Zielen zu träumen?« fragt die ‚Zeit‘ und anstatt ihr einstimmig mit »Kusch« zu antworten und sie an die herrlichen und glänzenden Millionen zu erinnern, die sie in einem ziellosen Leben vergeudet hat, lassen sie sich mit ihr ein. Der Wunsch des Herrn Treumann war, in Salzburg engagiert zu werden: siehe da, er ward ihm erfüllt, und »wie es weiterging«, setzt er stolzbescheiden hinzu, »wissen viele«. Das Schicksal hat ihm die Gunst gewährt, auch an großstädtischen Bühnen Choristinnen mit Ohrfeigen bedrohen zu dürfen. Wie anders ein Götterliebling namens Kramer. Ursprünglich dem Kaufmannsstand bestimmt und Kommis in einem Exporthaus, wurde er später tatsächlich Bonvivant am Deutschen Volkstheater. »Ich wurde von Ferdinand Kracher unterrichtet, der zu meinem Vater wörtlich sagte: ‚Talent hat er, ob etwas aus ihm wird, wissen die Götter‘.« Was sagt man? Unglaublich! Später hat sich Direktor Löwe in Breslau bittere Vorwürfe gemacht. Die berühmte Naive Stella Hohenfels schreibt: »Was ich im Alter von 20 bis 25 Jahren, und schon viel früher, habe werden wollen, das bin ich geworden und bin es noch heute. Erfahrungen, die mich zum Abweichen von meiner Laufbahn hätten bringen können, habe ich erst dann gemacht, als ich mein

Ziel längst erreicht hatte.« Dagegen hat sich der Freiherr v. Gleichen-Rußwurm weiter keine Pläne entworfen. Nur eines schwebte ihm schon im Alter zwischen 20 bis 25 vor: der Urenkel Schillers zu werden; und er hats erreicht.

* * *

Die Sphinx von Theben

»Das männliche Volk von Theben, das bei den Aufführungen des ‚König Oedipus' im Zirkus Busch von der Wiener Studentenschaft beigestellt wird, murrt und droht, in einen Streik zu treten. In den letzten Tagen fanden zwischen Direktor Reinhardt und der Studentenschaft wiederholt Verhandlungen statt, die auf Fixierung der Ansprüche der Studenten und Ersatz der Barauslagen abzielten. Zuerst versprach Reinhardt den Akademikern, ‚sich zu revanchieren', und als diese auf einer präziseren Formulierung dieses Versprechens bestanden, gab der Direktor einer Deputation die Zusage, er werde 1250 Kronen für den Studentenunterstützungsverein widmen. Dafür sollte sich die Studentenschaft verpflichten, allabendlich 150 Mann zur Verfügung zu stellen. Weil jedoch angeblich der Chor von Abend zu Abend immer mehr zusammenschmolz, suchte Direktor Reinhardt die Studenten dadurch an sich zu ‚fesseln', daß er jedem Herrn pro Abend durch Oberregisseur Held ein Honorar von — — einer Krone offerierte. Ein Teil der Studentenschaft faßte dieses Anbot als persönliche Beleidigung auf und gestern wurde bereits von Arbeitseinstellung gesprochen. Die Berliner Unternehmung hat bereits, wie eine Lokalkorrespondenz meldet, durch Heranziehung einer großen Anzahl von Schauspielschülern Ersatz gefunden.«

»Daß zwischen der Direktion und der Studentenschaft, welche bei den Vorstellungen des ‚König Ödipus' mitwirkt, Differenzen finanzieller Natur bestehen, ist nicht zutreffend. Die Direktion hat sich aus eigenem Antrieb erbötig gemacht, für einen studentischen Fonds den Betrag von 1250 K zu widmen. Als die Wortführer der Studenten darauf den Einwand erhoben, daß die Akademiker an der hiesigen Universität national und sozial zu stark gespalten seien, als daß der Betrag einem einheitlichen Zwecke zugeführt werden könnte, erklärte sich die Direktion bereit, die mitwirkenden Studenten zu honorieren oder einen Betrag für einen Zweck zu widmen, den die Studenten namhaft machen sollen. Diese nahmen die Mitteilungen, die Regisseur Held machte, mit großer Befriedigung zur Kenntnis, und zur allgemeinen Heiterkeit antwortete einer der versammelten Thebaner mit einem Zitat aus ‚König Oedipus': ‚Du hast ein gutes Wort gesprochen'. Allerdings ist dann ein Teil der bisher mitwirkenden Studenten den Vorstellungen ferngeblieben, aber es melden sich jeden Abend so viel neue Akademiker, daß, auch wenn die Reihen der Thebaner schon vollständig gefüllt sind, noch ein großer Teil der akademischen Bewerber zurückgewiesen werden muß. Jedenfalls werden durch den geringfügigen Vorfall die Vorstellungen in keiner Weise berührt, umso mehr, als eine Mißstimmung unter den Studenten durchaus nicht zu bemerken ist.«

Des Rätsels Lösung: Aus Studenten sollen Individualitäten werden. Masse kann Herr Reinhardt auch aus Dienstmännern bilden.

* * *

Ein Regiefehler

ist bei der Reinhardtschen Aufführung des Hofmannsthalschen Oedipus doch unterlaufen. Die Darsteller — es waren eben Berliner — sprachen den Namen Lajosch immer »Laios« aus.

* * *

Ein Shakespeare 60 HP

In der Fülle der Ereignisse, die der Winter dieses Mißvergnügens gebracht hat, ist zwar die von Herrn Ferdinand Bonn veranstaltete Richard III.-Vorstellung, aber nicht seine Ansprache an das Publikum beachtet worden. Sie enthielt den Satz:

.... Zum ersten Male standen Künstler der Bühne und des Zirkus Hand in Hand, um dieses männliche Werk Shakespeares in dem ritterlichen Geist, in dem es gedacht ist, in der vollen Kraft der Pferde und der eisenrasselnden Ritter so zu verwirklichen, wie es die Bühne allein nimmermehr imstande ist ....

* * *

Symbolische Reparaturen

werden jetzt im Burgtheater vorgenommen. Der gläubige Geist, der das Übel durch Besprechen zu heilen glaubte, hat sich zur Tat aufgerafft. Er entfernte den Punkt, der auf dem Theaterzettel hinter dem Wort Burgtheater stand, und hoffte, nun werde der Schlußpunkt der Burgtheaterherrlichkeit beseitigt sein. Die Sommerferien aber werden zu einer einschneidenden Reform benützt werden. Zwei Stufen, die vom Direktionszimmer zur Stiege führen und über die man leichter hinauf als hinunter kommt, sollen beseitigt werden. Da die Zukunft im Ungewissen liegt, will man für alle Fälle Vorkehrungen treffen. Diese Reparatur ist eine interne Angelegenheit und wird auf die Frequenz der Stiegen, die das Publikum benützt, keinen Einfluß haben. Es war ein verhängnisvoller Fehler, daß man bisher bei der Benützung der beiden Stufen so viel Vorsicht angewandt hat. So konnte es zum Beispiel geschehen, daß der Mann, der das Burgtheater erbaut hatte, sie nie betreten hat! Ihm war es bloß um die Akustik zu tun. Da man aber von vielen

Plätzen den Souffleur überhaupt nicht hört, so beginnt sich das Obersthofmeisteramt Vorwürfe zu machen, und spät genug ringt sich die Erkenntnis durch, daß man beim Bau des Burgtheaters Millionen hätte ersparen können, wenn man statt ihrer den Baumeister hinausgeworfen hätte. Immerhin läßt sich, was man an ihm versäumt hat, an manchem Direktor noch gut machen. Indem die Hoftheaterbehörde die Beseitigung der beiden Stufen bewilligt hat, ist sie dem Publikum um zwei Schritte entgegengekommen. Wie verlautet, soll auch ventiliert worden sein, ob nicht das Signal der Wagenrufer am Schluß der Vorstellung: Aus is —! abzuschaffen wäre, da es den Direktor nervös macht und im Publikum zu übertriebenen Gerüchten Anlaß gibt. Doch ist man davon mit der berechtigten Erwägung abgekommen, daß man die letzte Einrichtung, die das Burgtheater noch mit der Tradition verbindet, nicht beseitigen dürfe.

* * *

Wenn man so

die Parallelstellen sieht, die der Autor von »Glaube und Heimat« zur Widerlegung veröffentlicht hat, dann sieht man, wie unsinnig der Vorwurf des Plagiats war. Selbst ich, der »Glaube und Heimat« nicht kennt — das klingt heute wie die Selbstanklage eines, der weder Glaube noch Heimat kennt —, bin jetzt vollständig aufgeklärt — das klingt wieder wie das Bekenntnis eines, in dem schon die Tendenz des Werkes Wurzel gefaßt hat; man kann sich vor dieser Sensation in kein banales Wort mehr retten, sie erreicht einen auch dort — kurzum ich bin über den originalen Charakter der Dichtung vollständig beruhigt und zweifle keinen Augenblick. Nur fesselt mich in dieser Gegenüberstellung etwas anderes als die tote Gewißheit, daß, wenn Schönherr und Handel-Mazetti dasselbe tun, es nicht dasselbe ist. Mich interessiert nur das, was links steht, das Liberalgeistige, und da habe ich doch »Glaube und Heimat« einigermaßen kennen gelernt. Mindestens ist mein Vorurteil, das nicht stark genug war, fremdem Urteil den Raum der Fackel zu versagen, jetzt erheblich gekräftigt. Gegen die Vertreter der Unkraft, die sich hierzulande breit und bodenständig machen und über die ich schon ein Urteil

hatte, einen auszuspielen, der mindestens solcher Unkraft nicht fähig ist, schien mir nützlich. Mein Mißtrauen aber gegen ein Schrifttum, das Kraft gewinnt, wenn es statt »Blut ist kein Wasser« »Bluet ist kein Wasser« sagt, war vorhanden. Nun habe ich die Parallelstellen gelesen. Auch eine Zeile kann genügen, um zu erkennen, daß Tirol zwar einen Andreas Hofer, aber keinen Gerhart Hauptmann hervorgebracht hat. Es ist mein Glaube, daß es die Heimat ist, was wie Kunst aussieht. Von Plagiat keine Spur. Aber der Autor von »Glaube und Heimat« gibt zu, daß er die dramatische Anweisung geschrieben hat: »Haut in wild aufloderndem Heimatsweh die Axt mit einem wuchtigen Hieb u. s. w.« Das genügt mir. Was der Dialekt nicht besorgt, muß die Randbemerkung besorgen. Ein Dichter würde sagen: »Haut die Axt mit einem wuchtigen Hieb u. s. w.« und das wild auflodernde Heimatsweh durch die Gestalt beweisen. Der Heimatsdichter setzt den Glauben voraus.

* * *

Distanzen

Der Bartsch, der mit Vorliebe im Neuen Wiener Tagblatt laicht, hat schon deshalb seine Feinschmecker, weil man an die Karpfen, die dort vorkommen, allzulange gewöhnt ist. Ich kann mir aber nicht helfen, mir erscheint Graz für dichterische Keime noch ungeeigneter als Linz, von Wien nicht zu reden und ganz abgesehen davon, daß ich neuestens sogar gegen Innsbruck mißtrauisch bin. Um aber auf besagten Bartsch zurückzukommen, so glaube ich, daß er zu jenen österreichischen Autoren gehört, die ihren Ruhm der Notwendigkeit verdanken, daß Österreich wieder einen Dichter hat, und die entweder an ihrer Geburt sterben oder ihren Tod nicht überleben. Nun, man wird doch da sehen — heißt es in den Stücken jener »Budapester Orpheumgesellschaft«, die nicht nur in den Leistungen der Herren Eisenbach und Rott das einzige reelle Theatervergnügen bietet, das Wien nach Girardi heute zu bieten hat, sondern die auch als das einzige künstlerische Abbild einer Kulturformation, welches heute auf einem Podium gezeigt wird, mit allem Unflat alles überbietet, was die Theater- oder Taschenspielerei der Berger und Reinhardt imstande ist. Um aber auf besagten Bartsch zurückzukommen, so ist kürzlich im Neuen Wiener

Tagblatt dem Adalbert Stifter die Ehre des folgenden Satzes widerfahren:

Dieses kleine Buch von den Wienern hat keiner geschrieben, dessen Stamm tief im Donauufer wurzelt, keiner, der die Kraft und den Mut hatte, die Totalität einer Stadt, ihre ganze soziale und künstlerische Unendlichkeit, restlos in sich aufzunehmen. Kein Rudolf Hans Bartsch und kein Emile Zola. Aber doch ein Dichter. Adalbert Stifter hat ....

Er mag sich trösten, und wenn er sogar, wie der Kritiker ferner meint, an die Meister des Wiener Feuilletons nicht heranreicht, so ist er doch ein Dichter. Shakespeare hat noch keinen Tröster gefunden. In einer Zeit, wo so viele Personen im »Medardus« vorkommen, wäre es wohl anständig, ihm zu sagen, daß er doch ein Dramatiker ist. Um aber auf besagten Bartsch zurückzukommen, so glaube ich, daß zwölf aus der Steiermark auf ein Dutzend gehen.

* * *

Ein Satz

des Herrn Paul Goldmann:

Man kann den zweiten Teil des »Faust« wohl nur so verstehen, daß Faust, der im ersten Teil das Glück vergebens im Genießen gesucht hat, es nun im zweiten Teil durch Handeln zu finden sich bemüht, bis ihm endlich die tiefe Wahrheit aufgeht, daß das Genießen nicht zum Glücke führt und daß das Handeln zwar dem Glücke näher, aber doch auch nicht ans Ziel bringt, weil eben dieses ersehnte Ziel des Glückes überhaupt unerreichbar ist, weil der Mensch immer nur nach Glück zu streben, niemals glücklich zu werden oder vielmehr es nur dann zu werden vermag, wenn er, indem er durch tüchtiges Handeln glücklich zu werden strebt, bereits im Streben nach dem Glück das Glück findet.

Der Worte sind genug gewechselt — nichts zu handeln? Weil man, wenn man, indem man so etwas liest, unwillkürlich ins Genießen kommt, nicht genug bekommen kann, so besteht das Glück darin, daß man bloß danach strebt, es zu Ende zu lesen und bereits im Streben nach dem Ende das Ende findet, was aber vor allem für die Leute gilt, die nicht viel Zeit haben, weil sie, wenn sie, indem sie durch tüchtiges Handeln glücklich zu werden verstehen, Geschäftsleute sind, etwas besseres zu tun haben, während der Mensch, was kommt arm auf der Welt, ist besser man hackt ihm gleich den Kopf ab.

* * *

Der im Grunewald

scheint Selbstmordabsichten zu haben. Der ewigen Vorwürfe überdrüssig, daß seine Advokaten nicht dichten können, griff er zu Goethe und füllte seine Hefte mit Lyrik, von der er behauptete, sie sei die Arbeit eines von hemmungloser Reimwut — oder so ähnlich — befallenen Stümpers. Er stehe Goethe hochachtungvoll gegenüber, aber zuweilen — Nun, ist es schon an und für sich eine Lumperei, die Augenblicke, in denen selbst Homer schläft, zu einem Überfall ausnützen zu wollen, so wird sie auch noch zur Dummheit, wenn sich herausstellt, daß Homer gerade in diesen Augenblicken gewacht hat, und die Empörung weicht einem homerischen Gelächter. Darüber Worte zu verlieren, daß Goethe im flüchtigsten Nebenbei ein größerer Lyriker ist als Suse in der Hauptsache, hieße Athenes Vögel in die Griechenstadt tragen. Bliebe nur noch die Möglichkeit, daß er in seinen tüchtigsten Momenten sich dichterisch nicht so zusammengenommen hat wie Herr Harden, oder von der Farbenlehre nicht so viel verstanden hat. Oder die andere Möglichkeit, daß dieser jenem die Zeichnung des Wagner im »Faust« noch immer nachträgt. Wie dem auch sei, es bleibt für den ethischen Stand der deutschen Literatur charakteristisch, daß Enqueten für gekränkte Nullen wie Kerr und Harden über Nacht erstehen, während sich kein Grüppchen der von der Muse Begnadeten erhebt, wenn ein Zeitungmensch es gewagt hat, an Goethe zum Beweise von dessen Minderwertigkeit Honorar zu ersparen. Mit oberlehrerhafter Pünktlichkeit ist Herr Harden auf den sprachlich stärksten Satz des »Faust«, den jeder deutsche Literaturphilister schon benagt hat, hereingefallen: »Ein großer Kahn ist im Begriffe auf dem Kanale hier zu sein.« Das gefällt ihm nicht. Das ist ihm, versteht sich, nicht einfach genug. Zu unbeholfen. Er würde vielleicht sagen: »Ein großes Schiff kommt«? Mit nichten, noch einfacher: »Ein im Riesenmaß gebautes Wandelwasserfahrzeug (ahmt es den Stevenputz nicht der gondola, in der der Venetianerdoge sich der Meerbraut band?) wird, wenn nicht das Aug des Türmers, des in die schwerste Entfernungrechnung gewöhnten, unser Hoffen, das oft Getrogene, mit einem Wahnbild narrt, mählich, von einem starken Lenkerwillen dem Sichtpunkt genähert, in der Rinne hier das Sonnensegel entspannen.«

* * *

Der Fackel-Kraus

ist eine Bezeichnung, die zu den unverlierbaren Privilegien des Franz Josefs-Kai gehört. Es ist der ortsübliche Ausdruck einer Lebensbetrachtung, die das Werk nicht nach dem Mann, sondern den Mann nach der Ware bezeichnet. Er bezeugt die unselige Popularität, die ein grinsendes Wien verleiht, welches die Individualität auf hundert Schritte herausfindet und wie das Mutteraug unter allen Schlesingers den Paprika-Schlesinger sogleich erkannt hat. Wenn im herbstlichen Ischl Regenfluten die Kanaille weggeschwemmt haben und man endlich hofft, von Blicken unbetastet seiner Wege gehen zu können, zischt noch aus der Konditorei wie die Natter aus dem Gebüsch das Aviso: Mama der Fackelkraus! Und es sagen's aller Orten die Jourbesucher. Aber die Gefahr, die so bezeichnet wird, fühlt sich durch die Furcht bedroht, durch die Aufmerksamkeit erschreckt und möchte Ruhe haben. Weiß Gott, ich wünsche jedem, der's ausspricht, die Angina an den Hals. Oder zum wenigsten, daß alle diese glotzenden Spaziergänger, die vom Aug in den Mund leben, einmal zusammen auf den Potsdamer Platz getrieben würden. In Berlin, wo die Nullen sich nicht vor den Einser stellen, sorgt die heilige Regel dafür, daß man auf der Straße ein Privatmann bleibt. Eine trostlose Ausnahme bilden nur jene Berliner, die durch vorübergehenden Aufenthalt in Wien aus den Scharnieren geraten sind. Zum Beispiel Herr Paul Schlenther, der hier sogar mehrere Jahre lang das Burgtheater geleitet hat und wiewohl ihm Herr v. Berger auf dem Fuße gefolgt ist, kein gutes Andenken hinterläßt. Aber mit wahrem Bedauern sah man, daß er nach der Glanzperiode des Löwenbräus in Berlin als Theaterkritiker frisch angeschlagen wurde. Als solcher nun begann er kürzlich ein Referat mit den folgenden Worten:

Schon vor mehreren Jahren machte in Wien der kleine »Fackel-Krauß« in einer der positiven Anwandlungen seines verneinenden Geistes den Versuch, Frank Wedekinds zweite Lulutragödie »Die Büchse der Pandora« auf die Bühne zu bringen. Es geschah sogar mit Hilfe von Hoftheatermitgliedern . .

Das ist richtig. Vielleicht erinnert sich sogar Frank Wedekind an diese Aufführung. Was nun die Kontrastierung der Kleinheit des Veranstalters und der Größe des Wagnisses betrifft, so ist es Geschmacksache, ob es nicht in solchen Dingen ausschließlich

auf den Erfolg ankommt, und ob nicht das Mißverhältnis zwischen Herrn Schlenther und einem Dezennium Burgtheatergeschichte krasser ist. Was aber die Ornamentierung und Orthographie meines Namens anlangt, so ist zu sagen, daß ich solche Scherze nicht liebe. Gewiß, der dicke Burgtheaterschlender hat sich damals, als er seinen Schauspielern die Erlaubnis zur Mitwirkung an den beiden Abenden der »Büchse der Pandora« erteilte, sein Verdienst um die moderne dramatische Literatur erworben. Gebe ich dies aber auch mit meinem Danke zu, so berechtigt es den Mann noch zu keiner Intimität. Wir sind nie beisammen im Löwenbräu gesessen, und obschon er ein alter Leser der Fackel ist, so haben wir doch nie mitsammen die Schweine gehütet, sondern er weiß, daß ich es im Umkreis der Wiener Presse ganz allein besorgt habe und ihm oft zur stillen Freude. Was soll das also! Der Mann weiß ganz genau, wie mein Name geschrieben wird. Er ahme nicht die Nonchalance der literarhistorischen Sippe nach, die wenn sie schon einmal so tut, als ob sie mich nicht kennte, den Lehrerwitz macht, meiner Schärfe mit einem scharfen ß gerecht zu werden. Es ist kleinlich von mir, aber ich wünsche das nicht, lieber Schlenter. Wir wollen uns in hundert Jahren wieder sprechen, lieber Schlenter. Wir wollen sehen, wers länger aushält. Hofrat werde ich bis dahin bestimmt nicht. Auch wird es von mir nicht heißen, daß ich zwar alle möglichen Mängel hatte, aber doch ein gemütliches Huhn war. Und dennoch fürchte ich, daß man dann den richtigen Schlenther, wiewohl es sicher nur einen des Namens gibt, aus der Menge von Stammgästen nicht herausfinden wird, wenigstens solange nicht, bis jemand erklärt, er meine ja den dicken Löwenbräu-Schlemmter. Während es bei mir, der zeitlebens bloß sich satt gespottet und das Blut seiner Feinde getrunken hat, näherer Hinweise nicht bedürfen wird.

* * *

In einem einzigen Fall

soll man den Gaffern recht geben. Wenn sie nämlich eines Mannes habhaft werden, der ein Biedermeierkostüm trägt. Es genügt auch ein Überzieher, der hinten eine schöne Zeichnung hat. Es genügt auch der Taillenrock mit zwei Knöpfen, in dem der liebe Lebemann als Püppchen wirkt. Es genügt auch ein

schwarzer Vollbart mit roten Backen. Solches Ungeziefer mag als bewußte Behelligung der Menschheit Anstoß erregen. Wenn es aber gar reformerische Absichten hat, dann sollte es keinen Pardon geben. Es besteht tatsächlich die Gefahr, daß die Herrenmode den »Künstlern« ausgeliefert wird und daß der enorme Schönheitsdurst, den sie in ihren Bildern nicht aufbrauchen können, an einem neuen Überzieher Befriedigung findet. Ein Blatt hat bereits bei einigen Malermeistern angefragt, wie sie sich zu dem Problem stellen. Einer hat geantwortet:

»Daß die Herrenmode von heute unmalerisch und unkünstlerisch ist, bedarf keiner langen Beweisführung. Ich glaube, daß es niemals anders wird. Es fehlt den Männern an Initiative, vielleicht auch an der Lust, Anlaß zu verständnislosem Humor zu geben. Ich erinnere bloß an die Versuche, die geblümte Weste einzuführen. Was gab es da für ein Hallo, als man Träger dieser neuen Mode auf der Straße sah. Ein Freund versuchte jüngst in einem Rock, etwa in der Biedermeiermanier, mit mir die Straße zu betreten. Wir mußten auf halbem Weg haltmachen, weil wir es vorzogen, den Versuch bleiben zu lassen, als einen Haufen von Gaffern zu unseren Begleitern zu haben. Um zu resümieren: Wir sind heute auf der Suche nach einem neuen Stil in unserer Kleidung. Wir haben ihn noch nicht. Wollen sehen, ob, wenn und wann wir ihn finden.«

Hoffentlich nie! Denn ein unmalerischer Überzieher ist unter Umständen schöner als ein malerisches Gemälde. Der Schöpfer eines solchen sollte auf halbem Wege haltmachen. Der Besitzer eines Biedermeierkostüms traue sich überhaupt nicht aus dem Haus. Die Straße gehört dem Verkehr. Ich warne Biedermeier.

* * *

Ein Fiebertraum

— kein Zeitungsbericht. Der Männergesangverein in Rom. Flackernd sucht mein Blick das Gräßliche. Empfang auf dem Kapitol — meinetwegen. Besuch im Vatikan — es sei. Das Hallodri-Quartett im Mausoleum des Augustus — habeat sibi. Aber da — oh — Nachtkonzert — im — — Kolosseum!... Stand Caracalla nicht auf? Und winkte er nicht seinen Bestien, deren Gebrüll durch die Jahrtausende tönt, feierlicher als der Gesang der Rechnungsräte? Erbleichte der Mond nicht? Zog er sich nicht zurück? Saß die Kaiserin nicht auf ihrem Sitz, ihn vor Entweihung durch die Frau Hadrawa zu schützen? Und du,

unerforschliche Vorsehung, ließest es zu, daß sich Herr Dworatschek zwischen den Trümmern schlängelte, und daß es, als sich Herr Ackerl in die Arena legte und unter der Leitung des Chormeisters Keldorfer Storchs »Nachtzauber« ertönte, »einen unbeschreiblich magischen Eindruck machte«? Oh du würdeloser Weltgeist, wie ließest du das geschehen! Wo war denn dein Reibsackl? Nimmermehr wird ein Romsucher seinen Fuß in dies geschändete Heiligtum setzen. Denn hier, wo die Vergangenheit mit Jahrlegionen in die Mondnacht einzubrechen schien, wird die Stille nicht mehr nur mit den Stimmen wilder Tiere zu uns reden — hier stand im Halbkreis der Wiener Männergesangverein! Und die Italiener — nicht Römer waren es — riefen: »bis, bis!« Das tun sie immer. Stünde Heliogabalus auf, er müßte zugeben: Das Maiprogramm hat dem Kolosseum einen vollen Erfolg gebracht . . . Ach wäre der Bericht hier zu Ende! Sie haben in der Weimarer Fürstengruft gesungen; wo immer ein Denkmal irdischer Größe steht — sie werden davor singen. Das Leben will es. Oh daß der Bericht hier zu Ende wäre! Aber nun entsetze sich, wer Menschengräuel überwunden hat, staune, wer dem Triumph des Philisters über Länder und Meere, der Macht des Hausmeisters über Raum und Zeit eine Grenze gewußt hat, erstarre, wer geglaubt hat, ein Gesangsverein im Kolosseum sei das letzte der Wunder. Denn hier — schließt euer Ohr Wände der Ewigkeit, verstumme Echo, erblinde strahlendes Auge der Nacht — hier deklamierte zum Schlusse Vereinsmitglied Rezitator Weiser ein Bruchstück aus dem »Tod des Tiberius«. »Jedes Wort war in dem weiten Raume deutlich vernehmbar. Es waren unvergeßliche Impressionen, unter denen die Wiener am ersten Abend in Rom standen.« — Oh du gerechter Gott im Himmel, wenn du mir noch Atem gibst, hienieden zu sein; wenn es noch Gebot ist, unter den Menschen zu leben, und nicht Pestilenz und Krieg kommt als Strafe solcher Taten, so gib Rat, wie man in der Lage sich verhalten soll, um nicht schuldig zu sein, wenn man dereinst vor deinem hohen Richtersitz bekennen muß: Auch ich war ein Wiener!

Die Wissenschaft und der einzelne Mensch

Von **L. E. Tesar**

> »Wie trivial es auch klingt, aber schließlich ist in allen Dingen des Lebens nur eine negative Eigenschaft nötig: nicht lügen.«
>
> Tolstoi an Strachow.

Die Wissenschaft nennt ihr eigen, was vielen gemeinsam ist. Das Individuum empfindet in ihr als bewußter Teil einer Summe. Der Wissenschaftliche genügt sich selbst nicht. Er beschneidet seine Gefühle zum Nutzen einer allgemeinen Ökonomie und betrachtet den persönlichsten Teil in seinen Empfindungen, weil der Nachbar dessen nicht teilhaft werden kann, als eine schädliche, zu überwindende Ausgeburt seiner Phantasie, als eine unnützliche Hemmnis des »allgemeinen Fortschrittes«.

Die Wissenschaft bezeichnet die Welt als »einen Haufen Empfindungen« und sich selbst als das System zur öffentlichen Orientierung in diesem Haufen. Sie löst den Einzelnen, der die Welt nur als »seine« Empfindung kennt, zu einem bloß von ungefähr zusammengetriebenen Häufchen von Empfindungen auf und konstatiert dessen geistiges Sondersein als einen Rest barbarischer Rohheit innerhalb eines wohlgegliederten Ganzen. Die wissenschaftliche Epoche ist sozial. In ihr gilt nur der von der Menge Assimilierbare. Sie ist nicht zu selten verbunden mit einer Blüte des Kastenwesens. Dem gesellschaftlichen Verbande ist die Wissenschaft notwendig. Sie ist ein bequemes Verkehrsmittel seiner Teilnehmer und sein Schutz gegen die Gefahr, die ihm von Seiten außergesellschaftlicher Elemente drohen. Wer der Gesellschaft die Wissenschaft rauben könnte, würde in sie den Tod träufeln.

Die Bedingung ihres erfolgreichen Betriebes ist der Verzicht auf den selbständigen Willensimpuls. Sie hat das System und dieses kann den Streit nicht ver-

tragen; es braucht den Verkehr, welchen Satzungen regeln und mildern.

Ihre Bekenner sprechen niemals mit eigenen Worten, immer mit solchen, die auch ihren Genossen gehören könnten. Sie bilden zwei Parteien. Die einen nennen die Naturgesetze »Erklärungen« der Erscheinungen, die anderen deren »zusammenfassende Beschreibungen«. Jene entwerten das Ich zu einer Dinglichkeit, gleichberechtigt den beobachteten, außer-ich-lichen Gegenständen und gleichgiltig wie sie. Das Ich wird eine Verlegenheit. Diese schalten das Ich aus durch seine Definition als »Summe von Bewußtseinsinhalten«. Das Ich wird eine Hypothese. In beiden Fällen ist es unnötig. Damit hat der Mensch als Einzelner aufgehört.

Darum ist das Genie Gegner der Wissenschaft. Das betonte schon Schopenhauer. Es kennt wohl den Ich-Verzicht wissenschaftlicher Stunden, bleibt aber in der Gruppenerscheinung Fremdling. Es gibt kein soziales Genie. Nur sein Werk kann sozial gewertet werden und wird es auch. Dem Genie sind die Tage Ruhepausen zwischen den Nächten; der Gruppenbestandteil darf nicht einsam sein, er schläft in den Nächten. Er muß sich befleißen, möglichst viel von den Begriffen zu wissen, die er mit anderen teilen kann.

Bekümmert sich der einzelne Mensch nicht um das historisch Datensächliche, weil er das Lebendige der früheren Jahre in sich trägt und nach Belieben daraus zu schöpfen vermag, so muß der wissenschaftlich Bemühte nach der Kenntnis der gewesenen Meinungen trachten. Er fragt die anderen und liebt das Zitat. Des Formzwanges der Leidenschaft ohnmächtig, vermeidet er sie durch die Zahl. Er wertet diese nicht als Symbol, nur als Ordnungsziffer. Fremd ist ihm das Grauen, das durch die Dinge webt. Er empfindet nicht das Organische im Ding, er zählt bloß dessen Elemente. Er spricht gleichmütig von den Tieren, die vor tausend und vor zehntausend Millionen Jahren auf der Erde gewesen. Er berechnet die Hitze der Sonne und die Entfernung

der Gestirne. Er vermeint die Natur zu besitzen oder wenigstens zu erkennen und vergißt, daß diese Natur solange eine Täuschung ist, als der Mensch nicht Wirklichkeit geworden ist. Seine Demut vor der Natur ist der Sklavenkuß auf die Absätze des tretenden Herrn. Der Systembekenner weiß sich Teil der Erde. Und er weiß, daß seine Erde klein ist. Er hat den Menschen aus dem Mittelpunkt des Kreises gesetzt und in diesen den gemeinsamen Begriff gestellt. Als Tycho Brahe, der Gewaltmensch, von dem System des Domherren Copernicus erfuhr, bäumte sich sein Riesenleib dagegen auf, der Erde und den Planeten zu dienen. Er erkannte das neue System nicht an. Auf das Geschlecht der Staufen und Löwen des Mittelalters mußte erst die Klugheitspolitik der Stände und Monarchien kommen, aus den Werkstätten der Donatello und Buonarotti mußten erst Akademien und Museen geworden sein, ehe die Welt daran glauben konnte, daß der Mensch nicht das Gewaltigste mehr sei, daß er kaum mehr sei als der Staub seiner Straße, gleich diesem um die Sonne gewirbelt werde. Giordano Bruno, der verspätet geborene Einzel-Mensch, suchte sein Selbst in dem Rausch einer Unendlichkeit zu vergessen, in welche er die entgötterten Ichs verstreute.

Der Ganze — sich selbst erstes und letztes Rätsel — beugt sich vor der Erscheinung in der Natur, wenn er sich in ihr sieht. Der Bruch beugt sich, weil es ein andrer ihn heißt. Der König sucht die Sphinx auf, er holt sich Sieg oder Vernichtung — die Bürger sprechen von der Sphinx zwischen ihren kleinen Schicksalen.

Die Wissenschaft hat keine Musik. Sie zerstört die Persönlichkeit des Tones durch die Übersetzung in eine internationale Begriffssprache. Ein Schema entleerter Formen, fehlt ihr die Form als Erlebnis. Ihre Vertreter bedienen sich des Wortes als Gedächtnismittel und als Element in der logischen Abstraktion. Der Sinn ihrer Sätze empfängt weder seine Würde von den Worten, noch erteilt er sie ihnen.

Sie kennt die Maske nicht, sie hat sie eingetauscht gegen die begriffliche Marke der Personen. Sie betrachtet diese als Dambrettsteine. Aber der Zufall, der sie schiebt, ist nicht dämonisch, er ist eine rechnerische Ungeschicklichkeit. —

Das ideologische Wappen wissenschaftlicher Freiheit und Gerechtigkeit verbirgt die Praxis der Unduldsamkeit und Standesdünkelei. Das Dogma der Wissenschaft ist um nichts leichter zu tragen als jenes der Kirche. Der Widersprechende wird heute ebenso wie im Mittelalter in beiden Parteien ausgeschaltet. Bloß die Methode hat sich geändert. Wir sind humaner geworden. Wir haben die Aufsehen erregende Raschheit des Feuertodes in die freundliche Ruhe der Aushungerung verwandelt. — Die Kirche hat den Papst oder irgend eine Synodialgemeinde, die Wissenschaft hat Hofräte. Beide aber haben ihre Indizes der verbotenen Bücher.

Wissenschaftliche Genossenschaften und religiöse Genossenschaften sind keineswegs einander widerstreitende Erscheinungen. Sie sind Schwestern. Beiden gehört das System und die Bekenner beider sind dessen Eiferer. Wehe dem Lügner und Ketzer, der ihre Wahrheiten bezweifelt. — Die Wissenschaft rühmt sich des Besitzes des Relativitätsprinzipes. Es ist ihr aber nicht skeptische Erkenntnis, sondern autoritative Vorschrift. Der Zweifelnde fragt — »was weiß ich vom Lebendigen?« Der Gläubige bejaht — »ich weiß seine Relativität«.

Der wissenschaftliche Wahrheitsfanatismus ist, soweit er nicht brutale Knechtung des Persönlichen ist, ein Streit um Worte. Warum soll ich nicht glauben, im Vesuv sitze ein Riese, der zur Sinnlosigkeit des Menschenhaufens seine Sinnlosigkeit des Steinwurfes fügt? Weil die Verbrüderten hinterlistig tun und ihre Riesen Kräfte heißen? Kann mir doch keiner von ihnen meine Ansicht vom spielenden Riesen widerlegen! Wissenschaftlich wahr sein, heißt nur dasjenige tatsächlich zu nennen, was sinnliche oder logische

Erscheinung aller ist, und als krankhafte Illusion die besonderen Erfahrungen der einzelnen Seele zu bezeichnen.

Kirchliche und wissenschaftliche Gesellschaft ist stets zeitlich verbunden. Denn eine Organisation, deren Zweck die Ordnung von Begriffen ist, bedingt von selbst die ergänzende Organisation zur Ordnung von Gefühlswerten. Leugnet die Wissenschaft im Zufall den Dämon, so macht die Religion aus dem Dämon einen Geschäftsmann. Die geistige Freiheit des einzelnen Menschen kann niemand sichern. Sie ist in diesem oder sie ist nirgends. Die Vielen hingegen sind weder imstande allein zu denken, noch allein zu fühlen — sie bauen Katheder und Kanzel.

Die gegenwärtige Spannung zwischen Kirche und Wissenschaft entspricht der Rivalität zweier Vereine. Ihre Mitglieder sind zum sofortigen Bündnis bereit, wenn es die Schmähung des Vereinslosen gilt. Der Konflikt von Vereinen gebiert immer wieder Vereine derselben Art. Umwälzungen und Umwertungen erfordern Männer, nicht Sozietäten. Nur der rasende Held ist imstande, die Kruste der Pflichten und Vorschriften zur brauchbaren Scholle zu zerpflügen. Sei er Napoleon, der Soldatenkaiser, sei er Christus, der Traumkaiser.

Der wissenschaftliche Betrieb des Heute ist verfärbt durch den Einfluß des aus seiner natürlichen Stellung verschobenen Weibes.

Die Abstraktion ist männlich, wenn sie zerstört und wenn sie baut. Doch das System wird von Männern nur errichtet, der Fluch seines Erbes ist die Züchtung von Typischen, die jenes verwalten und in starre Kultformen bringen. Hat der Mann als Einzelner immer etwas vom Religionsstifter an sich, so beharrt der Mann als Mengeteil stets am Buchstaben. Sein utilitaristisches Denken ist der Eigenheit des Hirns hinderlich. Der Zweckgleichgiltige denkt unnützlich; der Gedanke ist ihm Notwendigkeit geworden.

Der Feminismus der gegenwärtigen Wissenschaft

ist mütterlich betont. Die Unterjochung des Männlichen ist aber im letzten Grunde die Rache eines unterdrückten Hetärentriebes. Und diese Rache ist vorsichtig und süß genug, die Selbständigkeit des Mannes in fast allen seinen — öffentlichen und privaten — Möglichkeiten zu schwächen. Sie zähmte den Mann, den immer irgendwo grenzunbekümmert Schauenden, durch die Käfiggrenzen des stillen Glückes der vier Wände.

Der Sammeleifer alter Jungfrauen, die an ihrer Weibheit verhindert worden, ihre Schachteln voll Erinnerungszeichen eines nicht gelebten Lebens, haben ihr Gegenstück in der Sammelwut der Männer. Ob sie Bilder und Bücher aufstapeln, ob sie Bildung magazinieren, ob sie Lexiken und Enzyklopädien der Kultur zusammenstellen — immer wieder die gleiche Gier, zu ersticken den Ruf eines um Tat oder Werk geprellten Zeugungstriebes.

Das Nur-Weib, das Weib-Ich, findet für alles eine Erklärung. Seinem Empfindungsleben gemäß von elementarer tellurischer Kraft, ist es gedanklich für die Erfassung des Ur-Seins in Geschehnissen und Erscheinungen unzugänglich. Es sucht nach Gründen, während der Mann den Grund sucht. Es begnügt sich, die Ereignisse zeitlich aneinanderzureihen. Seine geistige Methode ist entblößt der Unergreiflichkeit. Denn sein Geheimnis liegt nicht im Gedanklichen. Ja, Banalität in diesem macht seine erdverknüpfte Wucht um so verheerender. Der Mann aber, der sich in eine bloß zeitlich-kausale Schlußweise eingewöhnt hat oder zu ihr erzogen wurde, hat überhaupt keine Dunkelheiten mehr. Er wirkt armselig. Er reagiert auf alle Reize typisch wie das Weib, aber er besitzt nicht deren unbändigbaren Instinkt, welcher alle Individuen ihres Geschlechtes zu einer organischen Einheit verbindet — er ist typisch geworden. Die Männer der Kaste gleichen einander.

Die Wissenschaft kennt den Mann oder wenigstens kannte sie ihn. Er ist der Suchende in ihr. Ihr Anfang. Denn in diesem ist sie katastrophal. Niemals noch

wurden Entdeckungen und Erfindungen von Fachleuten selbst gemacht. Wissenschaftliche Umwälzungen sind heute fast nur das Werk junger Männer, ihrer Selbständigkeit letztes Aufflackern vor der endgiltigen Betäubung durch den femininen Gegenwartsatem. Schöpferisches Denken ist Tanz der Widersprüche; die mütterliche Wissenschaft leugnete ihn zur Kontinuität der Entwicklung. Darwins und seiner Genossen Formulierungen waren die stärkste Effeminierung des Denkens im neunzehnten Jahrhundert. Cuvier war noch Mann, er verfocht die Möglichkeit und die Kraft des Schöpfungsdranges, der ursachenlos aus dem Dunkel bricht.

Der Wissenschaftliche sucht die Wahrheit im Widerspruchslosen. Der Mystiker findet sie im Ich, dem stärksten aller Kontraste. Darum ist jenem sein Wissen nur ein Kleid, das er h a t und das er nicht i s t. Er hat sich die Wörter geschaffen, um möglichst bald über die Dinge hinwegzukommen. Er lebt von Anweisungen, die er niemals einlöst. Der Mystiker legt durch seine Worte die Fläche der Dinge in ihr Inneres.

Die Wissenschaft hat mit dem Dinge das Gleiche wie mit dem Menschen getan. Sie hat das Ding entrechtet. Doch in den schweren Stunden des Menschen nehmen die Dinge Rache dafür an ihm. Sie wenden sich gegen ihn, urplötzlich von unheimlichem Leben geschwellt, und er ist ohne Größe, kann ihnen nicht antworten oder sie gar unterjochen. Dem Menschen wird in seinen tragischen Augenblicken die Wissenschaft höchstens Opiat vom Werte des Alkohols.

Ich spreche hier nur vom »reinen Wissenschaftler«, von jenem, welchem das Systematische das »Werk« seiner abstrahierenden Anschauung ist. Der »Tätige«, sei er Arzt, sei er — tatsächlich bauender — Techniker, scheidet aus der Betrachtung von selbst aus. Er wertet die Wissenschaft nicht wissenschaftlich, sondern als Mittel seines »Tuns«. —

Die Wissenschaft vermag sich zu popularisieren und sie tut es. Sie hat das Bedürfnis nach der Schule.

Gerne wird heutigentags Lionardos Wissenschaftlertum betont. Zu Unrecht. Er hatte keinen Mitteilungstrieb. Er war ein Fragender, ein Nur-Ich. Er betrachtete den räumlich und zeitlich Zweiten, aber er verborgte sich nicht an ihn. Jener Trieb überkam erst die Florentiner, als sie politisch unfrei geworden. Sie wurden dann auch voll Humanität. Die Ruhe der Künstlergenossenschaften stören immer wieder die Abtrünnigen, die den Mut zur Lächerlichkeit in der Mitwelt haben. Die Typischen haben keine Sezessionen. Sie haben die Tendenz in die Breite. Sie geben uns die »Wissenschaft für Alle«. In den hundert italienischen Novellen ist eine Erzählung von der Prostitution der Wissenschaft durch den Popularisator, im zwanzigsten Jahrhundert ist dieses Gewerbe einträglicher Verdienst der Dozenten. Allerdings betten sie der Gesellschaft deren Sterbelager. Die Überschätzung des Merkwissens lähmt den wirtschaftlich Schwachen und gibt ihn dem kapitalistischen Kastentume preis. Der Hunger aber lockert die Verbände. —

Die Wissenschaft verhindert Mich, Mensch, zu lachen und zu weinen, wie Ich es brauche. Sie verlangt, daß ich andere mit einem so komplizierten Instrument spielen lasse, wie es meine Maske ist.

Volkskunst und Formbeseelung

Von **Leo Popper**

Durch Konstellationen, die nicht weniger zufällig, aber auch nicht weniger sachgemäß sind als die übrigen Konstellationen, die unsere Wertungen bestimmen, steht jetzt die Volkskunst im Brennpunkte der künstlerischen Wünsche. Und durch ein Mißverständnis von seltsam tiefer Bewußtheit sind wir befähigt, in ihr die Erfüllung vieler letzter Forderungen

und die einfache Antwort auf die Frage Stil zu erblicken. Denn, wo wir nach langen Irrfahrten, mit ganz zerfeinerten Gefühlen, angelangt waren — bei den harten Problemen des Ausdrucks ohne Gegenstand und des beseelten Schmuckes: dort stand sie schon bereit, und hatte uns erwartet, und setzte nun unseren Weg fort, mit unendlicher Leichtigkeit. — Jene bunt-bedeutende Mystik, die wir in der Natur erlebten und herauszuschälen suchten, wie sie uns in den früheren Stilen herausgeschält erschien, und die vor uns doch immer wieder in die Natur zurückkroch (und in den anderen Stilen vielleicht auch nur gerade soweit »frei« war, als wir dort die Natur übersahen): sie fanden wir gelöst in den bunten Truhen, und grüßten sie auf allen schwarzen Schürzen. Und vor der inneren Fülle dieser Ornamente, vor ihrer ernsten Geistigkeit fühlten wir auf einmal alle Grenzen zwischen Formkunst und Sinnkunst verwischt. Wir fragten nicht nach Herkunft, wo wir so tiefes Da-Sein fühlten, und nicht nach einem Zweck, wo der unsere erreicht schien. Wir fühlten nur: das sind wir selbst und unsere letzten Wünsche; was uns aus diesen Dingen ansieht: das ist das Ziel. — Und wir fühlten weiter: hier, wo dieses Ziel so rein erreicht ist, hat sicher ein Gedanke gewirkt, tiefer und fruchtbarer als der unsere. Wir können nicht anders: wir müssen den eigenen Weg und seine Mühsal, mit all ihrem Denkgewicht, hinter das fremde Ziel versenden (das ist ein uralt-alter Segen oder Fluch), und fühlen immer wieder, trotz allem besseren Wissen, mit unbezwingbarer Kraft von jedem Ding: Was es mir sagt, das hat es selbst gewußt. — Und so wird es möglich, daß uns die Volkskunst, die von dummen Bäuerinnen herrührt, zur weisen Lehre werden kann, und mehr ist als ein Reiz, der aufhört, wenn wir erfahren, daß nichts dahinter war. Auch hier ist nichts dahinter, nichts Seelisches hinter diesem ungemeinen Seelentum. Wir können nur von der Symmetrie sprechen, die hier ihre Wunder wirkt; von der Rhythmik, die von selbst entsteht, wo eine

Fläche gleichmäßig eingeteilt und mit periodisch wiederholten Ornamenten gefüllt ist; von den prachtvollen Farben, die, so viele es nur gibt, ungewählt auf den Rand einer Schürze gesät sind, und deren Chaos doch Haltung behält, weil das große Schwarz der Schürze den Flor in starkem Gegensatz zusammendrängt; von der zitternden Unbeholfenheit, die für uns ein Schönheitswert ist; von der handwerklichen Sauberkeit, die auf dieser Nervenhöhe zu bedeutungsvoller Reinheit wird. Mit einem Wort: wir sehen hier die höchsten Forderungen formell und unbewußt und oft durch Zufälle gelöst, und so gelöst, daß hier die Wirkungen stärker sind als bei den Werken, die darauf ausgingen. Denn wer die reine Farbe liebt, der findet hier die reinste zu tollkühnen Verbindungen gebracht; wer die Einfachheit begehrt, findet sie hier so einfach und so vorstellungsgemäß, wie nirgends bei den Schilderern; und wer von einer sinnvollen Verwirrung der Formen weiß, und weiß, daß sie aus der Phantasie nie zu erreichen ist, blickt atemlos in das Sanskrit dieser dunklen Blumen. — Nur Schemen und Maße waren hier am Werk. Aber durch Konstellationen — zufällig und sachgemäß — kamen Seelen und Wirrsale unter die Schemen und Maße zu stehen, und siehe, sie paßten ineinander.

Aber Volkskunst ist nur die eine und vielleicht die reichste der Anregungen dieser Art. Die Wirkungen der Primitiven, der Asiaten und vor allem der Teppiche, sie alle bergen dieselbe Idee: daß nicht das Gleiche zum Gleichen sich gesellt, aber oft das Fremdeste zum Fernsten; daß, über alle Hemmnisse hinweg, die Form sich ihren Weg zur Seele sucht; und endlich: daß die Sinne nicht nach dem Sinn fragen, sondern nach dem Schein, um dann dem Schein den eignen Sinn zu schenken.

Der Fanatiker

Von **Abraham Schwadron**

Das sei die Methode unseres Tuns: fanatisch und inkonsequent! Durch den Fanatismus ist uns die tödliche Diskreditierung bei allen Heutigen verbürgt. Bei den Philiströsen, weil sie Fanatiker für gefährlich halten, und was gefährlich ist, die Verdauung stört. Aber wer mit dem Schicksal von Kraft beladen ist, bei dem erwacht diese immer erst recht, sobald der Schreckruf erschallt: »Philister über dir, Simson!«

Was da aber die Philister nur so von sich wegwünschen, ohne es im Grunde zu verachten, das ist nach der Idiosynkrasie der Modernen ein — es wird wohl schwer, eine Bezeichnung für etwas zu finden, das nach der Seite der Unendlichkeit des Schlechten weiter vorgeschoben liegt als Sünde und Verbrechen — die ultima Thule des Wegzuwünschenden. Wahrlich, nichts ist so allen Schattierungen der Moderne gemeinsam, wie ihre Toleranz gegen alles und alle ihre Intoleranz gegen Fanatiker. Ihre »Reizsamkeit« wird aufgewirbelt durch das metallene Klirren des Justaments; ihre Abneigung gegen die scharfe Deutlichkeit abgezirkelter Konturen und gegen Erscheinungen, die nichts sind ohne zweckliche, geflissentliche Vor- und Rückbeziehungen, scheint jene ihre Intoleranz zu bedingen. Doch bleiben sie einer tieferen Wahrheit die Erkenntnis schuldig, wie verwirrend sie sich gegen die Unschuld unseres Müssens vergehen, das in der Fatalität unserer Lebensleidenschaft wurzelt. Nur eine Böswilligkeit oder, was noch unentschuldbarer ist, ein Mißverständnis läßt sie den Fanatismus des Ursprungs mit dem des Zwecks verwechseln, Trieb mit Tendenz, Emotion mit Effektsucherei. Wir wollen nur dem ersten das Wort reden, das zweite bekämpfen. Denn wie die Theologie die religiöse Heiligkeit erschlagen hat, so wird die Weihe des »davon« von der Teleologie, vom »dahin«, in die Gosse gezerrt. Insgleichen mag sicherlich in der scharf bekundeten Zweckabsicht für manchen eine Diskrepanz liegen zwischen Wollen und Gegebenem, eine Ungesättigtheit, welche wirkt wie Frauen, die nicht reizend sind und willentlich reizen.

Und wie die Unmittelbarkeit des Nicht-Anders-Könnens und Nicht-Anders-Wollens den Unterschied setzt zwischen Held und Poseur, so bildet dieser Gegensatz: Urpunkt und Ziel auch in

Philosophie und Kunst zwei ineinander oszillierende Gegeninstanzen. Entweder eine Philosophie, die frei ist und fröhlich, der Tiefe des Staunens entsprungen, und zur Höhe des Nichtswissens emporsteigt, oder eine, die mit Kröten-Gedunsenheit eine kokette, willfährige Magd ist jeweiliger Herrscher, mögen sie nun Kirche, Staatsraison, Ansichtsmode oder andere Serenissimi sein: Scholastik. Und nur dank dieser lotterhaften Dienerschaft war es möglich, daß sich Scheintugend mitten unter allem so dreist erbrach und derart dem Scheinlaster es verekelte, sich zu Tische zu setzen. Auch die Künstler, alle echten, gehen jenen schlittenschlüpfrigen Weg: sie verlieren sich, beginnend mit erstrebendem Suchen, sind also Reflektanten; dann finden sie sich und den Weg wieder, der im Kreise weiter und zurück führt: sie werden Reflektierende.

Ein echter Fanatiker hat keine Persönlichkeit: ein Ballen prall von Trieben. Darum auch nicht Persönlichkeits-Eigentümlichkeiten, die man Kleinlichkeiten nennt: keine nach außen divergierende Gereiztheit, keine Launen, keinen Dünkel. Er ist nicht eitel im Sinne einer Abhängigkeit vom Zuschauen anderer. Die Lust, besser zu sein als die anderen sehen, ist ihm notwendiger: das ist seine Eitelkeit. Er läßt sich alles gefallen. Nicht als ob es auf ihn nicht wirkte. Im Gegenteil: sein sensorischer Apparat ist von feinster Schärfe und kein Strahl, der auf ihn fällt, bleibt unabsorbiert. Dies geschieht aber eben unter einer solch durchdringenden Amalgamierung, daß der äußere Reiz keine Art physikalischer Reaktion, sondern eine Art chemischer Veränderung hervorbringt. Nicht Wechsel sonach von Erwärmung und Abkühlung durch Mitteilung an die Umgebung, sondern eine Art seelisch-stofflicher Umsetzung — Gefühlsgewaltsamkeit, aufgespeichert als potentielle Energie, als neue Ursache zu neuen Wirksamkeiten. Ein Organismus, selbst extrem, der gerade die ultravioletten Strahlen, die extremsten, kleinstwelligen und unsichtbaren, am meisten aufgreift und in sich wirken läßt. Empfindlichkeit, nicht Empfindsamkeit. Darum der tiefe Gegensatz zum Zärtling, darum die herbe Härte, das Lächeln, das schmerzhafte, über Mühsal undEntbehrung, darum die grüne Farbe, der graue Blick. So ist er auf die Außenwelt mit Leidenschaft eingestellt: scharf, rauh, gespannt. Daher sein unberechtigter Haß gegen das Embonpoint der Gemütlichkeit und die affektierte Glätte äußerer Vornehmheit: das gutmütige Gesindel und das noble.

In Hinsicht dieser verinnerlichten Reaktionsweise sind sich ein Verbissener und ein Fanatiker gleich. Sind aber in der Zeit Ziele und Gelegenheiten präformiert und ist in einem Verbissenen Kraft, die den Willen zu Werken weckt, so ist das der Fanatismus, den wir leben. Nicht Werktätigkeit, die erfolgheischend das Tun geschäftlich abwerkelt, sondern eine Emanation, ein Erlebnis, als dessen motorische Form das Wirken erscheint. Die Beteiligung und Aufgabe des Intellekts und des Willens sind nur sekundärer Art: sich vom Schmerz der Potenzlast, vom Drucke des Könnens durch den Erguß der Tat zu befreien. Er verfolgt nicht den Zweck; er wird von der inbleibenden Ursache verfolgt und vom Ziel — der Erlösung — aufgenommen. Und nicht jedes Tun wird ihm ein erlösendes sein. Nichts, was nur seinem gewöhnlichen Bedürfnis dient, nichts, wodurch er weiterkommen soll. Menschen, deren Wesensschwerpunkt nicht außerhalb, sondern, wie bei jeder Essentialität, in ihnen liegt, dürfen nicht weiter kommen, nur näher. Nicht auch auf Zerstreuung geht ihr Sinn, nur auf Sammlung: hohle Gläser zerstreuen; was hervorragend ist, sammelt. Im Widerspiel demnach zum Verhältnis zwischen Symbol und Individualität, wo in die ungreifbare Bedeutung einer allgemeinen Form zufällige, individuelle Ahnung gegossen wird, können hier, wo Individualität fehlt, von den verschiedenen Tönen, die rings verstreute Werkmöglichkeiten geben, nur gewisse, selektiv bestimmte, eine Resonanz erwecken. Wie die kraft einer Spannung Entladung suchende Saite nur mit einem Ton hörbar mitschwingt. Der Selbstentladungsdrang wird also nur eine Möglichkeit finden in einer Sache der Befreiung. Jeder echte Fanatiker ist einer der Freiheit: diese nicht als Oberflächenphänomen, sondern als eine elementare Selbstheit, losgelöst von der Enge des Eigenen, oft auch losgelöst vom allgemeinen Kulturstande. Dies ist ein Wesensmerkmal: Spießer, Gelehrte und Ästheten kennen die Freiheitsnot als Wert an sich nicht, nur Bauern, Künstler, Helden und vor allen die Fanatiker; ob sie nun die stillebenhafte oder die sturmtobende Freiheit brauchen. Jene aber sind gegen äußere Unfreiheit innerlich objektiv. Alle Heloten waren über ihr Hemd hinaus immer objektiv. Doch erst wenn die Objektivität krepiert ist, kann die Freiheit leben. Und wie Befreiung ein Element des Fanatikers ist, so ist es auch die Zukunft. Das ist der Zusammenhang zwischen Phantasie und Fanatismus. Nur seine mächtige, kombinatorische

Phantasie läßt ihn in irgend einer Zukunft mit einer derartigen Wirklichkeits-Intensität leben, wie andere nur in der greifbaren Empfindungs-Realität der Gegenwart. Und Zukunft ist ihm das, was sein soll, als dynamisches Gleichgewicht, als Komponente, nicht was sein wird, als Resultante. Im Gegenteil: seiner Unmittelbarkeit entspricht es, die kostenlose Seherei lächerlich zu finden, welche immer wieder das »Urteil der Zukunft« als höchste, weil stumme Instanz anruft. Das ist das Paradies, welches sich Himmels-Ungläubige, wenn sie verkannt und bedrängt werden, auf Erden erglauben. Dieweil sie nichts ererbt und im Leben nichts erworben haben, wollen sie doch zumindest eine Promesse als Fideicommiß ihren Nachfolgern hinterlassen.

Da ferner das, was durch ihn geschehen soll, keine Inhärenz an Persönlichem hat, entbehrt er die Hoffnung auf Erfüllung und entledigt sich so auch des Zweifels, der immer in ihr kauert; niemand ist so fern von Skeptizismus wie der Fanatiker. Keinen Erfolg, nur Wirkung soll er haben. Was Wirkung hat, hat Folgen: Samen zu weiterem Wirken; Erfolg aber ist das, was zum persönlichen Urheber im Kreise zurückkehrt. Hier sind Prätensionen. Die Intentionen des Fanatikers aber beziehen sich auf eine Allgemeinheit. Nicht als auf etwas Außenstehendes, Fremdes, zu Bemutterndes. Humanität und Liberalismus haben nie Fanatiker gefunden, höchstens zahme, lahme Macher der Wohltat; Plage mit Mitleid. Wir sind Egoisten: wir arbeiten für uns, für jene Teilinhalte einer Gesamtheit, die in uns leben und konzentriert, drängend unsere begeisterte Unruhe zeugen. Wir handeln mit der Vehemenz, Einseitigkeit und Rücksichtslosigkeit des Egoisten, und die Allgemeinheit, die in uns lebt, verdient es: die ist schlackenlos.

Doch bleibt jeder Fanatiker ein Einsamer. Gemeinsamkeit des Zieles schafft Freunde und Gesellschaft, nie ein gemeinsamer Ursprung. Die von ähnlicher Art sind, gehen auf parallelen Wegen neben ihm, nicht mit ihm. Die »Genossen« aber, die er sammeln würde, commis voyageurs der idealen Forderungen, würden ihre Absicht von »genießen« ableiten und so wäre er kein Menschen-, sondern Lumpensammler. Er steht daher oft in stärkerem Gegensatze zu denen, welche mit ihm zu gehen vorgeben, als zu jenen, die gegen ihn sind. Und wenn er weite Wirkungen erregt hat — erst recht. Die Last, die über den Berg hinüber gehoben werden sollte, hat er mühsam, einsam und mit nie gehörtem

Stöhnen über den Gipfel gebracht; das ist dann sein Fanatismus nicht, der so genannte, mit dem der Pöbel unter Hurrah-Rufen das Hinunterrollen auf die andere Seite windleicht begleitet. Dann gerade ist sein Ganzes in rechter, in der einzigen Gefahr. Denn jeder wird dann mit ihm gehen, weil man eben so gehen wird. — Wer ist aber dieser »man«, nach dem sich jeder richtet? Im Wechsel von Kulturen und Lebensansichten der Jahrtausende beruft sich das Alte und das Neue immer gleicher Weise auf »man« als maßgebende Instanz: vom »man verehrt so die Götter«, »man baut so die Pyramiden«, »man versteht das unter Kultur« bis zum »man bindet jetzt so die Kravatte« — wer ist dieser »man«? Wirkt er durch Befehl? Durch Ansteckung?

So wird durch den Fanatiker Vieles und Wirkungsreiches; »aus ihm« wird nichts. So bedauern ihn die Leute, also die Gescheiten. Seine ganze Seinszeit ist seine Werdezeit: die Zeit, in der er nichts geworden ist, sagen sie.

Und sie haben recht.

Nächtliche Stadt in der Nähe

Von **Paul Mahlberg**

Um schwarze Kuppeln fliegen Sterne,
und jene prahlen mit ein wenig Gold.
Der Himmel hängt nicht allzuferne,
der Trambahn Rollen in ihm rollt.

Doch jenseits diesem Vorstadtplatze
bemächtigt er mit kühnem Satze
sich dunstlichter Unnahbarkeit.
Dort ist der Schoß der Stadt ihm abendlich bereit,

bespringt ihn abendlich ihr geiles Lichterrot,
ihr leeres Lärmen seine Tiefe jach beleidigt —
Da hat er ihr mit trübverhangnem frühem Abendmond gedroht
und sich mit Morgensternen wild verteidigt.

Schlaflose Nächte

Von **Alexander Solomonica**

Ich, der ich mich seit je eines gesunden Schlafes erfreut habe, kann seit einiger Zeit nicht mehr schlafen. Der Tag, in dessen Lichte mich die blauen Schatten unter den Wimpern verraten, vergeht mir wie ein Traum, doch um Mitternacht beginnen meine Augen, die sich schließen sollen, zu schmerzen. Ich presse sie zusammen, ohne daß ihr Brennen gelindert würde. Sogleich bemächtigt sich aller meiner Glieder das kindliche Verlangen nach Schlaf. Ich zögere, mich ihm hinzugeben, da mich die erste dieser Nächte gelehrt hat, daß der Halbschlaf schädlicher als das Wachen sei. Zudem stört mich immerfort ein Weinen hinter der Wand, die mich mit einmal die Mauer eines Kerkers dünkt, bis ich, gequält von Unwohlsein, selber zu weinen beginne, ohne mich dieser Tränen auch nur im geringsten zu schämen. Jetzt wandere ich hin und her, suche den Spiegel zur Gesellschaft, der mich blöde vor Schläfrigkeit anglotzt. Natürlich werde ich von Erinnerungen belästigt. Sie verschmelzen zu einer mahnenden Stimme, die mich wegen meines Lebenswandels verwarnt. Ich lache in Tränen, verlache die innere Stimme, die mir mein unseliges Ende vorauszusagen nicht müde wird.

Aber mir kann sicherlich geholfen werden. In der Tat, dazu wäre nur ein Schlafpulver nötig. Lange, ehe der Arzt es mir verordnet hat, bin ich selbst auf diesen Ausweg verfallen, verschmähte ihn aber sogleich, denn ich füge mich gerne in das Vermeidliche; beginne also an dieser Schlaflosigkeit Gefallen zu finden. Es ist belustigend, vor Sonnenaufgang die Zeitungsjungen auf der Straße beschäftigt zu sehen, sie, die nicht daran denken, daß jemand gewacht haben mag, während sie schliefen. Ich bin immerfort auf dem Posten. Auch meine Laune, die bisher nicht die beste gewesen ist, ändert sich. Ich bin in leidlicher Stimmung, selbst fröhlich und aufgeweckt. Mit Aufmerksamkeit beobachte ich alle Vorgänge um mich her und freue mich, weil ich eine Rolle dabei spiele. Sie erwecken ein Interesse in mir, das nicht etwa mit dem Eintritte der Dunkelheit erlischt. Die Müdigkeit kann dagegen nicht aufkommen, ja, sie flieht mich sogar, weil ich den Spieß umgedreht habe. Selbst die Schatten unter meinen Augen, die als das Zeichen des Verfalls im Sonnenlicht hervorzutreten gewohnt sind, sind ver-

blichen. Dies bemerkte ich gestern, als ich in den Spiegel sah und mir selber zunickte, denn ich war mit meinem Aussehen zufrieden. Hatten mich doch sogar jene lästigen Schmerzen in den Schläfen verlassen. Nein, ich habe keine Lust, zu Bette zu gehen. Allerdings bin ich jetzt einsam und der Tag scheint mir kurzweiliger zu sein. Aber das, was mir bleibt, und sei es auch nur jenes Weinen hinter der Wand, genügt mir immerhin. Es darf mir nicht verstummen, denn es klingt, als werde gleich mir ein Kind von Schlaflosigkeit heimgesucht. Und selbst das Knarren der Diele unter meinen Schritten erfüllt mich mit Vertrauen und Klarheit. Kein Wunder, daß mein Gedächtnis an Sicherheit gewonnen hat. Wird nicht Vergeßlichkeit durch leichtsinnige Träume gefördert? Ich lasse mich nicht hinters Licht führen, von der Ohnmacht, die man Schlaf nennt, nicht mehr bezwingen. Wie jene, die jetzt von ihrer Arbeit ausruhen, um die ich mich nicht bekümmere, in deren Dienste ich nicht Wache halte. Aber sicherlich bin ich meines eigenen Pulsschlages gewärtig. Ich bin von Gestern durch keinen Abgrund des Schwindels und der Verzerrung getrennt, sondern weiß, wie alles zuging, und jede flüchtige Begebenheit macht mir nun, da der Morgen nicht mehr fern ist, immer noch zu schaffen. Die Müdigkeit, die stets unschlüssiger wiederkehrt, scheint besiegt zu sein, es ist eine Lust, zu leben. Freilich erlebte ich während dieses einzigen Tages, der bisher vier Tage und Nächte umfaßt, auch Unannehmlichkeiten aller Art. Sie machen mich nachdenklich, während jene, die sie mir bereitet haben, ihr Tagewerk viermal mit einer frischen Hoffnung beginnen durften. Doch ich bins zufrieden, freue mich der Wirklichkeit. Hier bin ich meiner Sache sicher, fühle mich geborgen, muß jetzt aber dennoch an die Feindseligkeit denken, die mich umgibt. Die andern liegen hilflos da, atmen unruhig, sind vom schlechten Gewissen, das sie im Schlafe nicht verscheuchen können, geängstigt. Ich aber bin von unerbittlichem Vertrauen erfüllt. Ich muß mich vorsorglicher einrichten, meine Überlegenheit ausnützen; immerhin wurde mir doch ein weiterer Überblick zuteil. Wahrhaftig, ich sehe jetzt die Hindernisse besser, über die ich stolpern mußte, bin noch ganz und gar in Gedanken mit dem Ärgerlichen beschäftigt, das mir begegnet ist. Ich habe auch allen Grund, über schlechte Gesinnung zu klagen, mit der es jetzt abzurechnen gilt. Ich bin nicht etwa ganz von Freunden verlassen, entsinne mich aber im Augenblicke keines

einzigen, den ich nicht vom Herzen verabscheue; das nämlich ist der Angriff, die beste Verteidigung! Doch ich will mich mit jeder Kleinigkeit abfinden — da keine meiner Erinnerung verloren gegangen ist — ehe noch die Schmerzen in meinen Schläfen wiederkehren.

Gestern begegnete ich meinem Freunde B. Niemand vermag sich vorzustellen, wie widerwärtig mir B. ist. Es ist übrigens falsch, ihn meinen Freund zu nennen, wenn wir einander auch einmal ganz freundschaftlich die Hände zu schütteln pflegten. Er kann mich zweifellos nicht ausstehen, was, wie gesagt, auf Gegenseitigkeit beruht. Ich war gerade besonders friedlich gestimmt und mit allerlei Gedanken beschäftigt; hatte bereits eine Ewigkeit durchlebt — ohne Schlaf — also Grund genug, heiter zu sein und mit meinem Schicksale nicht zu hadern. Gestern — nein, keine dumme Bewußtlosigkeit hat mir diese flüchtige, lächerliche, unangenehme Begegnung verwischt, sagen wir darum, daß sich alles vor einer Viertelstunde abgespielt hat. Ich schlage die Augen auf, erkenne die Gestalt dieses Menschen, die sich mir nähert. Natürlich war ich gerade in jenem Augenblicke weit davon entfernt, an ihn zu denken, muß mich aber jetzt wohl oder übel dazu verstehen, ihn zu betrachten. Er hat eine ungeschlachte, klobige Figur und überragt mich um Kopfeslänge. Die gelben Haare kleben wie Wachs an seinem Schädel, doch sein dummes Gesicht, das unweigerlich einen hochmütigen Ausdruck annimmt, wenn es meinen Blick auf sich gerichtet fühlt, empört mich geradezu. Ich muß wenigstens feststellen, daß die Form seiner Füße jeder Beschreibung spottet, nicht minder als sein Gang, dessen übertriebene Festigkeit meinen Ekel erregt. Aber er steht jetzt still, wie es scheint, sodaß ich mit Muße über ihn nachzudenken vermag. Nein, wir wechseln keine Worte miteinander, das ist vorbei, dazu kann es nicht mehr kommen! Scheinbar erstaunt begegnet mir sein Auge und kann blinzelnd dennoch jene Hinterlist nicht verbergen, die wieder lästige Erinnerungen in mir wachruft. Ohne Zweifel wird sich sein Gesicht zu einem gemeinen Grinsen verziehen, wenn ich wegsehe, ich will ihm aber vorläufig diesen Gefallen nicht tun. Das Unglück liegt darin, daß er einige meiner Gedanken kennt, sich also durchaus einiger Gewalt über mich rühmen kann. Die Vorstellung, daß er sich stumm mit mir beschäftigt, ist mir unerträglich; und sicherlich ist es noch immer

der Fall, denn fort und fort sagt man mir wieder, was er über mich gesagt hat. Selbstverständlich kann mir nichts gleichgiltiger sein, aber sein Anblick macht es mir zum Überdrusse wieder lebendig. Kein Wunder, daß ich ein wenig meine Überlegenheit vergesse, erbittert seine rohen Hände mustere, die weder zum Spiele noch zur Arbeit tauglich sind; ja es entgeht mir nicht, daß seine Krawatte schief sitzt, und ich unterlasse es nicht, mich darüber zu freuen, da er in den Augen der Vorübergehenden zum Gespötte werden wird.

Ich gehe über einen kleinen Marktplatz, den ich unlängst entdeckt hatte, bewege mich in diesem Gewimmel von Käufern und Verkäufern nicht gerade mit Sicherheit. Fortwährend stolpert man über leere Körbe. Ich staune über die Gier, mit der sich einige Kinder über eben erstandene schmierige Kuchen hermachen. Vor einem Stand steht eine vierzigjährige Frau, die Honig feilhält. Sie hat sich ihre Jugend bewahrt, ist von gerader Haltung, schlank und groß. Sie schreit auch nicht wie die anderen, fordert mich nur durch einen Blick zum Nähertreten auf. Ihre Züge scheinen mir edel zu sein, da rempelt mich jemand an, ich komme fast zu Falle, sie lacht, dieses Lachen ist häßlich. Überdies bemerke ich jetzt eine Warze an ihrem feinen Halse, die sie ganz entstellt. Weiter, ich stoße auf ein gleichgiltiges Gesicht, sehe aber daran vorbei. Sofort schiebt es sich in meine Nähe, und ein Schwall von Worten dringt auf mich ein. Mein bester Freund spricht zu mir. Allmählich erfasse ich den Sinn seiner Rede und kann nicht umhin, Antwort zu erteilen, wie es sich gebührt. Ich lenke das Gespräch auf B. und mache aus meiner Geringschätzung für ihn kein Hehl. Sogleich beeilt er sich, zu versichern, daß er für B. die größte Hochachtung empfinde und keinen treuherzigeren Kameraden kenne als gerade ihn. Das hindert mich nicht, B. einen Lumpen zu heißen; der Freund aber rügt meine Voreingenommenheit. Dabei klopft er mir auf die Schulter, als wollte er sagen: Wir Menschen sind alle nicht fehlerfrei, haben einander nichts vorzuwerfen.

Dies hat sich vor wenigen Minuten zugetragen. Die Frau, die Honig verkauft hat, macht mir noch zu schaffen. Ihr Lachen über meine Ungeschicklichkeit gefiel mir nicht und verriet zudem sie selbst, da es schiefe, gelbe Zähne entblößte. Doch ich will nicht mehr darüber nachdenken. Der Schlaf scheint der Stärkere

zu sein, ich muß mich besiegt geben, tue es jetzt gern, weiß der Teufel warum. So wie ich da sitze, nicke ich ein, mein Traum aber führt mich nicht weit weg, sondern ich gehe immer noch in diesem Zimmer umher, das sich nicht im mindesten verändert hat. Aber mein Gedächtnis hat gelitten, denn mich dünkt, als hätte ich hier eine angenehme Zeit verbracht. Ich hebe eine Kerze vom Tisch, stelle sie wieder hin, blicke mich um, ohne jemanden zu sehen.

Qual des Lichts

Von **Berthold Viertel**

Welch ein schweres Weh war das!
Was geschah nur? Nichts. Das Licht genas.
Wie es nach dem Winter immer
einen neuen Schimmer
zaghaft, leise kaum erst wagt,
aber dann mit einer Reinheit tagt,
die ich einfach nicht ertrage —

Wie ein Hauch, wie Kinderscheu,
aber neu, wie eine Seele neu,
die noch keinem Blut verbunden war
und nun zittert, vor Gefahr,
aber bald aus einem Mute strahlt,
bald mit einer Farbe malt,
die von keinem Dunkel weiß —

Ich nun, ein von diesem Licht Bekriegter,
wehre mich, ein schon Besiegter,
mit meinem zerbrochenen,
in feiges Dunkel verkrochenen,
wertlosen Leben —

Der kleine Pan stinkt schon

So ward die Hyäne zum Aas. Es konnte nicht anders kommen. Der Weg in das Schlafzimmer eines Hochgestellten ist immer die ultima ratio einer verzweifelnden Administration. Ich werde diesen sterbenden Blick nicht vergessen. Aber nur kein Mitleid. Die rechtschaffenen Hyänen gehen auf den toten Krieger. Die literarischen auf das Privatleben eines Polizeidirektors. Aus solchem Leben erhoffte sich ein ästhetischer Schlemihl Bereicherung, das nannte er Tat, das war die politische Gebärde, auf die es jetzt alle abgesehen haben, die bisher ihre Zeit damit verbrachten, für eine Tänzerin die Formel zu suchen. Wer aber beschreibt die Wut des Verlegers, der seine ganze Hoffnung auf den Konkurs dieser Weltanschauung gesetzt hat? Zu spät erkennt Herr Cassirer, der sich mit den Nuancierten einließ, daß die Sexualräumerei heute nur von einem handfesten Harden mit vorübergehendem Erfolg zu leisten ist. Der weiß, durch welches Schlüsselloch man zu schauen hat, hinter welcher Gardine man sich versteckt und wie man, wenn die erweisliche Wahrheit sich rentiert hat, mit Anstand verduftet. Herr Kerr verrät sich durch ein vorzeitiges »Hähä«. Er ist zu kindisch. Erwischt man ihn, sagt er, er habe sich einen ethischen Spaß machen wollen. Aber diese Sorte von ethischen Spaßmachern, die zu lachen beginnen, wenn sie bei einer unethischen Handlung betreten werden, ist schon die richtige. Jungen, die in fremdem Garten Kirschen pflücken, haben auch ein Erlebnis, aber behaupten nicht, daß der Geist endlich den Weg zur Politik gefunden habe. »Ecco« — das ist bloß eine lange Nase.

Siehe »Der kleine Pan ist tot« (Nr. 319/20) und »Der kleine Pan röchelt noch« (Nr. 321/22).

Ecco — das ist auch die Rechnung, die man in italienischen Gegenden präsentiert bekommt, wenn man so unvorsichtig war, sich mit einer Donna in ein Gespräch zu begeben. Auf Herrn Kerr paßt es zwar nicht, denn er zieht keinen Vorteil aus dem Handel, und Herr Cassirer sagt wieder nicht ecco. Dagegen sind beide Herren fest entschlossen, aus dem Geschäft, das nach gegenseitiger Bestätigung ihrer Unverantwortlichkeit zustandekam, mit allen bürgerlichen Ehren hervorzugehen. Das wird ihnen nicht gelingen. Auch dann nicht, wenn sie von einem Prozeß gegen mich abstehen. Diesen Prozeß habe ich mir nämlich frei erfunden. Zwar hat mir die Berliner Verlagsstelle der Fackel telegraphisch mitgeteilt, Herr Cassirer habe Strafantrag gegen den verantwortlichen Redakteur der Fackel in Berlin gestellt; zwar war sie zu diesem vermessenen Glauben berechtigt durch das wiederholte Erscheinen eines Kriminalbeamten, der mit dem Heft in der Hand, das die Beleidigung enthielt, technische Aufklärungen verlangte und sich nach dem Wohnort des verantwortlichen Redakteurs erkundigte; zwar wurde die Untersuchung auch bei diesem fortgesetzt und eine Vorladung erlassen; zwar hatte der Anwalt des Herrn Cassirer das Heft bestellt; zwar haben Berliner und Breslauer Tagesblätter detailliert berichtet, daß Herr Cassirer Strafantrag gestellt habe und durch welche Behauptung er sich beleidigt fühle. Trotzdem könnte es möglich sein, daß Herr Cassirer nicht etwa seine Absicht oder seine Anzeige zurückgezogen, nicht etwa die Staatsanwaltschaft ihm den Dienst versagt hat, daß er nicht etwa jetzt den Fehlschlag für Zurückhaltung ausgibt und auf die Schwierigkeit einer Erkundigung spekuliert, sondern: daß er nie die Absicht gehabt, nie eine Anzeige erstattet hat und daß nur eine Häufung von Zufällen, die zeitliche Nachbarschaft irgendeiner andern Untersuchung, deren Tendenz bisher unbekannt ist, meinen Größenwahn genährt und mich in den

Glauben getrieben hat, ich könnte die Kompagnie Cassirer-Kerr beleidigen. Das ist nun offenbar wirklich nicht möglich. Aber nicht, weil durch eine dicke Haut kein Messer geht, sondern weil ich an das Ehrenniveau der Kompagnie Cassirer-Kerr nicht hinanreiche. Das ist eine wichtige tatsächliche Information. Es ist gut zu wissen, daß es nach der Jagow-Affäre noch ein Ehrenniveau der Kompagnie Cassirer-Kerr gibt. Man hätte es sonst vielleicht mit unbewaffnetem Auge und mit unbewaffneter Nase nicht wahrnehmen können. Und wenn wir nunmehr vor der Frage stehen, warum gerade ich, der doch noch nie mit einem Polizeipräsidenten etwas ritterlich ausgetragen und etwas über ihn veröffentlicht hat, gerade ich an dieses Ehrenniveau nicht hinanreiche, an das doch bald einer hinanreicht und jeder Herausgeber einer Berliner Großen Glocke hinanreicht, so finden wir im ‚Pan‘ die Antwort: Hähä! . . . Weil ich bereits brachialen Attacken ausgesetzt war. Dieses Motiv meiner Unfähigkeit, auch nur im Gerichtssaal dem Herrn Cassirer Satisfaktion zu geben, wird nun von diesem oder von Herrn Kerr oder von dem Schreiberlehrling, der dort gehalten wird, in einer anonymen Notiz und in einer Art variiert, daß es gar nicht mehr der Jagow-Affäre bedarf, um Herrn Cassirer, Herrn Kerr oder den Schreiberlehrling, der dort gehalten wird, für ehrlos zu erklären. Die Berufung auf die Tat eines besoffenen Cabarettiers, den eine erste Instanz zu einem Monat Arrest und eine zweite nur unter Anerkennung der geminderten Verantwortlichkeit zu einer hohen Geldstrafe verurteilt hat; auf eine Schandtat, der ein Hauptmitarbeiter des Herrn Cassirer in einem offenen Brief an mich jeden mildernden Umstand versagt hat, ist eine so vollkommene Unappetitlichkeit, daß zu ihrer Erklärung kein ethisches Gebreste, sondern nur die Verzweiflung eines geistigen Debacles ausreicht. Wie wäre es sonst zu erklären, daß eine Zeitschrift, die zwar eingestandenermaßen zur Förderung der Kultur,

aber doch nicht direkt zur Förderung des Plattenwesens gegründet wurde, sich solchen Arguments erdreisten und gegen einen Mann, der sich seinen Haß mit der Feder verdient hat, solche Revanche predigen kann. Wie könnte die Feigheit, die ihr Mütchen an fremder und verjährter Rache kühlt, sich so hervorwagen, wie könnte eine Gesinnung, die meinen Speichel geleckt hat, um mir ihn ins Gesicht zu spucken, so unter die Augen deutscher Leser treten, wenn nicht die Reue über eine ungeistige Tat, die verwirrende Fülle der Niederlagen, das Bewußtsein der selbstmörderischen Wirkung jedes weiteren Wortes, das durchbohrende Gefühl eines Nichts, das mit eingezogenem Schweif in die Hütte kriecht, der Taumel der Erlebnisse, der einen Ästheten durch die Politik in die Luft riß, den Grad der Zurechnungsfähigkeit herabgesetzt hätte? Wie wäre es sonst denkbar? Eine Ohrfeige kann ein literarisches Argument sein. Sie kann der geistige Ausdruck der Unmöglichkeit sein, eine geistige Distanz abzustecken, und ich habe es oft empfunden und gesagt, daß die Polemik ihre Grenze in dem Wunsch hat, statt der Feder das Tintenfaß zu gebrauchen. Luther, der schreiben konnte, ließ sich in der Polemik gegen den Teufel dazu hinreißen. Die Drohung mit der Faust kann ein Kunstwerk sein, und Herr Harden wird es mir bestätigen, daß ich das Wort Ohrfeige schon so gebraucht habe, als wäre es die erste, die in der Welt gegeben wurde, und als ob nie zuvor ein Kutscher mit einem andern polemisiert hätte. Die Berufung auf fremde Roheit ist unter allen Umständen der Beweis ohnmächtiger Büberei. Nie beruft sich ein Temperament auf die Prügel, die ein anderer gegeben hat, immer ein Schuft. Ich verzichte auf den Beistand der deutschen Dichter, die diesem Pan zu Hilfe eilen, in dem Glauben, daß sie ihn noch lebendig machen können. Mögen sie ihren Namen für die Rundfragen jenes Demokratins mißbrauchen lassen, der seine Götter stürzt, wenn sie ihm keinen Nachdruck ihrer Aufsätze erlauben, der an

mir Gotteslästerung begeht und für Herrn Kerr die Kastanien aus dem Dreck holt. Mögen die Literaten, die mir verehrende, nein »ehrfürchtige« Briefe schreiben, zu den Pöbeleien wie zu den Lügen schweigen, mit denen ein Dumpfkopf seine Enttäuschungen motiviert. Mögen sie es glauben, daß ich Ansichtskarten mit meinem Porträt in einem Kaffeehause verkaufen ließ, glauben, daß diese Wahnvorstellung die Abkehr eines Nachläufers motivieren kann, der noch ein Jahr lang an meinem Namen schmarotzt hat. Ich brauche keine Hilfe und scheue kein Hindernis. Ich werde mit der ganzen Schweinerei allein fertig. Aber ich werde darauf achten, mit der pedantischen Zähigkeit, die mich zu einem so üblen Gesellschafter macht, darauf achten, wer dem Herrn Cassirer, dem Herrn Kerr oder dem dort gehaltenen Schreiberlehrling noch die Feder reicht. Ich werde mich unter Umständen nicht scheuen, manchem der Herren Dichter mit dem Hut in der Hand einen Fußtritt zu versetzen. Im Dichten nehm' ichs mit ihnen auf, aber sie nicht mit mir in der Reinlichkeit. Nicht in der Fähigkeit, Distanz zu wahren. Ich dichte nicht Poesie, um es dann mit der Krätze zu halten. Ich mache aus der Krätze ein Gedicht und veranstalte Sympathiekundgebungen für die Poesie. Wollen sehen, wer's weiter bringt. Ich kann zur Not den Herrn Kerr gestalten, aber sie können ihn nicht verteidigen, wenn ihm etwas Menschliches passiert ist. Und seine menschliche Abwehr belastet ihn. Jedes Wort, das er spricht, wirft ihn um. Er wehrt sich nicht, weil ich ihn angreife, sondern ich greife ihn an, weil er sich wehrt. Wenn ihn meine Kraft geschwächt hat, so stärkt mich seine Schwäche. Das ist nun einmal das ewig unverrückbare Verhältnis zwischen der guten und der schlechten Sache. Ihre Vertreter kämpfen mit ungleichen Waffen, und recht hat der, der es sagen kann. Herr Kerr kann es nicht einmal stottern. Auch diese Fähigkeit habe ich ihm genommen. Früher, in

seiner Glanzzeit, hätte er noch sagen können: Herr Kraus hat einen A . . a . . a . . rtikel gegen mich geschrieben. Es war nicht, wie's auf den ersten Blick scheint, gebrochenes, sondern gespieenes oder noch ein anderes Deutsch. Das hat in Berlin eine Zeitlang Aufsehen gemacht. Nun hat man erfahren, daß es in Königsberg fließend geht, und der Nimbus dieses Percy, der nur Stotterer, nie Heißsporn war, dieses Schreibers, der so schrieb, als ob er den Schreibfinger im Halse hätte, ist dahin. Er war eine Qualle, die immerhin Farbe hatte. Auf den Lebensstrand geworfen, wird sie zertreten. Grauere Schaltiere mögen sie bewundert haben und ihr nachweinen. Mollusken mögen über meine Grausamkeit klagen. Aber der Ozean ist groß und Stürme sind besser als Ästheten. Herr Kerr hätte nicht an meinem Fuß kleben bleiben sollen. Und nicht in S. Fischers Aquarium lebendig werden sollen, wo er die Worte hervorbrachte: »Und Karlchen Kraus, der neuerdings als Zwanzigpfennig-Aufguß von Oskar Wilde oder als Nietzscherl Heiterkeit fand, schwenkte die betropfte Fackel.« Das ist keine Antwort, das ist ein Schwächezustand. Auf den Preis kommts nicht an, es gibt Revuen, die für zwei Mark fünfzig eine stinkende Langweile ausströmen. Eine betropfte Fackel bietet immer noch einen respektableren Anblick als ein befackelter Tropf. Und wiewohl ich Nietzsche nicht gelesen habe, habe ich doch die dunkle Empfindung, daß ihm mein Tanz besser gefallen hätte als die Zuckungen eines tänzerischen Demokraten, und daß ein Nietzscherl immer noch ein Kerl ist neben einem ganzen Kerr. Polemik soll den Gegner um seine Seelenruhe bringen, nicht ihn belästigen. Seitdem Herr Kerr den Schreibfinger aus dem Hals gezogen hat und mir in der Nase bohrt, ist die Situation bedrohlich. Herr Kerr kennt mich ziemlich genau und weiß, daß ich mehr bin, als er glaubt. Aber er gehört zu der ohnmächtigen Sorte, die mich für groß hält bis zu dem Augenblick, da ich trotzdem

sage, sie sei klein. Seine Anhänger, die mich in ihren Blättern wöchentlich in Hymnen und Mottos ehrten, ihren Sabbath heiligten, wenn er ihnen einen Nachdruck aus der Fackel bescherte, und mich einen Gott nannten, sagen, ich sei größenwahnsinnig, wenn ich mich neben Herrn Kerr stelle. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß die Verehrer stützig werden, wenn der Verehrte anfängt, sie für Esel zu halten. Warum eigentlich? Bin ich kleiner geworden? Oder hat zu meiner Wesenheit die vorausgesetzte Sympathie für eine Leimgeburt gehört, die ich mit einem »Pft« davonblase? Da lebt und webt in Prag ein empfindsamer Postbeamter. Er hat mir oft Briefe zugestellt, in denen er mich seiner höchsten Verehrung bezichtigte. Er hat mir geschrieben, daß sein Essay über das Wesen der Kritik — oder über was man halt so schreibt — mir auf den Geist zugeschnitten sei, oder was man halt so schreibt. Er hat mir auch Drucksachen zugestellt, nämlich selbstverfaßte Bücher mit Huldigungen auf dem Widmungsblatt, und einen Roman darunter, in dessen Text ich auch verehrt sein soll. Ich habe nie gelesen, aber immer gedankt. In der Fackel findet sich der Name dieses Autors weder im Guten noch im Bösen; sein Unfug in Journalen hat mich oft erzürnt, aber wie sollte man alle Eindrücke bewältigen können? Es ist ja ein vertrackter Zufall, aber es ist ein Zufall, daß der Name des Herrn Max Brod bis zu diesem Augenblick nie von mir erwähnt wurde. Das hat ihn verdrossen. Meine Meinung über ihn, um die er sonst im Dunkel getappt hätte, kam ihm nur zu Ohren, als ihm erzählt wurde, was ich von einem erotischen Gschaftlhuber, der in München lebt, gesagt hatte: er habe in Prag seinen erotischen Wurmfortsatz, und dieser sei Herr Max Brod. Das hat ihn wieder verdrossen. Und nun — eine verspätete Zustellung, wie sie bei der Post häufig vorkommt — erscheint ein Protest zugunsten des Herrn Kerr, in welchem es heißt: »Überdies ist er sehr schön. Ich meine: persönlich,

schön anzusehen. Das ist sehr wichtig und gut. Dichter sollen schön sein ...« Nun, bis hieher habe ich noch keinen Grund zur Eifersucht. Ich bin überzeugt davon, daß die Freiheit den schönen Augen des Herrn Kerr zuliebe nicht nein sagen kann, ich habe selbst die Empfindung, daß in ihnen der Völkerfrühling glänzt, und es ist kein Zweifel, daß Herr Kerr so aussieht, als ob man sich letzten Mittwoch auf dem Jour der Rahel Varnhagen um ihn gerissen hätte. Einer der wenigen originellen Menschen, die unter der Berliner Literatur sitzen, soll sogar, als er zum erstenmal dieser aus dichtem Bartbeet hervorleuchtenden Wangen ansichtig wurde, entzückt ausgerufen haben: Hier sollten Rosen stehen! Doch das sind Geschmacksachen, ich weiß aus eigener Erfahrung, daß ich nicht schön bin, und vom Hörensagen, daß Herr Brod es auch nicht ist. Dieser aber erwähnt die körperlichen Vorzüge des Herrn Kerr nur, um meine Eitelkeit zu reizen, deren Wesen er völlig mißverstanden hat, und fährt fort: »Ein mittelmäßiger Kopf dagegen, wie Karl Kraus, dessen Stil nur selten die beiden bösen Pole der Literatur, Pathos und Kalauer, vermeidet, sollte es nicht wagen dürfen, einen Dichter, einen Neuschöpfer, einen Erfreuer zu berühren. — So würde ich die Welt einrichten.« Es ist gut, daß Herr Brod die Welt nicht eingerichtet hat. Sonst müßte der liebe Gott Buchkritiken für die Neue Freie Presse schreiben, eine lächerliche Altenberg-Kopistin für eine bewundernswerte Künstlerin halten und sogar den Herrn Zifferer loben. Gott hätte sonst gottbehüte den Satz geschrieben, den ich in einer Prager Zeitschrift finde: »Sie . . kam schnell mit einem Teller wieder, auf dem mehrere Schnitten Wurst, ein halbes Stück Imperialkäse lagen, und an ihn grenzend eine angefangene Rolle Butter in ihrem Seidenpapier noch. Es sah nicht anders aus wie eben Reste einer Mahlzeit. In ihm aber erwachte der Hunger ... Und Gott selbst wüßte nicht, ob er gewollt hat, daß

im Käse, an den die Butter grenzt, der Hunger erwacht ist, und er sähe, daß es nicht gut war, und würde den Satz anders einrichten. Die Stelle ist einem Roman »Jüdinnen« entnommen, der das Milieu in manchen Redewendungen überraschend gut zu charakterisieren scheint. Floskeln wie: »Hast du heuer schon gebadet?« und »In Kolin wie ich noch klein war« gehen dem Autor so aus dem Handgelenk, daß die Sicherheit erstaunlich ist, mit der es ihm manchmal gelingt, in seiner eigenen Sprache den Jargon zu vermeiden. Immerhin wird man es mir nicht verübeln können, daß ich mich mit Herrn Brod nicht in eine Auseinandersetzung über meinen Stil, über Pathos und Kalauer einlasse und mich damit begnüge, ihn mit der Versicherung zu verblüffen, daß mein Stil diese beiden bösen Pole nicht nur selten, sondern geradezu nie vermeidet. Ob es die höchste oder die niedrigste Literatur ist, den Gedanken zwischen Pathos und Kalauer so zu bewegen, daß er beides zugleich sein kann, daß er eine feindliche Mücke in die Leidenschaft mitreißt, um sie im nächsten Augenblick in einem Witz zu zertreten, darüber lasse ich mich mit keinem lebenden Deutschen in einen Wortwechsel ein. Ob es der Beweis eines mittelmäßigen Kopfes ist, werden die Weichtiere selbst dann nicht zu entscheiden haben, wenn sie unvermutet einen Panzer anlegen. Über meine Wertlosigkeit ließe sich streiten, der Annahme meiner Mittelmäßigkeit könnte man fast schon mit einer tatsächlichen Berichtigung widersprechen. Denn irgendein Problematisches muß an mir sein, wenn so viele Verehrer an mir irre werden. Ich führe ein unruhiges Leben; und bin doch an Herrn Max Brod nie irre geworden. Was ich aber als eine überflüssige Störung meiner Wirrnisse empfinde, ist, daß seinesgleichen gegen mich frech wird. Das sollten die andern nicht erlauben; die noch an Götter glauben. Es ist gegen alle Einteilung. Wenn einer, dem ich geopfert habe, über mich schriebe, er halte nichts von mir, dann würde

ich über mich nachzudenken beginnen und nicht über ihn, und wenn ich doch zum Entschluß käme, nicht mich, sondern ihn zu verwerfen, so würde ich die verschmähte Liebe, die abgestoßene Eitelkeit, die verratene Geschäftsfreundschaft als Motiv in meinen Angriff aufnehmen und meine Schäbigkeit nicht Entwicklung nennen. Dann wäre der Ausdruck eine Mißgeburt, aber er hätte auch ihr Gesicht! Man fahre ihr in die Augen, wenn man ihrer in zwölf Jahren in einem einzigen Exemplar habhaft wird. Und man halte den Haß meiner Gegner in Ehren, wenn man ihm nachsagen kann, daß er aus innerer Umkehr entstanden ist. Den Blitz, der sie aus heiterm Himmel trifft und den sie sonst als Schauspiel bewundert haben, zu verfluchen, ist menschlich. Aber damit ist nur bewiesen, daß der Blitz, der Menschliches treffen will, nicht geirrt hat. Und gewiß nichts gegen die Bedeutung des Blitzes bewiesen, wenn der Bauer »Sakra!« sagt. Wenn Herr Kerr aber ordinär wird und das, was ihn niedergeschmettert hat, Kunst war, dann ist Recht und Unrecht mit einer Klarheit verteilt, wie sie nie über einem Kampf der Meinungen walten könnte. Immerhin hätte ich es mehr als der Dichter Beer-Hofmann verdient, daß Herr Kerr Ave poeta ruft. Auf die Knie hatte ich ihn schon gebracht. Auf Erbsen knieend müßte er noch als geübter Ästhet die Gebärde loben, die ihn bezwang, oder, wenn anders er solcher Objektivität nicht fähig ist, verstummen. Er plumpste mit einem gemeinen Schimpfwort hin. Ich bin nicht würdig, vom Herrn Cassirer verklagt zu werden. Ich bin nur würdig, von ihm aufgefordert zu werden, meine künftigen Bücher seinem Verlag zu überlassen. Er drückt mir die Hand für meinen Kampf gegen Herrn Harden, aber er könnte sie mir nicht reichen. Mißverständnisse über Mißverständnisse. Wir wollen einander nicht mehr wehtun. Es ist genug von Prügeln die Rede gewesen. Von den körperlichen, auf die sich die Ästheten berufen, und von den schmerz-

licheren, die ich gegeben habe. Ein Kunsthändler, selbst einer, der Affären ritterlich austrägt, um sie publizistisch hinauszutragen, ist eine viel zu unbeträchtliche Gestalt, als daß sie länger als nötig den Horizont verstellen sollte. Auch muß der Prinzipal, dem hundert dienstfertige Schreiberjungen die Sorge für das Geschäft nicht abnehmen können, den Kopf behalten, um im richtigen Augenblick Manet von Monet und gar Kerr von Harden zu unterscheiden. Wenn sie sehen werden, wie er sie gegeneinander ausspielt, werden die Berliner Cliquen schon von selbst lernen, daß das Geschäft wichtiger ist als die Kultur. Dann wird sich dieser ganze dionysische Flohtanz zur Ruhe setzen, und die Mont-Martre-Interessenten, die heute noch von den Sehnsüchten nach einem Hauch einer Erinnerung an Düfte vibrieren und wirklich Apachen des Wortes sind, werden mich in Liebe und Haß verschonen. Ihnen, die auch anders können, wird nichts andres übrig bleiben. Denn es ist heute in Deutschland gegen mich nicht aufzukommen; nicht gegen mich. Und wenn sie sich mit ihrer ganzen Pietät für Heine umgürten, und wenn er selbst zu ihnen auferstünde! Denn es ist ein Kampf mit ungleichen Waffen, wenn die gute und die schlechte Sache gegeneinanderstehen. Die schlechte kann nur schlechter werden. Polemische Ohnmacht ist der stärkste Ausdruck des Unrechts. Der Privatmann, der recht hat, schreibt recht. Der Literat, der Unrecht hat, wird in der Polemik kleiner als er ist und gemeiner, er hat nicht Rausch noch Ruhe, er hat Reue, und entblößt das Unrecht mit jedem Versuch, es zu decken, und begeht Selbstmord im Zweikampf, während dem Gegner die Vertretung eines belanglosen Rechts schon hinter der wahren, heiligen, unentrinnbaren Mission verschwindet, die Talentlosigkeit zu züchtigen.

Karl Kraus

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3

DIE FACKEL

Herausgeber KARL KRAUS

erscheint in zwangloser Folge

BEZUGSBEDINGUNGEN:

Für Österreich-Ungarn:	18	Nummern,	portofrei	K 4.50
	36	„	„	„ 9.—
Für das deutsche Reich:	18	„	„	Mk. 4.—
	36	„	„	„ 7.25
Für die Länder des Weltpostv.:	18	„	„	K 6.—
	36	„	„	„ 12.—

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern

Einzelheft in Österreich 30 Heller, in Deutschland 30 Pfennig

Doppelnummer in Österreich 60 Heller, in Deutschland 50 Pfennig

Zu beziehen durch sämtliche Buchhandlungen

Berliner Bureau: Halensee, Katharinenstraße 5

INHALT der vorigen Nummer 323, 22. Mai 1911:

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Karl Kraus

Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstr. 3

DIE FACKEL

Nr. 326/327/328 8. JULI 1911 XIII. JAHR

Der Blitz hat sie getroffen, zerschmettert sind sie, nicht gedacht sollen sie werden

Eine Orgie

von **Karl Kraus**

Ich hatte ja keine Ahnung gehabt. Da sah ich abends zwei Männer gestikulierend an mir vorübergehen und hörte wie der eine zum andern: »Also das erste wird jetzt sein, daß —« sagte. Ich wußte genug. Es war kein Zweifel, daß wir in einer großen Zeit leben.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

»Vergiß nicht morgen wenn du zur Urne schreitest«, rief Frau Melanie Kohary, die in aufopferndster Weise den Kampf zur Herabsetzung der exorbitanten Fleischpreise geführt hatte, »vergiß nicht Leo an die Bresche!« »Sei beruhigt«, antwortete er, indem er das Licht abdrehte, »wir werden das Bollwerk stürmen. Es gilt einen Feind zu zerschmettern, der im Finstern seine Zwangsherrschaft aufgerichtet, und wir werden wie eine Springflut diesen Krankheitsträger mit einem Axthieb vernichten, der überallhin seine Ansteckung hätte tragen können, diese Partei, die den Atavismus ihrer rückschrittlichen Grundsätze mit einem Mäntelchen von Sozialpolitik und Mittelstandsrettung decken wollte, was Christlichsoziale, Heidnischsoziale sind sie!« »Vergiß nicht, Kohary«, sagte sie, »daß diese gefährliche Macht, die auch in dem internationalen Verhältnisse und dem Verhältnisse der Dreibundmächte zu einander von störender Wirkung war, eine Zwittergeburt ist, die unser politisches Leben wie mit einem Netz bis in seinem Lebensnerv angegriffen hat«. Kohary fuhr empor und sprach: »Ich möchte kühn behaupten, daß die Unzulänglichkeiten unseres politischen Lebens in ultima analysi nicht zum geringsten Teile auf die verderbliche Herrschaft dieser Partei zurückzuführen sind. Der Sieg des freiheitlichen Gedankens in Wien wird nicht bloß in den Kreisen des deutschen Bürgertums allerorten im Inlande Freude hervorrufen, auch die Österreicher, die in der Fremde Beruf und Erwerb haben, nehmen herzlichen Anteil an der Wiedereroberung des

großen Kulturzentrums der Heimat vom christlichsozialen Hochdruck, weil der Deutsch-Österreicher, der im Auslande lebt, umgeben von dem rastlosen Vorwärtsstreben freier Völker am sausenden Webstuhl der Zeit, nebbich noch tiefer den Schmerz empfunden hat, daß sein Vaterland durch eine Partei des wirtschaftlichen und kulturellen Rückschrittes an dem freien Wettbewerbe gehindert wurde, obwohl die alte Kultur, die Begabung und geistige Regsamkeit den Deutsch-Österreicher befähigen in der vordersten Reihe zu stehen, und der volle Sieg über die Reaktion aus ganzem Herzen in diesem schweren Kampfe um Freiheit und Licht, in dem die Saat der Freiheit, die die Neue Freie Presse gestreut, zündende Früchte gezeitigt, glänzend waren die Aufsätze, in denen sie über diesen dunklen Punkt in Österreichs Parlament helles Licht goß, während wir Freidenkende Ungarns noch im bangen Zweifel über den Erfolg die belebenden warmen Strahlen einer schönen Zukunftssonne fühlen und zugleich der Neuen Freien wärmstens gratulieren, die diese packende Anthologie einer klassischen Redekunst gegeben.« »Wenn Österreich«, versetzte Frau Kohary, »gereinigt aus dem Schlamme dieser Wirtschaft hervorgeht, was Gott geben möge, so kommt eine reine freie Luft, in der man wieder den lieben anheimelnden Charm der gesunden Wiener Seele erkennen wird«. »In das Gefühl der allgemeinen Freude«, fuhr er fort, »mischt sich auch das Gefühl der lebhaftesten Bewunderung über die mächtige, nie erlahmende Arbeit der deutschen freiheitlichen Presse, welche fürwahr dem freiheitlichen Gedanken zu diesem wunderbaren Siege verholfen, und es war die Offenbarung der idealen und reinen Macht der Presse und wo sich die Macht der reinen Presse und die Kraft der Prinzipientreue in solcher Weise offenbart, wo solche Männer an der großen Arbeit sind, ist das Schicksal der Völker und Massen gegen Feind und Unbill gesichert, und man kann nicht anders, man muß die Neue Presse zur Durchdringung der herrlichen Kaiserstadt aus der Nacht zum Licht, wie ihr aus Jassy telegraphiert wird, beglückwünschen, wenn man in Wien lebt und ein gleichgesinnter Landsmann im fernen Osten ist, weil in diese schöne, kunstsinnige, lebensfrohe Stadt eine neue Ära des Freisinns einbrechen wird und sich ihre Atmosphäre sich gleichsam mit dem Geiste des Liberalismus, der reinen Menschlichkeit, der durch den des Hasses, der Verhetzung und des Eigennutzes leider so lange zurückgedrängt war, füllen, und vom

Mittelpunkt soll dieser neue Geist als die Plattform allseitig hinausstreben ins weite Reich, ja über den schwarzgelben Grenzpfählen seinen wohltätigen, heilbringenden Einfluß entfalten. Auch vom Gute des Liberalismus gilt das Faustsche Wort: ‚Erwirb es, um es zu besitzen‘! In den letzten Tagen war sie auch überall ausverkauft«. »Wenn man bedenkt«, sagte Frau Kohary, »daß erst der Freisinn, diese politische, geistige und sittliche Bürgschaft, daß Menschen das Recht haben, den kühnsten Fragen ins Gesicht zu sehen und daß sie nicht von christlichsozialer Gewalt niedergebeugt werden . .« »Was niedergebeugt, geknebelt, erdrosselt, erstickt haben sie sie. Auf dem Rücken des Wählers sind sie hinaufgestiegen . .« »Worauf hinauf?« »Wer jemals im vatikanischen Museum gewesen ist und dort die Statue des Salo Cohn und seiner Kinder gesehen hat, die von solchen Reptilien umschlungen werden, konnte nicht umhin, sofort an Wien zu denken. Jetzt aber wird alles wieder gut. Der Freisinn ist das gar nicht zu entbehrende, dem Staate und jedem Einzelnen notwendige Element, das ihn vorwärts bringt, seine Tatkraft hebt, das nationale Einkommen in rascher Zunahme steigert und diesen Wohlstand durch die kleinsten Haarröhrchen in die Familie hinüberleitet, er gehört zu unserem jetzigen Leben wie der Dampf und die Elektrizität, wer ihn nicht haben will, tut genau so, als wollte er den Dampf und die Elektrizität nicht haben, wenn man den Freisinn nicht hätte, müßte er erfunden werden, wie man den Dampf und die Elektrizität erfunden hat, wie Salten einmal gesagt hat, ihm gesagt, sondern es läßt sich kein Beispiel in den Blättern der Geschichte, nicht einmal in den Annalen aufspüren, daß ein Volk ohne die Erweiterung des Gesichtskreis sich hat zum dauernden Fortschritt aufschwingen können, wenn man bedenkt, daß der Deutsche in Österreich von der Natur mit hohen Gaben ausgestattet. Besonders ist das den Wienern nachzurühmen. Wer in fremde Städte reist, ist sehr erstaunt zu erfahren, wie groß und wie zahlreich die Erfolge der Wiener und der Österreicher im besonderen draußen sind, wie häufig sie glänzende Karrieren machen, wie gern sie gesehn werden und wie durchschlagend ihre Tüchtigkeit ist, besonders im Nachtgeschäft, wo nur Wiener Leute zu brauchen sind. Das Bedürfnis nach freieren Weltanschauungen wird eines Tages sich losringen und auch im flachen Lande Gestalt bekommen. Wer erinnert sich nicht an die Beschimpfungen gegen die Ärzte, denen sie zugerufen haben, daß jeder Dürrkräutler mehr versteht

als sie, noch sind unvergeßlich die Anzettelungen gegen die Professoren der Fakultät und gegen zahlreiche Vertreter der Wissenschaft und der Kunst und der Aufklärung, und wir alle haben es schaudernd miterlebt, daß die Schule immer mehr herabsank und schließlich nichts wurde als ein gefügiges Werkzeug in der Hand des Klerikalismus, alle haben sie gezittert und hell aufgejubelt haben sie, als die erste Bresche in die dichte Phalanx der Wiener Machthaber geschlagen war, und jetzt sollen mit einem Male die freisinnigen Bürger ihre Überzeugung, das einzige, was ihnen nicht geraubt werden konnte, freiwillig über Bord werfen, ausgerechnet jetzt? Man verlangt von uns, daß wir einem Kompromiß zustimmen, daß wir mit einem Wort aus einer Fanfare eine Chamade machen? Mögen sie sich jetzt des alten Schlachtrufes: ‚Caveant consules ne res publica quid detrimenti capiat' (‚Ne quid res publica', verbesserte Frau Kohary), also ne quid, in dieser Stunde der Gefahr erinnern. Denn: ‚periculum in mora!' Mit vorzüglicher Hochachtung S. Pohorille, Konzipient.« »Was sagst du?« »Ach so, ich hab die Unterschrift mit gesagt — macht nichts. Man verlangt von uns. Man verlangt von uns, die wir noch alle unter dem Eindrucke des 13. Juni stehen, wo die gesammte freiheitliche Bevölkerung Wiens auf ihren Stimmzettel einen flammenden Protest niedergeschrieben, einen Protest gegen den Verrat, der nicht einmal, nein hundertmal an der Bevölkerung verübt wurde, durch Verbitterung des Mittelstandes bis zum Äußersten und vom Lohnarbeiter bis hinauf zu den Spitzen des freisinnigen Bürgertums, indem sie die Ärmsten der Armen geködert haben, sie alle haben in gleicher Weise die Hand gefühlt, die sie umgarnt hat wie ein Alp, Schriftsteller Hans Müller telegraphiert uns, jetzt, wo unter dem überwältigenden Eindruck, apropos hast du das Gedicht von Wertheimer über die Finsterlinge gelesen? ‚Lagst Du zu Boden, ein gebund'ner Aar — Und folgt dem Zug des Weih's . .« »Ist denn der Weiß heuer schon in Boden?« »Aber das ist doch nur im übertragenen Sinn! Die ersten Dichter von Wien interessieren sich heute für ernste Sachen, Kunststück, ‚jetzt ist nicht Zeit, zu singen und zu sagen', sagt er. Alle gehen sie mit. Und grad von uns will man ein Kompromiß? Jetzt, wo selbst Trebitsch, der bekannte erfolgreiche Übersetzer Shaws, in seiner Freude über den großen Erfolg aller Gutgesinnten das Bedürfnis fühlt, jetzt, wo die grandiosen Ereignisse sich zu histori-

scher Bedeutsamkeit verdichtet, so daß selbst ein Dr. Leo Feld, ein leiblicher Bruder von Viktor Leon, die freudig empfundene Pflicht fühlt, für die unbeirrbare Energie zu danken, die diesen ersehnten Tag direkt mit schöpferischer Einsicht heraufführen half, das ist keine Kleinigkeit, man sieht wie sehr ihre Volkstümlichkeit in allen Grundfesten erschüttert und entwurzelt ist, und jetzt soll alles wieder, soll diese einzig dastehende publizistische Wahlkampagne — nein, das wird nicht geschehen! Wir haben am 13. Juni in einer Position der Geßmann-Partei, welche als ihre uneinnehmbarste Hochburg galt, eine gewaltige Bresche geschlagen, zum Himmel schreit das Sündenregister der Christlichsozialen und große Sympathien für Wien bei allen Deutschen in Österreich stehn im Abendblatt, noch sind hohe Berge zu übersteigen..« »Heraus aus dem Sumpf!« rief Frau Kohary. »Du hast ein überaus glückliches und aktuelles Losungswort geprägt, das die derzeitige Situation grell, programmatisch und umfassend beleuchtet. Jawohl, heraus aus dem Sumpf! Die Volkspolitik, die zum Herzen und zu den Sinnen spricht, ist sie nicht vorzuziehen den taktischen Klügeleien? Und hat man vergessen, wie sie die Deutschnationalen, die sie in den Sattel gehoben, behandelt haben, wie die Knechte, ärger wie die Liberalen! Bis dat, qui cito dat! Möge jeder sein Scherflein davontragen. Der Neuen Freien Presse, deren treuer Abonnent vom Beginn des Erscheinens zu sein ich mir zur besonderen Ehre anrechne, ist man es schuldig, die Liechtensteins, die Weißkirchners, die Geßmanns, die Pattais et ceteros pares et tutti quanti hinwegzufegen. Sie hat den eklatanten Nachweis erbracht, daß sie auf das Epitheton, ein Sprachrohr zu sein, mit vollem Recht Anspruch erheben darf. Sapienti sat! Man greift sich an den Kopf und fragt: Ist denn das möglich, ist das Wirklichkeit oder Traum? Ich kann Sie versichern, hat einer von der Viktoria der Freien Presse geschrieben, daß ein solches Kompromiß gegen den Willen der breiten Massen der freiheitlichen Wähler Wiens ist, die wissen werden, was sie am 20. zu tun haben und an welcher Parole sie sich zu halten haben. Erheben Sie doch Protest, hat er gesagt, man muß sich doch selbst und seinen Prinzipien treu bleiben, hat er gesagt, das ist doch das Erste und Höchste für jeden Menschen, der Anspruch auf Achtung und Würde erhebt, hat er gesagt. Tausende und Abertausende von Familienvätern haben nur mit blutendem Herzen und zähneknirschend für die Wiener klerikalen Agrarier gestimmt,

der 20. Juni aber wird und muß die Wiener effektiv von dem Joch befreien. Sein Verhalten nach dem Tode Luegers, daß er so pietätlos gehandelt und das Testament nicht angetreten, Lueger hat an ihm wie ein Vater gehandelt, warum hat er nicht wollen Bürgermeister werden, nichts hat ihm gehindert, hat ihm die Krone gehindert? das hat den Stolz der Wiener beleidigt und so erklärt sich der Zusammenbruch, das alles sind Taten, an die ein Wiener niemals vergessen kann und wird, wofern er sich zur freien Weltanschauung bekennt. Wie Heine von Napoleon gesagt: Diese Lippen brochen nur zu pfeifen und die Klerisei hat ausgeklingelt, gilt auch von der Neuen Freien, sie brocht nur zu hauchen und ihre Feinde liegen zu Boden. Am Boden liegen sie in Wien, zu Boden liegen sie in Niederösterreich. Möge vom Kahlenberg und von der Donau bis zu den fernsten Enden der Stadt an den letzten Ausläufern des Anninger der Jubelschrei ertönen: Wir sind heraus aus dem Sumpf! Die Herzen in die Höhe! Den Mut à la hausse! Eine neue Zeit hat sich erbrochen! Zerschmettert sind sie, ein Blitzschlag hat sie getroffen, zu Boden liegen sie, der Anninger darf sich wieder nennen wie früher, der Tag der Gerechtigkeit ist erschienen, Segen und Glück mögen dieser Stadt zuteil werden für alle Zeiten!« —— Frau Kohary meinte: »Ruhig können wir den kommenden Dingen entgegensehen, die wieder nur den Beweis liefern werden, ein wie kleines Geschlecht einen großen Moment gefunden hat. Sempre avanti! Aus dem letzten Schlupfwinkel müssen die Feinde des Freisinns hinausgedrängt werden!« »Als langjähriger Abonnent dieses vornehmen Weltblattes seit dessen Bestand, verfolge ich selbstredend dessen Inhalt mit Interesse«, fuhr Kohary fort. »Speziell jetzt die Beratungen über Wahlangelegenheiten, welche es, wie von einem Blatte dieses Ranges nicht anders zu erwarten, in anerkennendster Weise betreibt. Aber ich kann mir nicht helfen — nach meinem Gefühl war dieses Kompromiß . . . geradezu empörend. Hie Fortschritt und Kultur -- hie Reaktion und Ultramontanismus! Der heutige Leitartikel ist wieder aus den Herzen sämtlicher freiheitlicher Wähler geschrieben, und gebührt ihnen hiefür der Dank sämtlicher Deutschen, die sich effektiv nicht mehr in das Netz der Hochburg des Bollwerks der Klerisei spannen lassen wollen. Ohne mit der Wimper zu zucken, gibt es jetzt nur eines: Unter allen Umständen stimmen gegen die Christlichsozialen! Der kleine Mann hat endlich eingesehn, er war nur der Schemel für sie, den sie

genasführt haben, damit einige wenige in der Höhe hinaufkommen, während der natürliche Zersetzungsprozeß dieser innerlich verfaulten Partei mit elementarer Gewalt vor sich gegangen, und ein befreites Aufatmen ging durch ganz Wien, dieser uralten Kaiserstadt, wo jeder Stein von der deutschen Geschichte erzählt, gleichsam als spüre man schon den Hauch einer neuen reineren Luft, wie wenn sie die letzten Reste der gesprengten Ketten von sich geschüttelt hätten. Als sich die Nachricht von dem Ausgange der Hauptwahlen und von der hippokratischen Niederlage der Machthaber verbreitete, als immer neue Berichte über die Anzahl der in die Stichwahlen gekommenen früheren Größen einliefen und schließlich die Wiedergeburt so gut wie gesichert war, da erfüllte alle ein einziger Gedanke, endlich ist eine Bresche geschlagen in das Bollwerk der Finsternis!« »Wir Frauen kennen wohl die tiefe Kluft, die uns vielfach von der Sozialdemokratie trennt. Es wäre töricht, wollte man die weitgehenden Gegensätze und Gegeninteressen zwischen den einzelnen Klassen negieren. Wir deutschfreiheitlichen Frauen hatten aber gehofft, daß nach dem Sturze der bisher herrschenden Partei die deutschfortschrittliche, deutschfreiheitliche, deutschfreisinnige Partei als Siegerin in das Parlament einziehen werde, wir hatten gehofft, daß diese Partei, der unsere Männer, unsere Söhne angehören, eine Ära des Fortschritts, eine Ära der Freiheit in Österreich begründen werde. Die Zeit der Barrierstöcke ist vorüber.« »Du hast recht, ich bin ein einfacher Bücheragent, ich kenne aber viele Familien seit achtzehn Jahren und kann aus meiner Erfahrung bestätigen, daß sich langsam, aber stets fortschreitend, im letzten Jahrfünft ein Umschwung in der Weltanschauung des weitaus größten Teiles vollzogen hat und daß eine Brücke geschlagen ist über die Wälle, die das Schicksal der Deutschen in Österreich sichern können. Wien darf nicht zur Seite geschoben werden. Jetzt ist es das Erste, seine Stimme erheben und mit aller Wachsamkeit den Hang zur Eigenbrödelei in dem weiteren Rahmen einer sozial leidenschaftlich bewegten Großstadt nicht zu vermehren, vielmehr durch Erhaltung des Gleichgewichts auf die goldene Mittelstraße zu geleiten und mit diesem politischen Meldezettel in Fühlung zu treten, um die Deutschen nicht gewaltsam zu Freischärlern zu machen, sondern die älteren Parlamentarier erinnern sich noch an Franz Schmeykal, wie er dort beide Hände entgegengestreckt hat. Wenn das neue

Haus sich zusammentritt, wird man sehen, daß auch von ihnen das Wort der Bourbonen gilt: Nichts gelernt haben sie und nichts vergessen. Es ist keine Kunst, eine Politik der freien Hand zu führen, sondern a contrār erst wenn es gelungen ist, das mühsam sich bewegende Regierungsschiff vorbei auf Klippen und Sandbänken zu leiten, kann man sagen, daß es gelungen ist. Es wird Sache des Nationalverbandes sein, durch behutsame Stellungnahme den berechtigten Empfindlichkeiten Rechnung zu tragen, weil die starken, werbenden Kräfte zu übersehen, hieße uns Deutschen in den Rücken fallen und dürfen diese zwei Millionen vom deutschen Besitzstande nicht von sich gestoßen werden. Es gibt Momente im Völkerleben, wo das Herz siegt über die Grübeleien und die innere Natur des Menschen sich verschafft Gehör. Wo sind die Zeiten, wo man noch abgeschmalzene Nudeln bekam für sechs Neukreuzer und Karbonadeln für einen Spottpreis um acht? Schon jetzt ist es sicher, daß die Mehrheit den Anhängern der freisinnigen Weltanschauungen gehört. Die freisinnige Weltanschauung, der freisinnige Gedanke, die freisinnige Vertretung im Parlament haben gesiegt. Wien war eine Stadt, wo Lippen- und Augendienst geübt wurde, diese Wunde hat am Körper der Deutschen geeitert, und die Bürgerklubbeschlüsse und Rauchsalonkonventikel dürfen nicht länger ausschlaggebend sein. Wien hat sich befreit. Mit besonderer Genugtuung erfüllt es uns, in Ihrem weitverbreiteten Blatte — ich bin 32 Jahre Ihr Abonnent — endlich eine mannhafte Sprache zu lesen. Die Glorie, die es umstrahlt, allem zugänglich zu sein, was vornehm und gut ist in dem Menschen, leuchtet wieder im hellsten Lichte. Es war ein schöner Tag. Überall bildeten sich größere und kleinere Gruppen, wildfremde Menschen sprachen sich in den Cafés an, ein Geriß war um die Extraausgaben, die Ziffern und Namen der Wahlresultate flogen durch die Luft, noch in den späten Nachtstunden stand das Straßenbild unter dem Eindrucke der Wahlergebnisse, indem ein kräftiger Wind die Kronen der dichtbelaubten Bäume schüttelte, alle Fenster waren besetzt und Frauen und Kinder winkten mit Tüchern herab. Friedmann erklärt, er sei nach dem errungenen Erfolge im Parkviertel sogleich auf dem benachbarten Kampfplatz im Rathausviertel geeilt, um das Seine dazu beizutragen, stürmischer Beifall, die wankenden Größen der Christlichsozialen wurden mit tosenden Abzugrufen bedacht ..‹ ›Was, so viel?‹ ›.. und stießen nirgends

auf Widerspruch. Es bleibt ein hübscher Zug, daß jetzt die Christlichsozialen mit ihren drei Mandaten an den Katzentisch gewiesen sind, während das Bürgertum bis zu zehn Mandate hinaufgerückt ist. Wenn sie sich dort an ihre Stellen und Mandaten hängen, so ist das nackte Vermessenheit. Deutlich war es zu merken, wie den breiten Schichten das willkürlich genommene Recht der freien Meinungsäußerung zurückerobert worden ist, wie ein Zwang gebrochen ward, der Tausende und Abertausende genötigt hatte, die Faust in der Tasche zu ballen und mit ihrem vernichtenden Urteil über die Vergewaltiger Wiens zurückzuhalten. Die Erde hat gebebt. Die Kondukteure der Straßenbahn besprachen die Wahlergebnisse mit den Fahrgästen, da braucht man kein Trinkgeld geben, das Interesse für den Ausgang war ein so ungemein lebhaftes, daß sich selbst Damen, die sich schon auf dem Lande befinden, im fortschrittlichen Agitationslokal einfanden und bis zum letzten Augenblick ausharrten, um mit größter Spannung die Wahlresultate, bei denen diesmal alle Gesetze der Wahlmathematik auf den Kopf gestellt waren, unter geradezu frenetischem Jubel zu vernehmen.« »Uns Frauen kümmern keine Parteidifferenzen, keine Parteischattierungen. Wir müssen uns in dieser ernsten Stunde vornehmen, mit allen unseren Kräften am Kampfe gegen die Reaktion teilzunehmen. Gilt es doch außer der Herabsetzung der exorbitanten Fleischpreise unsere höchsten Ideale zu verwirklichen und die Ideen der Freiheit zum Siege zu führen.« »Überall ist sie ausverkauft!« »Per aspera ad astra!« bemerkte Frau Kohary. »Wir fern von Wien weilenden Geschäftsreisenden« — fuhr er fort — »sind voll des Lobes über die Haltung, die sie in der Wahlkompromißangelegenheit einnimmt. Wir fallen über die Neue Freie Presse her, deren Artikel uns vollste Befriedigung und Genugtuung bieten, weil sie eintritt für den Kampf im Verein mit den Sozialisten gegen die Christlichsozialen. Jeder Tag brachte noch eine Steigerung, ein Mehr an zwingenden Argumenten, glänzender Beredsamkeit, und finde ich es nur natürlich, wenn die aus jeder Zeile sprechende Begeisterung, ehrliche Überzeugung, der eiserne Wille und nicht zuletzt der prächtige Zorn über die Volksbetörer gleich dem Triester Orkan die Wogen der Wahlbewegung aufpeitschte (»Mit Automobile sind sie vorgefahren«, warf Frau Kohary ein), welche früher oder später die unheilvolle Partei hin-

wegschwemmen muß. La verité est en marche. Wien ist wieder der Mittelpunkt von Österreich. In der Leopoldstadt suchten die Schauspielerinnen und die ersten Koryphäen vornehmlich höhere Beamte und Kaufleute auf, vor denen sie ihr Programm entwickelten und mit liebenswürdiger Überredung für Dr. Ofner zu gewinnen verstanden. Während sich der Sieg an die Fahne des Freisinns heftete, ist der Damm weggeschleudert worden und die Gewässer stürzten mit verdoppelter und verdreifachter Wucht über das Bollwerk. Doktor Waber ist somit heute schon so gut wie gewählt. Hast du nicht gelesen, wie er sich der Ovationen kaum erwehren konnte und gesagt hat: ‚Bitte, bitte, lassen Sie mir nur zehn Minuten Zeit, um mein liebes Mutterl zu begrüßen‘? Ein schöner Zug von ihm, einem Christlichsozialen wär das nicht eingefallen!« »Waber ist doch auch ein Antisemit?« »Aber freisinnig! Hast du nicht gehört, Adonai hat mit Wotan ein Kompromiß geschlossen und kommt mit Geßmann in der Stichwahl? Jetzt heißt es vor allem deutsch sein, deutsch, deutsch und wiederum deutsch! Die zielbewußte Haltung unserer Gesinnungsgenossen findet Verständnis und Würdigung bei der Volksseele und ein grelles Licht wird auf die Methode christlichsozialer Gesinnungsknechtung geworfen. Ein Preßburger, dessen Name der Redaktion bekannt sein soll, spiegelt den gewaltigen Eindruck, die außerordentliche Spannung, die beinahe fieberhaft zu nennende Erwartung, die den morgigen Tag begleitet. Bange Stunden trennen uns noch bis zum 20. Juni . .« »Aber Kohary, entschuldige, wir haben doch schon den 20! Auf zur Stichwahl, du darfst nicht vergessen!« »Pscht, unterbrich mich nicht. Versunken und vergessen! Nur einige Säulen schwanken hie und da herum! Das hab i c h der Neuen Freien geschrieben, mein Name ist der Redaktion bekannt . .« »D u hast ihr geschrieben? Sehr gut, ich hab ihr auch geschrieben!« »Du hast ihr auch geschrieben? Was hast Du ihr geschrieben?« »Ich hab ihr geschrieben aus voller Brust und daß sie bahnbrechend gewirkt hat in der Aufklärung!« »Natürlich! Spürt man es nicht in jedem Bissen Brot und Fleisch, wie sie sich überhoben haben? Binnen acht Tage ist Wien erwacht! Seit Jahrzehnten, sagt Zenker, hat man auf den Ausbruch der Freiheit und Demokratie geharrt. Freisinnig, das ist der beste, der richtigste und der am meisten zu Herzen sprechende Name! Freisinnig oder nicht freisinnig! Frei-

sinnig! Daran werden wir uns erkennen! Hie freisinnig, hie nicht freisinnig! Wo immer der Freisinn bedrückt und geknebelt wird, rächt sich die mißhandelte Natur. Aber jetzt wird alles wieder gut, ah, wie das wohltut, alles, alles wird wieder gut. (Stürmischer werdend:) Wie Theodor Neustadtl möcht ich ihr zurufen: ‚Leser und Abonnent Ihres Journals seit seinem Bestehen, bin ich seit längerer Zeit am Ausgehen verhindert, aber meiner deutschfortschrittlichen Gesinnung stets treu geblieben.' Gesund wird er werden durch den Freisinn! Ja, Freisinn, aufatmen möcht man, in der Luft atmen können, welche die Brust erweitert und den Geist erfrischt, der Freisinn ist der Sauerstoff, der den Blutumlauf erhält, die Kräfte unausgesetzt verjüngt und vor Zersetzung und Fäulnis schützt, man fühlt sich ordentlich wohl, man kommt zu sich, seit 73 war keine so gute Luft! Man fragt sich schlaftrunken: Wie ist das gekommen? Das danken wir dem Führer im Streite, der Neuen Freien Presse, deren hervorragende journalistische Tätigkeit alles mit sich gerissen hat und alles an sich gerissen hat, darum Dank diesem Blatte für den Sieg vom 20. Juni 1911, der dank der Pioniere des Freisinns Wien vom Alpdruck der Schleppträger des Bollwerks der Hochburg der Reaktion . .« »Um Gotteswillen aber das wird doch erst übermorgen stehn!« »Ich kann sehr nicht leiden, immer unterbrochen werden, laß mich, es ist Sache des Charakters und der ganzen Lebensauffassung! Ein sehend gewordener Beamter schreibt, sie hat geradezu herzbewegend auf die Leser gewirkt. Verwundert war ich jedoch, zu lesen, daß eine — Absicht — bestand, daß die Deutschfreiheitlichen mit den Christlichsozialen ein Kompromiß vereinbaren wollen! Schmach und Schande vor der ganzen zivilisierten Welt! Mehr Licht! Per aspera ad astra, sag ich. Von dem Inhaber einer Firma, deren Name der Redaktion bekannt ist, entnehmen wir, daß man über einer Partei, die mit ihrem Titel den Lehren des Erlösers effektiv entgegenarbeitet, den Stab gebrochen hat. Jetzt ein Kompromiß? Wo die Hydra der Dunkelmänner umklammert ist und es nur noch eines einzigen Hiebes bedarf, und alle ihre fürchterlichen Häupter rollen am Boden? Das hieße sich an seiner eigenen Familie, an seiner Frau und an seinen Kindern versündigen, die unter der Last der Hochschutzzölle beinahe zusammenbrechen, in der Milch und in der Butter spürt man es, in allem, was auf den Tisch kommt, was sie getan haben, die Schleppträger. Ich sitze vor der Terrasse eines großen Kaffeehauses

der Champs Elysées, die Zeitungsausrufer eilen mit der Ausgabe der Abendblätter laut rufend vorüber. Ein Blick in eines dieser Blätter: Da steht's: Sie sind zerschmettert! Drüben im Westen, hinter dem großen Triumphbogen Napoleons, senkt sich, ein mächtiger Feuerball, die Sonne zum Horizont herab. Diese Sonne, sie kommt aus dem Osten, mein Herz pocht, die Augen gehen mir über, ich habe den großen, längstersehnten Tag erlebt. Man sitzt mitten in der Stadt, in dem prächtigen Vorgarten des Café Siller, und läßt sich ein echtes Wiener Frühstück, duftender Kaffee, köstliche Butter und knusperiges Gebäck trefflich munden, ringsum entwickelt sich der Trubel des Großstadttreibens und man hat einen schönen Blick auf die Bauten des neuen Wien der letzten Jahre vor sich, das schillernde Band des Donaukanals und aus der Ferne grüßen die Ausläufer des Wienerwaldes mit ihrem Grün, ein erfrischender Lufthauch streicht um den Garten, in dem sich die Gäste wohl und geborgen fühlen wie auf einer Insel beschaulichen Genießens. Auf dem geheiligten Boden der großen Revolution lese ich von dem Erwachen der Geister in Wien. Die Flucht aus der Großstadt hat begonnen, es gibt schon Scharen von Strohwitwern, die gleich den unsere Stadt besuchenden Fremden mehr denn je auf Gast- und Kaffeehäuser angewiesen sind, sie alle können sich einen Genuß eigener Art schaffen, der den schönsten Sommertag stimmungsvoll einleitet: Ein Wiener Frühstück.« »Kohary, höchste Zeit!« »Als Student der Alma mater Wiens habe ich den Lienbacher-Rummel mitgemacht, ich habe den denkwürdigen Herzensschrei gehört: Herr, was hat Ihnen dieses arme Volk getan, daß sie ihm sein einziges Brot, die Schule, wegnehmen wollen? Mit sehr gemischten Gefühlen lesen wir soeben in Ihrem sehr geschätzten Morgen- und Abendblatte Nr. 16813 von dem Kompromiß, und Wiener Künstlerinnen rufen aus vollem Herzen und aus Franzensbad: Ein besonderes Hoch der Neuen Freien Presse! Alles verstehen heißt alles verzeihen und ist eine Grundbedingung des harmonischen Lebens, was aber haben sie verziehn? Höchstens die Gebrechen ihrer Grundsäulen haben sie verziehn de genere Hatzl. Daß heute ein folgenschwerer Entscheidungskampf ausgefochten wird, prägt sich in den Physiognomien auf dem Wahlgange deutlich aus, und die lautlose Ruhe, mit der sich die Wahlhandlung allenthalben vollzieht, spricht eine deutlichere, vernehmbarere Sprache und gibt ein vollwichtiges Zeugnis für die politische Reife der Wählerschaft. Man wird aufgefordert, nicht die

Kandidaten zu verwechseln. In wirklich vornehmer, gentlemanliker Art hat sich das freisinnige Wien heute seines Sieges gefreut. In der Bechlarngasse, während Dr. Ellenbogen eine Ansprache hielt, wurden plötzlich zwei Polizeibeamte ohne ersichtlichen Grund überfallen und zu Boden geworfen. Als die Sicherheitswache einschritt, wurde sie von der Menge mit Steinen beworfen, acht Personen wurden verletzt. So oft die Christlichsozialen einen Wahlerfolg erreicht haben, wurde er mit großen Spektakeln, Fenstereinwürfen, Raufereien und dergleichen gefeiert. Bei uns hat die allgemeine Freude einen durchaus würdigen Ausdruck gefunden. Im Terrassencafé wurde durch einen Steinwurf von außen eine Spiegelscheibe zertrümmert. Es hat keine Exzesse, keine Beschimpfungen der Gegenpartei auf der Straße gegeben. In Kaisermühlen gab es einen Gasthausexzeß mit mehreren Kontusionen und Arretierungen. Kaum hatte der 24jährige Schlosser Franz Chrumal, Greiseneckergasse 25 wohnhaft, das Gasthaus betreten, als ihm eine Flasche an den Kopf geworfen wurde, wodurch er eine Rißquetschwunde über dem linken Auge erlitt. Noch ist Vieles zu tun übrig. Wenn zahlreiche Wähler nicht durch wirtschaftliche Abhängigkeit verschüchtert wären, so wäre der Zusammenbruch der klerikalen Gaukler ein vollständiger. Wir wollen aber die Wiedereroberung à tout prix, und man hätte es so machen müssen wie in der Innern Stadt, wo Friedmann mit 150.000 Kronen war im Vorsprung. Im Rathausviertel aber hat sich der freiheitliche Genius mit seinen reinen Grundsätzen phönixgleich aus der Asche erhoben, es war Dr. Wilhelm Neumann, und auf den Schultern begeisterter Parteigenossen hoben sie ihn am Rathaus vorbei. Ein wahres Wunder ist geschehen. Dr. Wilhelm Neumann, der heute von einer jubelnden Volksmenge auf die Schultern gehoben und durch die Rathausstraße zum Parlament getragen wurde, hatte nach dem Ergebnis der Hauptwahl kaum eine ernste Aussicht durchzudringen. Dr. Wilhelm Neumann wurde unter brausenden Hoch-Rufen auf die Schultern gehoben. Als sich Dr. Wilhelm Neumann in das Agitationslokal der Freiheitlichen begab, wurde er von der daselbst versammelten Volksmenge mit stürmischen Hoch-Rufen empfangen und auf die Schultern gehoben. Als um halb 6 Uhr das Wahlresultat verkündet wurde, hoben einige Wähler den Dr. Wilhelm Neumann auf die Schulter. während stürmische Hochrufe erschollen.« »Hör' schon auf, das hab ich jetzt fünfmal gehört!« »So wahr ich da leb, das wird

morgen genau so in der Freien Press stehn. Man kann es ihnen nicht oft genug sagen! Zerschmettert sind sie, sag ich dir . .« »Ich bitt dich Leo, steh auf endlich und schreite lautlos zur Urne!« »Ein Blitzschlag hat sie getroffen, zu Boden liegen sie, ein zu Boden weilender ungarischer Abonnent schreibt uns . .« (Ihn wegdrängend und mit wild auflodernder Begeisterung:) »Kohary, jetzt sag ich dir geh, sonst versäumst du die Wiedergeburt!« (Kohary ab.)

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und ich tat desgleichen und schrieb an die Neue Freie Presse:

»Jetzt, wo Not an Männern ist und wir Gattinen freidenkender Bürger mit Aufregung den Stichwahlen entgegensehen, haben die Feinde des freien Gedankens es gewagt, einem Kompromiß zuzustimmen, welches geeignet ist, den erhebenden Gewinn, der kaum errungen, wieder hinzuopfern. Wie gewonnen, so zerronnen! Die Bresche, die wir im Sturmlauf gegen das klerikale Bollwerk geöffnet haben, soll sich wieder schließen? Nein! Wer noch einen freisinnigen Funken in sich spürt, wird am 20. Juni wissen, was er zu tun hat. Wir, die wir nur schlichte Hausfrauen sind, rufen aus voller Brust: Nieder mit den Dunkelmännern! Hoch die ‚Neue Freie Presse'! In Verehrung und mit heißem Dank für die herrlichen Leitartikel, per aspera ad astra! Marianne Bunzl, Grete Rosenberg, Hermine Pospischil, Stephanie Gödel

Ein Freund, der wie anno Erdbeben dabei war, meinte: Das wird nicht erscheinen. Ich sagte: Das wird erscheinen! Nicht im morgigen Abendblatt, sondern am Morgen der Stichwahl. Das hebt sie sich für den wichtigsten Tag auf. Es ist ein Partherpfeil, den ich gegen die Christlichsozialen abschieße. Es bedeutet sichere zwanzig Stimmen im Rathausviertel. Mein Freund sagte: Die Bresche und die volle Brust, der freisinnige Funke wird die Einsenderinnen verraten! Nein, sagte ich, es wird sie begehrenswert machen. Mein Freund sagte: Sie überschätzen die Dummheit der Leute. Ich sagte: Nein. Aber selbst wenn ich sie überschätze, die Zuschrift ist von der Bunzl, und darüber kommt kein Redakteur der Neuen Freien Presse hinweg . . . Und sie erschien. Am 20. Juni. Gestrichen war nur der Satz »Per aspera ad astra«, aus Platzmangel oder weil dieser Gedanke der Neuen Freien Presse ein wenig abgebraucht erscheinen mochte. Sie war aber so gewissenhaft, ausdrücklich zu bemerken, daß die Zuschrift »unter anderem« den zitierten Wortlaut habe. Die Erkenntnis »Wie gewonnen, so zerronnen« schien ihr apart und sie ließ sie stehen. Ich hatte andere Maximen unterdrückt, weil mein Zeuge mich bat, durch Übertreibungen nicht

das Schicksal der Zuschrift zu gefährden. Ungern gab ich nach und meinte, die anderen Zuschriften, die von Freundeshand, würden stärker sein. Meine Befürchtung sollte sich erfüllen. Ich hätte das Unglaublichste hinschicken können, die Neue Freie Presse hätte es, ohne mit der bekannten Wimper zu zucken, gebracht. Daß nicht etwa blinder Eifer die Drucklegung bewirkt hat, beweist außer der Streichung die sorgfältige Umstellung der Namen. Sie hat, des vollständigen Wahlsieges noch ungewiß, die beiden Jüdinnen taktvoll zurückgestellt, die Deutsche voran, die Slavin an zweite Stelle. Am Abend, als sie die Partie gewonnen hatte und Bunzl Atout war, mag es ihr leid getan haben. Dabei habe aber auch ich eine große Genugtuung erlebt. Die Neue Freie Presse hat mich zwar zur Zeit, da ich noch in der Glockengasse wohnte, Zivilingenieur war und unter dem Namen Berdach schrieb, als Geologen ernst genommen – aber sonst von mir nichts wissen wollen. Jetzt unterstützte sie nicht nur meinen Versuch auf dem Gebiete der deutschfortschrittlichen Politik, sondern leitete ihn sogar durch die folgende schmeichelhafte Bemerkung ein:

»Von vier Wiener Frauen, Stephanie Gödel, Hermine Pospischil, Marianne Bunzl und Grete Rosenberg, erhalten wir folgende schwungvolle und sympathische Zuschrift, die unter anderm lautet.«

Meinen Schwung hat sie schon erlebt. Aber das hätte ich mir nie träumen lassen, daß sie mich einmal sympathisch finden werde. Man lernt nie aus. Aber auch die Neue Freie Presse wird noch eine harte Schule durchmachen müssen. Ich hatte sie gewarnt, und sie, der das Lied von der Glockengasse in den Ohren klingt, und die seit damals selbst das Schillersche Gedicht mit Mißtrauen betrachtet, ob nicht die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen, eine Beschimpfung der Neuen Freien Presse ergeben, hätte endlich so weit sein sollen, sich den Zuschriften berauschter Analphabeten zu versagen. Zumal, wenn Weiber zu Hyänen werden, muß das nicht immer von der Begeisterung für Freiheit und Gleichheit kommen, sondern es kann auch darin seinen Grund haben, daß dem Ewigblinden eine Himmelsfackel geliehen wurde. Heißen Dank für die herrlichen Leitartikel: welches Intelligenzblatt der Erde hätte nicht schon daran gemerkt, wieviel es in der Glockengasse geschlagen hat! Wo in allen Weltblättern, außer in diesem stupidesten, hält man es noch für glaubhaft, daß Weiber, und vier auf einmal, an einem Leitartikel heiß werden? Aber der Wahlsieg ist nun einmal ein

Erdbeben, und da spürt die Neue Freie Presse meine Stöße nicht. Sie verzeichnet die wenigen »noch hie und da herumschwankenden Säulen«, läßt den kranken, aber fortschrittlich gesinnten Abonnenten zu Wort kommen: wie sollte sie den schwächeren Spott von der stärkeren Lächerlichkeit des Ernstes unterscheiden können? Ihre Wähler sind sehend geworden, sie ist vom Licht der Freiheit geblendet. Sie sieht nichts, merkt nichts, auch den Hohn nicht, wenn ein deutschnationaler Journalist sie mit Schriftleitung apostrophiert und sich selbst als Redakteur unterzeichnet, sie sieht nicht nach rechts und nicht nach links, sie sieht nicht einmal in den Lehmann, ob es wirklich vier solche entmenschte Weiber in Wien gibt, die einen solchen Brief zustandebringen. Sie druckt alles. Ich habe sie gewarnt. Wer nicht hören will, muß drucken. Und sie wird nicht eher Ruhe geben, bis ich ihr eines Tages honorarlos das ganze Blatt fülle.

— —

»Noch in den späten Nachtstunden stand heute das Straßenbild Wiens unter dem starken Eindrucke der Wahlergebnisse. Auf der Ringstraße schüttelte ein kräftiger Wind die Kronen der dichtbelaubten Bäume. . . . Staunend standen viele der Leser auf der Straße still, gleichsam als wollten sie das Gehörte oder Gelesene nochmals überprüfen, und auch in den Wagen der Straßenbahn, welche die letzten Pratergäste oder Ausflügler in die Stadt zurückbrachte, flogen die Ziffern und Namen der Wahlresultate durch die Luft, und das Studium der Extrablätter schien die meisten Fahrgäste in Spannung und Erregung zu versetzen. Man hörte verschiedene Aussprüche, wie »so hat es kommen müssen«, ein anderer Fahrgast derselben Gesellschaft mit blondem Vollbart und Zwicker warf unter dem Beifall der Gesellschaft ein: »Das ist das Ende der Wiener Agrarpartei«. — In den Verkehrsstraßen der Innern Stadt hatten sich vor und in den Kaffeehäusern kleinere Gruppen gebildet, welche die Wahlergebnisse besprachen . . . . Selbst die Kutscher und Chauffeure auf den Standplätzen sind eifrige Politiker geworden und debattierten, die letzten Zeitungen in der Hand haltend, in oft überlauter, erregter Diskussion, bis e i n Fahrgast ihre Unterhaltung störte.«

Dieser eine Fahrgast war ich. Ich bin der Antipode des Fahrgastes mit blondem Vollbart und Zwicker und störe die Unterhaltung. Ich habe die Gehirnjauche der Sieger, mit der sie die Morgenröte durch drei Wochen bespritzt haben, ich habe den zu Zeitungsdreck erstarrten Unflat aus Jargon und Phrase aufgeschöpft, gesammelt und in seiner ganzen phantastischen Wirklichkeit, in seiner ganzen unsäglichen Wörtlichkeit kommenden Tagen überliefert. Ich bin die Muschel, in der das Geräusch fortsingt. Sie werden hören, was sich in dieser Zeit und in dieser Gegend

eine neue, freie Weltanschauung genannt und welche Sorte rabiater Wucherer als deren Hüter aufzutreten sich erfrecht hat. In was für Mäulern das Deutschtum, in was für Händen die Freiheit und in was für Füßen der Fortschritt aufgehoben war! Wenn nicht die Phrase selbst Rache nimmt und lebendig wird, wenn nicht eines Tags Sturmflut und Erdbeben wirklich ihr Werk verrichten, man wird es dereinst nicht verstehen, wie die damalige Vorsehung das alles unter sich ergehen lassen konnte! Nichts verbindet mich mit den Besiegten. Aber wer immer sie wären, und wenn sie mir Brot und Fleisch unerschwinglich gemacht hätten, ich spüre nur den unersättlichen Haß gegen die Visage dieser Sieger, von deren Lippen gratis Milch und Honig fließt. Mit solchem Völkerspielzeug, wie es die Politik ist, gebe ich mich nicht ab. Ich weiß, daß man ihnen die Freiheit lassen muß, »es lebe die Freiheit« zu rufen. Aber ich weiß auch, daß es nichts Fürchterlicheres gibt, als wenn die Dummheit zur Besinnung kommt oder wenn ein Universitätsprofessor unter dem Vorsitz eines Friseurs sein Programm entwickelt und sich von einem Selcher empfehlen läßt. Und nichts Widerlicheres, als wenn ein mit allen Geldern geschmierter Journalausbeuter, dem nichts heilig ist als die Politik der offenen Hand, einer Partei vorwirft, daß sie die innere Überzeugung ihrer Leute vergewaltigt habe, und wenn auf diese Phrase ein Journalist kandidiert, der sie im Dienst des liberalen Brotgebers an seinem Leibe erlebt hat. Der Zwang, das Kruzifix zu grüßen, scheint mir noch immer kulturvoller als die Anbetung einer aufklärenden Kanaille, die das ganze Staats- und Privatleben unter ihrer erpresserischen Fuchtel hält und einen volksbildnerischen Verein zwingen kann, einem Mißliebigen den Saal zu sperren. Diese lästigen Hausierer der Freiheit, die, wenn das Volk schon gar nichts kaufen will, mit dem Präservativ der Bildung herausrücken, mögen sich eine Zeitlang des Erfolges ihrer Zudringlichkeit freuen: die Kultur hat es immer noch lieber mit den Hausknechten gehalten. Dieses Gesindel will von Weltanschauung reden, weil es den nationalökonomischen Mist wirklich geschluckt hat, den Herr Bielohlawek verabscheut, und will den Verdacht der silbernen Löffel, die es gestohlen hat, auf Leute abwälzen, die nichts weiter als den Mut verbrochen haben, das Bismarck-Wort zu unterstreichen: so gottgläubig ich bin, so wenig traue ich den Ärzten. Ich kenne die idealen Güter nicht, die die Sippe außer der Fleischver-

sorgung und dieser vorgeschriebenen Ration von Phrasen zu verteidigen hat, aber ich will für sie in Versammlungen eintreten, ich will dem Genius der Freiheit zwei Stimmzettel opfern, wenn jemand imstande ist, mich über die Aufklärung aufzuklären, und wenn es einem dieser Phönixe gelingt, mit einem einzigen Gedanken aus der Asche emporzusteigen. Die gräßliche Zeit, wo der Ernst des Lebens zur Urne nicht geht, — nicht fährt, nicht läuft, sondern schreitet, und wo die politische Reife gebeten wird, nicht die Kandidaten zu verwechseln, ist vorüber. Es wird sich nichts ändern; und es ist nur gut, daß die Leute, die den Staat mit Presse und Börse »effektiv« regiert haben, jetzt auch den Schein der Macht erhalten, der vor ihr warnen könnte. Man soll wünschen, daß die Gemeinheit in der Majorität ist, dann wird der Kehrbesen wieder taugen, der als Szepter versagen mußte. Daß aber die Begeisterung den Wahlsieg überlebt, das glauben die am wenigsten, die den alten Gassenhauer mit ihrem Bollwerkel aufspielen. Oder glaubt noch einer, daß ein flammender Protest flammen kann? Wie kommt es denn, daß der liberale Inhalt keine andere Sprache findet als dieses entsetzliche seit Banalitätsäonen millionenmal ausgespuckte Idiom? Wie kommt es, daß man sich den Phönix nur noch als Versicherungsagenten und den Genius der Freiheit nur noch als schäumenden Börseaner vorstellen kann? Wie kommt es, daß man die Parolen eines Wahlkampfes nur zitieren und durcheinandermischen muß, um das klinische Bild einer säkularen Hirnhautentzündung zu erhalten? Aber mein Amt ist es, über dem Kleinen die großen Zusammenhänge zu übersehen. Und so erwarte ich von dem Aufschwung der freisinnigen Weltanschauung die Abschaffung der Trompete des Beiwagenkondukteurs! Die spätere Entwicklung stelle ich mir so vor: Entziehung des Telephons, eventuell des Wahlrechtes, im äußersten Fall der Menschenrechte für Herren mit blondem Vollbart und Zwicker, die auf der Straße »So hat es kommen müssen!« ausrufen. Einführung des Robot für Volkswirte und Leitartikler. Mit den Christlichsozialen habe ich nichts zu schaffen. Sie waren ein Gegengift, das sich selbständig machen wollte. Wie alles Gute, mußten sie in Wien den Weg alles Schlechten gehen. Aber wenn sie die schwarze Pest selbst wären, so wünsche ich sie diesen Lichtbringern an den Hals!

Die Saalverweigerung

Im ‚Strom', einer neuen sozialdemokratischen Zeitschrift, die von einem Volks- und einem Großmann herausgegeben wird, veröffentlicht Herr Hermann Bahr eines jener überflüssigen Tagebücher, die manche »nachdenkliche« Worte enthalten und manche, die mir nachgedacht sind. Eine Notiz handelt auch von mir:

Sankt Veit, 28. April. Aus einer Gerichtsverhandlung erfährt man: Karl Kraus, ein Schriftsteller, der mich nicht mag (ich ihn auch nicht sehr), hat in Wien vorlesen wollen, aber der Saal ist ihm verweigert worden, angeblich aus Angst, weil Kraus unbeliebt sei. Das ist doch eine solche Niedertracht, daß man darüber alles vergißt, womit er einen zuweilen geärgert haben mag. Saalsperre, einem Redner angedroht, weil man nicht seiner Meinung ist! Immer noch die alte pfäffische Methode: einmauern, wenn einer unbequem wird. Und der alte bureaukratische Kniff der kleinen Perfidien. Aber die Freiheit des Wortes? Ich höre doch, daß dafür alle Schriftsteller mannhaft zusammenstehen.

Herr Bahr hat mir offenbar ein Geburtstaggeschenk machen wollen. Ich lehne dankend ab. Es wäre unanständig von mir, die Genossenschaft des Herrn Bahr anzunehmen, weil er ihre Konsequenzen nicht bedacht hat. Er läßt sich leicht von seinem Temperament fortreißen, selbst an meine Seite, aber umso nötiger ist es, ihn zurückzuhalten. Ich kann auf seine Hilfe und die Hilfe der Schriftsteller, die er ermuntert, mannhaft für die Freiheit des Wortes zusammenzustehen, verzichten. Ich wäre wohl geliefert, wenn ich mit ihnen vereint gegen Saalbesitzer zu kämpfen hätte, und ich werde mit diesen allein besser fertig. Herr Bahr hat in der Geschwindigkeit wie die paar Cholerafälle in Venedig auch die Faktoren übersehen, unter deren Hochdruck die Saalbesitzer sich zur Sperre entschlossen haben. Es sind dieselben Kreise, von denen Herr Bahr erwartet, daß sie für mich mannhaft zusammenstehen. Denn es ist nicht der Staat, nicht die Regierung, nicht die Polizei, nicht die Gesellschaftsordnung, wovor sich die Herren Saalbesitzer fürchten: es ist die Presse. Das ist gerichtsordnungsmäßig festgestellt. Und nun denke der Herr Bahr, der allzu leicht entzündet ist und seit jeher eine gewisse Schwäche für mich hat — öffentlich mag er mich nicht sehr, aber heimlich schwärmt er für mich —, nun denke er einmal die Konsequenz aus. Er ist Heimarbeiter für die Herren Benedikt und Lippowitz, diese sind es, vor welchen sich die Herren Bösendorfer und Umlauft gefürchtet haben: würde er es ernstlich wagen, sich mit seinen Vorwürfen an die richtige Adresse zu wenden? Würde er in der Tagespresse,

die ihm zur Verfügung steht, gegen die Schweinerei zu protestieren wagen? Und wenn es mutig wäre — wäre es auch anständig, in der Presse die Feigheit anzuklagen, die der Presse geopfert hat? Er hat sich genug damit geschadet, daß er für mich das Wort nahm. Gegen die zu sprechen, die es angeht, dazu wird er sich nicht hinreißen lassen. Sein Liberalismus hat ihm zum Wort »Saalsperre« sofort die Wendungen »pfäffische Metode«, »bureaukratischer Kniff«, »Freiheit des Wortes«, »mannhaft zusammenstehen« assoziiert. Aber er hat vergessen, daß es sich nicht um Staat und Kirche handelt, sondern um Journalismus und Freimaurerei. Seine Kollegen, seine leiblichen Logenbrüder sind es, die zwei schlichte Geschäftsleute zu dem argen Schritt vermocht haben, und der Papst, der den Segen gab, heißt Benedikt. Nehmen wir an, Herr Bahr hätte Autorität genug, um seine freisinnige Phantasie, die sich vergaloppiert hat, in den richtigen Stall zu führen. Aber wo käme er da hin? Er hat im Neuen Wiener Journal das Tiefste gesagt, was sich über das Postamt 94 sagen läßt. Würde er der Post einen Brief gegen das Neue Wiener Journal anvertrauen? Er spricht, wie wenn es die Aufhebung der Leibeigenschaft gälte. Aber es gilt die Stigmatisierung der Geisteigenen, wie ich die Kollegen des Herrn Bahr schon einmal genannt habe, ein Wort, das dann auch er in einem seiner nachdenklichen Tagebücher gebraucht hat. Diese Stigmatisierung besorge ich schon allein. Er meints ja gut und will mir zeigen, daß ers gut meint. Mannhaft zusammenstehen! Geh er mir, er ist ein Freigeist; sehe er zu, daß er es nicht gegen die Presse sei.

*

Am 27. April ist das folgende Urteil gesprochen worden:*)

C XI 366/11/7

Im Namen Seiner Majestät des Kaisers!

Das k. k. Bezirks-Gericht für Handelssachen Wien hat durch den k. k. Bezirksrichter Dr. Josef Kraus in der Rechtssache des Karl Kraus, Schriftstellers in Wien, als Klägers, vertreten durch Dr. Emil Franzos, Hof- und Gerichts-Advokaten in Wien wider die prot. Firma Konzertbureau Emil Gutmann in München als Beklagte, vertreten durch Dr. Alfred Lederer, Hof- nnd Gerichts-Advokaten in Wien unter Nebenintervention der Firma Konzertdirektion Albert Gutmann in Wien, vertreten durch Dr. Ernst Schlesinger, Hof- und Gerichts-Advokaten in Wien, wegen Zahlung eines

*) Die gesperrt gedruckten Stellen der beiden hier veröffentlichten Urteile sind im Original nicht unterstrichen.

Auf der 20. Seite ist in der vorletzten Zeile des ersten Absatzes anstatt »es ist« »*er* ist« zu lesen, so daß der Satz lautet:

Geh er mir, er ist ein Freigeist;

Auf der 20. Seite ist in der vorletzten Zeile des ersten Absatzes anstatt »es ist« »*er* ist« zu lesen, so daß der Satz lautet:

Geh er mir, er ist ein Freigeist;

Schadenersatzbetrages von 1000 K s. A. auf Grund der mit beiden Parteien durchgeführten mündlichen Verhandlung zu Recht erkannt:

Der Klagsanspruch besteht seinem Grunde nach zu Recht. Die Entscheidung über die Prozeßkosten wird dem Endurteile vorbehalten.

Tatbestand:

Nach dem einverständlichen Vorbringen der Parteien hat der Kläger anfangs August v. J. mit der beklagten Firma die Vereinbarung getroffen, daß diese die Veranstaltung einer Vorlesung des Klägers im Bösendorfersaale übernehme. Die Beklagte verpflichtete sich in dieser Vereinbarung zur Tragung der Spesen (Saalmiete, Reklame etc.) und ließ sich als Entgelt für ihre Tätigkeit einen 25%igen Anteil an dem zu erwartenden Reingewinne zusichern. Als Termin der Vorlesung wurde später vom Kläger der 28. Dezember 1910 festgesetzt. Die Beklagte trat zum Zwecke der Vorbereitung der übernommenen Veranstaltung mit der Wiener Firma Konzertdirektion Albert Gutmann in Verbindung, von welcher sie am 9. August die Mitteilung erhielt, daß diese den Bösendorfersaal zur Abhaltung der geplanten Vorlesung für den 28. Dezember festbelegt habe. Am 9. September 1910 gab die Beklagte der Firma Albert Gutmann in Wien über deren Wunsch den Namen des Vortragenden bekannt. Am 25. November 1910 erhielt die Beklagte von der genannten Firma die Mitteilung, daß diese ihr den Bösendorfersaal für den projektierten Abend nicht überlassen könne und zwar aus Gründen, »die der Beklagten ja einleuchten« werden. Zugleich bot sie der Beklagten zum Ersatze den kleinen Musikvereinssaal an. Die Gründe, aus welchen der Bösendorfersaal nicht zur Verfügung gestellt werden könne, erläuterte sie der Beklagten in einem späteren Schreiben dahin, daß Herr Bösendorfer vermutlich die Besorgnis hege, sein Saal könnte mit Rücksicht auf das bekannte Verhältnis des Klägers zu der Wiener Journalistik im Falle der Abhaltung der geplanten Vorlesung späterhin von der Presse boykottiert werden. Die Beklagte lehnte im Einvernehmen mit dem Kläger den Ersatzantrag entschieden ab und beharrte auf der Erfüllung des am 9. 8. 10 zwischen ihr und der Firma Albert Gutmann perfekt gewordenen Vertrages. Die letztgenannte Firma erklärte ihrerseits, sie könne ihre Zusage nicht einhalten, zumal der Bösendorfersaal von dessen Besitzer für den in Aussicht genommenen Termin bereits anderweitig vergeben worden sei. Indem nun die Beklagte sich und dem Kläger ausdrücklich die gerichtliche Geltendmachung von Ersatzansprüchen vorbehielt, akzeptierte sie nach neuerlicher Korrespondenz mit dem Kläger einen Antrag der Firma Albert Gutmann, demzufolge dem Kläger zur Abhaltung einer Vorlesung der Uraniasaal und zwar für den 6. 1. 1911 zur Verfügung gestellt werden sollte. Von dieser Abmachung setzte die Beklagte den Kläger mittels Schreibens vom 20. 12. 10 in Kenntnis, in welchem sie erklärte, daß die öffentliche Vorlesung des Klägers nunmehr im Uraniasaal am 6. 1. 1911 definitiv stattfinde. Am 29. 12. 10 wurde indes der Kläger von der Beklagten

benachrichtigt, daß auch die Verwaltung des Uraniasaales die Vorlesung nicht gestatte, weil sie sich selbst nicht Konkurrenz machen könne. In gleichem Sinne war die Beklagte tags zuvor von der Firma Albert Gutmann in Wien benachrichtigt worden. Obwohl nun der Kläger auf das nachdrücklichste betonte, daß er sein vertragsmäßig erworbenes Recht unter keinen Umständen aufgebe und obwohl die Beklagte dies der Firma Albert Gutmann in Wien mitteilte, erklärte diese, an dem Sachverhalt nichts ändern zu können; die Beklagte teilte dem Kläger demnach mit, daß die Vorlesung auch im Uraniasaale nicht stattfinden könne. Kläger forderte nun die Beklagte auf, gegen die Schuldtragenden klagbar vorzugehen, was die Beklagte anfangs zusicherte, später jedoch verweigerte.

Aus diesem Sachverhalt leitet Kläger den Anspruch auf Ersatz des ihm durch das Unterbleiben der geplanten beiden Vorlesungen erwachsenen Schadens ab und beziffert diesen Schaden unter Hinweis auf den Gewinn, der sich aus den beiden Vorlesungen ergeben hätte, mit 1000 K.

Kläger beantragt somit Verurteilung der Beklagten zur Zahlung des Betrages von 1000 K samt 6% Zinsen vom Klagstage und zum Ersatze der Prozeßkosten.

Die Beklagte, welche dem oben dargestellten einverständlichen Parteivorbringen lediglich beifügte, sie habe die Klage gegen die Firma Albert Gutmann in Wien und gegen die Besitzer des Uraniasaales nur deshalb nicht erhoben. weil sie zur Fundierung dieser Klagen vorerst die Feststellung einer ihr obliegenden Schadenersatzpflicht für notwendig erachtete, bestritt den Klagsanspruch aus rechtlichen Gründen. Sie wies darauf hin, daß sie durch den Abschluß der für die Veranstaltung notwendigen Verträge alles vorgekehrt habe, was sie in ihrem Wirkungskreise zu tun vermochte, und daß die unberechtigte Weigerung der Saalbesitzer für sie eine nachträglich eingetretene Unmöglichkeit der Leistung im Sinne des § 1447 a. b. G. B. begründe, die sie von jeder weiteren Verbindlichkeit befreie.

Beklagte beantragt daher kostenpflichtige Klagsabweisung.

Die Verhandlung war vom Gerichte auf den Grund des erhobenen Schadenersatzanspruches eingeschränkt worden.

Entscheidungsgründe:

Nach Inhalt des zwischen den beiden Streitteilen bestehenden Vertrages war die Beklagte verpflichtet, alle Veranstaltungen zu treffen, die es dem Kläger ermöglicht hätten, die geplante Vorlesung abzuhalten. Zu den Pflichten der Beklagten gehörte, wie ja einverständlich festgestellt erscheint, nicht bloß die Miete des in Aussicht genommenen Saales einschließlich der Vorsorge für den üblichen Saaldienst, sondern auch die Veranstaltung der erforderlichen Reklame, der Kartenverkauf usw. Diese Vertragspflicht der Beklagten brachte es naturgemäß mit sich, daß sie genötigt war, zur Erreichung des erwähnten Zweckes mit dritten Personen in Vertragsverhältnisse zu treten. Es konnte nun unmöglich der Wille der Parteien sein, daß die Beklagte von jeder weiteren Haftung und Verantwortung frei sei, wenn sie von diesen ihrerseits zur Mitwirkung

berufenen Personen aus welchen Gründen immer im Stiche gelassen würde. Hiedurch hätte sich der Kläger der Laune und Willkür dritter, an dem Vertrage unbeteiligter und dem Kläger möglicherweise ganz unbekannter Personen ausgeliefert. Der zwischen den Parteien abgeschlossene Vertrag läßt sich vielmehr vernünftiger Weise nur dahinauslegen, (§ 914 a. b. G. B.), daß die Beklagte nicht etwa bloß ihre Verwendung bei dritten Personen, sondern die Leistung eines bestimmten Erfolges zugesichert habe. Die Beklagte beruft sich nun allerdings auf die Bestimmung des § 1447 a. b. G. B. und behauptet, es sei ihr die Erfüllung ihrer Vertragspflicht nachträglich ohne ihr Verschulden unmöglich geworden. Eine solche Unmöglichkeit liegt aber im konkreten Falle nicht vor. Eine solche Annahme würde weder dem Sinne der zitierten Gesetzesstelle, noch auch dem nach Treu und Glauben auszulegenden Vertragswillen der Parteien entsprechen. Im § 1447 a. b. G. B. ist, wie die Worte »zufällig« und »Zufall« beweisen, nur an solche Ereignisse gedacht, deren Verhinderung außerhalb der Willenssphäre des Schuldners und der von ihm zur Mitwirkung berufenen dritten Personen gelegen ist, und auch der oben erörterte Wille der Parteien führt zu dem zwingenden Schlusse, daß die Beklagte das Verschulden ihrer Mittelspersonen unbedingt zu vertreten hat. Bei dieser Auffassung ist es zwar nicht wesentlich, aber immerhin beachtenswert, daß die Beklagte in der Lage war, auf den Willen jener Mittelspersonen einzuwirken; sie hätte durch eine im Voraus getroffene Vereinbarung hoher Konventionalstrafen, oder nachträglich durch die schleunige Erhebung einer Feststellungsklage dem Vertragsbruche dieser Personen sicherlich mit Aussicht auf Erfolg entgegenwirken können.

Nach dem Gesagten hätte sich die Beklagte also nur dann mit Grund auf die Unmöglichkeit der Leistung berufen können, wenn etwa ein Elementarereignis, eine öffentliche Kalamität, eine unvorhergesehene behördliche Verfügung oder dergleichen die Erfüllung des Vertrages verhindert hätte.

Da die Beklagte somit den Befreiungsgrund des § 1447 a. b. G. B. für sich nicht in Anspruch nehmen kann, hat sie gemäß § 881 a. b. G. B. für den versprochenen Erfolg einzustehen und ist nach § 1295 a. b. G. B. dem Kläger ersatzpflichtig. Aus diesen Erwägungen war der Klagsanspruch seinem Grunde nach als zu Recht bestehend anzuerkennen.

K. K. Bezirksgericht für Handelssachen Wien, Abt. XI
am 27. April 1911.

L. S. Dr. Kraus m. p,

Preßfurcht gehört also nicht zu den im § 1447 gemeinten Befreiungsgründen. Die Presse ist zwar ein Elementarereignis, eine öffentliche Kalamität oder dergleichen, ihr Wunsch ist zwar eine behördliche Verfügung, aber all das nur metaphorisch. Dieses Urteil, durch welches der Vertragsbruch der Saalbesitzer und ihre Motive festgestellt sind, ist in der Wiener Tagespresse mit Ausnahme der Arbeiterzeitung verschwiegen worden.

Nach der zweiten Verhandlung, die am 19. Juni stattgefunden hat und in der die Wiener Firma Albert Gutmann allein Beklagte war, ist das folgende Endurteil schriftlich ergangen:

C XI 366/11/11

Im Namen Seiner Majestät des Kaisers!

Das k. k. Bezirksgericht für Handelssachen Wien hat durch den k. k. Bezirksrichter Dr. Josef Kraus in der Rechtssache des Karl Kraus, Schriftstellers, Wien als Klägers, vertreten durch Dr. Emil Franzos, Hof- und Gerichtsadvokaten in Wien wider die prot. Firma Konzertdirektion Albert Gutmann in Wien, Beklagte, vertreten durch Dr. Eduard Schlesinger, Hof- und Gerichtsadvokaten in Wien, wegen Zahlung von 1000 K s-N. G. auf Grund der mit beiden Parteien durchgeführten mündlichen Verhandlung und auf Grund des rechtskräftigen Zwischenurteiles vom 27./4. 1911, G. Z. C XI 366/11/7 zu Recht erkannt:

Die beklagte Firma Konzertdirektion Albert Gutmann in Wien ist schuldig, dem Kläger den Betrag von 1000 K samt 6% Zinsen vom 10./3. 1911 sowie die mit 334 K 73 h bestimmten Prozeßkosten binnen 14 Tagen bei Exekution zu bezahlen.

Tatbestand:

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Beklagte wendete ein: — — Was nun den vermutlichen Reinertrag der Vorlesung anbetrifft, so sei in erster Linie zu berücksichtigen, daß die mit dem Kläger vereinbarten Vorlesungstermine (28./12. 1910 und 6./1. 1911) in eine Zeit fielen, die erfahrungsgemäß für den Besuch von Vorträgen äußerst ungünstig sei.

Weiters komme in Betracht, daß für die Vorlesung im Uraniasaal bis zum 31./12. v. J. tatsächlich nur 2 Karten verkauft worden seien, obwohl die Vorlesung im Konzertprogramm der bedeutendsten Tagesblätter Wiens vom 25./12. 1910 (Sonntag) angekündigt war. Eine weitere Nachfrage habe überhaupt nicht stattgefunden.

Endlich sei es aber eine jedem Sachverständigen bekannte Tatsache, daß es keinem Vortragenden möglich sei, in einer Saison 3 Säle zu füllen. Wenn nun Kläger durch die Vorträge im Akademischen Verband für Literatur und Musik wirklich den oberwähnten Reinertrag erzielt habe, sei er nicht geschädigt; denn für den Fall des Stattfindens der vereitelten Vorlesung wären eben die Vorlesungen im A. V. f. L. u. M. nicht abgehalten worden oder nicht besucht gewesen. Dazu komme noch, daß diese späteren Vorlesungen Veranstaltungen eines Vereines gewesen seien und daß die Vereinsmitglieder zur Füllung des Saales erheblich beigetragen hätten.

Bezüglich der vom Kläger aufgestellten Reinertragskalkulation bemerkte die Beklagte, daß der Bösendorfersaal einen Fassungsraum von 518 Personen, der Uraniasaal einen solchen von 570 Personen habe. Die Bruttoertragsziffern gibt die Beklagte für den Bösendorfersaal, u. zw. bei der höheren Preisskala (10, 6, 4, 2 K) mit 2300 K, bei der niederen Preisskala (6, 4, 2, 1 K) mit 1408 K, für den Urania-

saal bei der vereinbarten niederen Preisskala mit 1694 K an. Hiebei seien allerdings jedesmal 40 Referentensitze zum normalen Preise von ca. 200 K nicht in Rechnung gezogen, da es bei allen Veranstaltungen üblich sei, so viele Referentensitze auszusenden. — — — —

— — — Bezüglich der angeblichen ungünstigen Vortragstermine verweist Kläger schließlich auf den Brief der Gegenseite vom 3./8. 1910 (Beilage 2), in dem die Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr als »für eine Vorlesung nicht ungünstig« bezeichnet wird. — — — —

— — — Der Zeuge Dr. Max Sokal, Präsident des Akademischen Vereines für Literatur und Musik, gab an:

Die Vorlesungen des Klägers in unserem Verbande fanden am 1./2., 7./3. und 15./5. d. J. im Festsaale des Ingenieur- und Architektenvereines statt. Die Preise der Plätze betrugen 10, 6, 4, 2, 1 K. Vereinsmitglieder hatten bloß den halben Preis zu zahlen.

Doch waren die beiden ersten Vorlesungen trotz der von der Vereinsleitung im Vereine gemachten Reklame nur von sehr wenigen Vereinsmitgliedern besucht; meiner Schätzung nach dürften den beiden ersten Vorlesungen nur etwa je 20 Mitglieder beigewohnt haben.

An dem Besuche der dritten Vorlesung beteiligten sich die Vereinsmitglieder auffallend zahlreich, wodurch auch das finanzielle Ergebnis beeinträchtigt wurde. Das Bruttoergebnis der ersten und zweiten Vorlesung bezifferte sich auf ca. 1300 K, resp. 1250 K. Nach Abzug der Spesen verblieben rein je 1000 K. Die dritte Vorlesung, die zu wohltätigem Zwecke stattfand, und bei der kleinere Preise festgesetzt waren, hatte ein Bruttoerträgnis von ca. 700 K aufzuweisen.

Es waren alle drei Vorlesungen ausverkauft, der Saal sogar derart überfüllt, daß einzelne Sitzplätze improvisiert werden mußten.

Der Kartenverkauf wurde für alle 3 Abende durch das Konzertbureau Kehlendorfer besorgt und es wurde mir von diesem berichtet, daß der Verkauf jedesmal erst in den letzten 2—3 Tagen rapid vor sich gegangen sei, während er in der früheren Zeit flau gewesen war.

Ich bemerke schließlich, daß ich vom Kläger die Zusage, einen Vortrag in unserem Verbande zu halten, schon zu einer Zeit erhalten hatte, als das Projekt des Vortrages im Bösendorfersaal noch aufrecht bestand.

Entscheidungsgründe.

Das Gericht hat die durch die Aussage des Zeugen Dr. Max Sokal dargelegten Umstände für erwiesen angenommen; dies deshalb, weil dieser an dem Rechtsstreit materiell ganz uninteressierte Zeuge durch die ruhige und überlegte Art seiner Aussage, sowie durch den Gesamteindruck seiner Persönlichkeit einen begründeten Anspruch auf vollen Glauben erworben hat. Auf Grund dieses Beweisergebnisses, sowie der zum Teile übereinstimmenden Parteienangaben gelangte das Gericht zu folgender rechtlichen Beurteilung der Streitsache:

Die erste von der Beklagten erhobene Einwendung gegen die Berechtigung des vom Kläger geltend gemachten Schadenersatzanspruches, die dahin geht, der Kläger hätte keinesfalls das Recht, den Gewinstentgang aus 2 Vorlesungen, sondern höchstens jenen aus einer Vor-

lesung zu beanspruchen, erschien dem Gerichte völlig belanglos. Da das Gericht nämlich zu dem Schlusse gelangte, daß schon die Vereitlung der ersten Vorlesung den Klagsanspruch in vollem Umfange rechtfertigt, so entfällt jede weitere Erörterung dieses Streitpunktes.

Die Einwendung der Beklagten, daß der Kläger weder am 28./12. 1910 noch auch am 6./1. 1911 hätte auf ein volles Haus rechnen können, weil diese Zeit für die Veranstaltung von Vorträgen äußerst ungünstig sei, ist unstichhältig. Erstens steht diese Behauptung mit der brieflichen Mitteilung der Beklagten ddto. 25./11. 1910 (Beilage 2) wie der Kläger mit Recht hervorhob, in einem unvereinbaren Widerspruch; dann aber läßt sie, selbst wenn sie wahr wäre, auf den vorliegenden Streitfall keinerlei entscheidende Schlußfolgerung zu. Denn, da der Kläger bekanntlich in Wien eine große Gemeinde besitzt, da es ihm erwiesenermaßen gelungen ist, in einer Saison 3 volle Säle zu erzielen, das letztemal überdies zu einer Jahreszeit, die nicht gerade zum Besuche von Vorlesungen verlockt, so ist es gar nicht ausgeschlossen, daß er selbst im ungünstigsten Zeitpunkte der Saison zumal für die erste Vorlesung ein volles Haus erzielt hätte.

Der Umstand, daß für die Vorlesung im Uraniasaal zwischen dem 25. und 31./12. 1910 nur eine Nachfrage nach 2 Karten stattgefunden hat, läßt gleichfalls auf die Frage nach dem vermutlichen Besuch der bei Bösendorfer projektierten Vorlesung keinerlei Schlüsse zu. Erstens hat der Zeuge Dr. Max Sokal erklärt, daß auch bei den im Akademischen Verbande für Literatur und Musik stattgehabten Vorlesungen des Klägers der Kartenverkauf erst in den letzten 2 – 3 Tagen vor jeder Vorstellung flott vor sich gegangen sei, dann aber wiegt die erwiesene Tatsache des Andranges zu diesen 3 späteren Vorlesungen des Klägers so schwer, daß dem von der Beklagten erwähnten Symptom (seine Wahrheit vorausgesetzt) keinerlei Bedeutung beigemessen werden kann. Schließlich betrifft gerade diese Einwendung der Beklagten wie erwähnt nicht die Vorlesung im Bösendorfer-, sondern jene im Uraniasaal. Da aber nur die Vereitelung der ersten Vorlesung zur Begründung dieser Entscheidung herangezogen wird, so muß hier betont werden, daß es durchaus nicht gleichgiltig ist, in welchem Saale eine künstlerische Veranstaltung stattfindet. Abgesehen von den Anforderungen der Akustik und Ästhetik und abgesehen von den in Betracht kommenden Entfernungen, spielt auch der scheinbar bedeutungslose Umstand, welchen künstlerischen Darbietungen ein bestimmter Saal in der Regel dient und aus welchen Gesellschaftsschichten sich das Publikum dieser Veranstaltungen zusammensetzt, eine wichtige Rolle.

Die Behauptung der Beklagten, daß kein Vortragender imstande sei in einer Saison 3 Säle zu füllen, wird durch die Aussage des Zeugen Dr. Sokal schlagend widerlegt; gerade aus dieser Zeugenaussage aber erhellt, welchen problematischen Wert der von der Beklagten zu diesem Punkte angebotene Sachverständigenbeweis hat. Die Konklusion, daß der Kläger sich durch die Veranstaltung der 3 Vorlesungen im Akademischen Verbande für Literatur und Musik für den Ausfall der beiden vereitelten Vorlesungen gewissermaßen »gedeckt« habe und daher keinen Schaden erleide, ist eine geradezu willkürliche Kombination. Wenn es

dem Kläger gelungen ist, 3 volle Säle im Februar, März und Mai zu erzielen, so ist doch der Schluß, es wäre ihm derselbe Erfolg auch im Dezember beschieden gewesen, weit naheliegender, als die gewaltsame Schlußfolgerung der Beklagten.

Da also mit Grund angenommen werden kann, daß die erste vom Kläger angekündigte, durch das Verschulden der Beklagten vereitelte Vorlesung einen vollbesetzten Saal erwarten ließ, so handelt es sich nur mehr darum, ob die Schadensziffer rein rechnungsmäßig richtig kalkuliert ist.

Was nun diesen letzten Streitpunkt anbelangt, so gibt ja die Beklagte selbst zu, daß unter Zugrundelegung der höheren Preisskala bei ausverkauftem Haus ein Bruttoertrag von 2300 K und mit Rücksicht auf die Spesenziffer per 750 K ein Nettoertrag von ca. 1500 K zu erwarten gewesen wäre. Wird nun hievon der der Konzertunternehmung Emil Gutmann in München zugesicherte 25% Gewinstanteil in Abrechnung gebracht, so resultiert für den Kläger noch immer ein Betrag von mehr als 1000 K. Daß Kläger berechtigt war, die Preishöhe der einzelnen Sitzkategorien zu bestimmen, gibt die Beklagte gleichfalls zu. Da der Kläger dem Akademischen Verbande für Literatur und Musik diese höheren Preise vorgeschrieben hat und trotzdem den bereits erwähnten Erfolg zu verzeichnen hatte, so ist es nicht abzusehen, warum die gleiche Preisskala im Bösendorfersaal den Besuch hätte beeinträchtigen sollen. Außerdem ist aber nicht zu übersehen, daß die Beklagte bei ihrer Ertragsberechnung für Referentensitze einen Betrag von ca. 200 K in Abzug bringt; nun ist es jedem in die Verhältnisse der Wiener Journalistik halbwegs Eingeweihten klar, daß der Kläger die Versendung solcher Referentensitze nicht nur für zwecklos befunden, sondern wahrscheinlich gar nicht geduldet haben würde. Durch diese Erwägungen ergibt sich, daß die vom Kläger angesprochene Schadenssumme tatsächlich hinter jener Ertragsziffer zurückbleibt, auf welche er bei voll ausverkauftem Saale hätte rechnen können. Schließlich ist es ja einleuchtend, daß die Berechnung des aus einem künstlerischen oder wissenschaftlichen Unternehmen erhofften Gewinnes niemals mit mathematischer Präzision wird erfolgen können; für diesen und ähnliche Fälle trifft das Gesetz im § 273 Z. P. O. Vorsorge und setzt das richterliche Ermessen an die Stelle strikter Beweise. Wiewohl nun die Schadensziffer, die der Kläger anspricht, durch die obigen Darlegungen gerechtfertigt erscheinen dürfte, ist es vielleicht doch zweckmäßig, auch noch darauf hinzuweisen, daß ein so eklatanter Vertragsbruch, wie jener, den die beklagte Firma zu verantworten hat, es rechtfertigt, wenn bei Bemessung der Schadenersatzsumme liberal und nicht pedantisch und engherzig vorgegangen wird.

Dem Klagebegehren wurde somit vollinhaltlich stattgegeben. Der Ausspruch über die Prozeßkosten gründet sich auf § 41 Z.P.O., wobei jedoch bemerkt wird, daß die bis zum 6./3. d. J. aufgelaufenen, in das Kostenverzeichnis aufgenommenen Kosten nicht liquidiert werden konnten, weil sie lange vor Erhebung der Klage entstanden sind, zur außer

gerichtlichen Beilegung des Streites vielleicht zweckdienlich, zur Prozeßführung aber keinesfalls notwendig waren und daher nicht als Prozeßkosten im Sinne des Gesetzes angesehen werden können.

K. k. Bezirksgericht für Handelssachen Wien, Abt. XI
am 21. Juni 1911.

L. S. Dr. Kraus m. p.

Wenn sich nun das Wiener Konzertbureau an den Saalverweigerern schadlos hält, werden diese hoffentlich an die Concordia herantreten. Preßfurcht ist kostspielig. Freilich könnte die Concordia einwenden, daß den Saalbesitzern ein noch viel größerer Schaden entstanden wäre, wenn sie mir den Saal überlassen hätten. Und schließiich: die Wiener Presse hat in ihrem Leben schon mehr erpreßt als tausend Kronen.

Der kleine Pan stinkt noch*)

Herr Alfred Kerr hat am 1. Juli das folgende erscheinen lassen:

Vive la bagatelle!
Swift

CAPRICHOS

I.

Herr Kraus (Wien) sucht fortgesetzt aus unsren Angelegenheiten Beachtung für sich herauszuschlagen. Mehrere suchten, die Schmierigkeit aus ihm herauszuschlagen. Erfolglos. Ich stellte neulich anheim, Kraus nicht mehr zu ohrfeigen. Es lag darin kein Werturteil über Unberechtigung der früheren Backpfeifen; nur über die Unberechtigung des Aufwands. Ein wandelndes Museum für Tachteln. Seit ihm zugesichert wurde, daß er ausnahmsweis jetzt keine kriegt, beunruhigt ihn die Gewohnheitsstörung: es fehlt ihm was.

Ohrfeigen sind aber kein Argument. Selbst dann sind sie es nicht, wenn einer so oft; von Männern wie von Frauen abwechselnd welche bekam, daß auf der Wange die Inschrift »Hier blühen Rosen« stehn kann — und die Sitzgelegenheit, gewissermaßen, ein Bertillonsches Archiv geworden ist.

Selbst für kleine Verleumder sind Ohrfeigen kein Argument. Darum sollen seine Backen Ferien haben: mag ihn schon der fremde Zustand — ohne Entziehungskur — aufregen. Ecco.

(Er bekam die einleitende seiner Ohrfeigen, als er Privatsachen, die reine Privatsachen waren, ohne jedes Recht besabberte.)

II.

Dem kleinen Kraus (welcher kein Polemiker ist, sondern eine

---

*) Siehe »Der kleine Pan ist tot« (Nr. 319/20, »Der kleine Pan röchelt noch« (Nr. 321/22) und »Der kleine Pan stinkt schon« (Nr. 324/25).

Klette) soll im übrigen gelassen werden was er nicht hat. Blieb ihm die Gabe des Schreibens auch verwehrt (caccatum non est dictum), so weiß er doch, Reportermeldungen auf der fünften Seite des Wochenblatts für Leitomischl und Umgegend mit vernichtender Schärfe zu beleuchten.

Er hat sich aber, infolge des Hinweises auf seine tatsächlich vorhandene Dummheit, zur Niederschrift von Afforismen bewegen lassen (weniger einem Drange des Intellekts folgend, als um die Abwesenheit seines Intellektmangels darzutun), — Kitsch, mit der Hand gefertigt, dessen Arglosigkeit sich in mechanischer Umdrehung äußert, in mechanischer Gegensätzelei, in Geistesschwäche mit »scharfsinniger« Haltung oder »menschenfeindlicher« Haltung; etwan: »Ich bleibe gebannt stehen, weil die Sonne blutrot untergeht wie noch nie, und einer bittet mich um Feuer.« Nietzscherl. Mehr sag ich nicht.

»Ich verfolge einen Gedanken, der soeben um die Straßenecke gebogen ist, und hinter mir ruft's: ‚Fla—kerl'« Tja, die einsamen Seelen. Das san halt dö Plag'n vun an Denker.

Falls nun die Plage der Selbstverachtung hinzutritt? (Er äußert: »Mir sind alle Menschen gleich, überall gibt's Schafsköpfe und für alle habe ich die gleiche Verachtung.«)

Nett, wenn er das Publikum betriebsam auf seinen abseitigen Weltekel aufmerksam macht. Oder wenn er (in belästigender Weise) die Leute fortwährend anruft, er wolle nicht von ihnen beachtet werden.

Grundcharakter: Talmi plus Talmud. Sein St . . . Sti . . Stil besteht aus zwei getrennten Nachahmungen: er verdünnt seinen Landsmann Spitzer und äfft Harden; Herr Kraus leidet an doppelter Epigonorrhöe. Er fälscht gewiß nicht — er geht nur in Irrungen ziemlich weit, so daß der alte berliner Scherz »Karlchen hat wieder mal gelogen« — und zwar in der dümmsten schlichtesten spaßlosesten Weise glatt gelogen, erfunden, geschwindelt um einen Augenblickshalt zu haben, weil er sich auf die Großmut und Gleichgültigkeit seiner Gegner verläßt . . . dieser Satz kommt nie zu Ende; wollte sagen: so daß der alte berliner Scherz »Karlchen hat wieder mal gelogen« gewiß nicht ohne weiteres für ihn zur Beleuchtung dient . . . Was Epimenides über Kreta äußert, paßt nicht, weil Kraus von der Insel Mikrokephalonia stammt.

III.

»Die Art, wie sich die Leute gegen mich wehren . . .« Saphirle. Komm mal ran . . .

IV.

Ganz wie ein Tuchreisender, der weiß, was er der Gegenwart nietzschig-kitschig schuldet, in der Abwehr gegen Demokratismus. Ein Einsamer und ein emsiger Menschenfeind wird doch nicht . . .

Daß man demokratische Freiheit nicht in der Welt für das Höchste zu halten braucht, Knirps, aber jetzt für etwas Wichtiges in Deutschland; daß hierfür zu fechten ein Opfer ist (wie es eine Lust ist): das wirst Du nicht begreifen, — schale Haut.

Deine Sektion ergibt zwei Kleingehirne. Was Du kannst, schale

Haut, ist einen Reporter lustig beschämen; den Schnatterstil des Herrn Harden glänzend nachtäuschen (später auch bewußt, mit einer Kennerschaft, die ulkig, aber peinlich ist); Du kannst für freie Geschlechtsübung Banalheiten äußern — und bist ein dummes Luder, das nie mit sich allein war. Oft ein amüsanter Spaßbold —: aber ein entsetzlich dummes Luder.

Nun lauf' — und präge Dir ein leichtes Capricho-Lied hinter die oft strapazierten Ohren:

V.

Krätzerich; in Blättern lebend,
Nistend, mistend, »ausschlag«-gebend.
Armer Möchtegern! Er schreit:
»Bin ich ä Perseenlichkeit . . .!«

Wie der Sabber stinkt und stiebt,
Wie sich 's Kruppzeug Mühe gibt!
Reißen Damen aus und Herrn,
Glotzt der arme Möchtegern.

Vor dem Duft reißt mancher aus,
Tachtel-Kraus. Tachtel-Kraus,
Armes Kruppzeug — glotzt und schreit:
»Bin ich ä Perseenlichkeit . . .!«

ALFRED KERR

Es ist das Stärkste, was ich bisher gegen Herrn Kerr unternommen habe. Gewiß, die drei Aufsätze haben einige Beachtung gefunden. Was aber bedeutet aller Aufwand von Kraft und Kunst gegen die spielerische Technik des Selbstmords? Gewiß, ich habe ihn in die Verzweiflung getrieben; aber er, er hat vollendet. Ich habe ihn gewürgt, aber er hat sich erdrosselt. Mit der wohlfeilsten Rebschnur, deren er habhaft werden konnte. Es ist mein Verhängnis, daß mir die Leute, die ich umbringen will, unter der Hand sterben. Das macht, ich setze sie so unter ihren Schein, daß sie mir in der Vernichtung ihrer Persönlichkeit zuvorkommen. Von mir geschwächt, beginnen sie mit sich zu raufen und ziehen den Kürzern. So einer zerreißt aus Gram sein Kleid, von dem die Andern geglaubt haben, es sei etwas dahinter. Einer, zu dem man sprechen mochte: du bist wie eine Blume, versetzt sich einen so vehementen Rippenstoß, daß es aus ist und geschehen. Nicht wiederzuerkennen. Was hat Herr Kerr nur gegen sich? Wie geht das zu, daß einer, der noch wenige Wochen, bevor ich ihn tadelte, mich gerühmt hat, plötzlich einen epileptischen Anfall auf mich verübt? Ich fürchte, er war kein Charakter, es muß ihm irgendwie die geistige Beharrlichkeit

vor Gemütseindrücken gefehlt haben, er war am Ende nicht das, was man im Tiergartenviertel eine Perseenlichkeit nennt. Ich glaube, daß ein kleines Schreibtalent — ich bin gegen ihn viel gerechter als er gegen mich — völlig aus der Fassung gerät, wenn ihm etwas passiert ist. Es sagt nicht nur dummes Zeug, sondern sagt es auch schlecht. Wie geht das nur zu, daß einer, der ehedem doch bis zu einem gewissen Grad ein ganz geschickter, manchmal recht zierlicher Feuilletonist war, in dem Augenblick, wo ich seinen Geist aufgebe, mich sofort darin bestärkt? Er stirbt mit einer Lüge auf den Lippen. Er glaubte kein Wort von dem, was er gegen mich sagen mußte. Er schätzte mich hoch, hat sich über mich nicht nur öffentlich anerkennend geäußert — das würde nichts beweisen —, nein, auch hinter meinem Rücken, enthusiastisch — das würde nichts beweisen —, nein, mit einigem Verständnis von mir gesprochen. Aber es widerfuhr ihm, nicht den Glauben an mich, sondern den an sich zu verlieren, und ich bin nur das Opfer seiner Verzweiflung. Immer ist das so. Kein Wort von dem, was sie gegen mich sagen, glauben jene stillen Verehrer, die ich plötzlich laut anspreche, oder die vielen Literaturgeliebten, die sich vernachlässigt fühlen. Feuilletonschlampen mit mehr oder weniger Talent reagieren immer so. La donna è mobile. Ecco. Ich bin auf einmal ganz klein, ekelhaft und kann nicht schreiben, weil ihnen alles gefallen hat bis dorthin, wo ich gegen sie geschrieben habe. Wurde so ein zwar überschätzer, aber zweifellos befähigter Leser wie dieser Kerr über mich gefragt, so sagte er Kluges. Und hatte er's nicht von sich, so war er doch wieder belesen und informiert genug, um zu wissen, daß er sich blamieren würde, wenn er mich für einen so unbedeutenden Schriftsteller hielte, wie ich ihn. Er wußte ganz gut, daß das nicht geht, daß das heute in Deutschland keiner der andern Männer tut, an die man glauben muß, und daß es lächerlich ist, jenes Klischee der Geringschätzung gegen mich zu werfen, dessen sich heute selbst der Reporter schämt. Ich brauche keine Enquete, um mir das versichern zu lassen, schon ist das Urteil zum Urteil über den geworden, ders spricht. Sollte man Herrn Kerr nach dem Spruch beurteilen, ich fürchte, er käme nicht auf die Nachwelt, wenn ihn je sein kurzer Atem so weit getragen hätte. Er kanns nur mehr durch mich erreichen. Ich habe schon so viele arme Teufel als Zeitübel perspektivisch genommen — Herr Kerr verstand das nur nicht —, daß es mir auf einen mehr oder

weniger nicht ankommt. Ich fürchte, er kommt auf die Nachwelt! Gänzlich unvorbereitet, wie er ist, mit Haut und Haaren. Er muß sogar schon dort sein, denn ich sehe ihn nicht mehr. Unheimlich rasch gehen die Verwandlungen. Gestern hat er noch Barrikaden gebaut, heute sitzt er mir schon als Fliege auf der Nase. Ich töte keine Fliege, es könnte in ihr die Seele eines Ästheten sein und dann wäre es eine Herzensroheit. Was bleibt mir übrig gegen ihn zu tun als ihn zu bedauern? Soll ich einen, der, wofern er lebt, sich kärglich als Desperado durchbringen muß, vor Gericht schleppen? Weil es einmal möglich wäre, feststellen zu lassen, daß ich nie den Mist des Privatlebens gekerrt habe – man sieht, auch im schäbigen Kalauer bin ich ein Epigone –, sondern: daß einer, der Karriere machen wollte, mich vor fünfzehn Jahren für eine Verspottung seines schlechten Deutsch überfiel, dafür abgestraft wurde und später mit bewußter Mißdeutung eines völlig harmlosen Satzes verbreitet hat, er, der Kommis, habe sich einer Ritterpflicht entledigt. Zwei weitere Gerichtsurteile würden die Neugier der Feuilletonbagage befriedigen: über zwei Attacken, denen ich in den zwölf Jahren der Fackel ausgesetzt war: von einem Instrument der Concordiarache, das später in Reue vor mir erstarb, und von einem Betrunkenen, dem das Gericht erster Instanz einen Monat Arrest gab. Soll ich wirklich einen vierten Prozeß — zwei strengte der Staatsanwalt für mich an — herbeiführen, um einem toten Reklamhelden wie Herrn Kerr Gelegenheit zu geben, für eine Woche aufzuerstehen und eine Woche zu sitzen? Soll ich mir die maßlose Distanz zwischen meinem Leben und dem Niveau, auf dem man in Ehren besteht und auf dem ich in Ehren bestehen könnte — größer als die Distanz zwischen diesem Niveau und der Fratze, die Herr Kerr aus mir macht — amtlich bestätigen lassen? Es ist überflüssig; und was liegt solchem Pack an einer Verurteilung, wenn nur von der ihm blutsverwandten Tagespresse meine drei Überfälle in fetten Titeln annonciert würden! Es ist lästig; und wiewohl es nichts gibt, was ich zu verbergen habe, räume ich doch nur mir das Recht ein, darüber zu sprechen. Auch bin ich lieber Angeklagter. Und sage darum Herrn Kerr, daß nur ein so revolutionärer Feigling wie er, nur ein so ganz mißratener Demokrat wie er, nur ein so von allen guten Geistern des Takts und des Geschmacks verratener Angeber eines Polizisten wie er, auf den Einfall geraten konnte, mir die Feigheit

derer zum Vorwurf zu machen, die sich an mir vergriffen haben. Daß aber auch nur ein so vollkommener Ästhet, dem der Vollbart schon den Blick für das Leben überwachsen hat, nicht merken kann, daß dreihundert Überfälle nichts gegen meine Ehre beweisen müßten, dreihundert Beulen nichts gegen mein Recht, dreihundert Kopfwunden nichts gegen meinen Kopf. Und alle zusammen nichts gegen meinen Mut. Die Überrumpelung eines Kurzsichtigen spricht nicht einmal gegen seine Muskelkraft — er wäre zur Not imstande, einen Impressionisten zu ohrfeigen — : sollte sie sein Werk herabsetzen können? Hätte Herr Kerr Unrecht gegen Herrn Sudermann, wenn dieser anstatt über die Verrohung der Kritik zu klagen, einen Roheitsakt an ihm vollzogen hätte? Hat Herr Kerr Recht gegen Herrn v. Jagow, weil dieser ihn nicht geohrfeigt hat? Und ist es erhört, daß einer, der bisher wenigstens in einem Theaterparkett geduldet wurde, seine Wehrlosigkeit vor dem geistigen Angriff in die Infamie rettet, die brachiale Überlegenheit anderer anzurufen? Man wird Mühe haben, eine hochgradige Gemütserschütterung als mildernden Umstand auszulegen, um zu sagen, dieser Herr Kerr sei im Grunde besser als die Kreuzung von einem Schulbuben und einem Schandjournalisten, zu der er sich jetzt verurteilt hat. Er darf nicht wissen, daß er das Häßlichste niedergeschrieben hat, was die Meinung der von mir gepeitschten Mittelmäßigkeit auf Lager hält, er muß sich seine völlige Unverantwortlichkeit ärztlich bestätigen lassen — sonst ist es ausgeschlossen, daß er die Hand, die diese Feder geführt hat, jemals noch reuelos betrachtet. Gegen den Wert meiner Leistung kann sie nichts ausrichten. Daß er mich unterschätzt, beweise ich durch jeden Satz, den ich über ihn schreibe. Aber wenns mir selbst nicht gelänge, wenn ich wirklich das dümmste Luder wäre, das je mit fremder Eigenart Aufsehen machen wollte: daß ich ihn nicht unterschätze, beweist er durch jeden Satz, den er über mich schreibt. Und weil er dies besser beweist als ich, so habe ich ihn abgedruckt. Weil sich nichts Vernichtenderes gegen Herrn Kerr unternehmen läßt, als wenn man ihm das Wort erteilt! Man lese. Man vergleiche. Nach meinen Aufsätzen lobte man mich, konnte aber immer noch glauben, irgendetwas müsse auch an dem Herrn Kerr, von dem man doch so viel schon gehört hat, zu finden sein. Nun sieht man, daß er Flöhe hat. Daß er eine völlig unsaubere Angelegenheit ist. Nun versteht man nicht, wie dieser parasitische Humor, dessen

Sprecher im Verein reisender Kaufleute vor die Tür gesetzt würde, für Königsberg lesbare Feuilletons zustandebringen konnte. Ich verstehe es. Ich habe im Leben viel mit Minderwertigen zu tun gehabt. Ich weiß, wie ein Floh tanzt und wie eine Motte am Licht kaput wird. Ich weiß, wie Sinnesverwirrung einen sonst leidlichen Plauderer entstellen kann, und daß es eben vorher gefehlt war, an solche Individuen den Maßstab der Perseenlichkeit anzulegen. Herr Kerr übernahm sich, als er glaubte, seine Leere könne politisch gestopft werden, und als er seine Temperamentlosigkeit an der Glut eines Polizeipräsidenten explodieren ließ. Er bekam dafür Schläge, die schmerzhafter waren, als wenn mir die in zwölf Jahren angesammelte Wut einer Millionenstadt sämtliche Knochen zerprügelt hätte. Anstatt nun zu schweigen und ruhig an seiner Entwicklung und für Königsberg zu arbeiten, ließ er sich hinreißen. Nun ist er hin. Und ließ mir nichts übrig, als ihn aufzubahren. Vielleicht hält er sich noch den Nachruf. Ich druck ihn ab. Man kann nicht besser dastehen, als wenn man dem Herrn Alfred Kerr das letzte Wort läßt.

Selbstanzeige

Der folgende Auszug aus einem längeren Aufsatz (›Karl Kraus‹ von Walter Serner, ‚Karlsbader Zeitung' XXV., Nr. 8) — mit Streichung noch überschwänglicherer Teile — wird hier nicht als Kritik veröffentlicht, sondern als Beispiel einer Anhängerschaft, wie sie seit Jahren täglich mir in Zuschriften sich beweist. Jetzt diene solch ein Beweis — von einem mir persönlich Unbekannten — als Gegenstück. Von der Geteiltheit, deren die Meinungen über mich fähig sind, könnte ein neuer Leser Kopfschmerzen bekommen. Die Berliner literarische Kultur, der ich das Berliner Revierkellnersystem immer vorgezogen habe, mag sich gegen mich organisieren: sie muß doch über die Kontraste, die sie bewirkt, erschrecken, und wenn sie vollends bedenkt, daß sie selbst früher auf der andern Seite gestanden hat, stutzig werden und sagen: am Ende löst sich der ganze Widerspruch in unserer Lumperei auf.

›In Wien, wo man Lehm sagt und davon überzeugt ist, daß man Leben meint, erscheint seit ungefähr zwölf Jahren die Zeitschrift ‚Die Fackel', deren Herausgeber Karl Kraus mit ihr bezweckt, dieser Überzeugung heimzuleuchten. Er tat das bisher mit einer Gründlichkeit, die, nur äußerlich begrenzt, beim Kutscher anfängt und beim Obersten Gerichtshof aufhört. Zwischeninne liegt das weite Feld seiner Kulturarbeit.

von der die Presse Österreichs noch bis vor kurzem schwieg und die Wiens beharrlich schweigt.... Nicht Eimer voll Haß, nicht alle Totschweigerei haben es zu verhindern vermocht, daß ein gewaltiger Kopf seinen Mund hörbar machte; sie haben es erreicht, daß sein Nacken mehr und mehr sich steifte und nach oben durchstieß.... Daß ihn die einen Satiriker, die anderen Kulturkritiker, jene einen Philosophen, die einen Publizisten heißen, ist ein Beleg mehr für das Einschachtelungsbedürfnis, das der Staatsverband weckt und das selbst vor einem Phänomen nicht Halt macht.... Was keiner noch von ihm sagte, ist er: ein Wahrheitssucher.... Aber eine Wahrheit, die im Blut braust, die so übermächtig ist, daß sie die ahnungsvollen Schauer von Schöpfungsseligkeiten über den Rücken führt, solch eine Wahrheit ist in Karl Kraus. Und aus ihr heraus quillt sein Genie, dessen Sprache die Sprache ist.... Man bedenke, was es bedeutet, daß die Sprache von Karl Kraus wie ehedem die Goethes und Nietzsches eine Schlucht hinter sich klaffen läßt, die Jahrzehnte emsiger geistiger Arbeit erst werden überbrückt haben. Karl Kraus steht mit seiner Sprache einsam da, so einsam, daß es schier an Wunder mahnt, welche Schönheit und Kraft, welche Fülle und Beweglichkeit er in sie trug.... Sie tat ihren folgenschwersten Schlag in dem Essay »Heine und die Folgen«.... Das Titanenhaft-Befreiende, das von diesem Büchelchen ausgeht, hat in seiner Wirkungsgewalt nur ein Ähnliches: so muß Lessings ‚Laokoon' in alle tätigen Köpfe gefahren sein. Karl Kraus hat mit diesem Essay an einem Schulbeispiel, dem er die Berechtigung zum Beispiel und zur Schule zertrat, die Grenzen von Genie und Freibeutertum aufgezeigt. Er hat einen Götzen umgelegt, dem wohl bald auch die schmarotzend-anbetende Sekte folgen muß. Er hat damit eine unvergleichliche Kulturtat getan, deren Folgen noch unabsehbar sind wie die Heines nun schon absehbar.... Ewig unvergessen auch wird ihm die herrliche Kühnheit bleiben, mit der er der österreichischen Strafrechtspflege an den Hals fuhr....; unvergessen die Weltperspektive, die er hinter dem Mord an Elsie Siegl aus der Erde riß.... Die Form des Aphorismus ist dieser Wucht die selbst ergriffene Zwangsjacke, in der ein übermenschlicher Geist die unerhörte Triebstärke seiner Denkerlebnisse austobt. Wenn man den Band ‚Sprüche und Widersprüche' aus der Hand legt, dauert es lange, bis man wieder alles und auf alles hört. Jedem, der das Denken sich nicht abgewöhnt hat, muß dieses Buch zum Erlebnis werden.... Karl Kraus hat seit Nietzsche nicht seinesgleichen. In hundert Jahren wird man ihn in billigen Volksausgaben lesen und die spärliche Bewunderung seiner Zeit für ihn nachsichtig belächeln.«

Anders der verehrende Max Brod in Prag. Er schreibt einen polemischen Essay, um zu begründen, warum er den polemischen Essay für eine niedrige Kunstgattung hält. Er behält recht. Er beklagt sich darüber, daß ich ihn »Herr« nenne. Er hat recht. Er zitiert schlechte Witze, die ich gemacht habe; mit Recht, sie sind schlecht, wenn sie der Brod zitiert. Denn es kommt auf die Luft an, in der ein Wort atmet, und in schlechter Luft krepiert

selbst eines von Shakespeare. Geist auf Brod geschmiert ist Schmalz. »Die einfachste Wortähnlichkeit wird ihm zum Erlebnis«, sagt diese Brodkrume und ahnt nicht, wie recht sie hat. Aber die Kunstauffassung ist hier nicht so wichtig wie die Sachlichkeit:

»Wer meine Entwicklung vom Indifferentismus zu einem eigenartigen Optimismus kennt, weiß, daß ich mich aus sachlichen Gründen von Kraus abwenden mußte, daß mich seine günstigen Urteile über mich, die mir seine und meine Freunde zutrugen, ebensowenig an dieser Stellung irregemacht haben wie die Freikarte, die mir die Unternehmer seiner Prager Vorlesung (ob auf seinen Wunsch oder nicht, weiß ich nicht — doch weiß ich, daß er das Arrangement bis in die kleinsten Details mit Telegrammen überwacht hat) zusandten, mit der ausdrücklichen Betonung, dies sei die einzige, und die ich unbenützt zurückgab.«

Auf dieses Gedicht — das Parzenlied aus der Iphigenie ist stärker — wäre nur zu erwidern, daß ich die Überreichung der Freikarte nicht überwacht habe. Hätte ichs getan, so wäre es unabsichtlich geschehen, weil ich nicht wußte, daß der Brod seine Entwicklung vom Indifferentismus zu einem eigenartigen Optimismus — ich kam ja ganz ahnungslos nach Prag — bereits vollzogen hatte. Daß der Brod trotz der Versuchung — und wiewohl es offenbar in der neueren Literatur möglich ist, mit Freikarten in Weltanschauungen einzugreifen — sich nicht herumkriegen ließ, sondern bei seinem eigenartigen Optimismus blieb, ist wacker. Aber telegraphiert habe ich nicht, und nie hätte ich den tadelnswerten Versuch unternommen, durch eine plötzliche Freikarte hereinbringen zu wollen, was ich mir durch eine jahrelange Nichtbeachtung des Brodschen Schaffens, die mir fast schon zur zweiten Natur geworden war, verscherzt hatte. Es wäre ja eine Bestechung zur Erlangung eines Nachteils gewesen. Von gemeinsamen Freunden weiß ich nichts, von günstigen Urteilen, die man ihm hätte zutragen können, ist mir nichts bekannt; es wäre denn, er meinte das Kompliment, daß er der erotische Wurmfortsatz des Übersetzers Blei sei. Ich kannte den Brod stets viel zu wenig, um ein günstiges Urteil über ihn zu fällen. Ich kenne nicht viel mehr von ihm als den oben zitierten Satz, und etwa noch den folgenden: »Ein schönes Prager Mädchen, die ich von der Gasse kenne«. Also eine ziemlich oberflächliche Bekanntschaft, wie sie sich sonst nur bei tieferem Eindringen in Herrn Brod ergeben mag.

In Nr. 324/25 ist auf S. 8, in der 1. Zeile von unten statt »der Schutzmann von der Oper«: »*der Schutzmann vor der Oper*« zu lesen.

Nächtliche Kahnfahrt

Von **Franz Werfel**

Tschibuktürke überm Ladenschild,
Was verbeugt sich dein verstorbnes Bild?

Mit dem Nacht- und Wassergang im Bund,
Grüßt dein pfiffig zugespitzer Mund.

Während Boot und Welle steigt und taucht,
Zum gemalten Blau dein Pfeiflein schmaucht.

Und es spricht, der längst zerspalten ward:
Nimm mich mit auf deine Ruderfahrt!

Ach, wie Wasser drängend sich nicht läßt,
Halt ich dich mit leichten Farben fest.

Kind, vernimm zu nächtlichem Geleit:
Ewig sind wir. — Wahn ist alle Zeit!

Dieser Turban, der dich einst gerührt,
Wird von dir unendlich fortgeführt.

Dich und ihn gibst du im Wechsel preis,
Bis ihr wieder euch berührt im Kreis.

Den zur Kinderstund dein Auge sah,
Lieber Bruder, schmauchend ist er da.

Tschibuktürke überm Ladenschild,
Was verbeugt sich dein verstorbnes Bild?

Pro domo et mundo

Von **Karl Kraus**

Die Zeiten starben am Fett oder an der Auszehrung. Die hier will den Tod durch eine überernährte Armut foppen.

*

Ich und die tagläufige Presse: wir verhalten uns wie der Regen und die Wasserspritze. Sie ist pünktlich und abwendbar.

*

»Mit deinen Augen wirst du es sehen, aber du wirst nicht davon essen«. Den Ungläubigen von heute hat es sich verkehrt erfüllt. Sie essen, was sie nicht zu sehen bekommen. Das ist ein Wunder allerwärts, wo das Leben aus zweiter Hand gelebt wird: an Pharisäern und Schriftgelehrten.

*

Die Nächstenliebe ist nicht die beste, aber immerhin die bequemste.

*

Den Fortschritt vom Taygetos zum Brutapparat sieht jedes Kind.

*

Das Reich ist im Stil seiner Häuser gebaut: unbewohnbar, aber schön. Man hat für Loggien gesorgt, aber man kann mit Stolz sagen, daß man die Aborte vergessen hat. Wir haben es fein: bei uns stinkts in der Loggia.

*

Als das Pferd auf das Trottoir ging, sagte der Kutscher: »Jung is er halt, er muaß no lernen.« Aber nicht an mir, sagte ich! Als das Pferd auf das Trottoir ging, sagte der Kutscher: »Er is halt scho blind.« Ich möchte nur einmal im Leben an das rechte Pferd geraten!

*

Ich bin bescheiden, ich weiß, mein Leben durchzieht nur die Frage: Fahrn mer Euer Gnaden? Aber es kommt auf die Geistesgegenwart an, mit der ich immer eine neue Antwort finde.

*

Die halbe Zeit vergeht im Widerstand, die halbe mit dem Ärger.

*

Die Qual läßt mich nicht zur Wahl? Doch, ich wähle die Qual.

*

Ich lasse mich nicht hindern zu gestalten, was mich hindert zu gestalten.

*

In Österreich lebt sichs wie in der Verwandtschaft. Sie glauben nicht an das Talent, mit dem sie aufgewachsen sind. Im Österreicher ist ein unzerstörbarer Hang, den für klein zu halten, den man noch gekannt hat, wie er so klein war. Was kann an einem dran sein, den ich persönlich kenne? denkt der Österreicher. Er hätte recht, wenn er nicht eins übersähe, das freilich so gering ist, daß es sich leicht übersehen läßt: den geringen Gebrauch, den der Andere von der Bekanntschaft macht.

*

Blind durch den Kosmos verschlagen, wüßte ich doch sogleich, wo ich stehe, wenn man mir die Aufschrift entgegenhielte: Dreißigjähriges Jubiläum des Hühneraugenoperateurs im Dianabad.

*

Jetzt hab ich den Unterschied: In andern Städten muß man im Wagen sitzen, um ans Ziel zu gelangen. In Wien hat man das Ziel, im Wagen zu sitzen. Es kommt aber auch nicht einmal darauf an, zu fahren, sondern vielmehr zu zeigen, daß man ein Herz fürs Lohnfuhrwerk hat.

*

Manchmal spüre auch ich etwas wie eine Ahnung von Menschenliebe. Die Sonne lacht, die Welt ist wieder jung, und wenn mich heut einer um Feuer bitten tät, ich bin imstand, ich weiß nicht, ich ließet mich nicht lang bitten, und geberts ihm!

*

Dem Bedürfnis nach Einsamkeit genügt es nicht, daß man an einem Tisch allein sitzt. Es müssen auch leere Sessel herumstehen. Wenn mir der Kellner so einen Sessel wegzieht, auf dem kein Mensch sitzt, verspüre ich eine Leere und es erwacht meine gesellige Natur. Ich kann ohne freie Sessel nicht leben.

*

Eher gewöhnt sich ein Landpferd an ein Automobil, als ein Passant der Ringstraße an mich. Es sind schon viele Unglücksfälle durch Scheuwerden vorgekommen.

*

Restaurants sind Gelegenheiten, wo Wirte grüßen, Gäste bestellen und Kellner essen.

*

Wahrlich, ich sage euch, eher wird sich Berlin an die Tradition gewöhnen als Wien an die Maschine.

*

In einem Trödlerladen kann ich nicht wohnen. Lieber bin ich beim Parvenü zu Gast, der imstande ist, die ganze alte Kultur zu kaufen.

*

Die Ästheten hatten es sich eingeteilt. Dem Doktor Arthur gehörte das Sterben, dem Richard das Leben, dem Hugo die Votivkirche mit dem Abendhimmel, dem Poldi die Ambrasersammlung und dem Felix alles das zusammen und noch viel mehr und auch die Renaissance.

*

Der Österreicher hat wohl deshalb das Gefühl, daß ihm nichts geschehen kann, weil ihn das

Bewußtsein, auf dem Aussterbeetat geboren zu sein, vor Überraschungen behütet.

*

Es berührt wehmütig zu sehen, wie die individuelle Arbeit überall von der maschinellen verdrängt wird. Nur die Defloratoren gehen noch herum, das Haupt erhoben, von ihrer Unersetzlichkeit überzeugt. Genau so haben vor zwanzig Jahren die Fiaker gesprochen!

*

Im neuen Leben muß irgendwie ein Mißverhältnis zwischen Angebot und Nachfrage begründet sein. Es wäre sonst nicht möglich, daß so häufig ein sokratisches Gespräch von der Frage unterbrochen wird, ob man eine Zahnbürste kaufen wolle.

*

Eine Zigarre, sagte der Altruist, eine Zigarre, mein Lieber, kann ich Ihnen nicht geben. Aber wenn sie einmal ein Feuer brauchen, kommen Sie nur zu mir; die meine brennt immer.

*

Er hatte eine Art »Zahlen!« zu rufen, daß es der Kellner für eine Forderung hielt und erst recht nicht kam.

*

Das Konversationslexikon hat vor dem Vielwisser eines voraus: den Stolz. Es verhält sich reserviert, es wartet ab und es gibt nie mehr als man will. Es begnügt sich mit der Antwort auf die Frage, wann Amenhotep geboren wurde. Der Vielwisser blättert sich selbst um und gibt sofort auch über die Amöben Auskunft, über den Ampèremesser, die Amphyktionen, die Amphoterodiplopie, über die Amrita, den Göttertrank der indischen Lehre, die Amschaspands, als welche die sieben höchsten Lichtgeister der persischen Religion sind, den Amschir, bekanntlich der sechste Monat des türkischen Kalenders, über das Amulett (vom arabischen hamala), über das Amygdalin, den eigentümlichen

Stoff der bittern Mandeln, welcher, mit Emulsin (s. d.) in wässeriger Lösung zusammengebracht, Blausäure, Bittermandelöl und Zucker liefert, und über die bekannte Amylacetatlampe, und ist imstande, bei Anaxagoras, gerade wo es am interessantesten wird, abzubrechen. Man ist dann doch unbefriedigt.

*

Bei einem Ohr herein, beim andern hinaus: da wäre der Kopf noch immer eine Durchgangsstation. Was ich höre, hat bei demselben Ohr hinauszugehen.

*

Der geistige Mann muß einmal zu dem Punkt kommen, wo er es als den Eingriff einer fremden Person in sein Privatleben empfindet und den Wunsch hat, daß sie ihre Neugierde wo anders befriedigen möge.

*

Wenn Polemik nur ein Meinungsstreit ist, so haben beide Unrecht. Anders, wenn der eine die Macht hat, Recht zu haben. Dann hat der andere nicht das Recht, Recht zu haben. Keine Kunst bedarf so sehr der Natur, die sie ermächtigt, wie die Polemik. Sonst ist sie ein Streit, der, auf die Gasse getragen, gegen die guten Sitten verstößt. Sie ist wahrlich ein Exzeß, den der Rausch nicht entschuldigt, sondern rechtfertigt.

*

Der Lyriker erstaunt jedesmal von neuem über ein Rosenblatt, wiewohl es dem andern gleicht, wie ein Rosenblatt dem andern. So muß der Satiriker jedesmal von neuem über eine Ungleichheit staunen, und möge sie der andern gleichen, wie eine Häßlichkeit der andern. Und er kann sogar aus einer und derselben hundert Gedichte machen.

*

Dient ein Name der satirischen Wirkung, so wird gern eingewendet, der Mann könne für seinen Namen

nicht. Der Mann kann aber auch für seinen Talentmangel nicht. Und doch möchte ich glauben, daß er für diesen gezüchtigt werden muß. Nun würde man wieder einwenden, daß auch ein Genie so heißen könnte. Das wäre aber nicht wahr. Oder vielmehr wäre der Name dann nicht lächerlich. Hinwiederum könnte eine satirische Laune selbst an dem Namen Goethe, wenn ihn ein Tölpel geführt hätte, ein Haar finden. Wie an den Großen alles groß ist, so ist an den Lächerlichen alles lächerlich, und wenn ein Name eine Humorquelle eröffnet, so trägt der Träger die Schuld. Er heißt mit Recht so, und wenn er aus Verzweiflung in ein Pseudonym flüchtet, so wird ihn der Spott auch dort zu treffen wissen.

*

Was man mir als Einwand bringt, ist oft meine Prämisse. Zum Beispiel, daß meine Polemik an die Existenz greift.

*

Ich habe gegen die Romanliteratur aus dem Grunde nichts einzuwenden, weil es mir zweckmäßig erscheint, daß das, was mich nicht interessiert, umständlich gesagt wird.

*

Der Leser glaubt, daß ich mich über ihn lustig machen wolle, wenn ich ihm das Gedicht vom Tibetteppich empfehle. Als ob ich ihm nicht, wenn ich mich schon über ihn lustig machen wollte, lieber das Gedicht vom Fichtenbaum empfohlen hätte. Warum aber sollte ich mich denn über den Leser lustig machen? Ich nehme ihn viel ernster, als er mich. Ich habe nie dem Leben vorzuwerfen gewagt, daß es sich mit der deutsch-freisinnigen Politik oder der doppelten Buchhaltung über mich lustig machen wolle. Wenn der Ernst des Lebens wüßte, wie ernst das Leben ist, er würde sich nicht erfrechen, die Kunst heiter zu finden.

*

Immerhin haben wir siebzig freisinnige Abgeordnete. Das ist viel, wenn man bedenkt, daß es nur noch zehn Tagpfauenaugen gibt.

*

Der Bürger duldet nichts Unverständliches im Haus.

*

Man staunt nicht mehr über das Wunder der Schöpfung. Aber noch hat man nicht den Mut es zu erklären, und Gott selbst vermöchte das nicht. Wie Kunst entsteht, wird die Wissenschaft bald heraus haben. Daß die Gedanken aus der Sprache kommen, leugnen vorweg die, welche sprechen können. Denn sie haben an sich ähnliches noch nie beobachtet. Das Kunstwerk entsteht nach ihrer Meinung als Homunculus. Man nimmt einen Stoff und tut ihm die Form um. Aber wie kommt es, daß sich die Seele Haut und Knochen schafft? Sie, die irgendwo auch ohne Haut und Knochen lebt, während diese nirgend ohne Seele leben können und nicht imstande sind, sie sich zu verschaffen, wenn sie wollen?

*

Ein Satz kann nie zur Ruhe kommen. Nun sitzt dies Wort, denke ich, und wird sich nicht mehr rühren. Da hebt das nächste seinen Kopf und lacht mich an. Ein drittes stößt ein viertes. Die ganze Bank schabt mir Rübchen. Ich laufe hinaus; wenn ich wiederkomme, ist alles wieder ruhig; und wenn ich unter sie trete, geht der Lärm los.

*

Je näher man ein Wort ansieht, desto ferner sieht es zurück.

*

Bin ich vor der Vollendung imstande einen Stümper um Rat zu fragen, so würde ich nachher keinen Meister um ein Urteil bitten.

*

Meine Sprache ist die Allerweltshure, die ich zur Jungfrau mache.

*

Der Schaffende und die Liebende beweisen sich in der Distanz vom Anlaß zum Erlebnis. Dem Gedanken und der Lust gemeinsam ist die Beiläufigkeit und die Unaufhörlichkeit. Aus dem Künstler und aus dem Weib kann die Umwelt machen, was sie will.

*

Wenn ein Gedanke in zwei Formen leben kann, so hat er es nicht so gut wie zwei Gedanken, die in einer Form leben.

*

Distichon der Geschlechter

Klein ist der Mann, den ein Weib ausfüllt, doch er kann dadurch wachsen.
Größer geworden, hat er keinen Raum mehr für sie.

*

Mann und Weib können nicht über dasselbe lachen. Denn sie haben eine Verschiedenheit; und davor können sie nur ernst werden. Wenn zwischen den Geschlechtern Humor frei werden soll, so gehören zwei Weiber und ein Mann dazu. Er möchte sich mit ihnen ergötzen, aber sie ergötzen sich über ihn. Sie verständigen sich gegen ihn und er versteht die Diebssprache dieses Lachens nicht. Er beginnt sich seiner Nacktheit zu schämen.

*

Das Geschlecht kann sich mit allem verbinden, was es im Himmel gibt und auch auf Erden. So mit Weihrauch und Achselschweiß, mit der Musik der Sphären und der Werkel, mit einem Verbot und einer Warze, mit der Seele und mit einem Korsett. Diese Verbindungen nennt man Perversitäten. Sie bieten

den Vorteil, daß man nur des Teils bedarf, um zum Ganzen zu gelangen.

*

Dem Gesunden genügt das Weib. Dem Erotiker genügt der Strumpf, um zum Weib zu kommen. Dem Kranken genügt der Strumpf.

*

Raum ist in der kleinsten Hütte, aber nicht in derselben Stadt für ein glücklich liebend Paar.

*

Ich mische mich nicht gern in meine Privatangelegenheiten.

*

Es gibt mehr Dinge zwischen Quinta und Sexta, als eure Schulweisheit sich träumen läßt.

*

Eher verzeiht dir einer die Gemeinheit, die er an dir begangen, als die Wohltat, die er von dir empfangen hat.

*

Nach Goethe:
Wer Kunst und Religion besitzt, der hat auch Wissenschaft.
Wer diese beiden nicht besitzt, der habe Wissenschaft.

*

Es ist gut, vieles für unbedeutend und alles für bedeutend zu halten.

*

Die Woche lang mag man sich vor der Welt verschließen. Aber es gibt ein penetrantes Sonntagsgefühl, dem man sich in einem Kellerloch, auf einer Bergspitze, ja selbst in einem Lift nicht entziehen kann.

*

Das Wiener Leben ist schön. Den ganzen Tag spielt eine Flöte auf mir.

*

Es wäre mehr Unschuld in der Welt, wenn die Menschen für all das verantwortlich wären, wofür sie nicht können.

*

Ich arbeite Tage und Nächte. So bleibt mir viel freie Zeit. Um ein Bild im Zimmer zu fragen, wie ihm die Arbeit gefällt, um die Uhr zu fragen, ob sie müde ist, und die Nacht, wie sie geschlafen hat.

*

Menschsein ist irrig.

Der Garten

Von **Richard Weiß**

Tag um Tag, mir den hungrigen Mund zu füllen,
Donnere ich mit der Stadtbahn über die tiefgezackte Stadt
Und durch der Tunnels nachtdunkles Brüllen.
Aber Gott, der mich zu Unbekanntem bestimmt hat,
Läßt mich zehn Minuten los, meiner Gebücktheit satt,
Sich erbarmend meiner mich gebärenden Wehen.
Das letzte Stück Wegs darf ich durch den Garten gehen.

Am Eingang steht mit gelbem Helme ein Gendarm.
Rechts die Allee — in grüne Wiese
Hinkauert Fliedersträucheschwarm.

Sessel mit gekreuzten Gebeinen,
Drauf andre Beine sich zum Sitzen setzen
Von jungen Mädchen, die von Liebe schwätzen
Lieblich im Lachen und im Weinen.

Ein Automat mit einem Spiegelglase.
Umsonst kann ich dort selber mir begegnen,
Mir heiter fluchen und mich zornig segnen,
Der ich im Spiegelraume mit mir spiele,
Aus Glasleib nach mir schiele —
Daß mein Atem nur schnell von mir das Siegel blase
Meiner Zweiheit,
Allerleiheit!

Nun ist die Trübe drüber gezogen.
Der Himmel ist von Segeln überflogen,
Furchtbare Blauheit wieder verhangen.
Wie schnell ist mein Herz gegangen!
Ich will zu den Tieren.

Wir drängen uns an den Gittern.
Prankenschlag und ein Splittern,
Menschenflucht über den Kiesweg gewittern
Gönnte ich den Tieren.
Ich will fort von den Tieren.
An den Flamingos mit den rosenroten
Morgenhimmelüberlohten
Spinnenbeinen vorbei
Geh' ich zwischen den Bäumen mit den fremden Namen,
Deren Grün, hundertfältig gespalten,
Den verfangenen Raum will ewig halten,
Und nicke zu den geballten
Wolken, die mich umrahmen,
Und komme zu der kleinen Hintertüre,
Daß sie gebückt mich auf die Straße führe.

Herwarth Waldens Musik

zu Wauers Pantomime ›Fiametta‹

Von **Dr. S. Friedlaender**

Etwa ein Dutzend musikalisch-kritische Pachydermata haben dieses Wunder von einem wahren Wunder eines Trommelfells abprallen lassen. Nun, überlassen wir diese Ohrwürmer dem Staube. Nein! Dieses vorläufig noch sekretierte oder diskreditierte Genie ist ein Komponist, der so Musik macht, wie Organe funktionieren, Glieder sich regen, Zungen sprechen. Etwas Ähnliches von minutiösem Parallelismus zwischen Geste und Musik ist nie dagewesen. Es ist ein künstlerisches Präzisionsmeisterstück von einer so strengen Notwendigkeit, einem solchen Fehlen der leisesten Ersparnis an Zucht, daß eine lückenlose Interpretation der Augenwelt so unmißverständlich in das hörende (nicht mit der Watte der boshaften Dummheit ver-

stopfte) Ohr einströmt, daß es höher dadurch organisiert wird. Ein klingender Schleier, der jede Bewegung auf der Bühne wie mit Perlen aus einem magischen Springquell überrieselt. Eine Verwandlung von Leben in Ton mit einer Gestaltungskraft, die unfehlbar exakt verzaubert, was sie sieht, und es für das Ohr so plastisch hinstellt, wie das Auge nicht einmal allein es sehen kann. Regie, Mimik und Musik halten einander wie drei sich elektrisch drehende Grazien in Farbe, Form, Klang umschlungen, wirbeln ihren duren Tanz aus lüsternem Grausen und blutiger Koboldigkeit. In diabolischem Violett und Schwefelgelb durchblutet die Musik wie flüssiges Feuer das Augenbild, es lebt von ihren Gnaden. Wie Marionetten hält der Komponist die Mimen an seinen tönenden Strängen und regt sie nach seinem Gefallen: immer streng, niemals einschmeichelnd. Er wirbt um keine Gunst, er erzwingt Bewunderung des Geistes oder Verwerfung vom »Fachmann«, der ja meistens ein Flachmann (aber selbstverständlich immer als Erzieher!) ist. — Und so, Herwarth Walden, schreiten Sie Ihren Gang über die Leiche der faulen Berliner Musikkritik in das Leben einer neuen Musik, einer Welt des Hörbaren, von der sich die Schulweisen nichts träumen lassen als ihre Torheit!

Sachlichkeit und Kunstkritik

Einiges über Taines »*Philosophie de l'art*« *

Von **Franz Grüner**

Immer wieder bietet es Anlaß zu mannigfaltigen Beschwerden, daß so viel über Kunst geschrieben wird. Es geht nun nicht an, in einer Zeit, in der die Bedeutsamkeit jeder Sache erst durch die Druckerschwärze manifest wird, gerade nach dem Zweck des Schreibens über Kunst zu fragen, aber auch in der falsch gestell-

---

* Eine deutsche Übersetzung von Ernst Hardt erschien bei Diederichs, 2. Aufl. Jena 1907.

ten Frage äußert sich ein berechtigtes Unbehagen. Denn wenn schon nicht einzusehen ist, warum gerade über Kunst nicht geschrieben werden soll, möchte man doch gerne einsehen, worüber der Kunstkritiker eigentlich schreibt, und das ist eine Frage, die so mancher Weise stellen muß, und die nur ein Tor, leicht zu beantworten, vermeinen wird. Man kann tatsächlich in den Kunstkritiken ungefähr über Alles Auseinandersetzungen finden. Abgesehen von der Festsetzung des Rangwertes der einzelnen Künstler — praktische Fingerzeige für die Kunstbetrachtung, die allein schon die Existenz der Kunstkritik rechtfertigen könnten, — findet man die Geschichte des Lebens des Künstlers oder seiner Zeit ihrem materiellen oder ihrem geistigen Inhalt nach; außerdem geben die Objekte seiner Darstellung Stoff von der einfachen Beschreibung bis zur tiefgründigsten Philosophie. Durch alles hindurch aber geht meistens mehr oder weniger ausgeprägt das Streben das Kunstwerk »nachzudichten«, durch Worte qualitativ ähnliche Gefühle zu erzeugen, ein Streben, dessen regelmäßiges Mißlingen — würde es gelingen, hätte man es übrigens auch nicht mit einer Kunst-Kritik, sondern mit einem nach eigenem Wert zu beurteilenden Kunst-Werk zu tun — den Eindruck der absoluten Zufälligkeit und daher Überflüssigkeit noch verstärkt, dem die Kunstkritik ihre vielen Feinde verdanken dürfte. Dieser Zustand, der in seiner Regellosigkeit in unserem Geistesleben fast einzig dasteht, wird dadurch noch merkwürdiger, daß er sich vielfach als Konsequenz der Wissenschaft ausgibt, die auf diesem Gebiete in Taines »*Philosophie de l'art*« verkörpert sein soll, eine der wenigen Anschauungen, die in diesen Dingen halbwegs als herrschend angesehen werden können.

Der Gedanke, der gewöhnlich mit dem Ausdruck »Taines Kunsttheorie« bezeichnet wird, verdankt diesen Namen derselben Oberflächlichkeit der Denkweise, der er seine hohe Bewertung schuldet. Darunter, wie unter dem Ausdruck »Milieutheorie«, versteht man nämlich zunächst nichts weiter als die Anschauung, daß zwischen

dem Kunstwerk und dem Künstler einerseits und dem Milieu (der Rasse, den moralischen Wertungen, der künstlerischen Tradition u. s. w.) andererseits ein tieferer Zusammenhang besteht; das ist offenbar, solange über die Art des Zusammenhanges nichts Näheres gesagt wird, eine allgemeine Selbstverständlichkeit, nicht eine »Theorie«, die erst ein bestimmter Mensch »aufstellen« müßte. Über diese Selbstverständlichkeit ist Taine, obwohl er oft auf solche Zusammenhänge hinweist, nicht hinausgekommen. Er hat überhaupt eher bloß einzelne Gedankengänge entwickelt und nicht sehr auf die Möglichkeit, sie in ein streng logisches System zu bringen, Rücksicht genommen. Eine ausgearbeitete Milieutheorie aber brauchte er gar nicht. Denn, legt man, was nicht unmöglich ist, eine ungebrochene Linie durch seine verschiedenen Standpunkte, so ist es nicht eine Milieutheorie, die als Theorie Taines erscheint, sondern eine andere, für die der Zusammenhang der Kunst mit der Zeit nur gleichsam den Hintergrund bildet.

Das Kunstwerk stellt nach Taine durch eine Gesamtheit von Teilen einen »*caractère*« dar. Sein Wert bestimmt sich nach der »*importance*« und »*bienfaisance*« dieses Charakters und nach der »*convergence des effets*«. Der Charakter ist aber zugleich der in dieser Zeit vorherrschende. Das klingt nicht sehr konkret. Aber für Taine bedeutete eine Theorie der Kunst wirklich nicht nur eine Gelegenheit, ein Zusammensetzspiel mit Worten zu treiben; es ist zuzugeben, daß er seiner Theorie einen möglichst klaren und bestimmten Inhalt zu geben suchte. Er wußte auch die Tatsachen, aus denen er die Theorie gewinnen mußte, so gut ja fast noch besser zu erkennen, als seine vorgefaßten Anschauungen es zuließen.

Seinem Raisonnement liegt die Betrachtung der Kunst, als in erster Reihe auf Nachahmung des Menschen gerichtet, zugrunde. Dementprechend ist unter *caractère* zunächst eine menschliche Eigenschaft gedacht. Er ist desto wichtiger (*important*), je mehr

andere Eigenschaften von dieser einen aus bestimmt werden können, von ihr abhängen. Die Wohltätigkeit (*bienfaisance*) ist ein recht schwankender Begriff. Im Grunde handelt es sich um die Darstellung des Gesunden, Normalen, Arterhaltenden. Malerei und Plastik haben ihrer Natur nach vor allem physische Qualitäten zum Objekt, psychische erst in zweiter Reihe, soweit sie durch physische ausgedrückt werden können. Von diesen stellt die Kunst nach dem Prinzip der *importance* das Bleibende, weniger Vergängliche dar, also nicht die Kleidung in ihrer von Jahr zu Jahr wechselnden Mode, sondern den nackten Körper. Dies ist die von Taine offenkundig mit ausschließlicher Rücksichtnahme auf die griechische Plastik und die Malerei der italienischen Renaissance, soweit diese sich an die erste anschloß, entworfene Grundlage der Theorie. Das Schema mußte aber seiner eigentlichen Bedeutung nach sehr verkleidet werden, damit alles andere von der Tradition als Kunst Bezeichnete und von Taine auch so Empfundene wenigstens notdürftig hineingebracht werden konnte. So sollen auch Architektur und Musik durch die mathematischen Verhältnisse der Teile einen Charakter — der Begriff war zunächst nur für die nachahmenden Künste gebildet — darstellen. Taine spricht von *sérénité, simplicité, force, élégance* und von *étrangeté, variété, infinité, fantaisie,* die von der hellenischen beziehungsweise von der gothischen Baukunst versinnbildlicht werden sollen; aus einer Eigenschaft des Objektes des Kunstwerks wird also ein Gefühlswert bei seinem Anblick. Eine ähnliche Wendung bekommt die Theorie unter dem Titel der *convergence des effets.* Wie selbstverständlich, soll nämlich das Kunstwerk in seiner Gänze und in allen seinen Teilen denselben Charakter ausdrücken; aber Taine führt aus, daß Linien Licht und Farben auch einen Wert für sich haben, und hier besonders zeigt es sich, wie wenig Taine Dogmatiker, wie sehr er Kunstkenner ist. Es kommen bei dieser Gelegenheit folgende Sätze vor: »*Un tableau est une surface colorée, dans laquelle les divers tons*

et les divers degrès de lumière sont répartis avec un certain choix; voilà son être intime« (S. 334 des zweiten Bandes); »*Il* (Licht und Schatten) *est aux figures ce que l'accompagnement est au chant; bien mieux, parfois il est le chant dont les figures ne sont que l'accompagnement; d'accessoire il est devenu principal.*« (S. 336 des zweiten Bandes.) Damit ist das System eigentlich gesprengt und der Riß wird nur mühsam durch den Satz: »*Son effet doit s'accorder avec les autres effets, pour exprimer le caractère*« wieder verklebt. Eine empfindliche Lücke des ganzen Systems ist auch der Mangel einer Erörterung darüber, warum die Darstellung eines Charakters lustvoll empfunden wird.

Da es nicht darauf ankommt, dialektische Scheingefechte aufzuführen, sollen die offenkundigen Unstimmigkeiten dieser Konstruktion nicht näher besprochen werden. So soll zum Beispiel das Prinzip der *bienfaisance* mit seinen nicht zu leugnenden Widersprüchen, das ohnehin in der heute herrschenden Kunstkritik kaum eine Rolle spielt, außer Betracht bleiben. Eigentlich ist es auch überflüssig, gegen die grundlegende Definition Taines zu polemisieren. Es ergibt sich aus ihr, und zwar vollkommen im Sinne seiner Ausführungen, daß ein Schema der Wirbeltiere das größte Kunstwerk sein müßte, da es doch einen viel tiefer liegenden, dauernderen Charakter darstellt, als der von der nackten Haut umhüllte menschliche Körper einer ist; ein Grund, bei dessen Darstellung stehen zu bleiben, findet sich nicht. Ebenso hätte seine prinzipielle Bevorzugung vor dem bekleideten Körper zur Folge, daß seine Wiedergabe, als die eines bleibenden Charakters, schon ein Kunstwerk wäre, was nach Taine selbst eine unveränderte Reproduktion nicht ist. Es ist auch unrichtig, daß sich eine solche durchgehende Bevorzugung des Nackten zur Zeit der Renaissance findet; man darf eben nicht nur an Michelangelos »Jüngstes Gericht« denken. Nur für die griechische Plastik trifft Taines Exemplifikation zu; da dürften aber die Sonderbedingungen dieser Kunst,

nicht die allgemeinen Gesichtspunkte Taines, maßgebend sein.

Obwohl mit diesen Konstatierungen das System als solches eigentlich, wie das stolze Wort lautet, widerlegt wäre, ist das Wichtigste seines Inhalts noch nicht berührt. Dieses scheint mir in der von Taine an vielen Stellen offen gelassenen Auffassung des Begriffes Charakter, statt als einer beliebigen grundlegenden Eigenschaft überhaupt, als einer die gegebene Gattung Mensch näher bestimmenden psycho-physischen Qualität, zu liegen, eine Formulierung, der die endgültig gewählte anscheinend nur mit Rücksicht auf ihren dialektischen Wohlklang und die Möglichkeit, die Hochstellung der griechischen Plastik theoretisch zu begründen, vorgezogen wurde. In diesem Sinne behandelt auch die übliche Kritik Werke der bildenden Kunst vornehmlich als Darstellungen von geistigen und sonstigen Eigenschaften und Zusammenhängen. Das ist prinzipiell nicht unmöglich und enthält auch keinen direkten logischen Widerspruch. Man kann vielerlei von Bildern ablesen; freilich nur bis zu einem gewissen Grade und man kann ruhig sagen, daß das, was die Kunstkritik gewöhnlich in dieser Richtung tut, weit über diesen Grad hinausgeht, ja daß vielfach nicht aus dem Ausdruck des Bildes herausgelesen wird, sondern aus dem Kataloge oder sonstigen Beziehungen. Wie leicht sieht man z. B. das Kriegerische auf dem Antlitz eines Mannes, der im Katalog als Feldherr bezeichnet ist oder eine Rüstung trägt, wenn der Mann auch in Wirklichkeit Kaufmann gewesen ist! Aber mag man im Einzelnen noch soviel Grund haben, skeptisch zu sein, mag man sich mit sehr viel Recht dagegen wehren, daß aus Bildern ganze Ideenverbindungen und philosophische Systeme herausgelesen werden, es ist richtig, daß Bilder imstande sind, manche psycho-physische Qualitäten zum Ausdruck zu bringen. Denn ein Ausdruck, sei es von bleibenden Eigenschaften, sei es von momentanen Gemütsvorgängen (von solchen bloß funktionellen Zuständen spricht Taine zwar nicht, doch kann man

sie ohneweiters in die Erörterung einbeziehen) ist auch lebenden Physiognomien nicht abzusprechen. Aber eben daran scheint die ganze Auffassung zu scheitern. Man kann es nur behaupten, nicht beweisen, doch wird kaum ein halbwegs Kunstverständiger bestreiten, daß die Photographie des ausdruckvollsten Gesichtes, der vom besten Regisseur gestellten Szene, des besten Schauspielers in der tiefsten Erregung kein Kunstwerk ist. Das müßte sie aber sein, wenn die Stärke des Ausdrucks wirklich das Künstlerische ausmachen würde. Ebenso wird nur schwer zu bestreiten sein, daß Werke, die allgemein nicht als Kunstwerke gelten, einen nicht weniger starken Ausdruck haben als anerkannte Kunstwerke, während Taine behauptet, daß diese sich gerade dadurch auszeichnen, daß sie einen bestimmten Charakter besonders hervorheben. Auch bleibt bei der photographischen Reproduktion von Bildern das Geistige des Stofflichen erhalten und doch geht das Künstlerische fast völlig verloren. Der künstlerische Eindruck ist außerdem bei Bildern desselben Malers trotz des wechselnden geistigen Inhalts verhältnismäßig wenig verschieden. Schließlich wird man bei Stilleben und Landschaften überhaupt nur schwer einen bestimmten Charakter dargestellt finden, wie sich denn daraus, daß diese nicht anders empfunden werden als menschliche Darstellungen, die Unnatur einer Theorie ergibt, die zunächst nur solche im Auge hat.

Damit nämlich, daß die Linear- und Farbenrhythmik schon für sich, abgesehen vom Gegenstand, bestimmte geistige Werte darstellt, ist es nun doch einmal nichts. Es kann wahr sein, daß der Neid gelb und der Haß rot ist, daß schwarz Trauer und weiß Freude bedeutet. Aber man kommt damit nicht aus. Es gehört zum Wesentlichen des Kunstwerks, daß die einzelnen Elemente ihren materiellen Wert verlieren und einen höheren allgemeineren erhalten. Bei Rembrandt ist ein Schwarz nicht mehr schwarz, sondern hat mehr Farbe in sich als die ganze übrige Welt und jeder Ton scheint hier ungefähr alles zu sein und nicht nur

gerade Trauer oder, sagen wir, den Charakter eines Volkes, das auf angeschwemmtem Erdboden wohnt, wiederzugeben. Die Art der Farbenrhythmik bei den einzelnen Künstlern ändert sich auch keineswegs mit dem geistigen Inhalt, während nach Taine Rembrandt das Dresdener Bild, das ihn und Saskia zeigt und der Spitzmarke »Lebensfreude« zu entsprechen scheint, mit der Palette des Rubens, der viel häufiger solche Stoffe darstellte, gemalt haben müßte. Ist man sich über diese Verhältnisse einmal klar, kann man zugeben, daß gewisse Zusammenhänge auch in dieser Richtung vorzuliegen scheinen. Wahrscheinlich ist es kein Zufall, daß Paolo Veronese meist freudige Stoffe mit hellen Farben schildert, Rembrandt meist ernst ist und mit düsteren Farben malt; freilich verliert dieser allgemeine Stimmungswert desto mehr Bedeutung, je klarer der eigentliche Kunstwert des Bildes wird. Auch andere Beziehungen zwischen Form und Gegenstand fallen manchmal auf. Aber wenn sie wirklich vorhanden sind, sind sie sicherlich nicht so einfach, wie Taine und die meisten anderen sie sich vorstellen.

Wenn man nun die Auffassung des Geistigen des Stoffes als wesentlichen Inhalts der Kunst ablehnt, wird man sich auch von der Beziehung der Zeit auf die Kunst (oder umgekehrt) nicht viel für eine Theorie der Kunst erhoffen. Es wurde schon festgestellt, daß bei Taine — wie bei den meisten anderen — nichts Bestimmteres darüber steht. Einmal hat die Kunst geradezu die Funktion, das Wesen der Zeit verstehen zu lehren, das andere Mal lehrt uns umgekehrt die Zeit die Kunst verstehen; dann ist es einfach eine ohne weitere Perspektive konstatierte Tatsache, daß beide denselben Gefühlsinhalt haben; schließlich wird mitunter nur davon geredet, daß Kunst nur in besonders ausgezeichneten Zeiten, zum Beispiel nach errungenen Siegen, blühen kann. Unter Beiseitelassung aller durch das Vorhergehende meist vorweggenommenen prinzipiellen ebensowie der durch die Mannigfaltigkeit der versuchten Erklärungen besonders

erleichterten dialektischen Einwände, soll nur mit Rücksicht auf die große Rolle, die diese Anschauungen bei Taine und auch sonst spielen, konstatiert werden, daß es sich bei diesen Erörterungen fast ausschließlich um die Auswahl von halbwegs passenden Adjektiven handelt, wie sie wohl unter allen Umständen zur Verfügung stehen müssen. So manches Gegensätzliche schon — ohne irgend eine Unrichtigkeit — über eine Kunst gesagt werden kann, noch viel Gegensätzlicheres läßt sich — wieder ohne Unrichtigkeit — über eine bestimmte Epoche sagen. Das Mittelalter ist weltabgewandt-schwärmerisch oder realistisch-tatenfroh, wie man es eben braucht. Die Griechen waren ein tragisches Volk, wenn von ihrer Dramatik die Rede ist, ein sinnenfrohes, wenn ihre bildende Kunst besprochen wird. U. s. w. Es kann hier nur angedeutet werden, wie leicht es ist, für den ohnehin so wagen geistigen Inhalt von Bildern ein Epitheton zu finden, das auf den noch vielfältigeren Inhalt der Zeit einigermaßen paßt. Sicher ist allerdings auch bei solchen Gelegenheiten manches Geistreiche vorgebracht worden.

Damit dürfte das Notwendigste über die Tainesche Theorie gesagt sein. Freilich nicht in dem Sinne, daß alle logischen Mängel im Aufbau des Systems und sonstige Widersprüche aufgezeigt worden wären. Die müssen — das Logische soll sich eigentlich immer von selbst verstehen — zum großen Teil schon bei der Wiedergabe der Theorie erkannt worden sein. Ob im Einzelnen etwas nicht stimmt ist auch viel weniger wichtig, als, ob das, wovon das Ganze ausgeht, richtig ist. Meistens werden grobe Rechenfehler nur in Rechnungen vorkommen, die falsche Voraussetzungen haben, einfach, weil ein halbwegs richtiges Resultat nur so erreichbar ist. Daher ist in Wirklichkeit gewöhnlich nicht verschiedene Syllogismenführung die Ursache von Differenzen, sondern eine verschiedene Auffassung der Tatsachen, von denen die Syllogismen ausgehen. So werden die Gegensätze nur verschleiert, wenn man irgend einen Teil des Systems herausgreift

und seine Unmöglichkeit logisch nachweist. Man muß seine Voraussetzungen, seine Grundlagen vorführen und die kann man dann natürlich eigentlich nicht »widerlegen«, man kann, wie immer, wenn es sich um Tatsachen handelt, bloß das für richtig Gehaltene behaupten: die Entscheidung, ob das wirklich richtig ist, bleibt dann dem Leser je nach seiner Auffassung vorbehalten. Was die Polemik dadurch an dialektischer Überzeugungskraft verliert, gewinnt sie an innerer Wahrhaftigkeit. Deshalb habe ich mich weniger bemüht, durch Aufzeigen von Unstimmigkeiten Stimmung gegen Taines Theorie zu machen, als, durch Behauptung eines anderen Sachverhalts den Gegensatz in das rechte Licht zu bringen. Es war allerdings unmöglich, dem falschen System das richtige gegenüberzustellen, da bis jetzt nur Andeutungen zu einem solchen existieren. Deshalb mußten meistens bloß negative Feststellungen genügen.

Bei Betrachtung dieser Dinge ist noch folgendes im Auge zu halten. Das Kunstwerk ist eine komplexe Erscheinung und macht auf den Beschauer einen starken Eindruck, den dieser, auf jedes Element des Kunstwerks unterschiedslos zurückzuführen, geneigt ist. So erklären sich Täuschungen, wie die oben aufgezeigten, daß bei Kunstwerken Qualitäten als künstlerisch empfunden werden, die ebenso auch bei anderen Werken anzutreffen sind. Die Wirkung des Kunstwerks wird auf Alles bezogen, was irgendwie damit zusammenhängt. Daher meint man vom Kunstwerk zu sprechen, wenn man von all den eingangs erwähnten Dingen, das heißt ungefähr von der ganzen Welt, spricht. Dazu kommt, daß die Schreibenden meist das Bedürfnis haben, den Schriften einen der Bedeutung des Gegenstandes entsprechenden Umfang zu geben. Und so schreiben sie, da sie über das spezifisch Künstlerische Michelangelos wenig zu sagen wissen, über die Eroberung der Romagna durch Julius II.; Rembrandts Kunst bietet weniger Gelegenheit zu Worten als die Unannehmlichkeit eines Konkurses und einer

Zwangsversteigerung, die er mitmachen mußte. Es entsteht das merkwürdige Durcheinander der verschiedenen oben beiläufig aufgezählten Arten, über Kunst nicht zu schreiben, die schon durch das Fehlen jeder inneren Ordnung widerlegt sind.

Es ist eben nicht möglich über eine Sache zu sprechen, ohne sachlich über sie zu sprechen. Man schrecke nicht davor zurück, daß die Kunstkritik dadurch so etwas wie eine Wissenschaft würde. Kunst wird Kunst bleiben, auch wenn sie nicht mehr den Vorwand zu Ausführungen über das gesamte Kulturleben der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, die doch nur den bescheidensten Ansprüchen genügen können, abgeben wird, sondern, wenn man wirklich über Kunst schreiben wird, soweit das nach unserem Wissen möglich ist. Die Kunstkritik aber wird nur bestehen können, wenn sie etwas, etwas Bestimmtes tut, nicht alles und nichts. Daß sie in ihrer heute herrschenden Gestalt auch mit Taines Theorie nicht zu retten ist, sollte hier gezeigt werden.

Glossen

Von **Karl Kraus**

Die Burgtheaterkunst

Eine Sehenswürdigkeit Wiens, die den Fremden gezeigt werden könnte, wenn sie sich entschlößen, einmal Ernst zu machen und zu kommen, ist der Direktor des Burgtheaters. Sie haben schon so oft über die erste Bühne Deutschlands munkeln gehört und speziell in Gera wird so viel über die Kunstkräfte gesprochen, die man dort nicht zu sehen bekommt, weil sie der Wiener Burgtheaterdirektor immer wegschnappt, daß sich eine Reise nach Wien wirklich einmal verlohnte. Aber die Burgtheaterdirektion kommt den Bestrebungen des Vereines zur Hebung des Fremdenverkehrs nicht nur durch systematische Heranziehung der Provinz entgegen. Auch ihre programmatischen Erklärungen erregen das größte Aufsehen und es dürfte gewiß viele Berliner geben, die den Wunsch haben, den Mann zu besichtigen, der kürzlich den Niedergang des Burgtheaters als ein Gebot der persönlichen Bescheidenheit zu recht-

fertigen versucht hat. Herr v. Berger gab nämlich einem Reporter die Versicherung, er könnte schon, wenn er wollte, er ziehe es aber vor, die Persönlichkeit des Inszenierungsleiters bescheiden zurücktreten zu lassen. Er sei zur Überzeugung gekommen, »das Hervorkehren der persönlichen Note sei nicht so sehr Sache der Kunst oder irgend einer Kunst, sondern Sache einer schlechten Erziehung«. Das Publikum, das zu Hebbel geladen wird, sagte er, dürfe nicht Berger vorgesetzt bekommen. Das ist durchaus korrekt gedacht. Leider aber vermag es den Zweifel nicht zu beseitigen, ob der Entschluß Bergers, hinter Hebbel zu verschwinden und inzwischen mit den unbeschäftigten Schauspielern zu diskurieren, schon Grund genug für Hebbel ist, in Erscheinung zu treten. So löblich der Vorsatz ist, »einfache Burgtheateraufführungen zu bieten, aus denen nicht der Baron Berger herausschaut«, so bleibt doch die Frage offen, was bei solchen Burgtheateraufführungen herausschaut. »Ich könnte schon, aber ich will nicht«, sagte der Mann, der sich nicht sehen lassen, aber immer hören lassen will. Da wäre es denn an der Zeit ihm zu raten, daß er, um seine Persönlichkeit endlich mit besserem Erfolg als bisher verschwinden zu lassen, sie einmal, nur ein einziges Mal zeige. Wenn man sie gesehen hat, wird man sie späterhin glauben. Auch die gute Erziehung wird dann besser gewürdigt werden, denn es ist ein Unterschied zwischen einem Direktor, der nicht mehr gibt als er hat und sich beim Niedergang des Burgtheaters diskret verhält, und einem, der darüber Reden führt, daß der Niedergang des Burgtheaters eine Forderung des persönlichen Anstandes sei. Herr v. Berger nennt sich »Anhänger eines gesunden Starsystems«, ein Star sei schlecht, wohl aber seien ihm »fünf oder sechs Stars willkommen.« Wie sie heißen oder ob sich etwa die Lewinsky, Sonnenthal, Meixner, Mitterwurzer, Robert und Frau Wolter entschlossen haben, nach längerer Pause wieder aufzutreten, hat er nicht erzählt. Vielleicht besitzt er fünf oder sechs Staare, denen er Rollenauffassungen vorplaudert. Einer dürfte sich selbst in dieses Ensemble nicht drängen, jener Darsteller des »Faust«, dessen Engagement einen Heiterkeitsausbruch bei der gesamten Theatermenschheit zur Folge hatte, weil man ihm im Gegensatz zu Herrn Gregori nicht einmal glaubt, daß er Philosophie, Juristerei, Medizin und Theologie studiert habe. Rührend aber soll die Bereitwilligkeit unseres Freiherrn sein, sofort an die Persönlichkeit eines Talentes zu glauben, das ihm von einer

Gräfin empfohlen wird, wobei offenbar die Verwechslung mit der Persönlichkeit, von der die Empfehlung ausgeht, urteilbildend wirkt. Bescheiden tritt nur die des Direktors in den Hintergrund. Sie ist selbst dort nicht zur Stelle, wo man sie wirklich braucht, nämlich beim Begräbnis eines Vorgängers. Nicht, als ob Herr v. Berger um einen Nachruf verlegen wäre. Bewahre, er schreibt ihn sogar, ehe einer tot ist. Sein Björnson-Nachruf erschien, bevor der Hauptbeteiligte dazu einen triftigen Grund gegeben hatte. Dafür ist freilich nicht die Gewissenhaftigkeit des Herrn v. Berger, der seinen Leitartikel zu dem Termin liefert, für den er bestellt ist, sondern die Unverläßlichkeit Björnsons verantwortlich, der sich nicht an den Termin hielt, oder wenn man will, der Übereifer der Neuen Freien Presse, die ihn zu früh ansetzte. Bei dem Tode Mahlers ist so etwas Gottseidank nicht passiert. Mahler starb wirklich, ehe der Nachruf des Herrn v. Berger erschien, aber es ist bemerkenswert, daß Herr v. Berger nicht wußte, daß Mahler gestorben war, daß man es vor ihm verheimlichte und daß er es erst aus seinem Nachruf erfuhr, denn es geschah in der Nacht, und man kann sagen, daß für Herrn v. Berger zwar nicht der Tod Mahlers, wohl aber sein Nachruf überraschend kam. In einem Staate, dessen Katholizismus das Gefühl und nicht die Konvention beherrscht, wäre ein Hofbediensteter, dem solche honorierte Abscheulichkeit im Dienste der Presse nachgewiesen wurde, nicht eine Stunde länger auf seinem Posten. Wilbrandt, ein Vorgänger des Herrn v. Berger, einer, der wohl kein direktoriales Genie war, aber das Glück eines Star-Ensembles hatte, einer, der gewiß nicht seine Persönlichkeit hervortreten ließ, aber dafür auch nicht im Hintergrund geschwätzt hat, ist in Rostock gestorben. Hier kam einmal der Tod überraschend. Er war nicht von journalistischer Hand vorbereitet. Da man von Wilbrandts Erkrankung nichts gehört hatte und die Entfernung immerhin ein Hindernis ist, ging es relativ sauber zu. Herr v. Berger hatte nichts vorrätig. Er mußte sich um neun Uhr abends hinsetzen und den Nekrolog fürs Morgenblatt schreiben. Er war — so fand ihn der Abgesandte —, »auf das tiefste erschüttert und vergoß Tränen um seinen Freund und Kollegen«. Es umstanden ihn aber auch die Vertreter aller andern Wiener Blätter und wollten einen Nachruf. Hier nun bewies er wirklich, daß er zwar kein Mark Anton sei, wohl aber ein Julius Cäsar. Für

die Neue Freie schrieb er und zugleich diktierte er den andern, jedem etwas andres. Er hatte alle Hände voll zu tun. Wann kam er zum Weinen? Die Neue Freie erhielt ein Feuilleton, die andern bekamen jede eine Erinnerung, die als Beitrag des Herrn v. Berger am nächsten Morgen erschien. Nicht ein Satz wiederholte sich. Hier Wilbrandt als Dichter, dort als Förderer der Hohenfels, hier das poetische Fluidum, dort das Aroma der Persönlichkeit. Er schrieb, diktierte, weinte. Nachdem er sich gefaßt hatte, bekam die Neue Freie ein zweites Feuilleton. Der Tod Wilbrandts betrug im Ganzen vierhundert Kronen. Eine Summe, für die Herr v. Berger glatt nach Rostock zum Begräbnis hätte reisen können, umso leichter, als die Intendanz die Reisekosten bezahlt hätte. Herr v. Berger hat die Fahrt unterlassen. Er hat auch keinen Vertreter nach Rostock geschickt. Die Burgtheaterregisseure drängen sich mit ihrer Persönlichkeit nicht vor. Herr v. Berger sagte: Ich könnte schon, aber ich will nicht! Das Publikum, das zum Begräbnis Wilbrandts geladen wird, darf nicht Berger vorgesetzt bekommen. »Gerade gegenüber dem immer kühner werdenden Eindringen eines selbstherrlichen Subjektivismus ist es die Aufgabe wahrer Burgtheaterkunst, den vielleicht weniger sensationellen und die Neugier reizenden, aber darum doch wertvollen objektiven Stil zu pflegen.« Einfache Begräbnisse zu bieten, aus denen nicht der Baron Berger herausschaut! Aber auch hier bleibt wieder eine Frage offen. Nämlich, ob nicht dieses gänzliche Unterdrücken der persönlichen Note Sache einer schlechten Erziehung ist. Und ob es nicht geradezu aufreizend ist, diese taktvolle Zurückhaltung beim Begräbnis eines ehemaligen Burgtheaterdirektors mit »Amtsgeschäften und Repertoirrücksichten« zu entschuldigen und sich zugleich seine Pietät von der Neuen Freien Presse honorieren zu lassen. Herr v. Berger, der dem Begräbnis des Burgtheaters persönlich beiwohnt, konnte keinen seiner Regisseure nach Rostock entsenden, weil er die »Rote Robe«, den »G'wissenswurm« und »Anna Karenina« aufzuführen hatte. Wilbrandt, der die Amtsgeschäfte und Repertoirrücksichten des Burgtheaters gekannt hat, war bescheiden genug, im letzten Spielmonat der Saison zu sterben, wodurch er hoffen konnte, seinem Freunde Berger Gelegenheit zu geben, ein wenig aus dem Hintergrund hervorzutreten. Auch durfte er glauben, daß es bei dem Defizit des Burgtheaters auf die Reisekosten nicht mehr ankommen werde. Er hat sich getäuscht. Ein Regiment sendet eine

Abordnung, wenn ein früherer Kamerad in einer anderen Stadt begraben wird; Herr v. Berger ist entschlossen, siebenhundert Kilometer über Wilbrandt zu schreiben und über die Rückfahrt sprechend fortzufahren. Dem Publikum macht es nichts, der Intendanz kostet es nichts und der Neuen Freien Presse ist es lieber. So steht der Freiherr v. Berger bescheiden im Hintergrund, seiner Zeit ein Beispiel, wie man am Schreibtisch die Toten begräbt und im Konversationszimmer ihr Werk fortsetzt, spricht, schreibt und diktiert, und wenn er sich nicht gerade an der Tradition des Burgtheaters festhält, so wirft ihn der Hauch eines Redaktionsdieners um.

* *
*

Dryaden gesucht

[Die Künstlerkolonie auf dem Kobenzl.] Die Arbeiten sind bereits so weit gediehen, daß mit vollster Bestimmtheit damit gerechnet werden kann, daß die Kolonie am 15. Oktober bereits ihrem Betriebe übergeben werden kann. Das vom Architekten Ohmann entworfene Hauptgebäude umfaßt zwei Stockwerke. . . . Äußerst pittoresk wird der anschließende Naturpark, der 12.485 Quadratmeter einnehmen wird, gehalten sein. Er soll eine arkadische Landschaft darstellen, deren Kastanien-, Eichen-, Kiefer- und Föhrenwaldungen von Bächlein und Goldfischteichen durchzogen sein werden. In der Mitte des Parkes wird sich ein von vier Löwen getragener mykänischer Tempel erheben, der auf einer Felsgrotte aufgebaut sein wird. Zahlreiche allegorische Figuren, welche die Naturgötter und die vier Jahreszeiten symbolisieren sollen, werden in dem Parke aufgestellt sein, gegen dessen Südabhang Äcker und Weideland und ein Weingarten anschließen werden. Diesen werden die Kunstschüler selbst bearbeiten. . . . Professor Delug hat bereits vier Kühe, zwei Pferde, viel Geflügel und Schweine angekauft, die teils als Modelle, teils als Haus- und Nutztiere verwendet werden. Ganz besonders wird die Pflege der Mandolinen getrieben werden, da Professor Delug die Absicht hegt, Künstlerausflüge mit Mandolinen zu arrangieren. Die Verfassung des Künstlerstaates wird die republikanische sein. Aus ihrer Mitte heraus werden die Akademiker ihren Vorgesetzten wählen und Professor Delug wird sich nur darauf beschränken, künstlerisch-technische Anweisungen zu geben. . . .

Auf die Frage, ob es ihm lieber sein werde als Modell oder als Haus- und Nutztier verwendet zu werden, gab ein Schwein zur Antwort: Solchen Malern diene ich lieber gleich als Nutztier. Für ihre Schinken bin ich mir zu gut!

* *
*

Er hat gesehen

Dem Freudentag von Wien wurde von der liberalen Presse eine bei weitem ausführlichere Würdigung zuteil als dem Schreckens-

tag von Drohobycz. Und doch wiegen die vierzig Menschenleben, die dort vernichtet wurden, schwerer als die ganze Freiheit, die für den Ringstraßenkorso gerettet ist. Das andere Ereignis wird ausschließlich vom malerischen Standpunkt betrachtet. Die gesunde Verdauung des Wahlsieges wurde durch den anschaulichen Bericht, den ein Künstlerhausmaler namens Jehudo — nicht Jehuda — Epstein aus Drohobycz lieferte, nicht im geringsten gestört. Man höre:

Im »Hotel Scholz«, wo ich logiere, war ich auf dem Balkon nur zirka 20 bis 22 Meter von den Soldaten, die geschossen haben, entfernt und war auch im Laufe des ganzen Tages in der Lage, alles, was vor dem Wahllokal vorging, auf das genaueste zu beobachten. Ich bin vom Frühstück gegen 9 bis 1/210 Uhr nach Haus gekommen und bin ununterbrochen bis 1/4 oder 1/21 Uhr auf dem Balkon gewesen. In der Menge herrschte eine ungeheure Aufregung. Heulen und Johlen erscholl von allen Seiten und Reden wurden gehalten mitten in der Menge und von einem der Balkone des »Hotels Scholz«. Ich habe gesehen, wie die Menge Arretierte befreien wollte und wie die Gendarmen die Läufe ihrer Revolver der Menge entgegenhielten. Ich habe gesehen, wie man einen Menschen prügelte, der sich nur schwer mit der Hilfe eines Gendarmen in ein Geschäftslokal flüchten konnte. Ich habe gesehen, wie Fensterscheiben eingeworfen worden sind und wie das Agitationsbureau, welches sich gleich beim »Hotel Scholz« befindet, gestürmt worden ist. . . . Kavallerie unternahm, soviel ich gesehen habe, dreimal den Versuch, die Straße zu räumen, ohne Erfolg. Ein Hagel von Steinen ging auf die Reiter nieder, ich sah faustgroße Steine Soldaten auf den Kopf treffen; mit abgebrochenen Stuhlbeinen bewaffnet, hieb die Menge auf die Pferde ein und durch Geschrei und Johlen suchte man die Pferde scheu zu machen. . . . Die Lage war aber so kritisch, daß ich befürchtete, daß jeden Moment von der Feuerwaffe Gebrauch gemacht werden könnte. So war die Situation bis gegen 1/4 und 1/21 Uhr, da ging ich zu Mittag speisen und kehrte Punkt 2 Uhr ins »Hotel Scholz« zurück. . . . Ich empfing im Hotel den Besuch zweier bekannter Herren, die ich einlud, mit mir vom Balkon aus die Vorgänge zu beobachten. . . . Es sind meiner Schätzung nach 200 Schüsse abgegeben worden. . . . Angesichts der damals ruhigen Haltung der Menge waren wir der Meinung, daß Schreckschüsse abgegeben worden sind, und wir blieben ruhig auf dem Balkon stehen. Ich war im Moment des Feuers mit dem Gesichte zum Militär gewendet und sagte lachend zu den beiden anderen Herren: »Wie das lustig geknattert hat!« Aber schon sahen wir zu unserem Entsetzen die Straße mit Toten und Verwundeten besät. . . . Das habe ich mit meinen Augen gesehen und habe die Überzeugung gewonnen, daß hier ohne jeden wichtigen Anlaß auf friedliche, unschuldige Menschen geschossen worden ist . . . Der entsetzliche Anblick der zerfetzten Leichen, die vor meinen Fenstern und unter meinem Balkon herumlagen, die erschütternden Szenen, die sich da abspielten, gehören gewiß nicht in den

Rahmen dieses Berichtes. Ich kann indessen nicht umhin, eines zu erwähnen. Als sich die Menge etwas von ihrem Entsetzen erholte und die Toten und Verwundeten sah, lief ein jeder verzweifelt und wehklagend zu den Seinigen, um ihnen nach Kräften zu helfen. Aber Gendarmen mit aufgepflanztem Bajonett bedrohten die Leute und jagten sie davon. . . . Als wir uns von unserem Entsetzen etwas erholt hatten, standen wir verzweifelt und händeringend auf dem Balkon . . . .

* * *

Die Weiber

können jetzt nur mehr ihres Lebens froh werden, wenn sie den Männern die Notwendigkeit des Geschlechtslebens bestreiten. In der Versammlung einer Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, einer von jenen, die immer skandalös verlaufen, weil sich die Männer nicht trauen, sie ohne Delegierte von Frauenvereinen abzuhalten, erklärte ein Stockholmer Arzt,

daß er es nicht verstehe, wie man trotz der schlechten Erfahrungen der Geschichte jetzt ein neues Mönchsideal aufrichten wolle. Er betonte, daß die Enthaltsamkeit zu schweren körperlichen und geistigen Gefahren führen kann, so daß es ganz unbegreiflich erscheint, wie man unter denkenden Menschen sich über diese Frage überhaupt noch streiten könne.

Ein Berliner Arzt schilderte

die schweren körperlichen und seelischen Gefahren der Abstinenz und wies vor allem auf die Verirrungen hin, die eine erzwungene Abstinenz notwendig zur Folge haben müsse.

Da erhob sich Frau v. Scheven (Dresden)

und protestierte gegen die Unterstellung, als ob die sexuelle Abstinenz notwendig zu Verirrungen führen müßte. Diese Schlußfolgerung sei roh. Im Namen der unverheirateten und tadellos lebenden Frauen protestiere sie mit aller Entschiedenheit gegen solche beleidigende Unterstellungen.

Da erhob sich Frau Henriette Fürth (Frankfurt a M.)

und warnte davor, der Sexualität eine zu große Bedeutung beizumessen. Die Sexualität habe gar nicht die übertriebene Wichtigkeit, die man ihr beimißt.

Gott, das ist ganz subjektiv. Bei den einen ist es so, bei den andern wieder so. Was mich betrifft, so halte ich eine Gesellschaft von Ärzten, die sich dergleichen anhört, für feiges Gesindel, nicht wert, von ein paar tüchtigen Masseusen durchgepeitscht zu werden. Delegierte Weiber kann ich nun einmal auf den Tod nicht leiden, weil das Wort von delego und nicht von diligo kommt. Der Ernst des Lebens wird mich für einen Zyniker halten, aber wiewohl gerade ich den Mönch dem Lebemann vorziehe und mir ganz gut denken kann, daß man auf die Mitwirkung der

Frauen nicht nur dort verzichtet, wo es sich um wissenschaftliche Dispute handelt, muß ich doch, und wenn man mich vierteilt, bekennen: jene sind die besten, von denen am wenigsten in Versammlungen gesprochen wird und zu deren Namen man nicht nur Dresden und Frankfurt, sondern die volle Adresse angeben kann.

* * *

Dagegen die Präsidentin des Frauenkomitees des österreichischen Bühnenvereins,

die geht ihren Kolleginnen mit gutem Beispiel voran. Jetzt, wo sich alle Frauen wie ein Mann erheben, um Protest einzulegen gegen die Schmach, die ihrem Geschlechte angetan wird dadurch, daß die Männer dafür sind — jetzt hat die Präsidentin einen Beweis der Unnahbarkeit geliefert, der in den Annalen einzig dasteht und deshalb verdient hat, im Neuen Wiener Journal verzeichnet zu werden. Unter dem aufsehenerregenden Titel ›Schneidige Abfertigung eines Liebhabers durch Lucie König‹ ist dort wörtlich der folgende Originalbericht erschienen:

Von der Präsidentin des Frauenkomitees des Österreichischen Bühnenvereins erhalten wir folgenden Brief aus Budapest: ›Hochverehrte Redaktion des ‚Neuen Wiener Journals', Wien. Als Abonnentin Ihres geschätzten Blattes will ich folgende Episode, die mir hier passierte, in Ihren Spalten veröffentlichen. Ich trete zur Zeit im Jardin de Paris in Budapest auf. Am Montag dieser Woche erhielt ich nun von einem mir unbekannten Herrn, welcher mich tags zuvor bewunderte, einen glühenden Liebesbrief, welcher zu deutliche Liebesbezeugungen enthält, um ihn der Öffentlichkeit preisgeben zu können. Außer der Schilderung seiner perversen Liebesneigungen bietet das in Rede stehende Schreiben eine ansehnliche Summe, die der betreffende Herr jedesmal bereit war, für sein Vergnügen zu entrichten. Ich nahm mir nun vor, diesen Brief nicht stillschweigend wie schon so manchen andern hinzunehmen, sondern an dem Absender ein Exempel zu statuieren. Es gelang mir dies auf folgende Weise: Ich wohne hier bei einer mir gut befreundeten Familie und bat den Herrn, mich bei dieser um ½5 Uhr nachmittags aufzusuchen. Nichts Böses ahnend, stieg er, schwer keuchend, die vier Stöcke zum Rendezvous hinauf. Als er oben angekommen, bat ich ihn, Platz zu nehmen, um sich von den Strapazen des Stiegensteigens zu erholen. Dann erklärte ich ihm mit der freundlichsten Miene, daß ich ihn nur deshalb über die vier Stockwerke ohne Lift bemüht habe, um ihm persönlich meine Antwort auf seinen frechen, impertinenten Brief geben zu können. Was ich ihn nun alles schmeichelhaftes nannte, entzieht sich der vielen Beleidigungen und Kosenamen halber der Öffentlichkeit. Das eine aber kann ich Ihnen versichern, daß es zu keiner der in letzter Zeit so usuellen Ohrfeigenaffären kam, da ich in der Lage bin, meine Angelegenheiten auch ohne beschützen-

den Freund auszutragen. Der Knalleffekt meiner Rache war bloß die Aufforderung an den Verblüfften, mir auf das Polizeikommissariat folgen zu wollen, damit ich seinen wahren Namen und Stand erfahre, um sein Vorgehen der Öffentlichkeit preisgeben zu können. Die Wirkung war überraschend. Händeringend bat mich der verunglückte Liebhaber auf dem Wege zur Behörde, von meinem Vorgehen abzulassen, da ich ihn sonst für sein Leben ruinieren würde. Die Zerknirschung des Mannes und seine aufrichtige Reue flößten mir derartiges Mitleid ein, daß ich von meinem Vorhaben abließ. Da wir aber gerade ein Postamt passierten, trat ich mit ihm ein und fragte ihn, ob er zu einer pekuniären Strafe bereit sei. Freudestrahlend erklärte er sich mit jeder Sühne einverstanden, worauf ich ihn zur Zahlung von fünfzig Kronen an das Frauenkomitee des Österreichischen Bühnenvereines, dessen Präsidentin ich bin, verurteilte. Unzählige Dankesworte flossen über seine bleichen Lippen und er versicherte mir, nie mehr einer Künstlerin auf die geschilderte Art einen Antrag stellen zu wollen, da ich ihm nun die Überzeugung beigebracht hatte, daß es auch beim Kabarett Damen gebe. Ich hoffe, daß mein Beispiel bei meinen lieben Kolleginnen Nachahmung findet, damit die Herren ein wenig vorsichtiger werden mit ihren Liebesbezeigungen gegenüber Künstlerinnen, die, obwohl sie auf der Bühne sehr pikannte Sachen vortragen, im Leben trotzdem so seriös veranlagt sein können wie jede andere Dame der Gesellschaft. — Hochachtend Lucie König.«

Fraglos, daß der Zenith der Versauung des öffentlichen Geschmacks mit der Publikation dieses Originalberichts — wenngleich sich sicher kein anderes Blatt außer dem des Lippowitz dazu hergegeben hätte — erreicht ist. Abgesehen von der Bemerkung über den beschützenden Freund, die sich offenbar gegen eine talentiertere Kollegin richtet, und mit Ausnahme der »pikannten« Sachen ist kein weiblicher Buchstabe darin enthalten. Man müßte denn die Ahnungslosigkeit sympathisch finden, mit der hier nicht nur das Unglaubliche selbst, sondern die Nötigung zu einer Geldbuße bei sonstiger polizeilicher Anzeige — nach österreichischem Strafgesetz eine Erpressung — eingestanden wird. Daß die Wonnen, die die Dame der Gesellschaft dem zerknirschten Masochisten bereitet hat, vielleicht mit fünfzig Kronen nicht überzahlt sind, ahnt sie nicht. Denn sie ist Frauenrechtlerin. Solche Dinge geschehen in Budapest und sind in Wien druckfähig. So vollziehen Kabarettdamen, die nur im Amt die Dessous zeigen, ihren Einzug in die Gesellschaft. Eine, die singend »Ich bin eine anständige Frau beteuert«, hat auch den Ehrgeiz, es »im Leben« zu sein und setzt es in die Zeitung. Eine, die auf der Bühne sich selbst »Kind, du riechst so gut« bestätigt, wendet sich an das

Neue Wiener Journal, wenn sie einen Herrn im Parkett aufgeregt hat. Und nur aus Sittlichkeitsrücksichten nimmt sie davon Abstand, seinen Brief zu veröffentlichen. Wie ein Abgeordneter nicht Verwaltungsrat sein darf, so verfechten jetzt Schauspielerinnen die Inkompatibilität zwischen Bühnengeilheit und Lebensgeilheit. Das wird nur den Talentlosen gelingen, und wenn sie durch ihre von politischen Masochisten oder sonstigen Trotteln unterstützte Agitation es zuwegebringen, die Temperamente einzuschüchtern, so werden die Theater gesperrt werden und die Damen werden die Genugtuung erleben, daß ihre seriöse Veranlagung auch zwischen sieben und zehn nicht mehr bezweifelt wird. Man wird es sich überlegen, Damen nachzugehen, die mit gutem Beispiel vorangehen. Wenn es allgemein Nachahmung finden sollte, so würde sich zunächst ein Übergangsstadium herausbilden. Es besteht nicht die Gefahr, daß die Herren sogleich mit der strengsten Maßregel vorgehen würden, nämlich die Anträge überhaupt nicht zu stellen. Aber da sie nicht Gefahr laufen wollen, mit der Polizei oder mit dem Neuen Wiener Journal in Konflikt zu kommen, so würden die Kupplerinnen zu tun kriegen. Was auch das Vernünftigste und für beide Teile Unverbindlichste ist. Eine wohlmeinende Sozialpolitik war es, die den Zwischenhandel ausschalten wollte, um den vollen Ertrag denen zukommen zu lassen, die ihn verdient haben. Gewiß, die Beschwerdeführerin wird immer zu jenen gehören, die auch einen indirekten Antrag perhorreszieren. Sie hat es bewiesen, daß sie nichts dagegen hat, wenn man ihr das ausdrücklich bestätigt. Ob es ein Vorzug ist, das zu entscheiden ist Sache der Weltanschauung. Aber wenn sie selbst recht täte, die Kolleginnen zur Flucht aus dem Separée zu ermuntern, so hat sie doch übersehen, welche Gefahr darin liegt, daß die Kolleginnen auch dem Beispiel einer Flucht in die Öffentlichkeit folgen könnten. Die gute Sache könnte zu einer Reklame mißbraucht werden. Dem Neuen Wiener Journal ist es schon zuzutrauen, daß es die Beschwerde einer Unzugänglichen mit vollem Namen und Adresse bringt oder etwa, um die Dame nicht zu kompromittieren, schreibt: »Eine alte Abonnentin teilt uns mit, daß sich gestern nachmittags um 5 Uhr auf der Ringstraße eine aufsehenerregende Szene abgespielt hat. Ein Herr, der sie schon die längste Zeit verfolgte, näherte sich ihr endlich mit der Frage ‚Woher kennen wir uns, Fräulein?‘ Sie aber antwortete schlagfertig: ‚Patton mein Herr, das muß ein Irrtum sein!‘ Dem Wüstling, der

mit seinen perversen Anträgen an die unrichtige Adresse gelangt war, blieb nichts übrig, als sich nach dieser schneidigen Abfertigung sofort zu entfernen. Name und Adresse der Absenderin sind der Redaktion bekannt.« Spitzmarke: »Auf offener Straße angesprochen«. Wenn aber die Neuerung einmal durchdringt, wird es im Interesse der Gleichberechtigung nicht mehr hintanzuhalten sein, daß auch die männlichen Abonnenten ein Beispiel geben und ihre seriöse Veranlagung in Beschwerden geltend machen. Etwa so: »Als ich eben in die Kärntnerstraße einbiegen wollte, näherte sich mir eine Frauensperson mit der Aufforderung, mitzukommen, weil sie mir etwas zu sagen habe. Ich weigerte mich entschieden.« — Aber das sind Scherze, und das Leben, das Leben ist doch so seriös veranlagt!

* *
*

Die Schönheit, der Tod und das Gesindel

Ich hatte die Sätze niedergeschrieben:

Eine Schönheit ist gestorben. Darauf legt der Journalismus wenig Wert. Was bedeutet es dem Auswurf, der davon lebt, daß die Schönheit gestorben ist? Eine Lokalnotiz oder nichteinmal die. Wie sich je nach der sozialen Schmutzfarbe die Presse in solchem Falle schlecht benimmt, daran wird der Unterschied zwischen einem Skandalblatt und einem Bildungsblatte deutlich. Die einen bedauern, daß sie gelebt hat, die andern bedauern nicht, daß sie gestorben ist. Die subalterne Gehässigkeit der bürgerlichen Moral entrüstet sich über den Tod der »Lebedame«, rechnet ihr die Einkünfte nach und hält sich schadlos durch die Eröffnung, daß nichts zurückgeblieben ist. Sie findet ihren Ausdruck im Neuen Wiener Journal und ihre Diskretion in der Neuen Freien Presse. Unter den schmierigen Fingern, die es nicht erwarten können, sich über »das Ende einer Wiener Lebedame« herzumachen, zerfällt der reichste Inhalt in Klischees. Es ist, als ob sie den Tod beschmierten, der es sich endlich einmal überlegen sollte und nicht immer nur dem Leben die Freude, sondern den Bürgern die Schadenfreude verderben müßte. »Die größten Juweliere Wiens bekamen Aufträge zur Lieferung von kostbarem, reichem Geschmeide, die ersten Konfektions- und Wäschehäuser besorgten die Garderobe für die Dame«. Aber das ist nicht etwa das Lob einer Existenz, die mehr zur großstädtischen Kultur beiträgt als sämtliche Gemeinderatsbeschlüsse, sondern ein in notdürftiges Deutsch gepreßtes

»Sehderanda, aufgewachsen bei Boutons und Jupons!« »In Begleitung ihrer Verehrer machte sie weite Reisen. Im Sommer war sie in den fashionabelsten Kur- und Badeorten, in Karlsbad und Ostende, in Franzensbad und Scheveningen zu sehen. Einen kurzen Teil des Winters verbrachte sie in Wien und begab sich dann an die französische Riviera, wo sie bis zum Frühling verblieb. Den großen Aufwand bestritten natürlich ihre Verehrer.« Aber das ist nicht etwa Information, sondern die Belehrung des Bürgers durch alte Erfahrungssätze. »Ihre Schönheit ermöglichte ihr, sorgenlos zu leben«. Mit Verachtung schreibt es die Häßlichkeit nieder. Dafür bleibt dieser wieder manches erspart: »Zu Zeiten, da sie ohne Gesellschaft dastand, mußten Juweliere und Modesalons borgen«. Man denke. Aber bemerkenswert an diesen posthumen Eingriffen ins Privatleben ist das Vertrauen in die soziale Feigheit der »Verehrer«, die sich nicht, wie es rechtens wäre, mit der Hundspeitsche in der Hand zum Andenken der »Lebedame« bekennen werden. »Claire Wiener starb, als sie auf der Höhe ihres Liebes- und Lebensglückes stand. Die qualvollen Jahre der Entbehrung, die sich in solchen Fällen immer einstellt, wenn die äußeren Reize geschwunden, blieben ihr erspart ...« So geht es immer, der Tod nimmt das Hilfszeitwort und setzt drei Punkte an den Schluß. Eine versöhnliche Stimmung bemächtigt sich der Tugend, die nun nicht mehr wütend ist, da sie erfährt, daß auch die Schönheit nicht von Bestand ist und der Tod jede Schneiderrechnung ausgleicht. Diesem Bedürfnis kommt das Neue Wiener Journal entgegen. Die Neue Freie Presse aber begräbt eine weibliche Frau auf dem Friedhof der Namenlosen. Ihr Tod ist zwar für jenes gesellschaftliche Interesse, dem die Kleine Chronik dient, erheblicher als der eines Mitglieds der Akademie der Wissenschaften, ihr Dasein war kulturell wichtiger als das eines deutsch-freisinnigen Abgeordneten und ihr Gesicht war schöner, als selbst das des Hirsch in der Jagdausstellung: macht nichts, nicht genannt soll sie werden. Denn sie war zwar eine Jüdin und die Juden konnten stolz sein, daß eine von ihnen es so weit gebracht und vor dem internationalen Geschmack das Wiener Schönheitsideal für die bekannten Zumutungen der Quantität rehabilitiert hat. Aber sie hat einen Fehler gehabt: sie hat sich für Politik nicht interessiert, sich jenes natürlichen Agitationsmittels bedient, das heute ihrem Geschlecht nicht zusteht, und es

unterlassen, vom Pariser Sterbebett die Neue Freie Presse in ihrem Kampf gegen das Wahlkompromiß zu bestärken.

*

Dies hatte ich notiert, ehe eine Tatsache gemeldet wurde, die allerdings noch erfreulicher ist als der liberale Wahlsieg. Der Tod hat es sich wirklich überlegt, und das liebe Fräulein kam mit dem Nekrolog davon. Dieser soll infolge einer Verwechslung eingetreten sein. Man wird hoffentlich Gegenmittel anwenden und wenigstens das Bedauern der Moral erzwingen, daß sie eine totgesagt hat, die sie um ihres Lebens willen bedauerte. In diesem Falle sollte es aber auch möglich sein, mit dem Berichtigungsparagraphen ein Blatt zum Widerruf seines Schweigens zu bringen.

* * *

Der heilige Vollbart

»Die Obsthändlerin Pasqua di Linardo war gestern beim Bezirksgerichte Josefstadt angeklagt, den in Tarnopol wohnhaften Kaufmann Pinkas Wolf in seiner Ehre empfindlich verletzt zu haben. Nach Inhalt der von Dr. M. vertretenen Klage hat die Angeklagte am 15. Mai dem Kläger, der bei ihr einen Einkauf machte, mit einer Schere die beiden Enden seines Vollbartes abgeschnitten und ihm, als er sich darüber aufhielt, gedroht, sie werde ihm auch die übrigen Barthaare abschneiden. Herr W., der streng orthodox ist, erstattete gegen Frau L. eine Anzeige, in der er das Abschneiden der Barthaare als leichte Körperverletzung, überdies aber als schwere Ehrenbeleidigung qualifizierte, da es für orthodoxe Juden der größte Schimpf sei, wenn ihnen jemand gewaltsam die Enden der Bart- oder der Kopfhaare wegschneide. Der staatsanwaltliche Funktionär lehnte es ab, gegen Frau L. eine offiziöse Anklage zu erheben, worauf der Anzeiger durch seinen Vertreter eine Subsidiaranklage wegen Körperverletzung und Ehrenbeleidigung erhob. In der gestern vor dem Bezirksrichter Dr. B. durchgeführten Verhandlung erklärte Dr. L. als Verteidiger der nicht erschienenen Angeklagten, daß diese dem Kläger nur unversehens zwei Barthaare weggeschnitten habe, als sie sich mit einer Schere die Fingernägel putzte. Es sei, erklärte der Verteidiger, der Angeklagten nicht im Traume eingefallen, den Kläger zu beleidigen, und sie habe keine Ahnung, daß den orthodoxen Juden die Enden der Haupt- und Barthaare besonders heilig seien. Zwei Zeugen, Angestellte der Angeklagten, bestätigen deren Verantwortung. Der Klagevertreter Dr. M. beantragte die Vorladung eines Rabbiners als Sachverständigen darüber, daß die orthodoxen Juden auf die Enden der Kopf- und Barthaare das größte Gewicht legen und es als besonders schimpflich ansehen, wenn ihnen ein Dritter gegen ihren Willen diese Haare wegschneide. Der Richter lehnte diesen Antrag ab, da die unter Beweis gestellte Tatsache dem Gerichte als notorisch bekannt sei, beschloß dagegen, den in Tarnopol wohnhaften Kläger im Requisitionswege als Zeugen vernehmen zu lassen, und vertagte zu diesem Zwecke die Verhandlung.«

Wahrscheinlich wird also die Ehrabschneiderin bestraft werden. Diese Pasqua di Linardo, die sich mit einer Schere die Nägel geputzt und geglaubt hat, daß es in Einem gehe, hat nicht bedacht, daß jetzt in Wien wieder eine Aufklärung obligat ist, die es europäischen Richtern wohl gestattet, ihre Zeit dem rituellen Schutze der Bartenden zu widmen und der Frage, was man beschneiden darf und was nicht. Und doch ist sie eine Vorkämpferin. Ich möchte ihr Mut machen, mit der Schere durch die Kärntnerstraße zu gehen und jenen Herren, welche die Manneszier als Verkehrshindernis spazieren führen, ein wenig zu helfen. Oder is besser, sie schneidet ihnen gleich den Kopf ab. Mir ist auch der nicht heilig! Ich will dieser Pasqua Zeuge sein, daß sie dem Fortschritt ehrlicher gedient hat als selbst die Rosenberg.

* * *

Ein Wahrwort,

das ein Richter spricht, verachtet der Reporter nicht:

Am 4. Mai brach im Burschenzimmer des Restaurateurs Eduard Sch. ein Brand aus, bei dem der dort schlafende Hausknecht Ludwig M. nur mit Mühe aus dem in Brand geratenen Bette gerettet werden konnte. M., der etwas angeheitert war, dürfte als passionierter Raucher sich mit der brennenden Zigarette niedergelegt haben, wodurch, da er einschlief, das Bett in Brand geriet. M. wurde schon früher einmal aus dem brennenden Bette herausgeholt. Der wegen feuergefährlicher Handlung angeklagte Hausknecht gab gestern vor dem Bezirksgerichte Leopoldstadt an, daß er einen Rausch hatte und sich an gar nichts erinnern könne. Bezirksrichter Dr. T. sprach den Angeklagten frei, da ein Nachweis seiner Schuld nicht erbracht werden konnte. »Jedenfalls«, bemerkte der Richter, »empfehle ich Ihnen, künftig vorsichtiger beim Rauchen zu sein.«

* * *

Der bekannte seelische Kampf

Der Mordprozeß Bartunek hat neben dem Rüpelspiel, das bei Justiztragödien mit weiblichen Hauptrollen nun einmal unvermeidlich ist, eine rührende Episode gebracht. Der bekannte Herr Stukart, ein Regierungsrat, der als Zeuge einst unter Tränen seine erotische Unschuld beteuert hat, gab diesmal die folgende unverfängliche Schilderung:

Später habe ich mir Frau Bartunek allein auf ein Zimmer genommen, um in rein moralischer Weise auf sie einzuwirken. Nach längerer Zeit hat sie den Kopf hängen lassen, die Tränen sind ihr übers Gesicht gerollt; da habe ich gesehen, jetzt beginnt der bekannte seelische Kampf, den jeder Schuldige mit sich auszukämpfen hat. Ich habe sie in dieser Situation

ganz ruhig gelassen, kein Wort zu ihr gesprochen. Erst als sie schon ganz gebrochen dasaß, habe ich sie leise bei der Schulter genommen, ihr den Kopf in die Höhe gehoben und gesagt: »Jetzt sprechen Sie das erlösende Wort!« Da hat sie mich mit ihren tränennassen Augen wie durch einen Schleier in einer Weise angesehen, daß mir selbst ganz warm geworden ist. — (Große Bewegung. Die Angeklagte beginnt zu weinen.)

Und ließ sie in der Lage drin. Aber diesmal war es an der Angeklagten, zu weinen. Als sie von ihm ging, war sie schuldig. Und so wie es hier geschah, geschah es auch in allen andern Fällen. Dieser Regierungsrat drückt sich eben im Verhör mit Delinquentinnen und auch nachher poetisch aus, weil er weiß, daß es in die Zeitung kommt, und nur so ist es zu erklären, daß sich die Verleumdung an seine Fersen geheftet hat. In Wirklichkeit ist immer sie schuldig und er unschuldig.

* *
*

Vom Kunstsinn der Beamten

»Das Unterrichtsministerium hat dem Schriftsteller Fritz . . . . ein Künstlerstipendium für Literatur verliehen.«

Nach einer bessern Version:

»Das Unterrichtsministerium hat dem Schriftsteller Fritz . . . . . einen der Staatspreise für Literatur verliehen.«

Nach der besten Version:

»Das Unterrichtsministerium hat für das Jahr 1910 den Staatspreis für Literatur dem Schriftsteller Fritz . . . . . verliehen.

Solche Namen müssen wie eine Cochonnerie punktiert werden. Und es wäre dem Unterrichtsministerium dringend zu raten, daß es sich bei solchen Verlautbarungen gleichfalls punktieren läßt. Es handelt sich um die Unterstützung eines Analphabeten, der im Gegensatz zu den hunderttausenden, die noch in Galizien leben, nicht einmal Hunger leiden soll. Das ist keine jener kleinen Tatsachen unseres Staatslebens, die eine große Erbitterung zulassen, aber eine von jenen, die wie Flöhe beißen. Schließlich ist es doch unappetitlich, daß man so etwas zu lesen bekommt. Der Herr, an den hier etwas von meiner Einkommensteuer abfällt, ist durch einen Vortrag über »Medardus« bekanntgeworden, der mehr Hörer in die Flucht geschlagen als angelockt haben soll und bei dem die zahlreich anwesenden Toten des Stückes Krämpfe bekamen. Es lohnt sich gewiß nicht, so etwas zu zertreten, aber in Wien hat selbst die sterilste Kleinigkeit ihre Perspektive. Daß uns beim

Anblick der Bauernfeldpreisgekrönten so oft übel wird, ist nicht beträchtlich. Denn es ist nicht unser Geld, das der akademische Schwachsinn zum Fenster hinauswirft, und an den markierten Cliquen kann man ohne zu grüßen vorübergehen. Der Beamte aber, der auch nur fünf Kronen der Talentlosigkeit gibt, setzt unsere Langmut aufs Spiel. Wenn die Mäcene, welche Staatsgelder zu verschenken haben, nicht wissen, wo die Talente leben, denen man von Hunger und Arbeitsunlust helfen kann, dann haben sie zu knickern! Man wird ihnen eine Liste von Reporterln zusammenstellen, die nicht zu unterstützen sind; von solchen, denen es ohnedies weniger auf das Geld als auf die Notiz ankommt, und die im Notfall auch mit einer Einverleibung in die Fideikommisbibliothek zu befriedigen wären. Jetzt muß es sich die Behörde gefallen lassen, daß aus einer milden Gabe, deren Empfänger man sich nicht genauer angesehen hat, im Handumdrehn der Staatspreis gemacht wird, und ein Ausländer würde sich den Buckel voll lachen, wenn er das Konterfei nebst Talentproben zu Gesicht bekäme, die der Staatsdichter in die illustrierte Presse hat einrücken lassen. Mit diesem Geleitbrief kann sich eine Null selbst weiter protegieren, und ein Verleger wird sich hüten, ihren Mist abzulehnen. Das großmütige Departement, das dem österreichischen Staat im Gegensatz zum preußischen den Ruf des »Kunstsinns« verschafft hat, arbeitet zur Entlastung der Concordia und es ist nur billig, daß wir dafür den sympatischen Namen »Milosch von Fesch« — der Träger ist ein schmucker Sektionschef — öfter als nötig unter den Personalnachrichten finden können. Wir wollen aber nicht, daß Dilettanten, und wenn sie selbst nichts zu essen hätten, von amtswegen in ihrer Talentlosigkeit bestärkt werden. Saubere Staatsbürger werden künftig ihr Einkommen mit dem Vorbehalt fatieren, daß kein Heller den wohltätigen Zwecken des Unterrichtsministeriums zum Opfer fällt.

* * *

Was der Dichter kann

Eine Literaturkritik der Neuen Freien Presse:

[»Im Separee.« Großstadtbilder von Dora Duncker. Verlag »Neues Leben«, Wilhelm Borngräber, Berlin.] Ungefähr ein Dutzend feuilletonistisch stramm zusammengefaßter Skizzen. Täglich begegnen wir Existenzen und Situationen, von denen zu erzählen die Verfasserin sich der Mühe unterzieht. Aber die wenigsten von uns haben den Scharfblick, mehr als das physische Bild in sich aufzunehmen. Andere wieder sind zu indolent, Geschautes innerlich zu verarbeiten, aus Gesehenem die Vergangenheit herauszu-

krystalisieren, die Triebfedern der Gegenwart bloßzulegen und Zukünftiges zu deduzieren. Wenn eine Kokotte kleineren oder größeren Stils, diskret parfümiert und spitzenrieselnd an uns vorüber ins Separee schlüpft und der First class-Kellner einen Moment lang die gute Haltung verliert, wer bemerkt das? Wer hat da den Spürsinn für das Auf und Ab zweier Menschenschicksale? Und wenn wir vor dem luxuriösen Schaufenster eine aristokratische Männererscheinung in den »besten Jahren« ein junges Mädchen beobachten sehen, das er wohl im nächsten Augenblicke galant ansprechen wird, wem fällt wohl die seltsame Ähnlichkeit der beiden Gestalten auf und wer denkt daran, sie zu deuten? Dora Duncker weiß uns von all dem . . . .

Sie unterzieht sich persönlich der Mühe. Die meisten andern Leute sind zu faul oder zu indolent. Es ist ein Kreuz.

* * *

Zu Pfingsten

gibts im Annoncenteil der Neuen Freien Presse auch Lyrik, wobei sich Sommerpracht auf Sternennacht reimt und so. Auch Opale kommen vor. Natürlich nur unter dem Strich. Über dem Strich ist der Ernst des Lebens: Odol, Fußwohl und so. Unten gibt es Wertheimer-Epigonen: »Das tönende Schweigen trinkt jeglichen Laut. Du hörst nur den Reigen, so seltsam vertraut«. Oben aber heißt es: »Viel wichtiger ist die Entfernung der Zahnsteinablagerungen und die Verhinderung der Neubildung desselben.« Ohne Zweifel. Aber die Neue Freie Presse betrügt ihr Publikum nicht. Unten ist Lyrik; oben steht: »Seither sind eine Reihe minderwertiger Nachahmungen aufgetaucht, vor welchen das Publikum gewarnt sei.«

* * *

Ein Gschaftlhuber

Im Morgenblatt:

»Hermann Bahr telegraphiert uns vom Lido: Den besorgten Anfragen unserer Freunde diene zur Antwort, daß ich nach zuverlässigen Erkundigungen fest überzeugt bin, daß in Venedig überhaupt kein Cholerafall vorgekommen ist.«

Im Abendblatt:

»Am 1. d. wurde von der Ärztekammer von Venedig eine ausführliche Mahnung an die Bevölkerung plakatiert, welche in ihrem ersten Teil dringend ermahnt, keinen Cholerafall zu verheimlichen, und direkt gegen die Behörden den Vorwurf erhebt, daß sie nicht nur der Allgemeinheit, sondern selbst den Ärzten die bisher zu ihrer Kenntnis gelangten Fälle verheimlichen. . . . Bis zum 5. d. 10 Todesfälle . . 40 Familien in Beobachtung, 15 Cholerafälle (tagszuvor 30) konstatiert, und zwar nicht nur an

Einheimischen, sondern auch an Fremden, indem 5 Gäste eines Hotels am Molo degli Schiavoni an Cholera erkrankten . . . .«

Herr Bahr meints ja gut, aber er ist zu vielseitig. Da kann es ihm denn wirklich passieren, daß er, weil er eben nicht überall zugleich sein kann, ein paar Cholerafälle übersieht. Den Riedauer Bauern, die einen einzigen Typhusfall verschweigen möchten, sieht er gewiß, trotz der Landsmannschaft, scharf auf die Finger; denn sie sind klerikal. Aber für die italienische Sanität hat er etwas übrig. Der österreichischen Post möchte er keine Briefe mehr anvertrauen; darum läßt er sich zu einem Telegramm hinreißen. Er kann sich, halb Wotan und halb Gesslers Altvater, im Badekostüm erst sehen lassen, wenn er Juden an den Lido lockt. Die Freunde haben besorgt angefragt, und er ist fest überzeugt. Aber es gehört zum Wesen der Cholera, daß sie sich gegen alle bessere Überzeugung durchsetzt, ja sogar den Dementis oft ihre Publizität verdankt. Herr Bahr hat Dalmatien entdeckt. Ich bin nach zuverlässigen Erkundigungen fest überzeugt, daß es Dalmatien seit damals überhaupt nicht gibt.

* * *

Luftschmöcke

Die ‚Zeit', die den Größenwahn hat, wenn sie von sich spricht, sich ohne Anführungszeichen zu nennen, wiewohl die Zeit, in der wir leben, noch immer nicht so miserabel ist wie die Zeit, die wir nicht lesen — diese war nie eine köstliche Zeit, sie ist nicht des Menschen Engel, heilt nicht alle Wunden und hat mit der andern höchstens gemeinsam, daß sie aus den Fugen ist, daß sie sich ändert, daß sie Geld ist und daß sie immer die Zeit der schweren Not war — die ‚Zeit' also interessiert sich lebhaft für die Luftschiffahrt. Wenn aber schon die andere Zeit, die, in der wir leben, tagtäglich beweist, daß ihre Gehirnkonstruktion den aviatischen Zufällen nicht gewachsen ist, indem es doch lächerlich ist, Omnibusgeister sich einen höheren Betrieb zulegen zu sehen, so muß sich das an ihrer journalistischen Doppelgängerin doppelt peinlich bemerkbar machen. Tatsächlich können wir sehen, wie sich hier bereits alle Widerwärtigkeiten einer ornamentalen Berichterstattung in ein ausgeprägtes Luftschmocktum verflüchtigt haben. Und es ist die alte irdische Kriecherei, nur daß sie sich in einer höheren Region abspielt. Wenn ein Aviatiker hinunterspuckt, stehen die Reporter mit offenem Maul da. Ein »kaiserlicher Rat« sticht dieser Sorte in die Augen,

auch wenn er tausend Meter über dem Meeresspiegel liegt. Und ob ein Schnellzug oder ein Luftschiff kaputt wird, die alte Schmucknotiz, die ein Inserat unter Blumen verbirgt, sie ist zur Stelle:

.... Baron Economo bewahrte jene gleichmäßige Ruhe, die seinem liebenswürdigen Charakter seinen besonderen Reiz gibt und die so vertrauenerweckend wirkt. Sie hatten alle aus Rücksicht auf die Trauer das Fliegen eingestellt. Nur dem unruhigen Rittmeister Umlauff v. Frankwell ließ sein Soldatenblut keine Ruhe, er mußte das Schicksal herausfordern. Und er stieg noch einmal in dem prächtigen, neuen Doppeldecker, System Lohner, auf und zog in einem wundervoll ruhigen und sicheren Flug über allen Köpfen hoch oben dahin, ein Zeichen des Selbstvertrauens und der menschlichen Kühnheit, die sich nicht brechen läßt. Man hatte die Empfindung, als ob der tollkühne Offizier dort oben dem eben vorbeigehuschten Schatten des Todes zuriefe: »Kumm her, wannst a Schneid hast.«

Der Tod hat sich in kein Gespräch eingelassen, soll aber dem Berichterstatter etwas zugerufen haben, was ein Pilot eben in der Übergangszeit einem unberufenen Frager antwortet: Ah woos u. s. w.

* *
*

Eine Wahrscheinlichkeitsrechnung

stellt der Feuilletonist Wittmann auf. Erzherzog Karl Franz, Thronfolger nach dem Erzherzog Franz Ferdinand, hat sich mit einer Prinzessin Zita von Parma verlobt. Das wird gesetzt. Demnach erscheint es möglich, daß sie einmal Kaiserin von Österreich wird. Aber auch »unerwartete Schicksalswendungen, wie sie fast immer, die kühnste Phantasie verblüffend, die Rechnung der Menschen durchkreuzen«, sind möglich. Darunter kann man sich den Tod, ein politisches Ereignis, den Einbruch der Chinesen oder den Weltuntergang vorstellen, möglich ist alles. Aber auch abgesehen von den unerwarteten Schicksalswendungen, »auch bei natürlichster, ruhigster Entwicklung der Dinge« scheint Herrn Wittmann die Thronbesteigung der Prinzessin Zita »so weit voran im Dämmerlicht der kommenden Zeiten« zu liegen, »daß sie dem Gesichtsfelde der wahrnehmbaren Zukunftserscheinungen kaum noch angehört.« Wieso?

»Der Kaiser lebt und wird noch lange leben, sein Nachfolger steht im kräftigsten Mannesalter, und so dürften wohl die Auserwählten, die einen dritten Kaiser erleben werden, gegenwärtig fast alle noch in den Händen ihrer Amme sich befinden.«

»Doch möglich bleibt möglich«, beruhigt sich Herr Wittmann, »und das Mögliche ist hier sogar das Wahrscheinliche, wenn wir es nicht unter dem ständigen Vorbehalt des Unberechenbaren

das Sichere nennen wollen. Bei ungestörtem Verlauf der Nachfolge muß die junge Prinzessin u. s. w.« Die Leser sind ganz paff darüber, daß die Rechnung doch ausgeht, und staunen über den Scharfsinn der Aufstellung. Sie ist in der Tat verblüffender als das Resultat. Denn abgesehen davon, daß für den Regierungsantritt eines dritten Kaisers nur das Regierungsende des unmittelbaren Vorgängers und nicht die Lebensdauer zweier Vorgänger maßgebend ist, erscheint das Alter der Untertanen, die den dritten Kaiser erleben werden, doch wohl zu niedrig gegriffen. Wenn sich nämlich diese Auserwählten gegenwärtig fast alle noch in den Händen ihrer Amme befinden, so müßte das gleiche auch von dem Erzherzog Karl Franz behauptet werden, was aber nicht stimmt, da er sich verlobt hat. Wenn es aber nicht behauptet wird, so wird stillschweigend angenommen, daß seine sämtlichen Altersgenossen von schwächerer Gesundheit sind als er und alle zwanzig jüngeren Jahrgänge früher sterben müssen, als er den Thron besteigt. Wenn es aber nicht angenommen wird, so kann nur gemeint sein, daß er von schwächerer Gesundheit ist als der Thronfolger und weil dieser erst im Mannesalter steht, seine eigene Thronbesteigung nicht erleben wird, wiewohl er erst im Jünglingsalter steht. Damit wäre aber noch immer nicht bewiesen, daß es auch seinen Altersgenossen unmöglich sein soll, einen dritten Kaiser zu erleben. Denn da diese jedenfalls jünger sind als der Thronfolger, so müssen sie — unter dem ständigen Vorbehalt des Unberechenbaren — den Nachfolger des Thronfolgers erleben. Aber auch die Altersgenossen des Thronfolgers können möglicherweise so lange leben wie dieser, wiewohl er erst im kräftigsten Mannesalter steht. Denn auch sie stehen im kräftigsten Mannesalter, und es ist deshalb sogar möglich, daß sie noch den Regierungsantritt seines Nachfolgers erleben. Wenn dies nur solchen vorbehalten wäre, die heute noch in den Händen ihrer Amme sind, so wäre es auch nur diesen vergönnt, bis zum Regierungsende des Thronfolgers zu leben. Aber auch dem Thronfolger wäre es nur dann vergönnt, sein Regierungsende zu erleben, wenn er in jenem zarten Kindesalter stände. Da dies nicht der Fall ist, sondern der Thronfolger bereits im kräftigsten Mannesalter steht, so müßte stillschweigend angenommen werden, daß seine sämtlichen Altersgenossen von schwächerer Gesundheit sind als er und alle vierzig jüngeren Jahrgänge früher sterben müssen, als er den Thron verläßt.

Da dies aber nicht angenommen wird, so muß es nicht nur den Auserwählten, sondern auch denen, die heute im kräftigsten Mannesalter stehen — unter dem ständigen Vorbehalt des Unberechenbaren — möglich sein, bis zum Regierungsantritt des dritten Kaisers zu leben, während die im Jünglingsalter stehenden Altersgenossen des dritten Kaisers möglicherweise sogar diesen selbst erleben. Was zu beweisen war. Man sieht, daß Feuilletonisten in die Irre gehen, wenn sie sich aus dem Bereich sicherer Stimmungen auf das Gebiet schwankender Tatsachen begeben. Das wird in dem Stimmungsbericht über die Krönung des Erzherzogs Karl Franz hoffentlich nicht vorkommen. Die erlebt der Zifferer.

* * *

Für 2 österreichische
Fürsten
tadellosen Rufes und Exterieurs, 45, resp. 26 Jahre alt, vermögend, werden von befreundeter Seite Anträge wegen Verehelichung entgegengenommen. Nur zweifellos glänzende Offerten sind zu richten unter Chiffre »Oblige« an das Ankündigungs-Bureau dieses Blattes. 12355

Warum nicht? Warum sollen zwei gut erhaltene österreichische Fürsten, alter Adel, wie neu, nicht staunend billig in der Fichtegasse zu haben sein? Die alte Trödlerin hat alles. Die deutschfreisinnigen Damen, die sich im vordern Trakt politisch ausleben dürfen, müssen es gerade in diesen heroischen Zeitläuften als Hauptspaß empfinden, daß ihnen hinten so etwas offeriert wird. Nur noch die Chiffre »Oblige« zeugt von verschwundner Noblesse. Aber die alte Wucherin ist ordentlich stolz: nachdem sie die Fürsten so weit gebracht hat, kommen sie zu ihr und wollen als Ganze angebracht werden. Sie wird schon machen. Sie hat fette Kunden, deren Töchter glänzende Offerten sind. Früher schon wurden Grafen zu Spottpreisen erstanden, warum sollten jetzt, wo es keine Vorurteile mehr gibt und der Börseaner, ohne sich etwas zu vergeben, ganz offiziell mit einer Durchlaucht verkehren kann, zwei Fürsten nicht auf einen Hieb angebracht werden? Die Neue Freie Presse wird es ermöglichen. Denn sie hat es ermöglicht. Es ist die Spezialität dieser Trödlerin, die Pelze schäbig zu machen, eh sie sie feilbietet.

* * *

»Der Polizeihund Leni hat sich geirrt«

Auf Verlangen des Verteidigers erzählt Regierungsrat St. noch eine Episode mit dem Polizeihund »Leni«, der in das Haus, Jägerstraße 35, eine Blutspur verfolgte; deren Herkunft fand indessen eine natürliche Aufklärung. In dem Hause war eine Frau, deren Unwohlsein den Hund angelockt hatte. Der Hund war übrigens noch ungeübt und ermüdet.

Nicht doch, er war geübt, er war weise, er wollte jene Polizeimenschen beschämen, die da glauben, ein Weib blute nur dann, wenn es gestochen sei. Durch die Leni, die jetzt beschimpft wird, haben sie erst entscheidende Aufschlüsse bekommen, daß es einen Unterschied gibt zwischen den Geschlechtern und daß eine Kriminalistik, die darauf nicht Bedacht nimmt und die das Weib, diese lückenhafte Schöpfung, mit ihren Normen quält, des Teufels ist. Sie ist wohl imstande, Morden nachzugehen, aber sie kann dabei auf die Unterstützung der Polizeihunde nicht mehr rechnen, denn diese gehen nicht mit, sondern apportieren ihr menschliche Erkenntnisse und führen sie so in die Irre. Die Leni hat nicht nur die Institution der Polizeihunde, sondern auch die der Polizeimenschen ad absurdum geführt, indem sie ihnen ein Blut verriet, das offenbar nicht von einem Morde stammte und deshalb von unbekannter Herkunft ist. Die Polizei aber sollte nicht nachträglich so tun, als ob sie gewußt hätte, was es bedeutet; sie war gewiß maßlos erstaunt und wahrscheinlich wurde in einer Bezirksleiterkonferenz beschlossen, sich künftig nicht täuschen zu lassen, weil eben Blut Blut sei und die Regel der Mord. Dann aber dürfte ein Polizeibezirksarzt, der zweimal in der Woche das Leben kennen lernt, erklärt haben, es sei doch nicht ganz so und es komme tatsächlich bei Frauen vor, daß sie bluten, ohne verletzt oder gar ermordet zu sein. Man wollte schon eine Untersuchung gegen unbekannte Täter einleiten, aber der Polizeiarzt erklärte auf das dezidierteste, daß sie resultatlos verlaufen müsse. Nachdem einige Beruhigung eingetreten war, kam man zu dem Entschluß, das Institut der Polizeihunde aufzulassen. Sie haben versagt. Man wollte sie zu Kriminalisten heranbilden, die erbarmungslos, ohne Unterschied der Person und des Geschlechts, nur das Gesetz zur Geltung bringen, und siehe, sie suchen das Frauerl!

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3

Doppelnummer

Nr. 329/330 ERSCHIENEN AM 1. SEPTEMBER 1911 XIII. JAH

DIE FACKEL

HERAUSGEBER:

KARL KRAUS

INHALT:

PREIS DER DOPPELNUMMER 60 HELLER

ERSCHEINT IN ZWANGLOSER FOLGE

VERLAG: ‚DIE FACKEL‘, WIEN — BERLIN
WIEN, III/2, HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3 TELEPHON Nr.
BERLINER BUREAU: HALENSEE, KATHARINENSTRASSE

DIE FACKEL

Nr. 329/330 31. AUGUST 1911 XIII. JAHR

Heine und die Folgen

Von **Karl Kraus**

Vorwort

Die tiefste Bestätigung dessen, was in dieser Schrift gedacht und mit ihr getan ist, wurde ihr: sie fand keine Leser. Ein Gedrucktes, das zugleich ein Geschriebenes ist, findet keine. Und mag es sich durch alle äußeren Vorzüge: den bequemen, noch in feindlicher Betrachtung genehmen Stoff, ein gefälliges Format und selbst durch den billigsten Preis empfehlen — das Publikum läßt sich nicht täuschen, es hat die feinste Nase gegen die Kunst, und sicherer als es den Kitsch zu finden weiß, geht es dem Wert aus dem Wege. Nur der Roman, das Sprachwerk, das in seiner ungreifbarsten Reinheit noch dem gemeinen Verstande irgend Halt und Hoffnung läßt, nährt heute seinen Mann. Sonst haben vor dem Leser jene, die ihm mit dem Gedanken im Wort bleiben, einen unendlich schweren Stand gegen die, welche ihn mit dem Wort betrügen. Diesen glaubt er sofort, den andern erst nach fünfzig Jahren. Und keine irdische Träne aus den Augen, die das Leben vom Tod begraben sehen, verkürzt die Wartezeit. Nichts hilft. Die Zeit muß verstinken, um jene, die das sind, was sie können, so beliebt zu machen, wie diese da, welche können, was sie nicht sind. Nur daß dieses Heute noch den besondern Fluch des Zweifels trägt: ob der Kopf, der die Maschine überlebt, auch ihre Folgen überstehen wird. Nie war der Weg von der Kunst zum Publikum so weit; aber nie auch hat es ein so künstliches Mittelding gegeben, eins, das sich von selbst schreibt und von selbst liest, so zwar, daß sie alle schreiben und alle verstehen können und bloß der soziale Zufall entscheidet, wer aus dieser gegen den Geist fortschreitenden Hunnenhorde der Bildung jeweils als Schreiber oder als Leser hervorgeht. Die einzige Fähigkeit, die sie als Erbteil der Natur in Ehren halten: von sich zu geben, was

sie gegessen haben, scheint ihnen auf geistigem Gebiet als ein Trick willkommen, durch den es gelingen mag, zwei Verrichtungen in einer Person zu vereinigen, und nur weil es noch einträglichere Geschäfte gibt als das Schreiben, haben sich bisher so viele unter ihnen Zurückhaltung auferlegt und begnügen sich damit, zu essen, was die andern von sich gegeben haben. Wie derselbe Mensch sich in einer Stammtischrunde vervielfacht hat, in der ein Cellist, ein Advokat, ein Philolog, ein Pferdehändler und ein Maler sitzen, durch den Geist verbunden und nur vom Kellner nach dcn Fächern unterschieden, so ist zwischen Autor und Leser kein Unterschied. Es gibt bloß noch Einen, und das ist der Feuilletonist. Die Kunst weicht vor ihm zurück wie der Gletscher vor dem Bewohner des Alpenhotels. Einst konnte man den, so rühmten die Führer, mit Händen greifen. Wenn der Leser heute ein Werk mit Händen greifen kann, dann muß das Werk eine üble Seite haben. Der Herausgeber dieser Zeitschrift ist sich durchaus bewußt, daß sie ihr Ansehen großenteils jener Empfänglichkeit verdankt, die sich etwa dem vorzüglichen Romanautor nicht gleich darum entzieht, weil sie vom Hörensagen weiß, daß er auch ein Künstler ist. Er darf sich diese Nachsicht getrost zunutze machen. Der Herausgeber der Fackel hat nicht selten das Gefühl, daß er an ihr schmarotzt. Sie würde ihm unwiderruflich verweigert, wenn die Leser gar erführen, in welchem Stadium der Unzurechnungsfähigkeit solch witzige Anläßlichkeiten entstehen, von welcher Kraft der Selbstvernichtung diese Treffsicherheit lebt und wie viel Zentner Leiden eine leichte Feder tragen kann. Und wie düster das ist, was den Tagdieb erheitert. Das Lachen, das an meinen Witz nicht heranreicht, würde ihnen vergehen! Sähen sie, daß der kleine Stoff, der ihnen zu Gesicht steht, nur ein schäbiger Rest ist von etwas, das sie nicht betasten können, sie gingen endlich davon. Ich bin bei denen, die sich einbilden, meine Opfer zu sein, nicht beliebt; aber bei den Schadenfrohen noch immer weit über Verdienst.

Mag nun die Fackel sich auch zumeist in den unrechten Händen befinden: wenn sich das, was von mir geschrieben ist, in einen andern Druck wagt, so langt überhaupt keine Hand darnach. Für eine Sammlung von Satiren oder Aphorismen soll das nicht gelten. Eine solche ist mit den seltenen Lesern zufrieden,

denen die textliche Veränderung ein neues Werk bedeutet. Aber an der Schrift »Heine und die Folgen«, die als Manuskript in den Buchverlag kam, hat es sich gezeigt, daß es nicht mehr Leser gibt, als jene wenigen. Und diese Erfahrung kann gerade sie nicht schmerzlos hinnehmen. Denn ihr Wille ist, Leser zu schaffen, und das könnte ihr nur gelingen, wenn sie Leser findet. Sie trägt den Jammer des deutschen Schrifttums aus, und sie ist nicht zufrieden damit, daß ihre Wahrheit sich an ihr selbst erfülle. Darum betritt sie den Weg der Reue, der aus dem Buch zurück in die Zeitschrift führt, und auch diese Notwendigkeit sei ihr gefällig, die Perversität des geistigen Betriebs unserer Tage zu erweisen. Hier, im vertrauten Kreis, wird sie wenigstens den Versuch machen, zu mehr tauben Ohren zu sprechen, als in der großen deutschen Öffentlichkeit zu haben sind.

Denn es ist nicht zu denken, daß sie just für den Gegenstand taub waren, von dem zu ihnen die Rede ging. Von Heine hören sie noch immer gern und wenn sie auch nicht wissen, was soll es bedeuten. Sicherlich würde die Schrift, wenn sie bloß die Lebensfülle seiner Kunst verneinte, jenem Zeitgefühl nichts Neues sagen, das sich selbst durch die Verabredungen der Intelligenz nicht betrügen läßt. Sicherlich läßt es sich eher zur Bettelei für ein Heine-Denkmal als zur Lektüre seiner Bücher herumkriegen. Und dem Haß, der dort ansetzte, wo nicht Liebe, nur intellektuelle Heuchelei die Grabeswacht hält, würde zwar einige Erbitterung, aber kein allgemeines Interesse antworten. Diese Schrift indes, so weit entfernt von dem Verdacht, gegen Heine ungerecht zu sein, wie von dem Anspruch, ihm gerecht zu werden, ist kein literarischer Essay. Sie erschöpft das Problem Heine nicht, aber mehr als dieses. Der törichteste Vorwurf: daß sie Heine als individuellen Täter für seine Folgen verantwortlich mache, kann sie nicht treffen. Die ihn zu schützen vorgeben, schützen sich selbst und zeigen die wahre Richtung des Angriffs. Sie sollen für ihre Existenz verantwortlich gemacht werden, und der Auswurf der deutschen Intelligenz, der sich sogleich geregt hat, bewies, daß er sich als die verantwortliche Folge fühle. Es waren Individuen, die durch ihre eigene Lyrik schwer genug gestraft sind oder durch ihre eigene Polemik zu sehr insultiert waren, als daß sie einer besondern Abfertigung bedurft hätten. Die wenigen, die sich geärgert und die vielen, die nicht gelesen hatten,

haben bestätigt, was geschrieben war. Nicht die Gefahr, eine Entweihung Heines zu erleben, wohl aber die Furcht, das Feindlichste zu hören, was diesem Zeitalter der Talente gesagt werden kann, hat dem Ruf ein stärkeres Echo ferngehalten. Nicht eine Wertung Heine'scher Poesie, aber die Kritik einer Lebensform, in der ein für allemal alles Unschöpferische seinen Platz und sein glänzend elendes Auskommen gefunden hat, wurde hier gewagt. Nicht die Erfindung der Pest, nicht einmal ihre Einschleppung wurde getadelt, aber ein geistiger Zustand beschrieben, an dem die Ornamente eitern. Das hat den Stolz der Bazillenträger beleidigt. Hier ist irgendwie die Sprache von allem, was sie einzuwickeln verpflichtet wurde, gelöst, und ihr die Kraft, sich einen bessern Inhalt zu schaffen, zuerkannt. Hier ist in dieser Sprache selbst gesagt, daß ihr der kalligraphische Betrug fremd sei, der das Schönheitsgesindel zwischen Paris und Palermo um den Schwung beneidet, mit dem man in der Kunst und in der Hotelrechnung aus dem Fünfer einen Neuner macht. Das haben sie nicht verstanden, oder als bedenklich genug erkannt, um es nicht hören zu wollen.

Um aber die Unfähigkeit, die eine redliche Wirkung des begabten Zeitgeistes ist, nicht schwerer zu belasten als die Bosheit, die in allen Zeiten die sozialen Möglichkeiten gegen den Gedanken mobilisiert hat, muß gesagt werden, daß noch ein besonderer Verdacht den Autor dazu bestimmt hat, vom Verlag Albert Langen das Recht des Wiederabdruckes dieser Schrift zu erbitten. Sein bekannter Verfolgungswahn, der ihm sogar zugeflüstert hat, daß es ihm in zwölf Jahrgängen nicht gelungen sei, sich angenehm zu machen, ließ ihn an eine absichtliche Unterdrückung der Broschüre glauben. Stellte ihm vor, daß die aufgestöberten Wanzen aus der Matratzengruft sich in Bewegung gesetzt und just dort angesiedelt hätten, wo der ihnen bekannte Weg vom Gedanken weg in den Handel führt. Die Furcht vor der Presse kann Berge versetzen und Säle verweigern: vielleicht bedarf es nicht einmal der Agitation, um einen Wiener Buchhändler im Vertrieb einer gefährlichen Broschüre, von der nur ein kleiner Gewinn abfällt, lau zu machen. Zumal einen von jenen, die noch heute der Fackel einen autorrechtlichen Prozeß verübeln, den ihr erster Drucker geführt hat. Ist es denn nicht eine Wiener Tatsache besonderster

Art, daß nicht nur den Blicken der spazierenden City das Ärgernis meiner Bücher entzogen wird, sondern daß die Hefte der Fackel, die in einer Zeile mehr Literatur enthalten als die Schaufenster sämtlicher Buchhandlungen der Inneren Stadt, und an deren letztes Komma mehr Qual und Liebe gewendet ist als an eine Bibliothek von Luxusdrucken eines Insel-Verlags — gezwungen sind, zwischen Zigarren, Losen und Revolverblättern ihre Aufwartung zu machen, um die Kosten zu decken, die eine nie belohnte und nie bedankte Mühe verursacht, während im Chor das Ungeziefer des Humors die Sache für lukrativ hält und sich an dem Begriff der »Doppelnummer« weidet! Eine Zeitschrift, welche die legitimsten administrativen Hilfen wie den Aussatz flieht, so aus sich selbst leben möchte, um so gegen sich selbst zu leben, buchgeboren wie kaum ein Buch im heutigen Deutschland, muß die Stütze des zuständigen Handels, die ihm Pflicht wäre, entbehren und in der österreichischen Verbannung jene Schmach verkosten, die den wegen eines politischen Delikts Verurteilten in die Zelle der Taschendiebe wirft. Ahnt die freigesinnte Bagage, deren kosmisches Gefühl die Gewinnsucht ist und von der man die Gnade erbetteln muß, für irrsinnig gehalten zu werden, wenn man keinen Profit macht: wie viel Genüsse sie sich mit dem Geld erkaufen könnte, das mein Werk des Hasses verschlingt, bis es die Gestalt hat, mit der ein Selbstverherrlicher nie zufrieden ist — weil es erst dann ihm die Fehler enthüllt, die die andern nicht merken? Aber hier, in sein Archiv, nimmt er, was ihm beliebt, und zieht er ein, was andernorts nicht beliebt hat. Hier kann ihn nichts enttäuschen. Eine Arbeit, die statt zwanzig Auflagen nicht die zweite erlangt hat: hier kann ihr nichts geschehen. Ihr Verfasser, dessen Lust es ist, in die Speichen seines eigenen Rads zu greifen, sich selbst und die Maschine aufzuhalten, wenn ihm ein Pünktchen mißfällt, wird nie mehr einem fremden publizistischen Betrieb seine Hilfe gewähren. Er wirbt nicht um neues Publikum. Die Fackel ist ihm nicht Tribüne, sondern Zuflucht. Hier kann ihn das Schicksal einer Arbeit nur bis zur Vollendung aufregen, nicht bis zur Verbreitung. Was hier gelebt wird, mag im Buche wiedererstehen. Aber es ist Lohn genug, unter dem eigenen Rad zu liegen.

Zwei Richtungen geistiger Unkultur: die Wehrlosigkeit vor dem Stoff und die Wehrlosigkeit vor der Form. Die eine erlebt in der Kunst nur das Stoffliche. Sie ist deutscher Herkunft. Die andere erlebt schon im Stoff das Künstlerische. Sie ist romanischer Herkunft. Der einen ist die Kunst ein Instrument; der andern ist das Leben ein Ornament. In welcher Hölle will der Künstler gebraten sein? Er möchte doch wohl unter den Deutschen wohnen. Denn obgleich sie die Kunst in das Patentprokrustesbett ihres Betriebs gespannt haben, so haben sie doch auch das Leben ernüchtert, und das ist ein Segen: Phantasie gewinnt, und in die öden Fensterhöhlen stelle jeder sein eigenes Licht. Nur keine Girlanden! Nicht dieser gute Geschmack, der dort drüben und dort unten das Auge erfreut und die Vorstellung belästigt. Nicht diese Melodie des Lebens, die meine Musik stört, welche sich in dem Gebrause des deutschen Werktags erst zu sich selbst erhebt. Nicht dieses allgemeine höhere Niveau, auf dem es so leicht ist zu beobachten, daß der Camelot in Paris mehr Grazie hat als der preußische Verleger. Glaubt mir, ihr Farbenfrohen, in Kulturen, in denen jeder Trottel Individualität besitzt, vertrotteln die Individualitäten. Und nicht diese mediokre Spitzbüberei der eigenen Dummheit vorgezogen! Und nicht das malerische Gewimmel auf einer alten Rinde Gorgonzola der verläßlichen Monotonie des weißen Sahnenkäses! Schwer verdaulich ist das Leben da und dort. Aber die romanische Diät verschönert den Ekel: da beißt man an und geht drauf. Die deutsche Lebensordnung verekelt uns die Schönheit, und stellt uns auf die Probe: wie schaffen wir uns die Schönheit wieder? Die romanische Kultur macht jedermann zum Dichter. Da ist die Kunst keine Kunst. Und der Himmel eine Hölle!

Heinrich Heine aber hat den Deutschen die Botschaft dieses Himmels gebracht, nach dem es ihr Gemüt mit einer Sehnsucht zieht, die sich irgendwo

reimen muß und die in unterirdischen Gängen direkt vom Kontor zur blauen Grotte führt. Und auf einem Seitenweg, den deutsche Männer meiden: von der Gansleber zur blauen Blume. Es mußte geschehen, daß die einen mit ihrer Sehnsucht, die andern mit ihren Sehnsüchten Heinrich Heine für den Erfüller hielten. Von einer Kultur gestimmt, die im Lebensstoff schon alle Kunst erlebt, spielt er einer Kultur auf, die von der Kunst nur den stofflichen Reiz empfängt. Seine Dichtung wirkt aus dem romanischen Lebensgefühl in die deutsche Kunstanschauung. Und in dieser Bindung bietet sie das utile dulci, ornamentiert sie den deutschen Zweck mit dem französischen Geist. So, in diesem übersichtlichen Nebeneinander von Form und Inhalt, worin es keinen Zwist gibt und keine Einheit, wird sie die große Erbschaft, von der der Journalismus bis zum heutigen Tage lebt, zwischen Kunst und Leben ein gefährlicher Vermittler, Parasit an beiden, Sänger, wo er nur Bote zu sein hat, meldend, wo zu singen wäre, den Zweck im Auge, wo eine Farbe brennt, zweckblind aus Freude am Malerischen, Fluch der literarischen Utilität, Geist der Utiliteratur. Das Instrument zum Ornament geworden, und so entartet, daß mit dem kunstgewerblichen Fortschritt in der täglichen Presse kaum noch jene Dekorationswut wetteifern kann, die sich an den Gebrauchsgegenständen betätigt, denn wir haben wenigstens noch nicht gehört, daß die Einbruchsinstrumente in der Wiener Werkstätte erzeugt werden. Und selbst im Stil der modernsten Impressionsjournalistik verleugnet sich das Heinesche Modell nicht. Ohne Heine kein Feuilleton. Das ist die Franzosenkrankheit, die er uns eingeschleppt hat. Wie leicht wird man krank in Paris! Wie lockert sich die Moral des deutschen Sprachgefühls! Die französische gibt sich jedem Filou hin. Vor der deutschen Sprache muß einer schon ein ganzer Kerl sein, um sie herumzukriegen, und dann macht sie ihm erst die Hölle heiß. Bei der französischen aber geht

es glatt, mit jenem vollkommenen Mangel an Hemmung, der die Vollkommenheit einer Frau und der Mangel einer Sprache ist. Und die Himmelsleiter, die zu ihr führt, ist eine Klimax, die du im deutschen Wörterbuch findest: Geschmeichel, Geschmeide, Geschmeidig, Geschmeiß. Jeder hat bei ihr das Glück des Feuilletons. Sie ist ein Faulenzer der Gedanken. Der ebenste Kopf ist nicht einfallssicher, wenn er es mit ihr zu tun hat. Von den Sprachen bekommt man alles, denn alles ist in ihnen, was Gedanke werden kann. Die Sprache regt an und auf, wie das Weib, gibt die Lust und mit ihr den Gedanken. Aber die deutsche Sprache ist eine Gefährtin, die nur für den dichtet und denkt, der ihr Kinder machen kann. Mit keiner deutschen Hausfrau möchte man so verheiratet sein. Doch die Pariserin braucht nichts zu sagen als im entscheidenden Augenblick très joli, und man glaubt ihr alles. Sie hat den Geist im Gesicht. Und hätte ihr Partner dazu die Schönheit im Gehirn, das romanische Leben wäre nicht bloß très joli, sondern fruchtbar, nicht von Niedlichkeiten und Nippes umstellt, sondern von Taten und Monumenten.

Wenn man einem deutschen Autor nachsagt, er müsse bei den Franzosen in die Schule gegangen sein, so ist es erst dann das höchste Lob, wenn es nicht wahr ist. Denn es will besagen: er verdankt der deutschen Sprache, was die französische jedem gibt. Hier ist man noch sprachschöpferisch, wenn man dort schon mit den Kindern spielt, die hereingeschneit kamen, man weiß nicht wie. Aber seit Heinrich Heine den Trick importiert hat, ist es eine pure Fleißaufgabe, wenn deutsche Feuilletonisten nach Paris gehen, um sich Talent zu holen. Wenn einer heute wirklich nach Rhodus fährt, weil man dort besser hopsen kann, so ist er wahrlich ein übertrieben gewissenhafter Schwindler. Das war zu Heines Zeit notwendig. Man war in Rhodus gewesen, und da glaubten sie einem den Hopser. Heute glauben sie einem Lahmen, der in Wien bleibt,

den Cancan, und mancher spielt jetzt die Bratsche, dem einst kein Finger war heil. Der produktive Anteil der Entfernung vom Leser ist ja noch immer nicht zu unterschätzen, und nach wie vor ist es das fremde Milieu, was sie für Kunst halten. In den Dschungeln hat man viel Talent, und das Talent beginnt im Osten etwa bei Bukarest. Der Autor, der fremde Kostüme ausklopft, kommt dem stofflichen Interesse von der denkbar bequemsten Seite bei. Der geistige Leser hat deshalb das denkbar stärkste Mißtrauen gegen jene Erzähler, die sich in exotischen Milieus herumtreiben. Der günstigste Fall ist noch, daß sie nicht dort waren; aber die meisten sind leider doch so geartet, daß sie wirklich eine Reise tun müssen, um etwas zu erzählen. Freilich, zwei Jahre in Paris gewesen zu sein, ist nicht nur der Vorteil solcher Habakuks, sondern ihre Bedingung. Den Flugsand der französischen Sprache, der jedem Tropf in die Hand weht, streuen sie dem deutschen Leser in die Augen. Und ihnen gelte die Umkehrung eines Wortes Nestroys, dieses wahren satirischen Denkers: ja von Paris bis St. Pölten gehts noch, aber von da bis Wien zieht sich der Weg! (Wenn nicht auf dieser Strecke wieder die Heimatsschwindler ihr Glück machen.) Mit Paris nun hatte man nicht bloß den Stoff, sondern auch die Form gewonnen. Aber die Form, diese Form, die nur eine Enveloppe des Inhalts, nicht er selbst, die nur das Kleid zum Leib ist und nicht das Fleisch zum Geist, diese Form mußte nur einmal entdeckt werden, um für allemal da zu sein. Das hat Heinrich Heine besorgt, und dank ihm müssen sich die Herren nicht mehr selbst nach Paris bemühen. Man kann heute Feuilletons schreiben, ohne zu den Champs Elysées mit der eigenen Nase gerochen zu haben. Der große sprachschwindlerische Trick, der sich in Deutschland viel besser lohnt, als die größte sprachschöpferische Leistung, wirkt fort durch die Zeitungsgeschlechter und schafft aller Welt, welcher Lektüre ein Zeitvertreib ist, den

angenehmsten Vorwand, der Literatur auszuweichen. Das Talent flattert schwerpunktlos in der Welt und gibt dem Haß des Philisters gegen das Genie süße Nahrung. Ein Feuilleton schreiben heißt auf einer Glatze Locken drehen; aber diese Locken gefallen dem Publikum besser als eine Löwenmähne der Gedanken. Esprit und Grazie, die gewiß dazu gehört haben, auf den Trick zu kommen und ihn zu handhaben, gibt er selbsttätig weiter. Mit leichter Hand hat Heine das Tor dieser furchtbaren Entwicklung aufgestoßen, und der Zauberer, der der Unbegabung zum Talent verhalf, steht gewiß nicht allzu hoch über der Entwicklung.

Der Trick wirkt fort. Der Verschweinung des praktischen Lebens durch das Ornament, wie sie der gute Amerikaner Adolf Loos nachweist, entspricht die Durchsetzung des Journalismus mit Geistelementen, die aber zu einer noch katastrophaleren Verwirrung führen mußte. Anstatt die Presse geistig trocken zu legen und die Säfte, die aus der Literatur »gepreßt«, ihr erpreßt wurden, wieder der Literatur zuzuführen, betreibt die demokratische Welt immer aufs neue die Renovierung des geistigen Zierrats. Das literarische Ornament wird nicht zerstampft, sondern in den Wiener Werkstätten des Geistes modernisiert. Feuilleton, Stimmungsbericht, Schmucknotiz — dem Pöbel bringt die Devise »Schmücke dein Heim« auch die poetischen Schnörkel ins Haus. Und nichts ist dem Journalismus wichtiger, als die Glasur der Korruption immer wieder auf den Glanz herzurichten. In dem Maße, als er den Wucher an dem geistigen und materiellen Wohlstand steigert, wächst auch sein Bedürfnis, die Hülle der schlechten Absicht gefällig zu machen. Dazu hilft der Geist selbst, der sich opfert, und der Geist, der dem Geist erstohlen ward. Der Fischzug einer Sonntagsauflage kann nicht mehr ohne den Köder der höchsten literarischen Werte sich vollziehen, der »Volkswirt« läßt sich auf keinen Raub mehr ein, ohne daß die überlebenden Vertreter der Kultur die Aufpasser machen.

Aber weit schändlicher als diese Aufführung der Literatur im Triumph dieses Raubzugs, weit gefährlicher als dies Attachement geistiger Autorität an die Schurkerei, ist deren Durchsetzung, deren Verbrämung mit dem Geist, den sie der Literatur abgezapft hat und den sie durch alle lokalen Teile und alle andern Aborte der öffentlichen Meinung schleift. Die Presse als eine soziale Einrichtung, weils denn einmal unvermeidlich ist, daß die Phantasiearmut mit Tatsachen geschoppt wird, hätte in der demokratischen Ordnung ihren Platz. Was aber hat die Meldung, daß es in Hongkong geregnet hat, mit dem Geist zu schaffen? Und warum erfordert eine arrangierte Börsenkatastrophe oder eine kleine Erpressung oder gar nur die unbezahlte Verschweigung einer Tatsache den ganzen großen Apparat, an dem mitzuwirken Akademiker sich nicht scheuen und selbst Ästheten den Schweiß ihrer Füße sich kosten lassen? Daß Bahnhöfe oder Anstandsorte, Werke des Nutzens und der Notwendigkeit, mit Kinkerlitzchen dekoriert werden, ist erträglich. Aber warum werden Räuberhöhlen von Van de Velde eingerichtet? Nur deshalb, weil sonst ihr Zweck auf den ersten Blick kenntlich wäre und die Passanten sich nicht willig täglich zweimal die Taschen umkehren ließen. Die Neugierde ist immer größer als die Vorsicht, und darum schmückt sich die Lumperei mit Troddeln und Tressen.

Ihren besten Vorteil dankt sie jenem Heinrich Heine, der der deutschen Sprache so sehr das Mieder gelockert hat, daß heute alle Kommis an ihren Brüsten fingern können. Das Gräßliche an dem Schauspiel ist die Identität dieser Talente, die einander wie ein faules Ei dem andern gleichen. Die impressionistischen Laufburschen melden heute keinen Beinbruch mehr ohne Stimmung und keine Feuersbrunst ohne die allen gemeinsame persönliche Note. Wenn der eine den deutschen Kaiser beschreibt, beschreibt er ihn genau so, wie der andere den Wiener Bürgermeister, und

von den Ringkämpfern weiß der andere nichts anderes zu sagen als der eine von einem Flußbad. Immer paßt alles zu allem, und die Unfähigkeit, alte Worte zu finden, ist eine Subtilität, wenn schon die neuen zu allem passen. Dieser Typus ist entweder ein Beobachter, der in schwelgerischen Adjektiven reichlich einbringt, was ihm die Natur an Hauptwörtern versagt hat, oder ein Ästhet, der durch Liebe zur Farbe und durch Sinn für die Nuance hervorsticht und an den Dingen der Erscheinungswelt noch so viel wahrnimmt, als Schwarz unter den Fingernagel geht. Dabei haben sie einen Entdeckerton, der eine Welt voraussetzt, die eben erst erschaffen wurde, als Gott das Sonntagsfeuilleton erschuf und sahe, daß es gut war. Diese jungen Leute gehen zum erstenmal in ein Bad, wenn sie als Berichterstatter hineingeschickt werden. Das mag ein Erlebnis sein. Aber sie verallgemeinern es. Freilich kommt die Methode, einen Livingston in der dunkelsten Leopoldstadt zu zeigen, der Wiener Phantasiearmut zu Hilfe. Denn die kann sich einen Beinbruch nicht vorstellen, wenn man ihr nicht das Bein beschreibt. In Berlin steht es trotz üblem Ehrgeiz noch nicht so schlimm. Wenn dort ein Straßenbahnunfall geschehen ist, so beschreiben die Berliner Reporter den Unfall. Sie greifen das Besondere dieses Straßenbahnunfalls heraus und ersparen dem Leser das allen Straßenbahnunfällen Gemeinsame. Wenn in Wien ein Straßenbahnunglück geschieht, so schreiben die Herren über das Wesen der Straßenbahn, über das Wesen des Straßenbahnunglücks und über das Wesen des Unglücks überhaupt, mit der Perspektive: Was ist der Mensch? .. Über die Zahl der Toten, die uns etwa noch interessieren würde, gehen die Meinungen auseinander, wenn sich nicht eine Korrespondenz ins Mittel legt. Aber die Stimmung, die Stimmung treffen sie alle; und der Reporter, der als Kehrichtsammler der Tatsachenwelt sich nützlich machen könnte, kommt immer mit einem Fetzen Poesie gelaufen, den er irgendwo im Gedränge an sich genommen hat.

Der eine sieht grün, der andere sieht gelb, Farben sehen sie alle.

Schließlich ist und war alle Verquickung des Geistigen mit dem Informatorischen, dieses Element des Journalismus, dieser Vorwand seiner Pläne, diese Ausrede seiner Gefahren, durch und durch heineisch — möge sie auch jetzt dank den neueren Franzosen und der freundlichen Vermittlung des Herrn Bahr ein wenig psychologisch gewendet und mit noch etwas mehr »Nachdenklichkeit« staffiert sein. Nur einmal trat in diese Entwicklung eine Pause — die hieß Ludwig Speidel. In ihm war die Sprachkunst ein Gast auf den Schmieren des Geistes. Das Leben Speidels mag die Presse als einen Zwischenfall empfinden, der störend in das von Heine begonnene Spiel trat. Schien er es doch mit dem leibhaftigen Sprachgeist zu halten und lud ihn an Feiertagen auf die Stätte der schmierigsten Unterhaltung, damit er sehe, wie sie's treiben. Nie war ein Kollege bedenklicher, als dieser. Wohl konnte man mit dem Lebenden Parade machen. Aber wie lange wehrte man sich, dem Toten die Ehre des Buches zu geben! Wie fühlte man, hier könnte eine Gesamtausgabe jene Demütigung bringen, die man einst eßlöffelweise als Stolz einnahm. Als man sich endlich entschloß, den »Mitarbeiter« in die Literatur zu lassen, erdreistete sich Herr Schmock, die Begleitung zu übernehmen, und die Hand des Herausgebers, verniedlichend und verstofflichend, rettete für den Wiener Standpunkt, was durch eine Gruppierung Speidelscher Prosa um den Wiener Standpunkt zu retten war. Ein Künstler hat diese Feuilletons geschrieben, ein Feuilletonist hat diese Kunstwerke gesammelt — so wird die Distanz von Geist und Presse doppelt fühlbar werden. Die Journalisten hatten Recht, so lange zu zögern. Sie waren in all der Zeit nicht müßig. Man verlangte nach Speidels Büchern — sie beriefen sich auf seine Bescheidenheit und gaben uns ihre eigenen Bücher. Denn es ist das böse Zeichen dieser Krise: der Journalismus, der die Geister in seinen Stall

treibt, erobert indessen ihre Weide. Er hat die Literatur ausgeraubt — er ist nobel und schenkt ihr seine Literatur. Es erscheinen Feuilletonsammlungen, an denen man nichts so sehr bestaunt, als daß dem Buchbinder die Arbeit nicht in der Hand zerfallen ist. Brot wird aus Brosamen gebacken. Was ist es, das ihnen Hoffnung auf die Fortdauer macht? Das fortdauernde Interesse an dem Stoff, den sie »sich wählen«. Wenn einer über die Ewigkeit plaudert, sollte er da nicht gehört werden, so lange die Ewigkeit dauert? Von diesem Trugschluß lebt der Journalismus. Er hat immer die größten Themen und unter seinen Händen kann die Ewigkeit aktuell werden; aber sie muß ihm auch ebenso leicht wieder veralten. Der Künstler gestaltet den Tag, die Stunde, die Minute. Sein Anlaß mag zeitlich und lokal noch so begrenzt und bedingt sein, sein Werk wächst umso grenzenloser und freier, je weiter es dem Anlaß entrückt wird. Es veralte getrost im Augenblick: es verjüngt sich in Jahrzehnten. Was vom Stoff lebt, stirbt vor dem Stoffe. Was in der Sprache lebt, lebt mit der Sprache. Wie leicht lasen wir das Geplauder am Sonntag, und nun, da wirs aus der Leihbibliothek beziehen können, vermögen wir uns kaum durchzuwinden. Wie schwer lasen wir die Sätze der ‚Fackel', selbst wenn uns das Ereignis half, an das sie knüpften. Nein, weil es uns half! Je weiter wir davon entfernt sind, desto verständlicher wird uns, was davon gesagt war. Wie geschieht das? Der Fall war nah und die Perspektive war weit. Es war alles vorausgeschrieben. Es war verschleiert, damit ihm der neugierige Tag nichts anhabe. Nun heben sich die Schleier...

Heinrich Heine aber — von ihm wissen selbst die Ästheten, die seine Unsterblichkeit in einen Insel-Verlag retten (die zweckerhabenen Geister, deren Hirnwindungen im Ornament verlaufen), nichts Größeres auszusagen, als daß seine Pariser Berichte »die noch immer lebendige Großtat des modernen Journalismus

geworden sind«; und diese Robinsone der literarischen Zurückgezogenheit berufen sich auf Heines Künstlerwort, daß seine Artikel »für die Bildung des Stils für populäre Themata sehr förderlich sein würden«. Und wieder spürt man die Verbindung derer, die gleich weit vom Geiste wohnen: die in der Form und die im Stoffe leben; die in der Linie und die in der Fläche denken; der Ästheten und der Journalisten. Im Problem Heine stoßen sie zusammen. Von Heine leben sie fort und er in ihnen. So ist es längst nicht dringlich, von seinem Werke zu sprechen. Aber immer dringlicher wird die Rede von seiner Wirkung, und daß sein Werk nicht tragfähig ist unter einer Wirkung, die das deutsche Geistesleben nach und nach als unerträglich von sich abtun wird. So wird es sich abspielen: Jeder Nachkomme Heines nimmt aus dem Mosaik dieses Werks ein Steinchen, bis keines mehr übrig bleibt. Das Original verblaßt, weil uns die widerliche Grelle der Kopie die Augen öffnet. Hier ist ein Original, dem verloren geht, was es an andere hergab. Und ist denn ein Original eines, dessen Nachahmer besser sind? Freilich, um eine Erfindung zu würdigen, die sich zu einer modernen Maschine vervollkommnet hat, muß man die historische Gerechtigkeit anwenden. Aber wenn man absolut wertet, sollte man da nicht zugeben, daß die Prosa Heinrich Heines von den beobachterisch gestimmten Technikern, den flotten Burschen und den Grazieschwindlern übertroffen wurde? Daß diese Prosa, welche Witz ohne Anschauung und Ansicht ohne Witz bedeutet, ganz gewiß von jenen Feuilletonisten übertroffen wurde, die nicht nur Heine gelesen, sondern sich extra noch die Mühe genommen haben, an die Quelle der Quelle, nach Paris zu gehen? Und daß seiner Lyrik, im Gefühl und in der korrespondierenden Hohnfalte, Nachahmer entstanden sind, die's mindestens gleich gut treffen und die zumal den kleinen Witz der kleinen Melancholie, dem der ausgeleierte Vers so

flink auf die Füße hilft, mindestens ebenso geschickt praktizieren. Weil sich ja nichts so leicht mit allem Komfort der Neuzeit ausstatten läßt als eine lyrische Einrichtung. Sicherlich, keiner dürfte sich im Ausmaß der Übung und im Umfang intellektueller Interessen mit Heine vergleichen. Wohl aber überbietet ihn heute jeder Itzig Witzig in der Fertigkeit, ästhetisch auf Teetisch zu passen und eine kandierte Gedankenhülse durch Reim und Rhythmus zum Knallbonbon zu machen.

Heinrich Heine, der Dichter, lebt nur als eine konservierte Jugendliebe. Keine ist revisionsbedürftiger als diese. Die Jugend nimmt alles auf und nachher ist es grausam, ihr vieles wieder abzunehmen. Wie leicht empfängt die Seele der Jugend, wie leicht verknüpft sie das Leichte und Lose: wie wertlos muß eine Sache sein, damit ihr Eindruck nicht wertvoll werde durch Zeit und Umstand, da er erworben ward! Man ist nicht kritisch, sondern pietätvoll, wenn man Heine liebt. Man ist nicht kritisch, sondern pietätlos, wenn man dem mit Heine Erwachsenen seinen Heine ausreden will. Ein Angriff auf Heine ist ein Eingriff in jedermanns Privatleben. Er verletzt die Pietät vor der Jugend, den Respekt vor dem Knabenalter, die Ehrfurcht vor der Kindheit. Die erstgebornen Eindrücke nach ihrer Würdigkeit messen wollen, ist mehr als vermessen. Und Heine hatte das Talent, von den jungen Seelen empfangen und darum mit den jungen Erlebnissen assoziiert zu werden. Wie die Melodie eines Leierkastens, die ich mir nicht verwehren ließe, über die Neunte Symphonie zu stellen, wenns ein subjektives Bedürfnis verlangt. Und darum brauchen es sich die erwachsenen Leute nicht bieten zu lassen, daß man ihnen bestreiten will, der Lyriker Heine sei größer als der Lyriker Goethe. Ja, von dem Glück der Assoziation lebt Heinrich Heine. Bin ich so unerbittlich objektiv, einem zu sagen: sieh nach, der Pfirsichbaum im Garten deiner Kindheit ist heute schon viel kleiner, als er damals war? Man hatte die Masern, man hatte Heine,

und man wird heiß in der Erinnerung an jedes Fieber der Jugend. Hier schweige die Kritik. Kein Autor hat die Revision so notwendig wie Heine, keiner verträgt sie so schlecht, keiner wird so sehr von allen holden Einbildungen gegen sie geschützt, wie Heine. Aber ich habe nur den Mut, sie zu empfehlen, weil ich sie selbst kaum notwendig hatte, weil ich Heine nicht erlebt habe in der Zeit, da ich ihn hätte überschätzen müssen. So kommt der Tag, wo es mich nichts angeht, daß ein Herr, der längst Bankier geworden ist, einst unter den Klängen von »Du hast Diamanten und Perlen« zu seiner Liebe schlich. Und wo man rücksichtslos wird, wenn der Reiz, mit dem diese tränenvolle Stofflichkeit es jungen Herzen angetan hat, auf alte Hirne fortwirkt und der Sirup sentimentaler Stimmungen an literarischen Urteilen klebt. Schließlich hätte man der verlangenden Jugend auch mit Herrn Hugo Salus dienen können. Ich weiß mich nicht frei von der Schuld, der Erscheinung das Verdienst der Situation zu geben, in der ich sie empfand, oder sie mit der begleitenden Stimmung zu verwechseln. So bleibt mir ein Abglanz auf Heines Berliner Briefen, weil mir die Melodie »Wir winden dir den Jungfernkranz«, über die sich Heine dort lustig macht, sympathisch ist. Aber nur in den Nerven. Im Urteil bin ich mündig und willig, die Verdienste zu unterscheiden. Die Erinnerung eines Gartendufts, als die erste Geliebte vorüberging, darf einer nur dann für eine gemeinsame Angelegenheit der Kultur halten, wenn er ein Dichter ist. Den Anlaß überschätze man getrost, wenn man imstande ist, ein Gedicht daraus zu machen. Als ich einst in einer Praterbude ein trikotiertes Frauenzimmer in der Luft schweben sah, was, wie ich heute weiß, durch eine Spiegelung erzeugt wurde, und ein Leierkasten spielte dazu die »Letzte Rose«, da ging mir das Auge der Schönheit auf und das Ohr der Musik, und ich hätte den zerfleischt, der mir gesagt hätte, das Frauenzimmer wälze sich auf einem

Brett herum und die Musik sei von Flotow. Aber in der Kritik muß man, wenn man nicht zu Kindern spricht, den Heine beim wahren Namen nennen dürfen.

Sein Reiz, sagen seine erwachsenen Verteidiger, sei ein musikalischer. Darauf sage ich: Wer Literatur empfindet, muß Musik nicht empfinden oder ihm kann in der Musik die Melodie, der Rhythmus als Stimmungsreiz genügen. Wenn ich literarisch arbeite, brauche ich keine Stimmung, sondern die Stimmung entsteht mir aus der Arbeit. Zum Anfeuchten dient mir ein Klang aus einem Miniaturspinett, das eigentlich ein Zigarrenbehälter ist und ein paar seit hundert Jahren eingeschlossene altwiener Töne von sich gibt, wenn man daraufdrückt. Ich bin nicht musikalisch; Wagner würde mich in dieser Situation stören. Und suchte ich denselben kitschigen Reiz der Melodie in der Literatur, ich könnte in solcher Nacht keine Literatur schaffen. Heines Musik mag dafür den Musikern genügen, die von ihrer eigenen Kunst bedeutendere Aufschlüsse verlangen, als sie das bißchen Wohlklang gewährt. Was ist denn Lyrik im Heineschen Stil, was ist jener deutsche Kunstgeschmack, in dessen Sinnigkeiten und Witzigkeiten die wilde Jagd Liliencronscher Sprache einbrach, wie einst des Neutöners Gottfried August Bürger? Heines Lyrik: das ist Stimmung oder Meinung mit dem Hört, hört! klingelnder Schellen. Diese Lyrik ist Melodie, so sehr, daß sie es notwendig hat, in Musik gesetzt zu werden. Und dieser Musik dankt sie mehr als der eignen ihr Glück beim Philister. Der ‚Simplicissimus' spottete einmal über die deutschen Sippen, die sich vor Heine bekreuzigen, um hinterdrein in seliger Gemütsbesoffenheit »doch« die Loreley zu singen. Zwei Bilder: aber der Kontrast ist nicht so auffallend, als man bei flüchtiger Betrachtung glaubt. Denn die Philistersippe, die schimpft, erhebt sich erst im zweiten Bilde zum wahren Philisterbekenntnis, da sie singt. Ist es Einsicht in den lyrischen Wert

eines Gedichtes, was den Gassenhauer, den einer dazu komponiert hat, populär werden läßt? Wie viele deutsche Philister wüßten denn, was Heine bedeuten soll, wenn nicht Herr Silcher »Ich weiß nicht, was soll es bedeuten« in Musik gesetzt hätte? Aber wäre es ein Beweis für den Lyriker, daß diese Kundschaft seine unschwere Poesie auch dann begehrt hätte, wenn sie ihr nicht auf Flügeln des Gesanges wäre zugestellt worden? Ach, dieser engstirnige Heinehaß, der den Juden meint, läßt den Dichter gelten und blökt bei einer sentimentalen Melodei wohl auch ohne die Nachhilfe des Musikanten. Kunst bringt das Leben in Unordnung. Die Dichter der Menschheit stellen immer wieder das Chaos her; die Dichter der Gesellschaft singen und klagen, segnen und fluchen innerhalb der Weltordnung. Alle, denen ein Gedicht ihre im Reim beschlossene Übereinstimmung mit dem Dichter bedeutet, flüchten zu Heine. Wer den Lyriker auf der Suche nach weltläufigen Allegorien und beim Anknüpfen von Beziehungen zur Außenwelt zu betreten wünscht, wird Heine für den größeren Lyriker halten als Goethe. Wer aber das Gedicht als Offenbarung des im Anschauen der Natur versunkenen Dichters und nicht der im Anschauen des Dichters versunkenen Natur begreift, wird sich bescheiden, ihn als lust- und leidgeübten Techniker, als prompten Bekleider vorhandener Stimmungen zu schätzen. Wie über allen Gipfeln Ruh' ist, teilt sich Goethe, teilt er uns in so groß empfundener Nähe mit, daß die Stille sich als eine Ahnung hören läßt. Wenn aber ein Fichtenbaum im Norden auf kahler Höh' steht und von einer Palme im Morgenland träumt, so ist das eine besondere Artigkeit der Natur, die der Sehnsucht Heines allegorisch entgegenkommt. Wer je eine so kunstvolle Attrappe im Schaufenster eines Konditors oder eines Feuilletonisten gesehen hat, mag in Stimmung geraten, wenn er selbst ein Dichter ist. Aber ist ihr Erzeuger darum einer? Selbst die bloße Plastik einer Natur-

anschauung, von der sich zur Psyche kaum sichtbare Fäden spinnen, scheint mir, weil sie das Einfühlen voraussetzt, lyrischer zu sein, als das Einkleiden fertiger Stimmungen. In diesem Sinne ist Goethes »Meeresstille« Lyrik, sind es Liliencrons Zeilen: »Ein Wasser schwatzt sich selig durchs Gelände, ein reifer Roggenstrich schließt ab nach Süd, da stützt Natur die Stirne in die Hände und ruht sich aus, von ihrer Arbeit müd'«. Der nachdenkenden Heidelandschaft im Sommermittag entsprießen tiefere Stimmungen als jene sind, denen nachdenkliche Palmen und Fichtenbäume entsprossen; denn dort hält Natur die Stirne in die Hände, aber hier Heinrich Heine die Hand an die Wange gedrückt . . . Man schämt sich, daß zwischen Herz und Schmerz je ein so glatter Verkehr bestand, den man Lyrik nannte; man schämt sich fast der Polemik. Aber man mache den Versuch, im aufgeschlagenen »Buch der Lieder« die rechte und die linke Seite durcheinander zu lesen und Verse auszutauschen. Man wird nicht enttäuscht sein, wenn man von Heine nicht enttäuscht ist. Und die es schon sind, werden es erst recht nicht sein. »Es zwitscherten die Vögelein — viel' muntere Liebesmelodein.« Das kann rechts und links stehen. »Auf meiner Herzliebsten Äugelein«: das muß sich nicht allein auf »meiner Herzliebsten Mündlein klein« reimen, und die »blauen Veilchen der Äugelein« wieder nicht allein auf die »roten Rosen der Wängelein«, überall könnte die Bitte stehen: »Lieb Liebchen, leg's Händchen aufs Herze mein«, und nirgend würde in diesem Kämmerlein der Poesie die Verwechslung von mein und dein störend empfunden werden. Dagegen ließe sich etwa die ganze Loreley von Heine nicht mit dem Fischer von Goethe vertauschen, wiewohl der Unterschied scheinbar nur der ist, daß die Loreley von oben auf den Schiffer, das feuchte Weib aber von unten auf den Fischer einwirkt. Wahrlich, der Heinesche Vers ist Operettenlyrik, die auch gute Musik vertrüge.

Im Buch der Lieder könnten die Verse von Meilhac und Halévy stehen:

Ich bin dein
Du bist mein
Welch ein Glück ist uns beschieden
Ach, es gibt
So verliebt
Wohl kein zweites Paar hienieden.

Es ist durchaus jene Seichtheit, die in Verbindung mit Offenbachscher Musik echte Stimmungswerte schafft oder tiefere satirische Bedeutung annimmt. Offenbach ist Musik, aber Heine ist bloß der Text dazu. Und ich glaube nicht, daß ein echter Lyriker die Verse geschrieben hat:

Und als ich euch meine Schmerzen geklagt,
Da habt ihr gegähnt und nichts gesagt;
Doch als ich sie zierlich in Verse gebracht,
Da habt ihr mir große Elogen gemacht.

Aber es ist ein Epigramm; und die Massenwirkung Heinescher Liebeslyrik, in der die kleinen Lieder nicht der naturnotwendige Ausdruck, sondern das Ornament der großen Schmerzen sind, ist damit treffend bezeichnet. Jene Massenwirkung, durch die der Lyriker Heine sich belohnt fühlt. Es ist ein Lyriker, der in einer Vorrede schreibt, sein Verleger habe durch die großen Auflagen, die er von seinen Werken zu machen pflege, dem Genius des Verfassers das ehrenvollste Vertrauen geschenkt, und der stolz auf die Geschäftsbücher verweist, in denen die Beliebtheit dieser Lyrik eingetragen stehe. Dieser Stolz ist so wenig verwunderlich wie diese Beliebtheit. Wie vermöchte sich eine lyrische Schöpfung, in der die Idee nicht kristallisiert, aber verzuckert wird, der allgemeinen Zufriedenheit zu entziehen? Nie, bis etwa zur Sterbenslyrik, hat sich eine schöpferische Notwendigkeit in Heine zu diesen Versen geformt, daß es Verse werden mußten; und diese Reime sind Papilloten, nicht Schmetterlinge: Papierkrausen, oft nur eben

gewickelt, um einen Wickel vorzustellen. »Das hätte ich alles sehr gut in guter Prosa sagen können«, staunt Heine, nachdem er eine Vorrede versifiziert hat, und fährt fort: »Wenn man aber die alten Gedichte wieder durchliest, um ihnen, behufs eines erneuerten Abdrucks, einige Nachfeile zu erteilen, dann überrascht einen unversehens die klingelnde Gewohnheit des Reims und Silbenfalls . . .« Es ist in der Tat nichts anderes als ein skandierter Journalismus, der den Leser über seine Stimmungen auf dem Laufenden hält. Heine informiert immer und überdeutlich. Manchmal sagt ers durch die blaue Blume, die nicht auf seinem Beet gewachsen ist, manchmal direkt. Wäre das sachliche Gedicht »Die heiligen drei Könige« von einem Dichter, es wäre ein Gedicht. »Das Öchslein brüllte, das Kindlein schrie, die heil'gen drei Könige sangen.« Das wäre die Stimmung der Sachlichkeit. So ist es doch wohl nur ein Bericht. Ganz klar wird das an einer Stelle des Vitzliputzli:

Hundertsechzig Spanier fanden
Ihren Tod an jenem Tage;
Über achtzig fielen lebend
In die Hände der Indianer.

Schwer verwundet wurden viele,
Die erst später unterlagen.
Schier ein Dutzend Pferde wurde
Teils getötet, teils erbeutet.

Einer indianischen Lokalkorrespondenz zufolge. Und wie die Sachlichkeit, so das Gefühl, so die Ironie: nichts unmittelbar, alles handgreiflich, aus jener zweiten Hand, die unmittelbar nur den Stoff begreift. Im Gestreichel der Stimmung, im Gekitzel des Witzes.

Die Tore jedoch, die ließen
Mein Liebchen entwischen gar still;
Ein Tor ist immer willig,
Wenn eine Törin will.

Diesen Witz macht kein wahrer Zyniker, dem seine Geliebte echappiert ist. Und kein Dichter ruft einem

Fräulein, das den Sonnenuntergang gerührt betrachtet, die Worte zu:

Mein Fräulein, sein Sie munter,
Das ist ein altes Stück;
Hier vorne geht sie unter,
Und kehrt von hinten zurück.

Nicht aus Respekt vor dem Fräulein, aber aus Respekt vor dem Sonnenuntergang. Der Zynismus Heines steht auf dem Niveau der Sentimentalität des Fräuleins. Und der eigenen Sentimentalität. Und wenn er gerührt von sich sagt: »dort wob ich meine zarten Reime aus Veilchenduft und Mondenschein«, dann darf man wohl so zynisch sein wie er und ihn — Herr Heine, sein Sie munter — fragen, ob er nicht vielleicht schreiben wollte: dort wob ich meine zarten Reime für Veilchenduft und Mondenschein, und ob dies nicht eben jene Verlagsfirma ist, auf deren Geschäftsbücher er sich soeben berufen hat. Lyrik und Satire — das Phänomen ihres Verbundenseins wird faßlich — sie sind beide nicht da; sie treffen sich in der Fläche, nicht in der Tiefe. Diese Träne hat kein Salz, und dieses Salz salzt nicht. Wenn Heine, wie sagt man nur, »die Stimmung durch einen Witz zerreißt«, so habe ich den Eindruck, er wolle dem bunten Vogel Salz auf den Schwanz streuen; ein altes Experiment: der Vogel entflattert doch. Im Fall Heine glückt die Illusion, wenn schon nicht das Experiment. Man kann ihm das Gegenteil beweisen; ihm, aber nicht den gläubigen Zuschauern. Er wurde nicht nur als der frühe Begleiter von Allerwelts lyrischen Erlebnissen durchs Leben mitgenommen, sondern immer auch dank seiner Intellektualität von der Jugendeselei an die Aufklärung weitergegeben. Und über alles wollen sie aufgeklärt sein, nur nicht über Heine, und wenn sie schon aus seinen Träumen erwachen, bleibt ihnen noch sein Witz.

Dieser Witz aber, in Vers und Prosa, ist ein asthmatischer Köter. Heine ist nicht imstande, seinen Humor auf die Höhe eines Pathos zu treiben und von

dort hinunter zu jagen. Er präsentiert ihn, aber er kann ihm keinen Sprung zumuten. Wartet nur! ist der Titel eines Gedichtes:

Weil ich so ganz vorzüglich blitze,
Glaubt ihr, daß ich nicht donnern könnt'!
Ihr irrt euch sehr, denn ich besitze
Gleichfalls fürs Donnern ein Talent.

Es wird sich grausenhaft bewähren,
Wenn einst erscheint der rechte Tag;
Dann sollt ihr meine Stimme hören,
Das Donnerwort, den Wetterschlag.

Gar manche Eiche wird zersplittern
An jenem Tag der wilde Sturm,
Gar mancher Palast wird erzittern
Und stürzen mancher Kirchenturm!

Das sind leere Versprechungen. Und wie sagt doch Heine von Platen?

Eine große Tat in Worten,
Die du einst zu tun gedenkst! —
O, ich kenne solche Sorten
Geist'ger Schuldenmacher längst.

Hier ist Rhodus, komm und zeige
Deine Kunst, hier wird getanzt!
Oder trolle dich und schweige,
Wenn du heut nicht tanzen kannst.

»Gleichfalls fürs Donnern ein Talent haben« — das sieht ja dem Journalismus ähnlich. Aber von Donner kein Ton und vom Blitz nur ein Blitzen. Nur Einfälle, nur das Wetterleuchten von Gedanken, die irgendwo niedergegangen sind oder irgendwann niedergehen werden.

Denn wie eigene Gedanken nicht immer neu sein müssen, so kann, wer einen neuen Gedanken hat, ihn leicht von einem andern haben. Das bleibt für alle paradox, nur für jenen nicht, der von der Präformiertheit der Gedanken überzeugt ist, und davon, daß der schöpferische Mensch nur ein erwähltes Gefäß ist, und davon, daß die Gedanken und die Gedichte da waren vor den Dichtern und Denkern. Er glaubt an den metaphysischen Weg des Gedankens, der ein Miasma ist, während die Meinung kontagiös ist, also

unmittelbarer Ansteckung braucht, um übernommen, um verbreitet zu werden. Darum mag ein schöpferischer Kopf auch das aus eigenem sagen, was ein anderer vor ihm gesagt hat, und der andere ahmt Gedanken nach, die einem schöpferischen Kopf erst später einfallen werden. Und nur in der Wonne sprachlicher Zeugung wird aus dem Chaos eine Welt. Die leiseste Belichtung oder Beschattung, Tönung und Färbung eines Gedankens, nur solche Arbeit ist wahrhaft unverloren, so pedantisch, lächerlich und sinnlos sie für die unmittelbare Wirkung auch sein mag, kommt irgendwann der Allgemeinheit zugute und bringt ihr zuletzt jene Meinungen als verdiente Ernte ein, die sie heut mit frevler Gier auf dem Halm verkauft. Alles Geschaffene bleibt, wie es da war, eh es geschaffen wurde. Der Künstler holt es als ein Fertiges vom Himmel herunter. Die Ewigkeit ist ohne Anfang. Lyrik oder ein Witz: die Schöpfung liegt zwischen dem Selbstverständlichen und dem Endgültigen. Es werde immer wieder Licht. Es war schon da und sammle sich wieder aus der Farbenreihe. Wissenschaft ist Spektralanalyse: Kunst ist Lichtsynthese. Der Gedanke ist in der Welt, aber man hat ihn nicht. Er ist durch das Prisma stofflichen Erlebens in Sprachelemente zerstreut, der Künstler schließt sie zum Gedanken. Der Gedanke ist ein Gefundenes, ein Wiedergefundenes. Und wer ihn sucht, ist ein ehrlicher Finder, ihm gehört er, auch wenn ihn vor ihm schon ein anderer gefunden hätte.

So und nur so hat Heine von Nietzsche den Nazarenertypus antizipiert. Wie weitab ihm die Welt Eros und Christentum lag, welche doch in dem Gedicht »Psyche« mit so hübscher Zufälligkeit sich meldet, zeigt er in jedem Wort seiner Platen-Polemik. Heine hat in den Verwandlungen des Eros nur das Ziel, nicht den Weg des Erlebnisses gesehen, er hat sie ethisch und ästhetisch unter eine Norm gestellt, und hier, wo wir an der Grenze des erweislich Wahren und des erweislich Törichten angelangt sind, hat er vielmehr den seligen Herrn Maximilian Harden

antizipiert. In dieser berühmten Platen-Polemik, die allein dem stofflichen Interesse an den beteiligten Personen und dem noch stofflicheren Vergnügen an der angegriffenen Partie ihren Ruhm verdankt und die Heines Ruhm hätte auslöschen müssen, wenn es in Deutschland ein Gefühl für wahre polemische Kraft gäbe und nicht bloß für das Gehechel der Bosheit, in dieser Schrift formt Heine sein erotisches Bekenntnis zu den Worten:

> Der eine ißt gern Zwiebeln, der andere hat mehr Gefühl für warme Freundschaft, und ich als ehrlicher Mann muß aufrichtig gestehen, ich esse gern Zwiebeln, und eine schiefe Köchin ist mir lieber, als der schönste Schönheitsfreund.

Das ist nicht fein, aber auch nicht tief. Er hatte wohl keine Ahnung von den Varietäten der Geschlechtsliebe, die sich am Widerspiel noch bestätigt, und spannte diese weite Welt in das grobe Schema Mann und Weib, normal und anormal. Noch im Sterben ist ihm ja die Vorstellung von der Kuhmagd, die »mit dicken Lippen küßt und beträchtlich riecht nach Mist«, geläufig, wiewohl sie dort nur eine bessere Wärme als der Ruhm geben soll und nicht als die warme Freundschaft. Wer so die Seele kennt, ist ein Feuilletonist! Feuilletonistisch ist Heines Polemik durch die Unverbundenheit, mit der Meinung und Witz nebeneinander laufen. Die Gesinnung kann nicht weiter greifen als der Humor. Wer über das Geschlechtsleben seines Gegners spottet, kann nicht zu polemischer Kraft sich erheben. Und wer die Armut seines Gegners verhöhnt, kann keinen bessern Witz machen, als den: der Ödipus von Platen wäre »nicht so bissig geworden, wenn der Verfasser mehr zu beißen gehabt hätte«. Schlechte Gesinnung kann nur schlechte Witze machen. Der Wortwitz, der die Kontrastwelten auf die kleinste Fläche drängt und darum der wertvollste sein kann, muß bei Heine ähnlich wie bei dem traurigen Saphir zum losen Kalauer werden, weil kein sittlicher Fonds die Deckung übernimmt. Ich glaube, er bringt das üble Wort, einer leide an der »Melancholik«, zweimal. Solche Prägungen

— wie etwa auch die Zitierung von Platens »Saunetten« und die Versicherung, daß er mit Rothschild »famillionär« verkehrt habe — läßt er dann freilich den Hirsch Hyacinth verantworten. Und dieser Polemiker spricht von seiner guten protestantischen Hausaxt! Eine Axt, die einen Satz nicht beschneiden kann! Seiner Schrift gegen Börne geben die wörtlichen Zitate aus Börne das Rückgrat, aber wenn er darin Börne sprechend vorführt, spürt man ganz genau, wo Heine über Börne hinaus zu schwätzen beginnt. Er tuts in der breitspurigen Porzellangeschichte. Auf Schritt und Tritt möchte man redigieren, verkürzen, vertiefen. Einen Satz wie diesen: »Nächst dem Durchzug der Polen, habe ich die Vorgänge in Rheinbayern als den nächsten Hebel bezeichnet, welcher nach der Juliusrevolution die Aufregung in Deutschland bewirkte, und auch auf unsere Landsleute in Paris den größten Einfluß ausübte«, hätte ich nicht durchgehen lassen. Die Teile ohne Fassung, das Ganze ohne Komposition, jener kurze Atem, der in einem Absatz absetzen muß, als müßte er immer wieder sagen: so, und jetzt sprechen wir von etwas anderm. Wäre Heine zum Aphorismus fähig gewesen, zu dem ja der längste Atem gehört, er hätte auch hundert Seiten Polemik durchhalten können. Von Börne, der in dieser Schrift als sittlich und geistig negierte Person den Angreifer überragt, sagt er: »Alle seine Anfeindungen waren am Ende nichts anderes, als der kleine Neid, den der kleine Tambour-Maitre gegen den großen Tambour-Major empfindet — er beneidete mich ob des großen Federbusches, der so keck in die Lüfte hineinjauchzt, ob meiner reichgestickten Uniform, woran mehr Silber, als er, der kleine Tambour-Maitre, mit seinem ganzen Vermögen bezahlen konnte, ob der Geschicklichkeit, womit ich den großen Stock balanciere usw.« Die Geschicklichkeit ist unleugbar, und der Tambour-Major stimmt auch. In Börnes Haushalt sieht Heine »eine Immoralität, die ihn anwidert«, »das ganze Reinlichkeitsgefühl seiner Seele« sträubt sich in ihm

»bei dem Gedanken, mit Börnes nächster Umgebung in die mindeste Berührung zu geraten«. Er weiß die längste Zeit auch nicht, ob Madame Wohl nicht die Geliebte Börnes ist »oder bloß seine Gattin«. Dieser ganz gute Witz ist bezeichnend für die Wurzellosigkeit des Heineschen Witzes, denn er deckt sich mit dem Gegenteil der Heineschen Auffassung von der Geschlechtsmoral. Heine hätte sich schlicht bürgerlich dafür interessieren müssen, ob Madame Wohl die Gattin Börnes oder bloß seine Geliebte sei. Er legt ja noch im Sterbebett Wert auf die Feststellung, er habe nie ein Weib berühret, wußt' er, daß sie vermählet sei. Aber in dieser Schrift sind auch andere peinliche Widersprüche. So wird Jean Paul der »konfuse Polyhistor von Bayreuth« genannt, und von Heine heißt es, er habe sich »in der Literatur Europas Monumente aufgepflanzt, zum ewigen Ruhme des deutschen Geistes«... Der deutsche Geist aber möchte vor allem das nackte Leben retten; und er wird erst wieder hochkommen, wenn sich in Deutschland die intellektuelle Schmutzflut verlaufen haben wird. Wenn man wieder das Kopfwerk sprachschöpferischer Männlichkeit erfassen und von dem erlernbaren Handwerk der Sprachzärtlichkeiten unterscheiden wird. Und ob dann von Heine mehr bleibt als sein Tod?

Die Lyrik seines Sterbens, Teile des Romanzero, die Lamentationen, der Lazarus: hier war wohl der beste Helfer am Werke, um die Form Heines zur Gestalt zu steigern. Heine hat das Erlebnis des Sterbens gebraucht, um ein Dichter zu sein. Es war ein Diktat: sing, Vogel, oder stirb. Der Tod ist ein noch besserer Helfer als Paris; der Tod in Paris, Schmerzen und Heimatsucht, die bringen schon ein Echtes fertig.

Ich hör' den Hufschlag, hör' den Trab,
Der dunkle Reiter holt mich ab —
Er reißt mich fort, Mathilden soll ich lassen,
O, den Gedanken kann mein Herz nicht fassen!

Das ist andere Lyrik, als jene, deren Erfolg in den

Geschäftsbüchern ausgewiesen steht. Denn Heines Wirkung ist das Buch der Lieder und nicht der Romanzero, und will man seine Früchte an ihm erkennen, so muß man jenes aufschlagen und nicht diesen. Der Tod konzentriert, räumt mit dem tändelnden Halbweltschmerz auf und gibt dem Zynismus etwas Pathos. Heines Pointen, so oft nur der Mißklang unlyrischer Anschauung, stellen hier selbst eine höhere Harmonie her. Sein Witz, im Erlöschen verdichtet, findet kräftigere Zusammenfassungen; und Geschmacklosigkeiten wie: »Geh ins Kloster, liebes Kind, oder lasse dich rasieren«, werden seltener. Das überlieferte Mot »dieu me pardonnera, c'est son metier« ist in seiner vielbewunderten Plattheit vielleicht eine Erfindung jener, die den Heine-Stil komplett haben wollten. Aber es paßt zum Ganzen nicht schlecht. Im Glauben und Unglauben wird Heine die Handelsvorstellung nicht los. Selbst die Liebe spricht zum Gott der Lieder, »sie verlange Sicherheiten«, und der Gott fragt, wie viel Küsse sie ihm auf seine goldene Leier borgen wolle. Indes, der Zynismus Heines, diese altbackene Pastete aus Witz und Weh, mundet dem deutschen Geschmack recht wohl, wenn ers auch nicht wahr haben will. Zu Offenbach, in dessen Orchester der tausendjährige Schmerz von der Lust einer Ewigkeit umtanzt wird, verhält sich dieser Schmerzspötter wie ein routinierter Asra zu einem geborenen Blaubart, einem vom Stamme jener, welche töten, wenn sie lieben.

. . . Was will die einsame Träne? Was will ein Humor, der unter Tränen lächelt, weil weder Kraft zum Weinen da ist noch zum Lachen? Aber der »Glanz der Sprache« ist da und der hat sich vererbt. Und unheimlich ist, wie wenige es merken, daß er von der Gansleber kommt, und wie viele sich davon ihr Hausbrot vollgeschmiert haben. Die Nasen sind verstopft, die Augen sind blind, aber die Ohren hören jeden Gassenhauer. So hat sich dank Heine die Erfindung des Feuilletons zur höchsten Vollkommenheit

entwickelt. Mit Originalen läßt sich nichts anfangen, aber Modelle können ausgebaut werden. Wenn die Heine-Nachahmer fürchten mußten, daß man sie entlarven könnte, so brauchten sie nur Heine-Fälscher zu werden und durften getrost unter seinem Namen en gros produzieren. Sie nehmen in der Heine-Literatur einen breiten Raum ein. Aber die Forscher, denen ihre Feststellung gelingt, sind nicht sachverständig genug, um zu wissen, daß mit dem Dieb auch der Eigentümer entlarvt ist. Er selbst war durch einen Dietrich ins Haus gekommen und ließ die Tür offen. Er war seinen Nachfolgern mit schlechtem Beispiel vorangegangen. Er lehrte sie den Trick. Und je weiter das Geheimnis verbreitet wurde, umso köstlicher war es. Darum verlangt die Pietät des Journalismus, daß heute in jeder Redaktion mindestens eine Wanze aus Heines Matratzengruft gehalten wird. Das kriecht am Sonntag platt durch die Spalten und stinkt uns die Kunst von der Nase weg! Aber es amüsiert uns, so um das wahre Leben betrogen zu werden. In Zeiten, die Zeit hatten, hatte man an der Kunst etwas aufzulösen. In einer Zeit, die Zeitungen hat, sind Stoff und Form zu rascherem Verständnis getrennt. Weil wir keine Zeit haben, müssen uns die Autoren umständlich sagen, was sich knapp gestalten ließe. So ist Heine wirklich der Vorläufer moderner Nervensysteme, als der er von Künstlern gepriesen wird, die nicht sehen, daß ihn die Philister besser vertragen haben, als er die Philister. Denn der Heinehaß der Philister gibt nach, wenn für sie der Lyriker in Betracht kommt, und für den Künstler kommt Heines Philisterhaß in Betracht, um die Persönlichkeit zu retten. So durch ein Mißverständnis immer aktuell, rechtfertigt er die schöne Bildung des Wortes »Kosmopolit«, in der sich der Kosmos mit der Politik versöhnt hat. Detlev von Liliencron hatte nur eine Landanschauung. Aber mir scheint, er war in Schleswig-Holstein kosmischer als Heine im Weltall. Schließlich werden doch die, welche nie aus ihrem Bezirk

herauskamen, weiter kommen als die, die nie in ihren Bezirk hineinkamen.

Was Nietzsche zu Heine gezogen hat — er hatte den Kleinheitswahn, als er im Ecce homo schrieb, sein Name werde mit dem Heines durch die Jahrtausende gehen —, kann nur jener Haß gegen Deutschland sein, der jeden Bundesgenossen annimmt. Wenn man aber den Lazzaroni für ein Kulturideal neben dem deutschen Schutzmann hält, so gibt es gewiß nichts deutscheres als solchen Idealismus, der die weglagernde Romantik schon fürs Ziel nimmt. Das intellektuelle Problem Heine, der Regenerator deutscher Luft, ist neben dem künstlerischen Problem Heine gewiß nicht zu übersehen: es läuft ja daneben. Doch hier ward einmal Sauerstoff in die deutschen Stuben gelassen und hat nach einer augenblicklichen Erholung die Luft verpestet. Daß, wer nichts zu sagen hat, es besser verständlich sage, diese Erkenntnis war die Erleichterung, die Deutschland seinem Heine dankt nach jenen schweren Zeiten, wo etwas zu sagen hatte, wer unverständlich war. Und diesen unleugbaren sozialen Fortschritt hat man der Kunst zugeschrieben, da man in Deutschland immerzu der Meinung ist, daß die Sprache das gemeinsame Ausdrucksmittel sei für Schreiber und Sprecher. Heines aufklärende Leistung in Ehren — ein so großer Satiriker, daß man ihm die Denkmalswürdigkeit absprechen müßte, war er nicht. Ja, er war ein so kleiner Satiriker, daß die Dummheit seiner Zeit auf die Nachwelt gekommen ist. Gewiß, sie setzt sich jenes Denkmal, das sie ihm verweigert. Aber sie setzt sich wahrlich auch jenes, das sie für ihn begehrt. Und wenn sie ihr Denkmal nicht durchsetzt, so deponiert sie wenigstens ihre Visitkarte am Heine-Grab und bestätigt sich ihre Pietät in der Zeitung. Solange die Ballotage der Unsterblichkeit dauert, dauert die Unsterblichkeit, und wenn ein Volk von Vereinsbrüdern ein Problem hat, wird es so bald nicht fertig. Im Ausschuß der Kultur aber sitzen die Karpeles und Bartels, und wie immer die Entscheidung

falle, sie beweist nichts für den Geist. Die niedrige Zeitläufigkeit dieser Debatte, die immerwährende Aktualität antiquierter Standpunkte ist so recht das Maß einer literarischen Erscheinung, an der nichts ewig ist als der Typus, der von nirgendwo durch die Zeit läuft. Dieser Typus, der die Mitwelt staunen macht, weil er auf ihrem Niveau mehr Talent hat als sie, hat in der Kunst der Sprache, die jeder, der spricht, zu verstehen glaubt, schmerzlichen Schaden gestiftet. Wir erkennen die Persönlichkeiten nicht mehr, und die Persönlichkeiten beneiden die Techniker. Wenn Nietzsche Heines Technik bewundert, so straft ihn jeder Satz, den er selbst schrieb, Lügen. Nur einer nicht: »Die Meisterschaft ist dann erreicht, wenn man sich in der Ausführung weder vergreift noch zögert«. Das Gegenteil dieser untiefen Einsicht ist die Sache des Künstlers. Seine Leistung sind Skrupel; er greift zu, aber er zaudert, nachdem er zugegriffen hat. Heine war nur ein Draufgänger der Sprache; nie hat er die Augen vor ihr niedergeschlagen. Er schreibt das Bekenntnis hin: »Der Grundsatz, daß man den Charakter eines Schriftstellers aus seiner Schreibweise erkenne, ist nicht unbedingt richtig; er ist bloß anwendbar bei jener Masse von Autoren, denen beim Schreiben nur die augenblickliche Inspiration die Feder führt, und die mehr dem Worte gehorchen als befehlen. Bei Artisten ist jener Grundsatz unzulässig, denn diese sind Meister des Wortes, handhaben es zu jedem beliebigen Zwecke, prägen es nach Willkür, schreiben objektiv, und ihr Charakter verrät sich nicht in ihrem Stil«. So war er: ein Talent, weil kein Charakter; bloß daß er die Artisten mit den Journalisten verwechselt hat. Und die Masse von Autoren, die dem Wort gehorchen, gibt es leider nur spärlich. Das sind die Künstler. Talent haben die andern: denn es ist ein Charakterdefekt. Hier spricht Heine seine unbedingte Wahrheit aus; er braucht sie gegen Börne. Aber da er objektiv schreibt und als Meister des Worts dieses zu jedem beliebigen Zwecke handhabt, so paßt ihm

das Gegenteil gegen Platen. In ihm sei, »ungleich dem wahren Dichter, die Sprache nie Meister geworden«; er sei »dagegen Meister geworden in der Sprache, oder vielmehr auf der Sprache, wie ein Virtuose auf einem Instrumente«. Heine ist objektiv. Gegen Börne: »Die Taten der Schriftsteller bestehen in Worten«. Gegen Platen: er nenne seine Leistung eine »große Tat in Worten« — »so gänzlich unbekannt mit dem Wesen der Poesie, wisse er nicht einmal, daß das Wort nur bei dem Rhetor eine Tat, bei dem wahren Dichter aber ein Ereignis ist«.

Was war es bei Heine? Nicht Tat und nicht Ereignis, sondern Absicht oder Zufall. Heine war ein Moses, der mit dem Stab auf den Felsen der deutschen Sprache schlug. Aber Geschwindigkeit ist keine Hexerei, das Wasser floß nicht aus dem Felsen, sondern er hatte es mit der anderen Hand herangebracht; und es war Eau de Cologne. Heine hat aus dem Wunder der sprachlichen Schöpfung einen Zauber gemacht. Er hat das höchste geschaffen, was mit der Sprache zu schaffen ist; höher steht, was aus der Sprache geschaffen wird. Er konnte hundert Seiten schreiben, aber nicht die Sprache der hundert ungeschriebenen Seiten gestalten. Wenn nach Iphigeniens Bitte um ein holdes Wort des Abschieds der König »Lebt wohl!« sagt, so ist es, als ob zum erstenmal in der Welt Abschied genommen würde und solches »Lebt wohl!« wiegt das Buch der Lieder auf und hundert Seiten von Heines Prosa. Das Geheimnis der Geburt des alten Wortes war ihm fremd. Die Sprache war ihm zu Willen. Doch nie brachte sie ihn zu schweigender Ekstase. Nie zwang ihn ihre Gnade auf die Knie. Nie ging er ihr auf Pfaden nach, die des profanen Lesers Auge nicht errät, und dorthin, wo die Liebe erst beginnt. O markverzehrende Wonne der Spracherlebnisse! Die Gefahr des Wortes ist die Lust des Gedankens. Was bog dort um die Ecke? Noch nicht ersehen und schon geliebt! Ich stürze mich in dieses Abenteuer.

Religion

Von **August Strindberg**

Aus der schwedischen Handschrift übertragen von Emil Schering

I

Ehe ich diesen großen Stoff anpacke, muß ich beichten und mich selbst einschätzen, auf Treue und Glauben.

Seit 1896 nenne ich mich Christ (siehe Inferno). Ich bin nicht Katholik, bin es nie gewesen, als ich aber sieben Jahre in katholischen Ländern wohnte und in eine katholische Familie heiratete, entdeckte ich, daß ein Unterschied zwischen katholischer und protestantischer Lehre nicht vorhanden oder bloß äußerlich ist; und daß die Sonderung, die einst stattgefunden hat, nur politisch war oder sich um theologische Fragen drehte, die eigentlich nicht zur Religion gehören. Daher meine Toleranz gegen Katholiken, besonders in meinem Gustav Adolf; daher die Fabel, ich sei katholisch geworden. Geborener Protestant bin ich und bleibe ich, aber ich bin kein strenggläubiger und auch kein Pietist, eher Swedenborger. Ich benutze mein Bibelchristentum zu innerem Privatgebrauch, um meine etwas verwilderte Natur zu zähmen; verwildert durch die Veterinärphilosophie und Tierlehre (Darwinismus), in denen ich als Student erzogen wurde; und daß ich, so gut ich kann, die christliche Lehre übe, darüber brauchen sich die Menschen nicht zu beklagen, das versichere ich. Denn nur durch Religion oder die Hoffnung auf ein Besseres, durch die Einsicht, daß der innerste Sinn des Lebens Prüfung, Schule, vielleicht Zuchthaus ist, wird es einem möglich, die Last des Lebens mit Resignation zu ziehen. Wenn man die relative Wertlosigkeit der äußeren Lebensbedingungen, da man in Hoffnung und Glauben lebt, einsieht, erhält man diesen moralischen Mut, den der Gottlose niemals

bekommt: allem zu entsagen, alles zu leiden, um seinem Beruf zu folgen, auszusprechen, wo andere schweigen. Das ist keine dumpfe Resignation, welche die Religion begleitet, wenn man auch zuweilen von Mißmut ergriffen wird, sieht man, daß die Oberen unverbesserlich, die Reichen gefühllos sind, und zu dem Glauben verleitet werden kann, es soll so sein, wie es ist, oder kann nicht anders sein. Dann aber kommen die Evangelien, mit Christus als Lehrer und Tröster, Christus, der im Zorn Wechsler und Makler aus dem Tempel treibt, und zwar mit einer Geißel; der seinen Jüngern sagt, daß sie ihre Kleider veräußern und ein Schwert kaufen sollen; als er aber Blut vergießen sieht, doch den Kampf einstellt und den Verwundeten heilt.

Man kann auch aufsehen zu dem tief religiösen Cromwell, der ein gewaltiger Krieger war, Karl I. köpfen ließ und damit den Grund zu Englands späterer Freiheit legte. Washington war ein gläubiger Mann, der den amerikanischen Freistaat durch Krieg gründete. Selbst Robespierre stellte die Religion wieder her, machte mit den Aristokraten und den »liberalen« Junkern ein Ende; aber seine Geschichte ist so verfälscht, daß man sich kaum ein bestimmtes Bild von ihm machen kann. Die Japaner von heute leben allerdings nicht wie Engel, aber ihr unerschütterlicher Glaube an ein Leben nach diesem, das nur eine Reise durch fremdes Land ist, gibt ihnen eine solch heitere Zuversicht in Mißerfolgen und Lebensgefahr, daß sie dem Tode als einem durchaus nicht traurigen Ereignis entgegensehen.

Mit etwas Religion bekommt das Leben eine Farbe; ist man allerdings mit der Vorstellung vertraut, daß ein vollkommenes Jenseits existiert, kann einem dieses Leben unerträglich hoffnungslos vorkommen, aber in den tiefsten Stunden des Mißmutes wirft man den Anker Hoffnung, und dann beginnt es in uns hell zu werden, und im selben Augenblick ist ein Morgen-

grauen in der Ferne zu sehen. Die eigenen Leiden mögen einem selbstverschuldet oder unverschuldet vorkommen: man sieht ein Ende davon und einen Zweck darin.

Die Weltanschauung, die meine Jugend verführte, hieß die transformistische, mechanische, die Entwicklungslehre (Darwinismus). Darwin selber behielt den Glauben an den Schöpfer bei, der einst in die geformte Materie einen Trieb zur Entwicklung gelegt habe: dadurch sind die Arten entstanden, unter dem Einfluß natürlicher Auslese im Kampfe ums Dasein u.s.w. Das war ungefähr der Standpunkt des religiösen Linné, der auch einsah, daß eine Entwicklung oder ein stufenweise fortschreitendes Schöpfungswerk den Schöpfer nicht ausschloß. Aber Darwins Schüler »entwickelten« die Lehre rückwärts und verkündeten, daß sich die Schöpfung selber geschaffen habe, was ja unsinnig ist. Aber damit folgten alle diese schrecklichen Lehren von des Stärkeren und Tückischeren Recht, auf dem Stuhl zu sitzen, den er sich gemacht hat; der Kapitalist hatte ein Recht, den Armen auszusaugen, nachdem er ihm die Widerstandskraft im Kampfe ums Dasein durch Aushungern geraubt; die abgelebten Junker nahmen die Ämter fort, die ursprünglich Dienste waren, aber zu Brotstellen und Ehrenposten verwandelt wurden; die Kriegsmacht wurde als Gendarmerie unter der falschen Ursprungsbezeichnung »Verteidigung des Vaterlandes« organisiert. Alles, was gegen Menschlichkeit, Humanität, Barmherzigkeit, Billigkeit verstößt, ist eine Folge des Darwinismus.

»Warum ließest du dich anführen?« — »Wer nicht auf seinen Beutel aufpaßt u. s. w.« — Wird übersetzt mit: Warum wurdest du aus niedrigem Stande unter bedrückten Umständen in der Hütte geboren? Ja, weil deine Vorväter Tröpfe waren, die im Kampfe ums Dasein nicht Kraft, Roheit oder Tücke genug besaßen, um sich ihren Weg zu bahnen.

Der Darwinismus ist die Philosophie der Oberklasse, ist also konservativ, volksfeindlich, dem Sozialismus gerade entgegengesetzt. Als aber der Darwinist entdeckte, daß nicht die besten Arten am höchsten stehen, daß vielmehr entartete Feiglinge die gesunde Kraft durch Tücke ersetzen (alle Dummköpfe sind tückisch), fand er die Mängel des Systems und legte als schützende Gleichheit eine Art Liberalismus an, um mit Hilfe der Unterdrückten zur — Macht zu kommen. Für den Darwinisten gibt es kein anderes Leben als dieses, darum muß er *sein einziges Leben* genießen, um welchen Preis es auch sei; da gibt es kein Mitleid, denn das ist Schwäche; da kann es keinen Zusammenschluß (Sozialismus) geben, denn ohne Religion existiert keine Ehre, kein Glaube, kein Opfer; sie können sich nicht aufeinander verlassen, weil alle treulos sind. Das ist der Sieg, den die Wissenschaft über die Barmherzigkeit davongetragen hat. Als diese kaltherzigen Rechenmenschen die Volkswirtschaft vornahmen und mit der Statistik eisenharte Naturgesetze zu entdecken anfingen, über Angebot und Nachfrage, Mehrwert und Existenzminimum, vergaßen sie die wichtigen Nebenumstände zu berücksichtigen, die sich in der menschlichen Natur finden. Nicht oft setzt vermehrtes Angebot allein den Preis herab; der Notleidende muß zum Beispiel hundert Prozent für ein kleines Darlehen bezahlen, während der reiche Spekulant nur fünf bezahlt. Es ist die innere Bosheit, welche die Not bewuchert. Ein anderes »Gesetz« ist, die geschäftliche Unerfahrenheit des andern zu bewuchern: der Bauer wird verleitet, seinen Wald für 500 Kronen zu verkaufen, während er 50.000 wert ist (= Bauern prellen). Ein drittes ist, sich von einem Ausgehungerten Arbeit oder Eigentum verschreiben zu lassen (= Diebsvertrag). All dieses Ungerechte, Boshafte findet keinen Platz in der Volkswirtschaft der Tierlehre, denn die Begriffe Recht und Unrecht sind in der Zoologie gestrichen: da frißt der

eine Fisch den andern auf, wenn er ihn nur verschlingen kann.

Oder was ist dies für ein »Gesetz«: daß alle verdorbenen Waren in die kleinen Städte und aufs Land geschickt werden; daß der Handlungsreisende fast immer schlechtere Ware schickt, als er angeboten hat; daß der Goldschmied gebrauchte Ringe, die er auf einer Leihamtauktion erstanden hat, als neue verkauft; daß der Arbeitgeber oft durch seine »doppelte« italienische Buchführung ausrechnet, daß der Arbeiter ihm immer etwas schuldig ist, auch wenn der eine Forderung zu haben glaubt?

Das sind keine Gesetze, die das gebieten; das ist im Gegenteil gegen göttliche und menschliche Strafgesetze; aber die eiskalte Wissenschaft hat diese »Naturgesetze« entdeckt und sucht sie nun zu umgehen mit Kniffen oder ihnen zu begegnen mit Gewalt.

Das ist ja der Kampf zwischen Schlange und Tiger, das ist keine menschenähnliche Art, die verwickelten Angelegenheiten zu gegenseitiger Zufriedenheit zu ordnen.

Diese tierische Behandlung menschlicher Angelegenheit ist die der Wissenschaft.

Die der Religion ist anders. Das ist die von Laveley, Tolstoi, Victor Hugo (in den Misérables und dem Homme qui rit); drei religiösen Männern, die jedoch nicht strenggläubig und auch keine Frömmler waren.

Die Oberklasse, die zuerst die neuen Lehren von den eisenharten Gesetzen in sich aufnahm, hat sie auf eine entsetzliche Art angewandt; wenn aber die verzweifelnde Unterklasse erst den Glauben wiedergewonnen hat, dann folgt auch die Hoffnung nach, und damit kommt eine gewisse Zuversicht, daß der Kampf berechtigt ist, ein moralischer Mut, wie der war, der einen Cromwell schuf in dem Augenblick, als er nötig war.

II

> Es sieht aus, als sei das Einfache weniger vollkommen als das Zusammengesetzte, aber das Einfache, aus dem das Zusammengesetzte hervorging, ist vollkommener. Swedenborg

Wenn man von den vielen Übersetzungen des Wortes Religion die kürzeste wählen wollte, so würde es ungefähr »Anknüpfung« sein. Anschluß ans Jenseits, Anschluß an das Übersinnliche, Verbindung mit der oberen Welt, wodurch das Leben ein Fragment wird, ein Zwischenstück zwischen einem Früheren und einem Künftigen. Durch diese Betrachtungsart erhält das Leben einen Sinn: ein Verantwortungs- und Schuldgefühl gibt dem schwankenden Fahrzeug einen gewissen Halt; die Hoffnung auf ein künftiges Besseres verleiht Mut und Zuversicht und macht es möglich, zu leben.

Die einfachen Kardinalbegriffe Gott und ein Leben nach diesem finden sich ja in allen Religionen wieder, aber unter mehr oder weniger klaren Formen. So lange die Vorstellungen schwebend gehalten, nicht formuliert werden, gedeihen verschiedene Religionen ziemlich gut zusammen; sobald man aber die Anschauungen in Systeme faßt, das Übersinnliche zu fixieren und zu materialisieren sucht, beginnt es zu spannen und zu strammen. Der Mensch hat nämlich eine Neigung, seine Ansichten mit seiner Person zu assimilieren, sie zu Eigentum zu machen, das Darlehen zu fundieren; mit der angeborenen Lust zur Macht (»Der Wille zur Macht«, Nietzsche) verteidigt er dann sein Eigentum und übt mit Rechthaberei einen Druck auf andere aus, oft nur in der löblichen Absicht, fremder Unterdrückung zu entgehen. Dies ist vielleicht das Geheimnis der Intoleranz, obwohl die Toleranz oft aus Gleichgültigkeit entstehen kann und die Intoleranz des Einen die des anderen hervorruft (= Selbstverteidigung, hart gegen hart).

Was das Christentum angeht, so hat Christus niemals ein System oder eine Theologie aufgestellt, und die Apostel auch nicht. Sobald aber die Kirchenversammlungen Bekenntnisse zu formulieren begannen, fiel die Kirche in Sekten auseinander; wurde allerdings wieder durch Zwang zusammengehalten, aber in der Mitte geteilt, in die römische und griechische Kirche. (1054). Und die Veranlassung war ganz unbedeutend: der Gebrauch von ungesäuertem Brot beim Abendmahl, was die Griechen als jüdische Ketzerei verwarfen. Aber die beiden Hälften, die abendländische und die morgenländische, gerieten nie in einen Religionskrieg: die Entfernung war zu groß. Nachdem innerhalb der römischen Kirche verschiedene Ketzerkriege geführt waren, trat die Reformation ein, und damit trennte sich Nordeuropa von Rom.

Zur selben Zeit aber schieden sich die Protestanten in eine Menge Sekten, von denen Reformierte und Lutheraner ja am meisten hervortraten. Diese Sonderung bedrohte den Bestand des Protestantismus, und beim Religionsgespräch in Marburg suchte man eine Versöhnung, die jedoch ausblieb. Luther erklärte in seiner naiven groben Art, es gebe nur einen Weg zur Einigung: seine Meinung annehmen. Ein dreißigjähriger Krieg wurde die Folge davon, daß sich Germanien von Rom trennte; aber während des gemeinsamen Kampfes begannen die protestantischen Gruppen einander zu suchen, und beim Religionsgespräch zu Thorn, 1645, machte der aufgeklärte Theologe Calixtus seinen Vorschlag zur Versöhnung der protestantischen Kirchen; jedoch ohne damit durchzudringen. Diese Bewegung, bekannt unter dem Namen Synkretismus, trat in Schweden unter Gustav Adolf auf, und ihr vornehmster Kämpfer wurde Johannes Matthiae, der Lehrer der Königin Christine. Sowohl der König wie Oxenstjerna horchten zuerst auf, aber die Priesterschaft arbeitete dagegen. Wenn man Matthiaes Begründungen liest, so findet man, daß er in allen Punkten recht hat, und

man wundert sich, daß seine goldenen Worte nicht mit Dankbarkeit aufgenommen wurden, da man sie in die Wände des Sinaiberges einhauen müßte.

»Gott hat uns in den Geboten der heiligen Schrift gelehrt, was uns zu wissen nötig ist. Mit diesem Lehrer müßten wir zufrieden sein, müßten lassen unnötige Fragen und die wissenschaftliche Lieblosigkeit, die Gehorsam für ihre Sätze fordert, als sei sie eine göttliche Wahrheit. Es wäre der Aufmerksamkeit wert: solange sich das Suchen nach Wahrheit innerhalb der notwendigen Wahrheiten hält und nach Handlung strebt, ist alles ruhig und still; wenn es aber keine Grenzen für sein Wissen kennt, verwickelt es uns in einen Wirbel unnützer Zwiste. Man müßte sich mit den einfachen Worten Christi und seiner Apostel begnügen. Von diesen sind die Lehren geholt, die im apostolischen Bekenntnis enthalten sind, das die Christen doch seit den Tagen der Apostel anerkannt haben. Man könnte wohl einwenden, daß gerade um den Sinn dieses Glaubensbekenntnisses gestritten wurde, und das wäre wohl wahr, aber beinahe alle diese Zwiste wurden von vorwitzigen scholastischen Theologen oder theologischen Philosophen erregt.«

»Um die gewünschte Vereinigung aller christlichen Kirchen zustande zu bringen, müßte man sich über ein gemeinsames Glaubensbekenntnis für alle die Artikel einigen, die notwendig für die Seligkeit sind. Das müßte sich auf die heilige Schrift stützen und auf die Symbole und Bekenntnisse der apostolischen Kirche und deren erste ökumenischen Konzile; und nicht nur enthalten, was jeder Christ anerkennen müßte, sondern auch für die Lehrer das heilsame Muster darstellen, nach dem die Lehre in Versammlungen und Kirchen vorgetragen würde.« (Vor den letzten Teil kann man jedoch ein großes Fragezeichen setzen.)

Die Folge dieser schönen Anwendung der Versöhnungslehre war die, daß Matthiae vors Konsistorium

gestellt und ein Objekt des Odium theologicum wurde, dem geraden Gegenteil von christlicher Liebe. Eine andere Folge, die mehr überraschte, war, daß des Bischofs Schülerin, Königin Christine, zum Katholizismus übertrat: »da alle Bekenntnisse gleich gut seien, aber der Katholizismus für sie, als in einem katholischen Lande wohnend, vorteilhafter sei« (schreibt sie selber). Der fromme Bischof glaubte bis zuletzt, sein Beichtkind habe die Absicht, »zusammen mit dem Papst eine Vereinigung der christlichen Kirchen zustande zu bringen«; und es ist möglich, daß Christine zuerst es so gemeint hat, denn sie war nie Atheistin oder dem Christentum feindlich.

Der ernsthafteste Versuch, der zur Versöhnung gemacht wurde, war der von Leibniz. Selber Protestant, korrespondierte er mit Bossuet, dem Adler von Meaux, der die gallikanische Kirche von gewissen Verpflichtungen gegen den päpstlichen Stuhl befreit und in seinen »Variations des Eglises protestantes« darauf hingewiesen hatte, daß sich die christliche Kirche in Sekten auflöste, seit die Protestanten wegen Glaubenssätze aus der Mutterkirche, der heiligen allgemeinen, ausgetreten waren. Der Versuch mißlang, aber Leibnizens Kompromiß »Systema theologicum« müßte wieder vorgenommen und nachgeprüft werden (ich kenne es nicht); auch seine »Correspondence avec Bossuet«. Leibniz wurde auch von den Protestanten Kryptokatholik gescholten, ganz wie Goethe nach dem zweiten Faust und Wagner nach Parsifal.

Während der Aufklärung, die eine Auflösung war, reagiert ja Voltaire gegen die Theologie und die heruntergekommene Brotkirche, schreibt aber Loblieder auf Christus und macht sich über die Atheisten lustig, so daß er von den Enzyklopädisten für ein »Kind« gehalten wurde; später jedoch haben die Atheisten Voltaire gestohlen.

Rousseau war sowohl Katholik wie Protestant, beides oder keines von beiden, aber er war religiöser als die Theologen, die seine Bücher verbrannten.

Von Voltaire-Rousseau bis zu den Religionskongressen von heute ist ein großer Sprung. Der in Chicago war der radikalste, denn da fanden sich alle Bekenner der Erde ein; wenn auch kein Kompromiß zu Stande kam, man vertrug sich gut zusammen, weil man die theologischen Fragen offen hielt und sich auf die religiösen beschränkte. Die Duldsamkeit war so groß, daß man die Verhandlungen mit dem Gebet des Herrn eröffnen konnte. Ob es mit »La Allah illa Allah« oder »Om mane padme« gegangen wäre, ist unsicher, sehr unsicher.

Als aber die Religionswissenschaft auch auf die Kongresse kam und man Mythologie und Archäologie in die Religion mengen wollte, da entstand eine neue Theologie, die nicht allein scheidet, sondern auch alles religiöse Leben unterdrückt, statt zu versöhnen. Und als unser religionswissenschaftlicher Kongreß mit einer Predigt »in Jesu Namen« eröffnet wurde, so stimmte das nicht zusammen, denn Christi wiederholte Ausfälle gegen die Schriftgelehrten können keinen Anderen gelten als denen, welche Religion zu Wissenschaft (Theologie) machen. Wer das Gebet »Vater unser« benutzt, wird sich wie ein Kind fühlen, und seine Gemütsverfassung ist ganz unabhängig von assyrischen Keilschriften und indischen Kosmogonien.

Das Größte und Höchste ist einfach, sagt Swedenborg, alles Zusammengesetzte steht niedriger.

Der Verstand kann der Liebe nichts lehren,
denn Liebe will nichts wissen vom Verstand.
(Ferid ud-din Attar.)

III

Der heutige Unglaube, das negative Verfahren, hat wohl trotz seinen Übertreibungen eine Aufgabe: die Theologie aufzulösen; an die Religion können sie nicht heran. Die Ungläubigen, zu denen man auch die nicht strenggläubigen Geistlichen der Staatskirche (Ritschlianer u. a.) und die Freikirchlichen (Sektierer)

rechnen kann, müssen ja respektiert werden; die sich aber nicht mit dem negativen Verfahren begnügen, sondern Lehren verkünden, altes Heidentum mit Zeus und dem Tierschlächter Julianus zum Beispiel, die muß man doch nach Verdienst behandeln, aber mit dem geringeren Grad von Respekt, der Toleranz heißt.

Die Dogmen kann man wohl kaum auf Kongressen fortdiskutieren, aber man kann sie so langsam in Vergessenheit geraten lassen. Den Anfang könnte man machen, indem man den Unterricht in Religion aufhebt, jedoch in christlichen Schulen das Morgengebet mit einem Stück aus den Evangelien beibehält, denn Christi einfache Lehren erklären sich selbst. Der Katechismus ist Theologie, die für Priester paßt, aber nicht für Kinder.

Meinen ersten und besten Religionsunterricht erhielt ich von meiner Amme, die mich das kleine Meisterstück »Lieber Gott, kannst alles geben« und dann das Gebet des Herrn und den Segen lehrte: die reichen weite Wege, das ganze Leben reichen sie. Als dann in der Schule der Katechismus kam, nahm das religiöse Gefühl ab; und als wir auf dem Gymnasium »leider auch Theologie« studierten, und, was schlimmer war, Dogmatik, oder die Geschichte der menschlichen Irrtümer, so wurden wir Freidenker und kehrten uns mit Abscheu von der formulierten Christologie.

Als ich auf dem Wege des Lebens alle Theologie vergessen hatte, fand ich die Religion schließlich wieder, aber allein in der Bibel, ohne Erklärungen. Die ganze Gnadenordnung mit ihrem unbegreiflichen Exerzierreglement fiel vor dem einzigen Wort, das der Erlöser an den gekreuzigten Räuber richtete, der diese Grade nicht erlangt hatte. Und wenn ich bisweilen an einer vollen Übereinstimmung zwischen Glauben und Handlungen verzweifelte, da die Handlungen oft zurückblieben, so tröstete mich Paulus damit, »daß ich doch Lust habe zu Gottes Gebot nach dem inwendigen Menschen«; und das ist die Hauptsache.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3

Manuskripte

werden nicht mehr geprüft, sondern vernichtet und nur wenn ein frankiertes und adressiertes Kuvert beiliegt, ohne weitere schriftliche Begründung zurückgeschickt.

Administrative Zuschriften,

die nicht an den Verlag, sondern an die Redaktion der Fackel oder an den Herausgeber adressiert sind, bleiben in jedem Falle unerledigt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Karl Kraus

Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstr. 3

Doppelnummer

NR. 331/332 ERSCHIENEN AM 30. SEPTEMBER 1911 XIII. JA

DIE FACKEL

HERAUSGEBER

KARL KRAUS

INHALT:

PREIS DER DOPPELNUMMER 60 HELLER

ERSCHEINT IN ZWANGLOSER FOLGE

VERLAG: ‚DIE FACKEL', WIEN — BERLIN

WIEN, III/2, HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3 TELEPHON NR.

BERLINER BUREAU: HALENSEE, KATHARINENSTRASSE

DIE FACKEL

Nr. 331/332 30. SEPTEMBER 1911 XIII. JAHR

Sommer-Revue

Von **Karl Kraus**

Mona Lisa und der Sieger

Mit zwei kunsthistorischen Ereignissen hat sich dieser Sommer 1911 in die Geschichte der Menschheit eingetragen, mit zwei Gewalttaten zugleich, deren zeitliche Nähe einen tief symbolischen Zusammenhang offenbart. Im August wurde die Mona Lisa aus dem Louvre gestohlen, aber dafür hatte uns der Juli das Porträt des Herausgebers der Neuen Freien Presse geschenkt. So merkwürdig die Nachbarschaft der beiden Taten ist, so erkläre ich, um jeder Reklame für das Sicherheitsbureau der Wiener Polizei die Spitze abzubrechen, sofort: daß ich die Mona Lisa nicht gestohlen habe. Bei Gott! ich hab's nicht getan; aber hätt' ichs, ich würde mich dieser Tat nicht 'schämen, denn sie wäre beim Teufel nicht das schlechteste, was ich in meinem Leben getan habe. Im Gegenteil stehe ich nicht an zu behaupten, daß mir die Anonymität des Diebs das einzige bedenkliche Moment in seiner ganzen Aktion zu sein scheint, von dem wundervollen Entschluß an, ein Kunstwerk vom Anblick des Publikums zu befreien, bis zur herrlichen Tat. Zuzutrauen wäre sie mir schon, und ich unterscheide mich von dem Täter nur darin, daß ich mich zu seiner Tat bekenne. Die Hand, die der Welt die Visage des Siegers geoffenbart hat und ihr, weit über jede Absicht des Spottes hinaus, fern aller karikaturistischen Bosheit, in bebender Andacht gezeigt hat, wie das aussieht, was den Staat beraubt und was die Welt verpestet; die Hand, die es nicht dulden wollte, daß das Antlitz der Macht länger verborgen bleibe, welche die Partei des Geldes gegen den Geist vertritt; die Hand, die an einer gemeinen Photographie zu zeigen imstande ist, wie der Fortschritt dasteht, wie die Geldgier die Faust ballt, welchen Blick die Aufklärung hat, welchen Bart der Einfluß und welche

Nase der freisinnige Triumph — diese Hand wäre, weiß Gott, auch imstande gewesen, die große Befreiungstat zu vollführen, die die Kunst gegen diese Macht geschützt hat! Mona Lisa — das ist der Schulfall, um der Weltbestie Intelligenz, an deren Haß der Künstler stirbt, aber von deren Haß die Kunst lebt, den Genickfang zu geben. Daß der Abtransport der Mona Lisa die endliche Erfüllung einer tiefen kulturellen Notwendigkeit bedeutet, geht für alle, die Ohren haben, wenn sie schon nicht die Fähigkeit übersinnlichen Erfassens hatten, aus dem Gekreisch derer hervor, die sich als Verlustträger gebärden. Aus dem Wehgeschrei des Abschaumes der Menschheit, der, nicht imstande zwischen Lionardo und einem Farbendrucker zu unterscheiden, behauptet, daß der Verlust der Mona Lisa nach dem Antisemitismus die größte Schmach des Jahrhunderts sei. Aus den Artikeln des Siegers, der trotz der Zerschmetterung der Christlichsozialen das Leben ohne die Mona Lisa nicht mehr lebenswert findet, wegen des seltsamen, unergründlichen Lächelns; der behauptet, daß ein Bild, welches zu Tausenden gesprochen, welches das Ziel der künstlerischen Andacht Tausender war, dieses Kleinod, welches Tausenden unendlich teuer ist, von Tausenden und Abertausenden bewundert wurde, nein, Tausenden und Abertausenden ein Born reinsten Empfindens und Tausenden, ja man kann ohne Übertreibung sagen, Millionen ein Ziel frommer Wallfahrt war, daß ein solches Kleinod, wenn es gestohlen wurde, eine Schmach für die ganze Menschheit und ein Angriff gegen das ideale Interesse aller Völker und Länder und nicht nur Paris, sondern die ganze Welt und die ganze zivilisierte Welt und die ganze Kulturwelt und wieder die ganze Kulturwelt und die Augen der ganzen Kulturmenschheit sind nach Paris gerichtet und nach dem administrativen Augiasstall, so daß man an Marokko vergaß und unter dem ersten niederschmetternden Eindruck, nachdem der Sonnenstrahl der echten Kunst auch in das ärmliche Heim der unteren Schichten gelenkt wurde und die Erschließung für die großen Massen und die breiten Schichten, so daß nur die Hoffnung bleibt, dem Besitz der Menschheit erhalten zu bleiben und vor dem bewundernden Blick der Gesamtheit wieder aufzutauchen, und die ganze Welt den Wunsch hat, daß sie doch noch gefunden wird, damit das kostbare Gemeingut der Allgemeinheit, das geheimnisvolle, unergründliche Lächeln der Mona Lisa, welches Tausenden in tiefster Seele nachleuchtet, auch in Zukunft

Tausenden zur Quelle reinster Freude werde... All dies zeigt, wie notwendig hier ein entschlossenes Handeln war. Seit jeher hatte ich, ohne daß ich mir's recht gestehen wollte, eine geheimnisvolle Abneigung gegen das unergründliche Lächeln der Mona Lisa. Ich hatte es noch nicht gesehen, aber es verfolgte mich seit dem ersten Blick in eine Zeitung, denn meine Bestimmung war es doch, mehr Kunstkritiken als Bilder zu betrachten. Aber nicht nur in Kunstkritiken, auch in Literaturkritiken trat mir das unergründliche Lächeln der Mona Lisa entgegen, es fehlte — lange ehe es in den Leitartikel kam — in keinem Feuilleton, und kaum ein Sonntagsplauderer lebte, der nicht der geheimnisvollen Pragerin, die auf der Ischler Esplanade Furore machte, das besondere Merkmal nachrühmte, daß sie das unergründliche Lächeln der Mona Lisa habe. Wie mir »das alte Wien des Canaletto« durch die häufige literarische Verwendung dieses Malers unsympathisch wurde, so machte sich mir die Mona Lisa durch eine Eigenschaft verhaßt, die sie mit jedem Jourmädel zu teilen schien. Dieses Vorurteil nun wurde vom Anblick des Originals nicht besiegt, sondern im Gegenteil fand ich, daß es nicht bald etwas Reizloseres, Altjüngferlicheres geben könne als das Lächeln der Mona Lisa, auf deren Geheimnis ich nicht neugierig war und die mir günstigsten Falls den seichten Glauben an die Unergründlichkeit der Frauenseele zu belächeln schien. Aber vor allem in einem Punkte unterschied ich mich von den Tausenden und Abertausenden: ich gab — ohne von der Kunst der Farbe viel mehr zu verstehen als sie — die Möglichkeit zu, daß Lionardo auch dann ein großer Maler geworden wäre, wenn die Gioconda zufällig ohne Lächeln auf die Welt gekommen wäre, und daß er ein Künstler ist, selbst wenn sie ein Scheusal war. Das ist es nämlich, was der Kunstverstand meiner Bedienerin und meines Leitartiklers und der ganzen kultivierten Welt nicht zugeben will, und wenn Reznicek die Gioconda noch schöner gemalt hätte, so hielten sie ihn für einen noch größeren Künstler als Lionardo. Ihre Trauer um den Verlust eines Originals würde vertausendundabertausendfacht, wenn auch alle Kopien verloren gingen, und wie viel Jammer in der Welt wäre, wenn erst alle Ansichtskarten der Mona Lisa geraubt würden, das ist gar nicht zu ermessen. Auch auf einem höheren Kulturniveau als jenes ist, auf dem die kultivierte Menschheit steht, wäre die Wehklage über ein verlorenes

Bild als Heuchelei abzuweisen, die Irrelevanz des Kunstwerks im Vergleich zum Künstler hervorzuheben und die Kunst nötigenfalls durch Vernichtung des fertigen Werkes gegen die Anerkennung eines Intelligenzpöbels zu schützen, dessen tiefere Teilnahme ja doch nur jenen schöpferischen Naturen gehört, die Feuer fressen oder bis zum hohen C gelangen. So wie aber die kulturellen Verhältnisse heute liegen, ist es ein Rätsel, warum über die Vernichtung eines Ölgemäldes in der Auslage der Firma Nedomansky, das den letzten Straßenexzessen zum Opfer fiel, nicht Leitartikel geschrieben wurden. Den kunstfernen Sudlern, die bei jeder sich bietenden Gelegenheit die Aussicht eröffnen, daß die Kunst demnächst »Gemeingut« werde, und die darüber entzückt sind, daß die Mona Lisa sich schon so eingebürgert habe wie das Telephon: ihnen, die die Kunst verbilligen — nicht jenen, die das Fleisch verteuern wollen, müßte man die Fenster einschlagen! Und ein Gesindel, das nur die Ekstase merkantiler Erlebnisse kennt, nur die Ehrfurcht vor dem Geld, nur die Spannungen der Börse; dem Kunst ein Gesellschaftsspiel und Religion ein gesellschaftlicher Zwang ist; dem Religion das ist, woran der Salo Cohn glaubt, und Kunst das, was er kaufen kann: solches Volk applaudiert dem Leitartikler, wenn er beteuert, daß »jeder einzelne verarmt und schwer geschädigt« sei, als wär's der schwarze Freitag, und wenn er den Einwand, daß es schließlich ja doch nicht um die Börse, sondern nur um die Kunst gehe, mit der Frage vorwegnimmt: »Ist das andächtige Erschauern vor einem Kunstwerk nicht auch etwas Heiliges?« Denn sie alle sind vor der Mona Lisa andächtig erschauert, sobald sie dazu Zeit hatten. »Wie viele«, ruft jener, »die im Drang der Geschäfte nach der französischen Hauptstadt kamen, haben vor dem Bilde Leonardo da Vincis Augenblicke der Erbauung und der Andacht verbracht, die ihnen wirklich zum inneren Erleben wurden!« Das kann man sich vorstellen. Die Manufakturreisenden, die, ohne im Baedeker nachzusehen, ins Louvre eilen, zuerst enttäuscht wegen der Verwechslung, dann aber gebannt, hingerissen, wie fest gewurzelt vor der Mona Lisa, schnell ihre Andacht verrichtend, schlag zwei wieder beim Vertreter, weil das Leben, das Leben eben doch seine Rechte fordert! Nun ist sie dahin, und ihnen bleibt nur die Erinnerung, und wenn sie ein unergründliches Lächeln brauchen, sind sie rein auf das Konterfei des Siegers angewiesen. Freilich hat

dieses den Vorzug, daß seine Echtheit unbestritten ist. Von der aus dem Louvre entwendeten Mona Lisa hat ein Sachverständiger behauptet, daß sie eine Kopie sei. Ist sie das, so ist auch die Trauer, die die Kulturmenschheit über den Verlust eines Kunstwerks empfindet, als Schwindel entlarvt. Denn um ihr Schauer der Andacht beizubringen und in ihrer tiefsten Seele nachzuleuchten, dazu hat eine Kopie ausgereicht und würde erforderlichenfalls eine Photographie ausreichen. Da sie es für Kunst hält, wenn das Modell ein freundliches Gesicht macht, so ist ihr mit jeder Art von Reproduktion zu helfen. Die Mona Lisa ist gestohlen und der Nordpol entdeckt worden: ob das Bild falsch war und Herr Cook nicht hingekommen ist, ist gleichgiltig. Auf die Begleitumstände der menschlichen Gemeinheit kommt es nicht an. Die Hauptsache ist, daß die Mona Lisa am unergründlichsten gelächelt hat und daß der Nordpol der nördlichste Punkt ist! Im Drang der Geschäfte begnügt sich die Menschheit mit den Illusionen. Die realen Werte des Lebens gehen ihr doch nicht verloren. Es sind jene, über deren Erhaltung das Bild des Siegers geheimnisvoll lächelt, wenn es auch nur eine Photographie ist.

* * *

Der Feind im Haus

In den Tagen tiefster Erschütterung, auf der Suche nach einer sachverständigen Kondolenz zum Verlust der Mona Lisa, hat sich die Neue Freie Presse einen Aufsatz des Wiener Kunsthistorikers Professors Dworak zugezogen, bei dessen Lektüre selbst dem Sieger das Lächeln der Mona Lisa verging. Die Kondolenz enthält nämlich die Sätze:

Es wäre sicher ein unersetzlicher Verlust, wenn das Bild dauernd verschwinden würde. Es scheint mir jedoch, daß die allgemeine Entrüstung nicht so sehr auf einer wirklichen verständnisvollen Wertschätzung des merkwürdigen Gemäldes beruht, wie vielmehr einerseits auf den Legenden, deren Mittelpunkt es im Laufe der Zeiten geworden ist, und andererseits auf der Stellung, die es dank diesen Legenden in dem Kunstbanausentum unserer Zeit eingenommen hat. Viel näherliegend als an einen schlechten Scherz, wäre es, an die Verzweiflungstat eines Kunstfreundes zu denken, der das Gemälde auf einige Zeit der ununterbrochenen Profanation entziehen wollte, der es besonders in der letzten Zeit in den Ergüssen der »Kunstschriftsteller« ausgesetzt war. Ein Buch, in dem man alles zusammenstellen würde, was in den letzten zwanzig Jahren über das »geheimnisvolle Lächeln« der Gioconda, das ein typisches Merkmal aller jugendlichen Gestalten Lionardos und seiner

ganzen Schule war, oder über die Darstellung der »rätselhaften, betörenden, unverstandenen Frauenseele«, die zu schildern ganz außerhalb des Bereiches der damaligen Kunst und Literatur lag, geschrieben wurde, wäre kein Ruhmestitel des Jahrhunderts. Ich fürchte sehr, es ist weit mehr die »Mona Lisa« der Kunstskribenten und des seichten geschmacklosen Romans Mereschkowskis, die man beklagt, als das Kunstwerk, bei dem weit wichtiger als die Individualität der dargestellten Frau eine neue malerische Bewältigung der Form war, die übrigens nicht bei Lionardo allein, sondern in derselben Zeit auch bei Tizian und Correggio beobachtet werden kann. So groß die malerischen Qualitäten der Werke Lionardos waren, so teilte er sie doch mit anderen Meistern seiner Zeit: ohnegleichen war dagegen seine Bedeutung für das ganze geistige Leben seiner Zeit, dem er seine Kunst dienstbar machte. In vielfacher Beziehung wäre der Verlust seiner Manuskripte, die er als erster mit wissenschaftlich exakten Illustrationen versehen hat (was eine der größten Umwälzungen in der Geschichte der Anschauung und Forschung bedeutet), unvergleichlich größer als der Verlust eines von seinen Gemälden, die sich uns durchwegs in einem sehr schlechten Zustande erhalten haben. Wäre da die Klage auch so groß und allgemein?. . .

Das klingt doch wirklich, wie wenn einer, der kondolieren kommt, dem Hausvater zuriefe: Tröstcn Sie sich, Sie Trottel. Warum weinen Sie denn? Erstens verstehn Sie einen Schmarrn von dem, was das Mädel war, zweitens war sie ein Schlampen, und drittens, was geht Sie das überhaupt an, indem daß sie ja doch nicht von Ihnen war — verstanden?

* * *

Die Konkurrenz

Neue Freie Presse, 25. August:

Von sorgfältigster Durchbildung aller Einzelheiten, ohne daß darüber die große, einfache Gesamtwirkung verloren ginge — Leonardo soll das Porträt immer und immer wieder übermalt und sich in der Ausführung nicht haben genug tun können! — faßt dieses Gemälde alles in sich, was die Porträtmaler Italiens zu Ende des Quattrocento in ihre Kunst zu legen strebten und wußten. Die Zeit hat ihm nicht geschadet, wohl eher genützt. Die etwas nachgedunkelten Schatten geben eine ernstere Haltung, eine geschlossenere Wirkung, als das Bild gehabt haben mochte, wie es von der Staffelei kam. Die email-

Neues Wiener Tagblatt, 25. August:

Das Verhängnis, das über der Mehrzahl der Meisterwerke Lionardos gewaltet und sie frühzeitiger Verderbnis preisgegeben hat, hat auch die »Mona Lisa« heimgesucht. Schon Cassiano del Pozzo fand das Bild 1625 in Fontainebleau in schlechtem Erhaltungszustande, und der deutsche Kunstforscher Waagen bemerkte 1839, daß alle warmen Töne des Fleisches verschwunden seien und viele feine Risse die Fleischteile durchzögen. Gewiß ist, daß das Porträt, wie es heute ist, uns kaum eine Vorstellung davon vermitteln kann, wie es einst im Zustande der Frische und Unberührtheit aus-

artige Glätte des Farbenauftrages erhält durch ein gleichmäßiges Craquelée, eine Unzahl winziger Sprünge und Risse in der Farbenschicht, einen unbeschreiblichen Reiz; und die Bewunderung von zwölf Generationen, ein förmlicher Sagen- oder Mythenkreis, der sich um dieses Werk gebildet hat, wirkt suggestiv auf den Beschauer.... so ist wohl die »Mona Lisa« das geschlossenste, fertigste und von Unvollkommenheiten freieste Werk dieses unermeßlichen Talents und nimmt als solches eine ganz singuläre Stellung ein. A. F. S.

gesehen haben mag. Abgesehen von den hoch aufgetragenen Lichtern in der Bekleidung, die sich erhalten haben, sind — so bemerkt Woldemar v. Seidlitz, der Meister der deutschen Lionardoforschung — ziemlich alle Feinheiten an den einzelnen Teilen des Gesichtes verschwunden: von dem Glanz der Augen, dem zarten Rot der Lippen und der Nasenlöcher, den Adern unter der Haut und den einzeln aufgesetzten Haaren, die man aus den Poren der Haut hervorwachsen sah, ist kaum noch ein Schimmer zu erkennen....

* * *

Auf vielfache Anfragen

erkläre ich, daß der bekannte Maler Bunzel, der den Vorschlag gemacht hat, die Gemälde durch eiserne Vorhänge zu schützen, »selbstverständlich während der Zeit, da die Galerie den Besuchern nicht offen steht«, nicht von mir war. So oft jetzt der Name Bunzel in Verbindung mit einer eigenartigen Zuschrift in der Neuen Freien Presse auftaucht, hat man mich im Verdacht. Ich werde genötigt sein, ein anderes Pseudonym zu wählen.

* * *

Das Redaktionsgeheimnis

»Die Nachfragen bei den Redaktionen, die früher im Louvre Scheindiebstähle ausführen ließen, waren bisher resultatlos.«

Nach der Mona Lisa oder den früher gestohlenen Werken?

* * *

Pariser Leben

»Im Louvre herrscht Panik ... Die Stelle, wo die Gioconda hing, ist leer ... Der Generalsekretär hängt am Telephon ...«

* * *

Unter dem Verdacht, ein Österreicher zu sein

»Paris, 26. August. Es war vorauszusehen, daß der Verfolgungseifer, den die Behörden nach dem Diebstahl des ‚Gioconda‘-Bildes entwickeln würden, sich zunächst ein deutsches oder ein österreichisches Opfer suchen müsse. Gleich am ersten Tage wußten einzelne Blätter zu melden: Ein junger Mann, dem Aussehen nach ein Österreicher, habe die Aufmerksamkeit der Galeriewächter erregt. . . .«

* *
*

Ich hatte ja keine Ahnung,

daß wegen des Münz ein Krieg zwischen England und Deutschland geplant war. Ich hatte vielmehr geglaubt, daß er nach der glücklichen Beilegung der Angelegenheit zwischen Griechenland und der Türkei im redaktionellen Gewahrsam gehalten, zu leichteren Interviews verwendet und jedenfalls verhindert worden sei, ein zweitesmal dem europäischen Frieden gefährlich zu werden. Denn nach tausend Jahren, wenns dann noch eine Menschheit geben sollte, wird sie es ja nicht für möglich halten, daß es einst nicht nur einer geschwätzigen Diplomatie überlassen war, die Völker zur Schlachtbank zu treiben, sondern daß auch ein beliebiger Bocher aus Leipnik, der einem Botschafter beim Pissoir auflauerte, über Gut und Blut zu entscheiden hatte, und daß die Regierungen trotz ihrem Wissen um den infamen Ursprung dessen, was als politische Wissenschaft aufgetischt wurde, daraus »ernste Konsequenzen« zogen. Und daß es damals keine Übertreibung war, zu behaupten, ein Jahrhundert nach Napoleon habe ein stotternder Schmock über die europäische Landkarte verfügt. Ich hatte ja keine Ahnung. Ich bin zufrieden, wenn ich mir aus dem entsetzlichen Weltbild, das mir jede Zeile der Neuen Freien Presse offenbart, die Politik ausschalten und die bezüglichen Seiten, aus denen mirs von Erklärungen und Communiqués entgegengähnt, von Mahmud, Schefket, Rifaat und ähnlichen Paschas, von Fragen und Lagen, überschlagen kann. Da schickte man mir einen Ausschnitt aus der Berliner Zeitung ‚Der Tag‘ ins Haus:

.... In der Wiener ‚Neuen Freien Presse‘ hat ein angeblich angesehener Engländer den Deutschen bitterböse Dinge gesagt. Grobheiten Gladstonescher Prägung, wie sie sich Diplomaten nur dann leisten, wenn sie endgültig darauf verzichtet haben, den Mangel an freundlichen Gedanken hinter süßen Worten zu verbergen. Mr. Cartwright will der Grobian nicht gewesen sein. Genauen Kennern der Wiener Verhältnisse und der ‚Neuen Freien Presse‘-Redaktion liegt auch die Mutmaßung näher, daß sich hinter dem angesehenen Engländer Herr Karl Kraus verbirgt, der Fackel-Kraus, als welcher Herrn Benedikt schon des öfteren ergreifend hineingelegt hat ....

Ich wars bestimmt nicht. Aber ich ging der Sache nach und erkannte: Ich war es beinah. Es gibt nämlich Leute, die meine Art, die Neue Freie Presse hineinzulegen, täuschend treffen, und das sind die Redakteure der Neuen Freien Presse. Sollte es nicht am Ende, so fragte ich mich, der Münz gewesen sein? Das käme doch auf dasselbe heraus. Der macht's doch wie echt. Genau so, als ob's von mir selber wäre. Sollte also er es nicht gewesen sein, der dem »englischen Diplomaten in wichtiger Stellung« Worte in den Mund gelegt hat, die der Botschafter dann ausspucken mußte, um ein europäisches Erbrechen zu verhüten? Da schickte man mir einen Ausschnitt aus dem ‚Salzburger Volksblatt' ins Haus:

Es war nur der — Münz.

Salzburg, 1. September.

Die reichsdeutsche Presse befaßt sich noch immer sehr intensiv mit dem »Cartwright«-Artikel der ‚N. Fr. Pr.'. Schließlich ist man aber doch zu der Überzeugung gelangt, daß der Urheber der ganzen Aufregung — — der Münz sein dürfte. Bei der Nennung dieses Namens wird ein verständnisinniges Lächeln über die Züge derjenigen huschen, die zu den regelmäßigen Lesern der ‚Fackel' gehören, dieser periodischen Wiener Zeitschrift, in der der schärfste, aber stilgewandteste Satiriker unserer Zeit, Karl Kraus, so oft schon in vollbewußter Verteidigung der journalistischen Wohlanständigkeit über Siegmund Münz hergefallen ist. Die Interviews des Münz sind bekannt. Da erscheinen in der ‚N. Fr. Pr.' — womöglich an leitender Stelle — Gespräche, die der Münz bald mit dem König und dem Kronprinzen von Griechenland, bald mit dem König von Bulgarien, mit Carmen Sylva oder anderen Potentaten geführt haben will. Man ist erstaunt, wie vertraut Münz mit den hohen Herrschaften ist; sie schütten ihm gegenüber ihr Herz aus, lassen ihn einen tiefen Blick in ihr Gefühlsleben tun, drücken ihm freundschaftlich die Hände, verraten ihm diplomatische Intimitäten. Oft haben diese Offenheiten dann unangenehme Folgen — aber mein Gott, dem lieben Münz gegenüber kann man doch nicht schweigen, es würde einem das Herz abdrücken; lieber die schwersten diplomatischen Verwicklungen! Wie gut ist es dem Münz bei der Carmen Sylva gegangen! Sie legte sich auf ein Ruhebett und trank Tee und der Münz — ausgerechnet der Siegmund Münz! — durfte ihr von Zeit zu Zeit ein Sandwich reichen —. Daß den Veröffentlichungen, bei denen der Münz nicht einmal alles sagte — der König hat ihm ja noch viel mehr anvertraut, aber der Münz weiß auch, was Diskretion ist!! — immer nach wenigen Tagen schon ein energisches Dementi des armen gekrönten interviewten Opfers folgte, das focht den Münz nicht an und die ‚Neue Freie Presse' schon gar nicht. Gott — von hundert Leuten, die das Interview gelesen hatten, lesen ja doch höchstens fünfzig das Dementi, die anderen aber glauben wirklich, daß die gekrönten Häupter dem Münz alle diese Confidencen gemacht haben .... Solange

die Interviews und Veröffentlichungen des Münz sich in solchen unschuldigen Bahnen bewegten und nur darauf berechnet waren, jenen Lesern, die mit angehaltenem Atem auf jedes Wort, das an irgend einem Hofe gesprochen wird, lauschen, die Großmächtigkeit der ‚N. Fr. Pr.' und ihres Mitarbeiters Münz vor Augen zu führen, ist die Sache ja ziemlich unschuldig. Weit entfernt vom journalistischen Anstande, wirkten diese Interviews doch auf die angedeutete Leserkategorie erhebend, bei anderen amüsant, bei vielen unfreiwillig erheiternd. Etwas anderes ist es aber, wenn sich der unermüdliche Interviewer in die Maske eines »englischen Diplomaten in wichtiger Stellung« wirft und einige Äußerungen, die er wohl vom englischen Botschafter am Wiener Hofe einmal irgendwo aufgefangen haben mag, breittritt, um sie dann der Öffentlichkeit in möglichst unpassender Form zu übergeben. Es ist möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß Sir Fairfax Cartwright sich tatsächlich einmal gesprächsweise in so gehässiger Weise geäußert hat .... sicher hat er diese Äußerungen nicht zu dem Zwecke getan, daß sie die ‚N. Fr. Pr.' veröffentliche und so die schwersten Verwirrungen hervorrufe. Es muß eine journalistische Verantwortlichkeit geben! Der Verfasser des Artikels aber, der sonst keineswegs so bescheidene Münz, hält sich still im Hintergrunde und die ‚N. Fr. Pr.' schweigt sich aus und sieht vergnügt zu, wie man in Deutschland über diese merkwürdige Bündnisfreundlichkeit entrüstet ist. Allerdings, die Erregung wird an einem unwürdigen Gegenstand verbraucht. Die deutschen Kreise mögen die Überzeugung gewinnen, daß die gesamte österreichische Öffentlichkeit die Indiskretion und Wichtigtuerei der ‚N. Fr. Pr.' auf das schärfste verurteilt, und sie möge sich mit der Bemerkung beruhigen: »Es war nur der Münz!«

Die Neue Freie Presse aber schwieg sich nicht aus, sondern wurde frech. Und zwar maßlos. Es war wirklich der »Dr. M.«, wie sie gestand, und den läßt sie nicht im Stich. Er hatte ihr im Juli noch den Großfürsten Nikolai Michailowitsch interviewt, und wiewohl man es zur Erhöhung der Pikanterie unterließ, unter den Artikel die bekannte Chiffre zu setzen, konnte sich dennoch die ausgeprägte Individualität des Münz nicht verleugnen. Es war eines jener Gespräche mit dem Münz, die so en vogue geworden sind. Der Großfürst hatte auf die Frage des Münz, ob er in Marienbad die Kur gebrauche, »mit einer bezeichnenden Geste gegen den Leib« geantwortet. »Über vollen Lippen springt die gebogene Nase energisch vor«: konstatierte aber nicht etwa der Großfürst, sondern der Münz. Und wie bei allen Persönlichkeiten, die der Münz aufsucht, spielte auch in den Augen des Großfürsten beim Anblick des Besuchers Heiterkeit und Lebensfreude, während in der Unterhaltung die Stirn einen ernsten, sinnenden Ausdruck zeigte. Der Großfürst äußerte

bald den Wunsch, nach Potsdam zu gehen, worauf der Münz anhub: »Wenn ich nicht irre, ist der Kaiser um diese Zeit auf der Nordlandsreise und die Kaiserin in Homburg vor der Höhe. Es wird dann recht ruhig sein!« Das Gespräch wandte sich nunmehr Tolstoi zu, und Münz sagte: »Ich persönlich stehe vor einem Rätsel. Bei meinem Besuch in Jaßnaja-Poljana, 1906, war ich Zeuge des ersten Wiedersehens der Gatten ... Die herzliche, rührende Zärtlichkeit dieses Wiedersehens mit Umarmung und Kuß wird mir nicht aus dem Gedächtnis schwinden.« »Ich kann Ihnen darüber sagen«, soll darauf der Großfürst versetzt haben, »Tolstoi war ein Mensch, der im Leben vieles durchgemacht hat, und er hat mit beispielloser Offenheit seiner Frau von allem Mitteilung gemacht.« Sogar wenn der Münz dabei war. Vor dem gibts eben kein Geheimnis. Oft genügt ein Blick, der Münz weiß alles. »Der Großfürst senkte den Blick in den meinigen; ich fühlte die Bedeutung des Moments und dachte an die Verse Goethes: . . .« »Sie haben Tolstoi persönlich kennen gelernt? Da haben Sie sicher auch in seine Augen geblickt!« bemerkt der Großfürst, dem es aber plötzlich einen Riß zu geben scheint. »Drei Finger des Großfürsten schnellten mir entgegen.« Der Münz will gehen, der Großfürst aber, der doch fühlt, daß er einen Faux-Pas gemacht hat, bittet ihn zu bleiben. — — Die Erinnerung an dieses Gespräch ist wichtig, um begreiflich zu machen, daß die Neue Freie Presse einen so ungewöhnlich zudringlichen Mann nicht fallen läßt. Ein Interview mit einem König ist besser als ein fauler Friede zwischen den Nationen, und nichts besseres weiß sie sich an Sonn- und Feiertagen als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei, auf die Gefahr hin, daß hinten, weit, in der Türkei, infolgedessen die Völker aufeinanderschlagen. So hielt sie's mit Kreta, so mit Marokko. Zunächst, als der Rummel in Deutschland losging, als die Neue Freie Fresse in der internationalen Erbitterung und Verachtung wirklich ein Weltblatt zu sein schien, und Mr. Cartwright gezwungen war, sich gegen die Urheberschaft des Artikels zu verwahren, stellte sie der Glaubwürdigkeit des fremden Botschafters die Glaubwürdigkeit des eigenen Reporters entgegen und wies auf die Persönlichkeit des Münz mit den folgenden Worten hin:

Wir dürfen jedoch innerhalb dieser Grenzen sagen, daß der Einsender dieses Artikels ein Publizist ist, dessen zuverlässige Ehren-

haftigkeit und Gewissenhaftigkeit nicht bloß in den journalistischen, sondern auch in den diplomatischen Kreisen allgemein bekannt ist und dessen Ruf den leisesten Zweifel an irgend einem wie immer gearteten Mißbrauch ausschließt.

In dieser europäischen Sensation, in der ein beiläufiges Diplomatenwort mißbraucht und jedes spätere kommentiert wurde, hat man es unbegreiflicherweise unterlassen, die dezidierte Erklärung des Verbrecherblattes als ein reuiges Geständnis zu durchschauen. Die Neue Freie Presse hatte selbst zugegeben, daß der Ruf des Münz den leisesten Zweifel an einem Mißbrauch ausschließt, daß also ein Mißbrauch nicht nur begangen, sondern sofort zu durchschauen war, und Deutschland hätte schon nach dieser feierlichen Revokation, zu der das schlechte Gewissen der Neuen Freien Presse durch ihr schlechteres Deutsch hingerissen wurde, sich ruhig auf den bekannten Wiener Standpunkt stellen können: »Gar net ignorieren!« Da aber wurde die Entstehung des Interviews zur allgemeinen Beruhigung noch durch ein Mitglied der englischen Botschaft enthüllt:

.... Sir Fairfax bedauert zunächst die Veröffentlichung jenes Interviews in der ‚Neuen Freien Presse', weil dieses weder beabsichtigt gewesen sei, noch in der wiedergegebenen Form überhaupt stattgefunden habe .. Er läßt erklären, daß die Nachricht: Dr. Sigmund Münz, der Vertreter der ‚Neuen Freien Presse', sei bei ihm zu Gaste gewesen, unrichtig sei. Der Botschafter verließ eines Morgens sein Marienbader Hotel und wurde vor diesem von Dr. Münz begrüßt .. Die Unterredung fand auf dem Wege von Hotel zu einem acht Minuten entfernten Hause statt. Schon daraus ergibt sich, daß in dieser kurzen Zeit überhaupt nicht so viele Gedanken ausgetauscht werden konnten, wie sie in dem Interview wiedergegeben sind. Sir Fairfax wurde von Dr. Münz befragt, was er von dem damaligen Stande der Marokkofrage halte. Der Botschafter wies den Interviewer auf die Äußerungen des Staatssekretärs des Äußern Sir Edward Grey und auf die Rede des Schatzkanzlers Lloyd-George hin .. Die Person des Kaisers Wilhelm sei in der Unterhaltung mit Dr. Münz mit keinem Worte erwähnt worden. Das ganze sogenannte »Interview« enthalte eine Menge Mitteilungen, die weder im Gespräche mit Dr. Münz, noch in einem solchen mit irgendeinem anderen Mitgliede der Redaktion der ‚Neuen Freien Presse' erwähnt worden seien ....

Es ist also klar, daß es sich um den Mißbrauch der Verlegenheit eines Marienbader Kurgastes handelt. Der englische Botschafter konnte sich auf dem Wege zu einem acht Minuten entfernten Hause nicht zurückhalten und wies die sich ihm bietende journalistische Gelegenheit nicht zurück, anstatt erst später die Neue Freie Presse zu benützen. Dieser Sachverhalt

ist immerhin peinlich genug, und wenn auch festgestellt ist, daß die Neue Freie Presse nicht schon zum Essen zugezogen war, so bleibt doch die geringe Widerstandsfähigkeit des englischen Botschafters eine bedauerliche Tatsache. Und nicht auf die Zahl der Gedanken kommt es an, die man mit dem Münz austauscht: auf einen so dreckigen Handel hat sich ein Botschafter überhaupt nicht einzulassen. Die Neue Freie Presse aber, eine Klosettfrau, die renommiert, hielt alles aufrecht, versicherte immer wieder, daß sie »das Geheimnis einer Persönlichkeit, die sich ihr anvertraut hat«, nicht preisgeben werde — wobei sie es dahingestellt ließ, ob sie den Botschafter oder den Münz meine —, und berief sich darauf, daß der Botschafter selbst zugebe, er habe mit dem Münz eine »Unterredung« gehabt. Um sie zu beruhigen, ging er wieder zu ihr, ermächtigte sie, zu erklären, er habe niemanden zur Ableugnung des Interviews ermächtigt, und um dann andern Orts zu beruhigen, ermächtigte er jemanden, zu erklären, er habe niemanden ermächtigt, die Ableugnung abzuleugnen. Die Neue Freie Presse aber versicherte, daß ein Stachel entfernt sei aus einer Frage, und daß sie an ihrer Glaubwürdigkeit nie gezweifelt habe, und resumierte: »Zur öffentlichen Kenntnis ist gekommen eine Zuschrift des Einsenders des Artikels, in der er mitteilt, daß er an den Botschafter einen Brief gerichtet habe, worin er ihm sagt, wie empfindlich er (der Münz) von den Unannehmlichkeiten berührt worden sei, die dem Botschafter erwachsen sind ... Zur öffentlichen Kenntnis ist ferner gekommen, was sich zugetragen hat nachdem ... Das sind die zur öffentlichen Kenntnis gekommenen Tatsachen«, und sie habe keinen Grund, »sich mit diplomatischen und formellen Rücksichten weiter zu befassen ...« Die europäische Bevölkerung aber hat immerhin einen Grund, und sie wird sich eines Tages des kostspieligen und aufregenden Phrasen- und Formelkrams entledigen und einen Geheimbund sprengen, bei dem die Frechheit des einen Teils auf die Dummheit des andern angewiesen ist.

* * *

Unter Räubern

Die Befreiung des Ingenieurs Richter kann für den Verlust der Mona Lisa nur teilweise entschädigen. Da nämlich der Rückweg vom Balkan in die Zivilisation über Wien geht, so ist manches vorgefallen, was die Genugtuung über jenes freudige Ereignis beträchtlich herabmindert. Es wird interessant sein, zu

hören, was der Mann über die dunkelste Partie seines Abenteuers zu erzählen weiß, über jene Tage, da er sich nach den Fleischtöpfen von Elassona zu sehnen begann, von der romantischen Ankunft auf dem Staatsbahnhof angefangen, wo im Gegensatz zu den Räubern ihm kein Gepäckträger das Gepäck abnahm, sondern Journalisten — die Bande bestand aus sechs Mann — sich auf ihn stürzten und ihn fragten, welche Erlebnisse er habe und was für Eindrücke ... — -- Es mochte gegen halb zehn Uhr sein — wann der Zug ankommen würde, wurde geheimgehalten —, wir befanden uns etwa 300 Meter vom Dorf entfernt. Die Banditen riefen mir zu, ich möge mich ruhig verhalten, mir würde nichts geschehen; wenn ich ihren Anweisungen folge, würden sie mich gut behandeln. Einer beendigte ein vermutlich schon vorbereitetes Manuskript, das, wie ich erfuhr, meine Festhaltung anzeigte. Nun kamen wir an Soldaten vorbei, die schon auf der Suche nach mir waren und mich fragten, ob ich nichts Steuerbares habe. Sie wollten nicht glauben, daß alles schon im Olymp visitiert worden war, und untersuchten die Gebüsche. Nach einer Stunde wurde der Weitermarsch angetreten. Wir stiegen gegen Süden steil ab durch die Favoritenstraße und machten kurze Rast im Café Kolschitzky, während welcher ein Mitglied der Bande das Manuskript zur weiteren Beförderung in das Dorf hinabtrug. Als wir aus dem Gebirge ins Flachland kamen, wurden mir auf kurze Zeit die Augen verbunden, bis wir vor einem unbewohnten Hause angelangt waren: dem Burgtheater. Ich wollte fliehen. Wir befanden uns in einem größeren Dorfe. Da wurde mir Sand in die Augen gestreut und gesagt, daß ich in der schönsten Stadt der Welt sei. Dann marschierten wir südwärts durch eine Schlucht und gelangten in die Herrengasse, wo wir eine Höhle bezogen, welche ich während meiner weiteren Gefangenschaft nicht mehr verlassen habe. Vor der Tür standen Leute, die mich anriefen; sie waren vom Tagblatt. Ich durfte aber nicht antworten, da die von der Freien Presse mich bedrohten. Die Bande, die mich gefangen hatte, bestand, wie bereits erwähnt, aus sechs Personen. Der jüngste Räuber hieß Hirsch und war ein Walache. In jener Gegend leben nämlich versprengte Teile dieses Stammes in Redaktionen zusammen, die sich ihrer eigenen, dem Rumänischen sehr ähnlichen Sprache untereinander bedienen. Selbstverständlich verstehen sie jedoch alle auch Deutsch, welches die allgemeine Sprache in Wien auch auf der

jüdischen Seite ist. Dieser Hirsch war etliche zwanzig Jahre alt. Der nächstältere Räuber hieß Löwy, welcher Name unserem »Levy« entspricht; der dritte Räuber war Zifferer, der zweite Hauptmann der Bande, der im Gegensatz zu seinen Genossen sehr gut schreiben konnte und eine sehr flotte Handschrift hatte. Der nächstältere Räuber Münz war ein Mährer. Der Hauptmann vom lokalen Teil war Kohn, der älteste Räuber hieß Benedikt, was unserem deutschen »Mosse« entsprechen dürfte; er war mindestens fünfzig Jahre alt. Münz, ein Mensch von etwa vierzig Jahren, erwies sich als sehr intelligent, hatte jedoch, ebenso wie seine Gefährten, nur eine sehr geringe Schulbildung genossen. Schreiben bereitete ihnen Mühe, nur Münz und Zifferer unterschieden sich darin von den anderen. Lesen konnten sie alle. Die Räuber hatten überall, wohin sie kamen, Beziehungen, besonders zu den Bankdirektoren, aber wie ich wohl annehmen darf, auch zu anderen Bewohnern, denn wie wäre es sonst möglich, daß sie so lange in einem großen Dorf wie Wien sich ungestört aufhalten konnten? Wie mir mitgeteilt wurde, wohnen diese Leute — denn es gibt ja noch viele andere, zu Banden organisierte Individuen dieser Art — meist in Kaffeehäusern. Welcher Art dort ihre Beschäftigung ist, konnte ich nicht herausbekommen. Ich glaube jedoch, daß sie hauptsächlich von den Erträgnissen ihrer Räubereien leben. Wenn ihnen ein Überfall auf einen Botschafter oder sonst einen Politiker geglückt ist, verstecken sie sich, bis über den Vorfall Gras gewachsen ist, und warten, bis sich Gelegenheit zu einem neuen Handstreich ergibt. Auffallend war mir die Länge meines Aufenthaltes in Wien. Die Gründe hiefür konnte ich nicht erfahren; jedenfalls aber mußten die Räuber dort sehr gute Bekannte haben, so daß sie sich völlig sicher fühlten. Ihre Sprache verstand ich anfangs nicht. Außerdem bedienen sie sich meist einer Art Gaunersprache, die für den Nichteingeweihten vollkommen unverständlich ist. (So sagte zum Beispiel der jüngste zu dem nächstälteren: Ich hab sechzig Zeilen Stimmung nach Pest geblasen, bei uns bleiben sie sowieso im Übersatz wegen dem Lordmayor und der Mona Lisa.) Gegen Schluß meiner Gefangenschaft zeigten sie sich unfreundlicher, weshalb, weiß ich allerdings nicht. Ich glaube, sie dachten, die Sache sei für sie erledigt, und sie hätten nun keinerlei Ursache mehr, mit mir zuvorkommend umzugehen. Um diese Zeit war es auch, daß die Räuber mir nach dem Leben trachteten. Das heißt, sie wollten

etwas aus meinem Leben erfahren. Aus den Gesprächen, welche die Räuber untereinander führten, hatte ich entnommen, daß sie bereits wiederholt Geldsummen erhalten hatten. Was sie sonst miteinander sprachen, hörte ich wohl, verstand es jedoch wegen meiner großen Erschöpfung nicht. Zur Verzweiflung getrieben, unternahm ich zwei Selbstmordversuche, welche mißlangen. In solchen Fällen stürzten sie zum Telephon und ich hörte deutlich, daß Vorschüsse abgegeben wurden. Ich verfiel in Resignation. Ich klagte über Durst, da sagten sie, daß Professor Eduard Sueß bereits seinen achtzigsten Geburtstag in Anwesenheit sämtlicher Spitzen der Behörden gefeiert habe und daß Wien dank seinem einzig dastehenden Hochquellwasser kein Boden sei für die Ausbreitung von Epidemien. Sie reichten mir die Hand und sagten: »Adio«. Darüber war ich einigermaßen überrascht; denn ich hatte nicht gedacht, daß sie mich loslassen würden. Jetzt leide ich noch an den Folgen der schlimmen Tage, die ich durchzumachen hatte. Meine Gedanken sind noch nicht gesammelt, ich habe noch nicht den Überblick über all das, was mir begegnet ist. Im Kreise der Meinen aber, in dem häuslichen Glück, das mich erwartet — während meiner Gefangenschaft wurde mir eine Tochter geboren — hoffe ich . . . Während meines Aufenthaltes in der Höhle durfte ich ein Tagebuch führen . . . Ich habe die Absicht, meine Erlebnisse in einer Broschüre zu veröffentlichen . . . Ergebnisse . . . Erlebnisse . . . Den Lesern dieses hochangesehenen, weitverbreiteten Blattes meine Erlebnisse — — . . . Hier erwache ich, es war nur ein Traum, es war nur ein Feuilleton, der arme Teufel mußte es schreiben, und ich finde die Stelle: »Allmählich wurden jedoch die Räuber mißtrauisch, meine viele Schreiberei scheint ihnen überhaupt unangenehm geworden zu sein. Die Leute waren fromm und sehr kirchlich gesinnt . . . und all das, sowie der Umstand, daß sie nicht verstanden, was ich schrieb, veranlaßte sie, mir weitere Aufzeichnungen zu verbieten und den größten Teil des Vorhandenen zu vernichten.« Nun, frage ich, mir die Augen reibend: wo ist also die Kultur zu Hause? Die Räuber glauben an Gott und wissen, daß einer, den sie fangen, darum noch kein Schriftsteller ist. Die Journalisten glauben nicht an Gott, sondern wissen, was aktuell ist. Wenn einer den Gedanken niederschreibt: »Jeder Mensch hat ja, wenn ich so sagen darf, ein gewisses Steckenpferd, eine Lieblingsbeschäftigung, der er seine freie Zeit ganz oder zum größten Teil widmet« — am besten in sächsischem

Tonfall auszusprechen —, und wenn es die Geographie ist: so soll er bei ihr bleiben und ihr keine Minute mit der Literatur untreu werden. Wir haben an den Räubern genug; die Gefangenen sollen es ihnen nicht nachmachen. Auf das Schreiben wird verzichtet; scheußlich genug ist, was hierzulande gesprochen wird. Wenn englische Gemeinderäte es nicht verstehen und deshalb von der Wiener Kultur begeistert sind, wohl ihnen. Aber das Entzücken über Wien als Übergangsstation zwischen Elassona und Jena kann einem Manne nicht vom Herzen kommen, der es an seinem eigenen Leib erlebt hat, wie gering der Österreicher im Ausland geschätzt wird, und der selbst zugibt, daß die Räuber hocherfreut waren, als sie hörten, er sei ein Deutscher, weil erfahrungsgemäß für einen Österreicher weniger Lösegeld gezahlt wird. Und wie mußte Herr Richter gar jene Repräsentanten des Wienertums taxieren, die ihn auf dem Bahnhof umdrängten, um ihm die Neuigkeiten abzunehmen? Der Zynismus, mit dem die Banditen sich rühmen, einen schwergeprüften, todmüden Ankömmling, dessen strapazierte Erscheinung sie mit allen Techniken ihres Schandgewerbs beschreiben, vor dem Gepäckträger bedient zu haben, läßt keinen Augenblick einen Zweifel darüber zu, daß hier die abgefeimteren Wegelagerer hausen. »Nun wird er«, schreibt das Organ des Hauptmanns Lippowitz, »von den Journalisten nach seinen Erlebnissen, nach dem letzten Teil seiner Reise und nach seinen Eindrücken gefragt. Ingenieur Richter schüttelte mit dem Kopfe und sagte: ,Ich bitte, meine Herren, ich bin ermüdet. Sie können sich nicht denken, was ich alles ausgestanden habe. Ich bin nun froh, unter zivilisierten Menschen zu sein.' Unser Mitarbeiter fragte ihn . . . Auf die Frage, was er . . .« Unerbittlich geht es weiter. Er schüttelt »mit dem Kopf«, sie nehmen davon Notiz, aber sie verstehen es nicht, denn mit dem Kopf schüttelt man doch nicht, um sein Erstaunen auszudrücken, sondern damit es einem wie Schuppen von den Augen fällt. Sie verstünden es selbst dann nicht, wenn man ihnen den Kopf schüttelte. Er will Ruhe, sie wollen Eindrücke. Sie betasten ihn, sie drücken ihre Schmierfinger in sein Fleisch, und nennen es Eindrücke. Den griechischen Räubern hat er wenigstens nicht versichern müssen, daß er endlich unter zivilisierten Menschen sei. »Die Räuber sind durch die Information eines Blattes in Saloniki auf ihn aufmerksam gemacht worden«,

sagt das Neue Wiener Journal, und muß somit zugestehen, daß es auch Informationsräuber gibt, die die Quelle angeben. Wenn ein Gott vom Olymp käme, er entginge ihnen in keiner Verkleidung: warum sollte ein Beamter der Firma Zeiß in Jena ein besseres Leben haben? »Skorpione und Ungeziefer —«, knirscht er und ergänzt, sich besinnend: »waren in diesem Milieu noch die liebenswürdigste Gesellschaft«. Er will aber ins Hotel. Sie fragen ihn, der schon im Wagen sitzt und, mit den lokalen Verhältnissen wenig vertraut, die Bemerkung, daß »mir kan Richter brauchen werden«, als Beleidigung auffaßt, ihn, der sich schon um die Taxe rauft — sie fragen ihn nach dem Lösegeld und wieviel er damals gezahlt hat. Er versteht die Frage nicht und bezieht sie entweder auf die griechischen Räuber oder auf die Wiener Lohnfuhrwerker. In keinem Fall auf die Wiener Journalisten. Hätte er seine Gedanken schon gesammelt oder hätte das deutsche Komitee für ihn weiter gesammelt, seine Leiden auf Wiener Boden wären beendet. — »Nach Übernahme des Lösegeldes begegneten ihm die Räuber außerordentlich liebenswürdig und reichten dem Gefangenen, der in ihrer Gesellschaft die schwersten Entbehrungen zu überstehen hatte, die Hand. Vom Bahnhof fuhr Richter direkt zum Hotel Klomser, wo er Absteigquartier nahm.« Daß zwischen diesen beiden Sätzen ein zeitlicher Abstand ist, man spürt es gar nicht. Der in die Gefangenschaft befreite Ingenieur Richter hätte aus Erfahrung wissen sollen, wie man sich in solchen Fällen zu benehmen hat. Und wenn er einwendet, es sei ihm doch alles schon in Griechenland abgenommen worden, so ist ihm darauf zu sagen: Man gibt nicht alles den Räubern, wenn man weiß, daß man dann befreit wird und durch Gegenden kommt, wo Journalisten sind!

* * *

Zeig schön dem Herrn!

Wie ein kleines Kind hat sich diese Stadt vor dem Lord Mayor produziert. Und dieser wurde auch nicht müde, mit nachgeahmtem Lallen »Ah, wie sie schon doß ist!« das Kleiderl und die angehängten Flinserln und alles das, was sonst nicht sichtbar ist, zu bewundern. (Oder hat einer hier schon »unsere neueste moderne Straßenpflegemaschine« gesehen? Hat er sie nicht etwa mit dem Mistbauer verwechselt? Oder eine »Asphaltmaschine«?

Oder die unter Aufsicht des Inspektors Kratochwila zur Vorführung gelangte Sandstreumaschine? War's nicht eine, die es nur den Augen des Lord Mayors besorgen sollte?) Der Gast fiel aus einem Staunen ins andere, als er hörte, was sie, die Gernegroßstadt, ihm alles aufsagte, und er tätschelte sie und gab ihr alle möglichen Schmeichelworte. Und daß sie überhaupt das schönste Mäderl auf dem Kontinent sei und schon im sechzehnten Jahrhundert das Bollwerk gegen die Sturmflut der Moslemiten verteidigt habe, und was sie sonst gern hört. Wie herzig war es, daß zwei erwachsene Landesausschüsse dem Lord Mayor bis Passau entgegenfuhren und ihm »als Willkomm einen Trunk Wiener Wassers« mitbrachten, und daß der Lord Mayor dem Korrespondenten versicherte: »Ich muß sagen, selten hat es mir so gut geschmeckt.« Worauf er Shakespeare zitierte. Er zitierte aber auch einen »amerikanischen Dichter«, der etwas gesagt hat, was von Schiller ist. Und als er Ischl bei Regen sah, »fühlte er sich gezwungen, unseren eigenen Dichter zu zitieren, denn jetzt erst fühle er seine Worte: ‚Wenn es ein Paradies gibt, sicher ist es hier!'« Der Herr hat überhaupt etwas zu viel zitiert und viel zu viel gesprochen. Zur Hebung des Fremdenverkehrs, der Freundschaft und sonstiger merkantiler Beziehungen mag es ja beigetragen haben, und bessere Manieren als die unsern haben die vierzig Londoner Kofmichs, die da traktiert, geehrt und gefoppt wurden, ohne Zweifel. Aber wenn man bedenkt, wie viel Schweiß und Geld bei solchen Gelegenheiten vertan wird, dann findet man, daß die Setzmaschine — unter Larven die einzig fühlende Brust, wie unser amerikanischer Dichter so treffend gesagt hat — vollständig recht hat, wenns ihr zu bunt wird und sie den Lord Mayor wie folgt (das Gesperrte mit erhobener Stimme) sprechen läßt:

> .... Unsere Aufgabe muß es daher sein, daß wir zunächst unseren Funktionen und Obliegenheiten mit der größten Gewissenhaftigkeit nachkommen, daß wir den festen Willen haben, unseren Einfluß in gesetzmäßiger Weise geltend zu machen, jeden einzelnen in seinem Grundsatze beseelt sei, daß alle geschädigt zwischen allen Menschen bilden, die von dem Grundsatze beseelt sei, daß alle geschädigt werden, wenn einem einzelnen ein Unrecht zugefügt wird.

So ist es.

* * *

Allerlei Überraschungen für den Lord Mayor

Als die Londoner Gemeinderäte ins Salzkammergut kamen, sahen sie, daß »die Bergriesen ihre graue Kapuze angelegt hatten« und ein Hotelier ein »schmuckes Gewand« trug. Hiefür entschädigt wurden sie durch das Folgende:

Auf dem Landungsplatze in St. Wolfgang bot sich heute den englischen Gästen ein liebliches Bild dar. Ein kleines blondes Mädchen, Senta Barber, überreichte dem Lord Mayor einen Strauß Alpenblumen mit den Worten: »Welcome to Wolfgang, Your Lordship«, worauf sie der Lord Mayor herzlichst küßte. Die Kleine nahm den Lord Mayor bei der Hand und geleitete ihn zum Dampfer, wo die Herren als Gäste des Ehepaares Siegmund Barber bewirtet wurden. Die Opernsängerin Frau Raja Barber-Waldberg kredenzte dem Lord Mayor den Willkommtrunk und die Damen Frankl, Pollak und Seligmann machten die Honneurs. Sichtlich angenehm überrascht, verließen dann die Londoner Herren das Schiff. Der Lord Mayor umarmte beim Abschied nochmals herzlichst die kleinen Senta und Lilly Barber, die dem Lord Mayor ihre Photographie mit einer Widmung überreichten . . Hipp, hipp, Hurra!-Rufe ertönten, ein reizender Damenflor winkte stürmischen Willkomm. Wolfganger Dirndeln standen mit Enzian, Speik und anderen Blumen bereit . . Nach dem Diner wurde der Lord Mayor von unzähligen Ansichtskartenschreibern umringt und um seine Unterschrift ersucht . . . .

Besonders anerkennend sollen sich die Gäste über die Echtheit des Geiringerbua ausgesprochen haben, der ihnen mit nackerten Knieen und im Janker entgegentrat und mit der Motivierung: »Es hat doch aufgehört zu regnen?« sie einlud, dem sogenannten Fensterln beizuwohnen, das er mit der Schlesingerdirn vorführte. Er schlich sich an das Fenster heran und stellte zuerst ganz vorsichtig die Frage: »Mirzl? broiges?«, worauf sie schalkhaft »Geh du dalketer Sami!« erwiderte. Leider konnte die Szene nicht zu Ende geführt werden, da plötzlich nicht nur der echte Salzburger Schnürlregen niederfiel, sondern auch der Herzfeldbauer, der zukünftige Schwiegervater der Dame, des Weges kam. Die Londoner Gäste wurden aber durch den Anblick von Kurgästen entschädigt, die ihnen die neue Mode vorführten, welche den Hals bis auf die Brust frei läßt und ihre Entstehung dem verflossenen heißen Sommer verdankt. Besonders vorteilhaft schien ihnen diese Tracht bei einigen brünetten Wiener Advokaten zu wirken, und mit sichtlicher Genugtuung haben die Londoner Gäste zur Kenntnis genommen, daß in Österreich vor allem die Wucherer nicht nur auf freiem Fuß herumgehen, sondern auch dekolletiert.

* * *

Frack und Hut

Österreich, das bekanntlich dem Ausland die besten Kellner stellt und dessen Bevölkerung, um ihre Gäste zu ehren, zu jeder Tageszeit im Frack erscheint und sich im Frack schlafen legt, um rechtzeitig zum Frühstück im Frack aufzustehen, hat erst in der nachgenießenden Erinnerung des Lord Mayors, der immerhin ein Engländer ist, die Würdigung gefunden, die es verdient. Der Heimgekehrte, den der Charing Croß-Bahnhof jetzt an den Westbahnhof erinnerte, da auch dort Wiener Journalisten zur Stelle waren, die beobachten konnten, daß er außerordentlich frisch aussehe — welch ein Vexierspiel des modernen Reiselebens! — versicherte zunächst, daß es sehr schön war. Wenn man aus Österreich zurückkommt, ist es immer sehr schön. Ich habe neulich einen österreichischen Eisenbahndialog zwischen einer Dame und einem Herrn gehört: »Es war sehr schön die ganze Zeit.« »Das is schön.« »Sehr schön is das.« Auf diesem Niveau muß sich zunächst auch die Unterhaltung der Ausländer bewegen, die aus Österreich kommen. Später, wenn sie zu sich kommen, dringt schon ein überlegener Ton in die Debatte ein. Der Lord Mayor beginnt die Sitten und Gebräuche des exotischen Volksstammes, den er soeben kennen gelernt hat, zu schildern:

Lange ehe wir Wien erreichten, wurden wir von Deputationen empfangen, die verschiedenartige Gesellschaften und Bestrebungen vertreten. Alle brachten sie sehr schmeichelhafte Adressen, die auf die Freiheit Englands, auf die Verdienste englischer Einrichtungen und schließlich auf ihre eigene Freude hinwiesen, die sie darüber empfanden, daß eine Repräsentation der City von London ihr Land, wie sie sich ausdrückten, mit einem Besuche beehrte. Stets fanden sich bei diesen Deputationen der Bürgermeister und die Gemeinderäte im Frack ein, ein äußeres Anzeichen, wodurch man die Bedeutung des englischen Besuches und den Wunsch, den Gästen alle Aufmerksamkeit zu erweisen, zum Ausdruck bringen wollte, stets dachte man daran, jemanden zuzuziehen, der die beiden Sprachen hinreichend beherrschte und die Worte des Lord Mayor übersetzte. Damen und Kinder begleiteten diese offiziellen Deputationen und brachten Blumenspenden. Dieser Zug war außerordentlich rührend und zeigte unverkennbar die Echtheit der Freundschaft, die sie fühlten und der sie auf alle erdenkliche Art Ausdruck gaben. In diesem Zusammenhang muß erwähnt werden, daß man unmöglich sich all die Mühe gemacht hätte, wenn nicht aus jener reinen Freundschaft, deren man uns immer in überaus emphatischer und höflicher Weise versicherte. Bei unserer Ankunft in Wien war der Bahnhof gedrängt gefüllt mit städtischen Vertretern und Beamten und, was vielleicht noch bemerkenswerter ist, mit einer großen Menge privater Einwohner Wiens. . . .

Heimkehr von den Fidschi-Inseln. (Auch brachten sie ihm Trinkwasser und luden ihn ein, in ihren Flüssen zu fischen.) Da aber will der Interviewer gehört haben, daß der Lord Mayor den großen munizipalen Einrichtungen Wiens das Lob spendete, »daß sie sich gegenüber London in einem fortgeschrittenen Zustande befinden«. Möglicherweise aber ist diese Version nur dadurch entstanden, daß man bei der Ankunft nicht daran gedacht hatte, jemanden zuzuziehen, der die beiden Sprachen hinreichend beherrschte und die Worte des Lord Mayors übersetzte. Das scheint indes im Laufe des Interviews nachgeholt worden zu sein, denn plötzlich heißt es:

»Fiel Ihnen irgend etwas auf, das in österreichischen Städten besser gemacht wurde als in London?« — »Nein, ich habe nichts gesehen, von dem ich aus eigenen Stücken sagen möchte, wir sollten es nachahmen.«

Aber schön war's do, mei Liaber. Und der Lord Mayor hat gesagt, daß es eine »Offenbarung der Freundschaft war, welche die beiden Völker augenscheinlich lange für einander gefühlt und bei dieser Gelegenheit zum Ausdruck gebracht haben . . Solche Besuche müssen unsere Freundschaft nicht nur beweisen, sondern sie auch persönlicher, wirksamer und dauerhafter machen«. Denn die Neugierde der Wiener Bevölkerung hält der Ausländer für Freundschaft, und wenn der Österreicher ein Frackhemd anzieht, so tut er es offenbar, damit man das Herz besser spürt. Der Engländer glaubt die Kleidersprache des Landes zu verstehen, aber er spricht sie nicht. Darum kann es leicht geschehen, daß vierzig englische Kaufleute bei einem Besuch in Wien besser abschneiden, als ein englischer Offizier bei einem Besuch in Klausenburg. Und darum kann in derselben Stunde, die uns die Zufriedenheit des Lord Mayors meldet, der folgende Bericht erscheinen:

Eine peinliche Affäre hält das Offizierskorps des Klausenburger 21. Infanterieregimentes in Aufregung. Der Honvedoberleutnant Albert Danffy machte gelegentlich einer Adriareise die Bekanntschaft des englischen Artillerieoberleutnants W. Dreke Brockman, den er zu einem Besuche einlud. Brockman akzeptierte die Einladung und traf vorige Woche hier ein. Sein erster Weg führte ihn zum Honveddistrikts-kommando, wo er die Adresse des Oberleutnants Danffy erfahren wollte. Brockman, der Zivilkleidung trug, trat mit dem Hute auf dem Kopfe in das Amtslokal ein. In England ist es bekanntlich Sitte, in Ämtern den Hut auf dem Kopfe zu behalten . . Der englische Offizier erkundigte sich in gebrochenem Deutsch nach der Wohnung Danffys, doch der Beamte, der nicht deutsch versteht, antwortete ihm nicht. Statt dessen schrie er den Offizier in erregten Worten — in magyarischer Sprache — an, er solle seinen Hut abnehmen. Dies verstand wieder

der Engländer nicht. Der Umstand, daß der Engländer seinen Hut nicht abnahm, brachte den Beamten derart in Wut, daß er plötzlich aufsprang und dem englischen Offizier den Hut vom Kopfe schlug. . . .

Man hatte niemanden zugezogen, der die beiden Sprachen hinreichend beherrschte. Die Freundschaft, welche die beiden Völker augenscheinlich lange für einander gefühlt haben, wäre auch bei diesem Besuche zum Ausdruck gekommen, wenn der Engländer statt Zivilkleidung zu tragen, den Frack angelegt hätte. Denn es wäre ein äußeres Zeichen gewesen, wodurch die Bedeutung des englischen Besuches zum Ausdruck gekommen wäre, und man hätte die Freiheit Englands, den Hut auf dem Kopf zu behalten, entweder nicht bemerkt oder respektiert. Eine große Menge privater Einwohner Klausenburgs hätte sich eingefunden, Damen und Kinder hätten Blumen gebracht und die Echtheit der Freundschaft wäre ebenso zum Ausdruck gekommen wie die eigene Freude, die sie darüber empfanden, daß ein Repräsentant der englischen Armee ihr Land, wie sie sich ausdrückten, mit einem Besuche beehrte.

* * *

Edison

war doch in Wien? Warum hat man nicht die Gelegenheit benützt, ihn zu fragen, ob es nicht schon etwas gebe oder ob er, wenn es nichts gibt, etwas erfinden möchte, was dem Wiener Beiwagenkondukteur ermöglicht, sich dem Motorführer ohne Trompete verständlich zu machen? Oder hat man ihn gefragt und uns die Antwort nur verschwiegen? Nichts ist mir unerfindlich, müßte Edison geantwortet haben: ich werde es dahin bringen, daß Sie in Wien diese Frage an mich stellen können, wenn ich in meinem New-Yorker Laboratorium sitze. Ich werde es dahin bringen, daß ich Ihren Straßenverkehr in New-York photographiere, weil wir Amerikaner zu wenig Phantasie haben, uns eine Vorstellung davon zu machen. Wir werden uns die Ansichtskarten von Ihren verfallenen Schlössern und Basalten selber anfertigen. Nichts ist mir unmöglich. Aber so weit, daß die Trompete des Wiener Beiwagenkondukteurs, durch die er sich nicht nur dem Motorführer, sondern auch dem Passagier und vor allem sich selbst verständlich macht, durch eine elektrische Klingel ersetzt werden kann — so weit werde ich es nicht bringen! Meine Erfindung kann eurer Phantasie nicht nachkommen. Unsre Technik reicht nicht an die Grenzen eurer Persönlichkeit.

Eure Romantik spottet unserer Bequemlichkeit. Wollt Ihr die Farbe aus eurem Leben entfernt wissen? Ist das Leben nicht monoton genug: wollt Ihr auch noch die Trompete Eures Beiwagenkondukteurs entbehren? Betrachtet die freudige Spannung, mit der der Wiener ihm auf den Mund sieht, wenn er ansetzt, um dem Wiener ins Ohr zu tuten, betrachtet die Würde, mit der er tuten tut, als wollte er der Welt sagen: »Höchstes Glück der Erdenkinder ist doch die Persönlichkeit. A so a Motorführer, der glaubt rein, daß er allani auf der Welt is — aber mir, mir san a wer! ..«

* * *

Wien

.... eine zahlreich besuchte Versammlung von Gewerbetreibenden statt, in der gegen die christlichsoziale Partei in scharfer Weise Stellung genommen wurde. Als erster Redner besprach der Delegierte des gewerblichen Zentralausschusses Rößler die traurige Lage des Gewerbestandes. Er führte aus, daß insbesondere das Fuhrwerk im Laufe der letzten Jahre großen Schaden gelitten habe und auch bei den Behörden wenig Förderung finde. Sei es zum Beispiel nicht traurig, daß jeder der Vizebürgermeister ein Automobil von Amts wegen habe und der Bürgermeister sogar zwei? Früher, in den Zeiten der geschmähten Liberalen, sei man im ganzen mit zwei Fiakern ausgekommen, und die haben völlig genügt. Redner Rößler tadelte es insbesondere, daß auch ihre Privatreisen die Vizebürgermeister mittels Automobils machen, so zum Beispiel Vizebürgermeister Hierhammer in den Naßwald und nach München. Es sei dies einerseits eine Vergeudung der Steuergelder und anderseits eine Schädigung des Fiakergewerbes. Jemand, der über Repräsentationsgelder im Betrage von 9000 K verfügt, sei aber verpflichtet, Fiaker oder Automobile, die er für seinen Privatgebrauch benötige, selbst zu bezahlen. Die steuerbezahlenden Fiaker- und Automobilbesitzer wollen auch leben. (Beifall.) Handschuhmacher Sommer erklärt ....

* * *

Was man im Traum aufsagen kann

Vor dem hiesigen Strafgerichte hatten sich heute die beschäftigungslosen Hilfsarbeiter Jedlicka und Machacek .... Ersterer wurde zu zehn, letzterer zu sechs .... stürzte sich Jedlicka auf den Gerichtsaufseher und würgte ihn .... stürzten sich mit gezücktem Säbel auf Jedlicka und drückten ihn .... In diesem Moment warf Machacek .... gegen den Votanten Landesgerichtsrat Sedlacek .... Glücklicherweise gelang es .... Nur mit Mühe konnten ....

oder:

Offiziell wird heute mitgeteilt .... bei einer in Favoriten erkrankten Fabriksarbeiterin .... Die Kranke wurde sofort .... alle Vorsichtsmaßregeln sind selbstverständlich .... Isolierung dieses

vereinzelten Falles, dessen Provenienz bis zur Stunde .... Zu irgendwelcher Beunruhigung ist naturgemäß nicht der geringste .... Auch im vergangenen Jahre wurden einzelne Fälle ... Das ist trotz aller Vorsicht bei den modernen Verkehrsverhältnissen .... Aber unsere Stadt ist kein Boden.... Wien mit seinem einzig dastehenden Hochquellwasser und seiner vorzüglichen Kanalisation .... Unsere Sanitätsbehörden stehen bereits seit Jahresfrist Gewehr bei Fuß .... Man kann getrost der Überzeugung Ausdruck geben, daß, wie in vergangenen Jahren, auch diesmal ....

Die Welt ist taub vom Tonfall. Ich habe die Überzeugung, daß die Ereignisse sich gar nicht mehr ereignen, sondern daß die Klischees selbsttätig fortarbeiten. Oder wenn die Ereignisse, ohne durch die Klischees abgeschreckt zu sein, sich doch ereignen sollten, so werden die Ereignisse aufhören, wenn die Klischees zertrümmert sein werden. Die Sache ist von der Sprache angefault. Die Zeit stinkt schon von der Phrase.

* * *

Was man beim Erwachen liest

»Bezugnehmend auf die Notiz ‚Die Wiener Straßenreinigung‘ .... veritabler Misthaufen .... meterhoch gelagert .... bis der Mistbauer .... Daß dieses sanitätswidrige Vorgehen .... Haupt- und Residenzstadt Wien .... hätte ich niemals gedacht.«

* * *

Die Hitze

Tatsache:

Da die Parlamentarier heuer keine Hitzferien haben, spielen die Temperaturverhältnisse im Parlamentsgebäude in der Politik eine große Rolle. Es ist ein Erfahrungssatz, daß, wenn die Abgeordneten unter körperlicher Unannehmlichkeit und Beschwerden zu leiden haben, dies auf den Fortgang der parlamentarischen Geschäfte keinen günstigen Einfluß übt.

Gründe:

Wer bei 30 Grad im Schatten stundenlang in einem überfüllten Saale sich aufhalten muß, kann beim besten Willen nicht die ruhige Gelassenheit des Geistes bewahren, die bei der Beurteilung großer und auch kleiner politischer Fragen wünschenswert ist.

Tatsache:

Nun bleibt das Parlamentsgebäude selbstverständlich von der unerträglichen Hitze, die jetzt in Wien herrscht, keineswegs verschont.

Folgen:

Es ist gar nicht abzusehen, welche Zustände bei den längeren Sitzungen, die jetzt bevorstehen, bei bewegten Debatten und leidenschaftlicher Erregung der Gemüter eintreten können. Erfahrene

Parlamentarier besorgen, daß, wenn die Hitze andauern sollte, die Fortführung der Session auf unüberwindliche physische Hindernisse stoßen könnte.

Verschiedene Stände haben die Hitze verschieden ertragen. Ganz hin waren die Journalisten. Es ist ein Erfahrungssatz, daß, wenn die Journalisten unter körperlicher Unannehmlichkeit und Beschwerden zu leiden haben, dies auf den Fortgang der publizistischen Geschäfte keinen günstigen Einfluß übt. Wer bei 30 Grad im Schatten u. s. w., kann beim besten Willen nicht die ruhige Gelassenheit des Geistes u. s. w. Nun blieben die Redaktionsgebäude selbstverständlich von der unerträglichen Hitze keineswegs verschont. Es war gar nicht abzusehen u. s. w., und erfahrene Journalisten besorgten u. s. w. Und wie man sieht, haben sie sich nicht getäuscht.

* * *

Sozialpolitisches

»Wenn das Wetter dem Ischler Blumentag günstig ist, wird der Festtag eine imposante Huldigung bilden und zugleich jedermann in Ischl, ob arm; ob reich Gelegenheit bieten, seinen Wohltätigkeitssinn zu betätigen und sein Schärflein für die Armen Ischls beizutragen«.

* * *

Perspektive des Weltblattes

Ein Wiener Advokat ist in einem dänischen Seebad ertrunken. Was würde ein zimmerreiner Journalismus aus dieser Tatsache machen? Er würde, da er dem Tatsachengeist zu dienen hat, kurz berichten, wie es geschah, und da der Verunglückte auch politisch tätig war, kurz sagen, was er im Leben geleistet hat. Wie nun stellt sich ein Weltblatt dazu, dem die Welt aus Familienangehörigen besteht? Sein Bericht dürfte aus einer Elegie auf den Tod im allgemeinen und einer Reklame für das dänische Seebad im besondern bestehen. Zwischendurch dürften zahllose Mitteilungen und Berichtigungen über Familienverhältnisse und Verwandtschaftsgrade Platz finden, denn die erste Meldung, daß er gottbehüte schon Enkel hatte, »beruht selbstverständlich auf einem Irrtum«. Etwa noch die Information, daß der Verunglückte seiner Gattin und seinem Sohne, der die zweite Gymnasialklasse mit ausgezeichnetem Erfolge absolviert hat, in Liebe zugetan war. Alles dies würde aber den traurigen Fall noch nicht völlig aufklären, und was darüber sonst gesagt ist, ist so falsch, daß es

von der Witwe berichtigt werden muß. Bis dahin hilft die folgende Darstellung, um Licht in das Dunkel der Affäre zu bringen:

Mitteilungen einer Kanzleibeamtin Dr. v. Fürths.

In später Abendstunde erfuhr Frau Strauß, eine Kanzleibeamtin des verunglückten Advokaten, die Nachricht vom Tode ihres Prinzipals. Frau Strauß erklärte, daß Dr. v. Fürth sich im Juli in Karlsbad aufgehalten habe; am 25. Juli sei er nach Wien zurückgekehrt und am 5. August habe er sich von hier nach Kopenhagen begeben. Seine Gattin, die sich im Juli in Budapest aufhielt, befand sich mit ihrem Sohne Herbert und einer Gesellschafterin Anfang dieses Monats bei ihrem Vater, dem Universitätsprofessor Dr. Kisch, in Marienbad. Von Marienbad reiste Frau v. Fürth mit ihrem Sohne in der vorigen Woche nach Kopenhagen, wo sie mit ihrem Gatten zusammentraf. Vor einer Woche etwa traf von Dr. Ritter v. Fürth an seine Kanzlei die Nachricht ein, daß ihm die Post nach Hornbaek in Dänemark, Hornbaekhaus, nachzusenden sei. Da sich auch der Kompagnon des Verunglückten, Dr. Kafka, in Reitterndorf bei Ischl auf Urlaub befindet, obliegt Frau Strauß die Leitung der administrativen Kanzleigeschäfte. Heute traf an Frau Strauß ein Brief aus Hornbaek ein, worin Dr. Ritter v. Fürth seine Beamtin anwies, eine Kiste mit Porzellan, die aus Karlsbad in Wien eintreffen soll, zu übernehmen . . .

Und doch, und doch!

* *
*

Riedau und Lido

In Riedau war ein Typhusfall, da hetzten sie den Arzt, der ihn anzeigte, in den Tod, die Rückständigen. Und da schrieben sie Leitartikel dagegen, die Aufgeklärten. Und ich meinte damals, daß wenn an der Riviera viele Blatternfälle seien, die Hoteliers sich mit Annoncen helfen. Und man sagte, das wäre eine Übertreibung. Und es ward Sommer und in Venedig gab es viele, viele Cholerafälle. Da nahmen sie einen großen Haufen Geldes, die Hoteliers und verteilten ihn unter die Aufgeklärten. Und es erschienen ganzseitige Annoncen, in denen erzählt ward, daß Venedig die Königin der Adria, die von Poeten, von Musikern und von Malern begeistert gepriesene Schönheitskönigin der Adria, Venedig, dieser zahllose Kunstschätze bergende Schatz der Natur, Venedig, der historische Liebling der Kulturwelt, Venedig, der Wallfahrtsort der schönheitsdurstigen Menschheit hat zu seinen vielen lockenden Reizen in den letzten Jahren einen neuen gewonnen, den Lido, vornehmsten, schönsten, beliebtesten, schwoll der Strom der Fremden an, Gestade der blauen Adria, Licht,

Sonne und Wasser, paradiesisch, Allheilmittel der gütigen Natur, Hermann Bahr, Lügengewebe, Mildenburg, eingehendste Erhebungen, berückend, blühend, erlogene Alarmgerüchte, verleumderische Tatarennachrichten, Gesundheitszustand der glänzendste, Stelldichein pester Gesellschaft, zahlreiche fürstliche Persönlichkeiten, Festprogramm, in ähnlicher Reichhaltigkeit, feenhaft, auf nach Venedig, auf zum Lido! — Und oben war ein Bild mit einem Gondolier. Und die Annoncen erschienen in denselben Blättern, welche die verleumderischen Tatarennachrichten und deren Bestätigung durch die venezianische Ärztekammer gebracht hatten, und es waren Wiener Blätter, die den Satz druckten, daß solche verdächtige Erkrankungen »auch in Wien« vorkommen. Und Gott ließ nicht Pech und Schwefel regnen über eine Stadt, die es erträgt, ohne den Aufgeklärten in die Diebsfratze zu speien.

* * *

Typhus und Tuberkulose

Die Rückständigen von Riedau haben einen Arzt verfolgt. weil er auf ihre geschäftlichen Interessen keine Rücksicht nahm, und er hat sich durch die Anzeige von Typhus den Tod zugezogen. Die Aufgeklärten von Wien zögerten keinen Augenblick, in selbstlosester Weise die fremden geschäftlichen Interessen hinter ihre idealen Interessen zurückzustellen und schrieben Leitartikel. Später aber las man:

. . . . fand heute nachmittags eine Versammlung des Aktionskomitees zur Bekämpfung des Tuberkulosenheims auf dem Semmering statt. . . .

Da nämlich zur Bekämpfung der Tuberkulose von einem Privatmann ein Tuberkulosenheim gegründet werden sollte, mußte zur Bekämpfung des Tuberkulosenheims ein Aktionskomitee gegründet werden. Die Aufgeklärten haben keinen Augenblick gezögert, in selbstlosester Weise die fremden idealen Interessen hinter ihre geschäftlichen Interessen zurückzustellen, einen Sommer lang unterstützten sie jene gefürchtete Sorte von Menschen, die den Namen »die Anrainer« führen und die gegen den Fortschritt die gewichtigsten Bedenken haben, sobald er ihnen zu nahe kommt, und Ärzte sind es, welche vor der Aussicht, sich den Tod durch die Anzeige von Tuberkulose zuzuziehen, in das Aktionskomitee zur Bekämpfung des Tuberkulosenheims flüchten. Die Furcht vor der Heilung der Tuberkulose hält alle in Bann,

und die Anrainer machen kein Hehl daraus, daß ihnen die Bronchitis von tausend Tuberkulösen lieber ist als die Tuberkulose von zwanzig. Sie geben zu, daß der Name gefährlicher ist als die Sache, und bedienen sich der Zeitung, um die Sache zu verhindern. So wird also der Name einer Sache bleiben, die verhindert wird. Denn die Zeitung ist gerüchthafter als das Gerücht und je mehr es ihr darum zu tun ist, die begriffliche Verbindung von Semmering und Tuberkulose zu vereiteln, umsomehr gelingt es ihr, sie herzustellen. Sie hat die geschickte Hand, daß alles, was sie im Sperrdruck negiert, positiv in die Gehirne übergeht. So rächt sich der Fortschritt an seinen Verrätern, indem schließlich das Geschäft doch zu Schaden kommt und bloß die Komiteemitglieder durch Nennung ihrer Namen einen vorübergehenden Vorteil haben. »Wie ein Alpdruck lastet die Sorge«, versichert ein Möbelfabrikant und erklärt sich bereits bereit, die vorbereitenden Schritte zur Bildung eines Komitees zur Lösung der Platzfrage für das Tuberkulosenheim zu übernehmen. Obs was genützt hat und ob ihm statt des Alpdrucks wenigstens eine Kredenz abgenommen wurde, war nicht in der Zeitung zu lesen. Wie gefährlich aber ein Tuberkulosenheim ist und daß nicht nur sein Anblick ansteckend, sondern wahrscheinlich auch eine Übertragung der Bazillen durch das Fernrohr möglich ist, beweist das folgende Gutachten eines Anrainers, der selbst Doktor ist und darum wie kein anderer Anrainer berufen scheint, im Organ der Aufklärung das Wort zu ergreifen:

. . . . In der Zentrallage dieses Objektes liegt aber die große Gefahr für das ganze Semmeringgebiet. Herr Dr. Kupelwieser hat dargelegt, daß sein geplantes Tuberkulosenheim zirka sechs Wegkilometer vom Semmering und drei Wegkilometer von Breitenstein entfernt sei. Abgesehen davon, daß diese Zahlen mit den tatsächlichen Entfernungen nicht vollständig übereinstimmen, sollen sie im allgemeinen auch gar nichts besagen. Die Luftlinie beträgt vom Semmering und Breitenstein bis zum Reitererhaus zirka einen Kilometer, von den Höhen des klimatisch äußerst günstig gelegenen Kreuzberges zirka drei Kilometer. Zu all dem kommt noch, daß man von der Terasse des »Südbahnhotels« das Dach des Tuberkulosenheims vollständig sieht, wie auch unter Umständen alle Vorgänge, die sich in dem Garten und der nächsten Umgebung abspielen . . . .

Die Riedauer haben aus geschäftlichen Interessen ihren Doktor getötet. Sie mögen nach Niederösterreich kommen und hier in völlig selbstloser Weise das einmal begonnene Werk fortsetzen.

* * *

Fiebertraum im Sommerschlaf

.... Wien hat Festkleider angelegt.. bekanntlich auf Anregung des Cáfetiers Riedl.. hochherzig.. Prater hüllt sich in schimmerndes Gewand.. Praterstraße hat das charakteristische Gepräge.. Der Semmering hat Festgewand angelegt.. auf Anregung des Restaurateurs Dangl.. Meer von Licht.. Flaggengala angelegt.. umfassendsten Vorbereitungen.. werden teilnehmen.. Exekutivkomitee.. Der Wettergott scheint die Wünsche Ischls.. ungemein effektvoll wirkende Prachtillumination.. Tausend Hände rühren sich.. Frau kaiserliche Rat Miliczek.. Seeauer.. Ansprache.. überreichten.. begaben sich.. befanden sich.. Familie Bassewi hält einen Familientag.. großes Interesse kundgibt.. in Blumenhain verwandelt.. in imposanter Weise.. sein Schärflein.. entwickelte sich eine lebhafte Konfettischlacht.. erst in vorgerückter Stunde.. Abbazia hat Festtoilette angelegt.. feenhafter Anblick.. österreichisch-ungarische Kolonie.. in formvollendeter Festrede.. brillantes Feuerwerk.. Feuersbrunst.. ernstlich bedroht.. Während sich das Praterbild gestern entfaltete, gewann es heute das Gepräge.. Riedl.. Mit vereinten Kräften gezeigt, daß auch unsere Kaufmannschaft von heute keineswegs jenes künstlerischen Zaubers entbehrt.. lustig flatternde Fahnen und Fähnchen, die in der Nachmittagssonne flimmerten.. farbenreich.. farbenfroh.. glitzerten und blinkten.. blitzten.. eine illustre Gesellschaft vereinigte sich.. Dr. Hugo Salus.. Bonbon.. einen gleich würdigen Verlauf nahm.. Dangl.. Panhans.. machten sich verdient.. mit Begeisterung aufgenommen.. Feuerwerk abgebrannt.. Feuersbrunst.. abgebrannt.. ein recht stattliches Sümmchen.. Man vermag auch sogleich gewisse Typen zu differenzieren.. äußerst animiertes Tanzkränzchen beschloß.. Eine genaue Liste zu geben wäre ein Ding der Unmöglichkeit.. Miliczek.. Pamesberger.. Lichtenstern.. Deutsch.. Frey.. ohne daß diese Liste auf Vollzähligkeit Anspruch erheben.. in den Dienst der Wohltätigkeit gestellt.. ins Gespräch gezogen.. begab sich.. Endlich rief Prinz Leopold von Bayern: Nun bin ich total ausgesackelt! Nicht eine Krone habe ich mehr!.. bei dem Herr Fritz Berlitzer einen geschmackvollen Kotillon arrangierte.. Regierungsrat Hoch.. dreimaliges Hoch.. Aus Unterach: Auch hier.. Aus Rekawinkel: Auch hier.. Aus Veldes: Auch hier.. Vom Karersee: Auch hier.. Festtoilette angelegt.. Festgewand angelegt.. Festkleider angelegt.. Dangl..

in sehr beredter Weise .. Herr Rosenberg aus Wien gedachte der Herrschertugenden .. In glänzender Weise wurde in dem schönen Kurbade Tarcsafürdö .. Auch in Breslau .. Die hiesige österreichisch-ungarische Kolonie .. gedachte .. wies hin .. Nach dem anläßlich des Geburtsfestes abgehaltenen Höhenfeuer entstand .. weiter um sich griff .. In der Kirche anwesend Frau Dr. Frischauer aus Paris .. In der Synagoge .. Der Steinschlag erschwert die Löscharbeiten .. Riedl .. Dangl .. Gestern Abend prangte unser Kurort .. Auf Vorschlag des Herrn Angelo Ei— wurde eine Huldigungsdepesche .. Exekutivkomitee .. Das Damenkomitee bestand aus den Damen Gelber, Morgenstern, Pollak und Herrn Paul Wilhelm .. Blumen: Herr Paul Wilhelm .. Bier: Prewein und Wabenik .. Wein: .. Prachtillumination .. Auch hier .. Dank den Bemühungen .. rapid um sich griff .. Höhenfeuer .. Den Abschluß bildete eine sehr animierte .. Feuersbrunst .. feenhaft .. Fleischanderl .. flotte Musik .. Flottenverein .. erst gegen Mitternacht zum großen Unwillen der tanzlustigen Jugend sein Ende .. Auch in unserer aufstrebenden Sommerfrische .. unter reger Teilnahme .. ein Somaliboot der Brüder Schmeichler erregte Aufmerksamkeit .. in hervorragender Weise begangen .. lauschten dem Kaisertoast, welchen der Kurgast Angel aus Wien in formvollendeter Weise .. Dangl .. Madonna di Campiglio, diese Perle der Brenta-Alpen .. auch heuer seine alte Anziehungskraft bewährt .. Die frische würzige Bergesluft, die herrlichen Laub- und Nadelwälder, die abwechslungsvollen Spaziergänge machten den Aufenthalt .. Stukart .. verbreitete sich .. vereinigte in den reizenden Räumen .. gewähltes .. erlesenes .. in schwungvollen Worten .. Hofschauspielerin Lewinsky erfreute die Anwesenden .. animiert .. abgebrannt .. Kirchlein .. Riedl .. .. mit dem Andenken der Kaiserin verknüpft .. befanden sich .. begaben sich .. versammelten sich .. dem dann eine Tombola .. dem dann ein animiertes Tanzkränzchen .. dem dann eine Tombola und ein animiertes Tanzkränzchen .. Oberleutnant Kovacevic .. voll des Lobes .. sowie für .. In Landro .. Auch hier .. Stukart .. Auch hier .. Der Hotelgast Granichstädten .. zündend .. um sich griff .. vereinigte die österreichisch-ungarische Kolonie .. In hellen Scharen waren sie dem Rufe .. Hofrat Wolf aus Wien .. erstrahlte abends .. Herzberg-Fraenkel rühmte die Herrschertugenden .. um sich griff .. würdigte der Leiter der Anstalt .. Auch in unserem stillen Agathenhof dieser weltabgeschiedenen

Lufthüttenkolonie in den Kärntner Tauern gab es . . mit Beifall überschüttet . . Der lange zurückgehaltene Übermut . . Jung und alt . . Reich und arm . . Ohne Unterschied . . Mößlacher, Oblasser, Zehetner . . Nemeny . . Körmendi . . Ornstein . . Rosl Goldschmied . . Rosl Schur . . Rosl Neumann . . Dr. Husserl . . Fräulein Neustadtl verkündete . . reißenden Absatz . . begeisterten Widerhall . . erhebenden Verlauf . . in markig schlichten Worten . . in solenner Weise . . versammelten sich . . begaben sich . . begab sich . . begabt . . Das Kurhaus, welches mit allem Komfort der Neuzeit . . erstrahlte . . österreichisch-ungarische Kolonie . . Reinerträgnis . . betrug . . Brand . . Wie alljährlich, so auch heuer . . Riedl . . Dangl . . Riedl . . Dangl . . Riedl . . Dangl . . Riedangl . . Riedangl . . driangel . . drangel . . rangl . . dlangl . . langl . . angl . . gl — —

* * *

Die österreichisch-ungarischen Kolonien

sind Besitzungen, von denen man nur im Sommer hört. Es gibt aber sehr viele, viel mehr als englische und deutsche zusammen. Es gibt österreichisch-ungarische Kolonien in Scheveningen, in Ostende, in St. Moritz, aber auch in Breslau, Dresden, Hamburg und sonst noch vielfach. Wenn man weiß, worum es sich da handelt, sieht man erst, daß die Sache stark überschätzt wird. Man nennt nämlich einfach im Ausland alle Leute, die an der Table d'hôte das Messer in den Mund nehmen, österreichisch-ungarische Kolonie. Das geht natürlich zu weit. Eine österreichisch-ungarische Kolonie bilden in Wirklichkeit nur jene Leute, die sich im Ausland zusammentun, um gemeinsam ihr Tellerfleisch zu vermissen.

* * *

Entschädigung für Tripolis

Die »Mittelmeerreise österreichischer Richter, Advokaten und Notare« kann sich mit der Amerikareise des Wiener Männergesangvereins durchaus nicht vergleichen. Zwar entwickelte sich an Bord der »Alice« ein fröhliches Treiben, aber es war doch nicht das Richtige. Der Bericht faßt sich auch ziemlich kurz und erwähnt nur das wirklich Wissenswerte:

. . . . Am 8. d. wurde Kairuan im Staate Tunis besucht, welche Stadt echt arabisch ist und durch ihre Moscheen und heulenden Derwische viel Originelles bietet. Die französische Bahn, die in zwei Stunden dahin führt, ist sehr elegant ausgestattet. Die Teilnehmer

hatten einen Extrazug zur Verfügung. Die durchfahrene Nacht brachte die Teilnehmer nach Tripolis, welches hart am Rande der Wüste liegt, und durch ihre Verfallenheit und Armut an seine frühere Blüte wenig erinnert. Dagegen hatten wir die Freude, unseren liebenswürdigen und tatkräftigen österreichischen Konsul, Herrn Dr. v. Kwiatkowski, an unserer Seite zu haben, der die Teilnehmer in die Wüste begleitete, und alle Sehenswürdigkeiten der Stadt demonstrierte.

Tripolis also, welches durch die Verfallenheit und Armut der Wüste an seine frühere Blüte wenig erinnert, hat die österreichischen Richter, Advokaten und Notare, die auf eine emporstrebende Sommerfrische gefaßt waren, ziemlich enttäuscht. Man hielt sich dafür an den österreichischen Konsul, und nachdem er den Teilnehmern alle Sehenswürdigkeiten der Stadt gezeigt hatte, stellte es sich heraus, daß er die einzige sei. Die Wüste, in die er sie führte, bietet auch nichts; es ist die reine Wüste. Dagegen entwickelte sich an Bord der »Alice« ein fröhliches Treiben, an dem sich sämtliche Richter, Advokaten und Notare beteiligten. Einer der Teilnehmer war sogar so ausgelassen, daß der Bericht von ihm zu melden weiß:

Er trank zuerst auf das Wohl des Sultans, worauf die türkische Hymne ertönte, hierauf sprach er mit begeisterten Worten auf den Kaiser und König Franz Josef, worauf die Volkshymne gespielt wurde.

Trotz der vorgerückten Stunde wurde das genau auseinandergehalten. Die Reise dürfte viel zur Kräftigung der Beziehungen zwischen der österreichischen Justiz und dem Sultan beitragen. Schon deshalb, weil Italien, das merkwürdigerweise auf Tripolis spitzt, jetzt weiß, daß dort nichts los ist und daß es das bessere Geschäft macht, wenn es bloß den österreichischen Konsul nimmt.

* * *

Die Lage der Deutschen in Österreich

Eben dachte ich daran, daß es Worte gibt, die mir den Aufenthalt in diesem landschaftlich begabten Lande so sehr erschweren. Da ist zum Beispiel das Wort, das die äußere Unordnung des hiesigen Lebens so sehr verschärft: das Wort »Pallawatsch«. Da ist ferner das Wort, das es einem fast zur Pein macht, länger »doder« zu bleiben. Da ist der vollkommen rätselhafte Ausruf, der jeden Stoß oder Fall, den man hierzulande erleidet, zur Katastrophe steigert: »Pumpstinazi«. Da ist jene Bezeichnung für einen gesunden Nachwuchs, die gebieterisch zur Fruchtabtreibung drängt: »Pamperletsch«. Da ist ein Wort, das allem Sinnengenuß den Garaus macht, indem es das

höchste Entzücken des Wieners an den weiblichen Brüsten ausdrückt. Während sie nämlich Schiller — als er noch Kraft hatte — für die »Halbkugeln einer bessern Welt« ansah, prägt sich die bezügliche Weltanschauung des Wieners in dem viehisch tastenden Behagen aus, das zur Schöpfung des Wortes »G'spaßlaberln« geführt hat. Es ist ein vernichtendes Wort, eines, das unbedingt in Lebenshaß und Askese treibt. Es drückt die Beziehung des Hausmeisters zum Eros aus und hat mir schon üble Stunden bereitet. Und da es mir beim Anblick des Gesichts, das ein Wirtshausgast machte, als ihn die Kellnerin streifte, einfiel und ich darüber nachdachte, wie es denn komme, daß in keinem andern Idiom der Welt die Welt so häßlich sei – fiel mein Blick auf die Speisekarte. Nicht daß es hier Powidltatschkerln gab, war geeignet, mich dem Hungertod preiszugeben. Ich las ein anderes Wort. Ich erfuhr, daß es die Bezeichnung für ein belegtes Brot sei. Es hieß nicht, wie häufig üblich, nach dem Wirt. Nehmen wir an, der Wirt hieße Stohanzl — ein Name, der mir oft beim Lesen der Wiener Zeitungen aufstieß —, so wäre die Titulatur: Stohanzl-Appetitschnitte eine natürliche Fügung. Wie anders sollte sich denn die Individualität hierorts ausdrücken, als daß man den Wirt nach der Speise oder die Speise nach dem Wirt benennt? Nein, so hieß es nicht, das belegte Brot! Es hieß vielmehr — man wird es nicht erraten — es hieß zu Ehren einer deutschnationalen Tischgesellschaft, auf welche die Kellnerin hinwies, als ich sie nach der Provenienz des Namens fragte. Nun könnte man vielleicht glauben, daß es sich um ein Südmark-Brötchen gehandelt hat. Das wäre ja trist. Aber schließlich, die Politik geht sonderbare Wege und die Lage der Deutschen in Österreich ist etwas, woran man nicht oft genug erinnert werden kann. Nein, nein, so hieß es nicht, das belegte Brötchen. Auf der Karte stand vielmehr — auf der Karte stand: »Südmark-G'spaß 70 Heller«. Ich fürchte, daß ich darüber nicht hinwegkommen werde.

* * *

Farbenfrohe Firmen

».... Mit vereinten Kräften sollte gezeigt werden, daß auch unsere Kaufmannschaft von heute keineswegs jenes künstlerischen Zaubers entbehrt, der die großen Handelsherren in den gewichtigen deutschen Städten immer auszeichnete.... Während aber bisher Feste ähnlicher Art beinahe stets von der Künstlerschaft selbst ihren Ausgang nahmen, haben heute die Kaufherren erwiesen, daß auch in ihnen die heimatliche

Überlieferung lebendig geblieben ist, daß auch sie einen Festzug, zwar ohne Pomp in einfachen Formen, aber mit Geschmack zu gruppieren verstehen .... Da ging plötzlich ein Ruf durch die Menge: ‚Jetzt kommt der Zug!‘ Ein paar befrackte Herren schritten voraus, dann galoppierten Reiter in der gelben schmucken Tracht der Edelknappen, ritterlich adjustierte und wieder schwarzfrackige Herren schritten ihnen in langer Reihe nach .... Und nun zogen, bald in lustiger, bald in feierlicher, aber stets in charakteristischer Gewandung, die leichteren und manche sehr behäbige Wagen der Industrien in langer Reihe vorüber. Am stattlichsten präsentierten sich sogleich die ersten massiven Fuhrwerke, die den Brauherren gehörten. Auf riesigen, mit patriotischen Fahnen und Inschriften, mit Reisig und Blumen gezierten Fässern saßen würdeschwer die Küfer und nahmen die akklamierenden Rufe, die rings aus dem Spalier ihnen entgegenklangen, mit überlegener Ruhe entgegen. Dann rückten als ihre Antipoden Zwerge heran, die aus allerlei modischen Apparaten lustig desinfizierende Mittel in das Publikum stäubten. Diesen ‚künstlichen‘ Zwergen schlossen sich die natürlichen an, die ‚Liliputaner‘, winzige Herrchen, die in ihren Wägelchen mit ihren Fräcklein selbstbewußt thronten und keine Antwort auf die Fragen gaben, ob sie denn auch zur Industrie gehörten. Dann passierten die Nahrungsindustrien vorbei, gewaltige Brotlaibe, mächtige Torten und Flaschen stiegen empor, alle putzig drapiert. Zum Schlusse polterten gravitätisch die Möbelwagen vorbei, aber sie trugen diesmal keine andere Fracht als Blumen und Fähnlein. Das Spalier der Neugierigen sah dem Vorüberwallen dieses Zuges mit der Spannung eines theatralischen Ereignisses zu. Kaum aber war der letzte Wagen vorübergezogen und die Nachmittagssonne verblaßt, so brach der lange zurückgehaltene Übermut um so herzhafter hervor ...«

Zuerst also die Brauer — das ging bum, bum, bum. Dann Wanzenpulver — das ging hei wie lustig kst, kst, kst. Dann Ankerbrot: ham, ham, ham. Dann aber die Spediteure, gravitätisch, das ging so: hott, hott, hott. Dann brach der lange zurückgehaltene Übermut hervor. — Was ist nun entsetzlicher, die Sache oder die Beschreibung? Das vergreiste Leben lallt. Wie wird das enden. Gott, Gott, warum strafst du so hart!

* * *

Und ich hab' es doch ertragen

(Der Vorgarten des Café Siller.) Im heurigen Sommer hätte man ohne den prächtigen Vorgarten des Café Siller die Hitze kaum ertragen können. Die herrliche, staubfreie Lage, die kühle Brise vom Donaustrand, der berühmte Schlagoberskaffee, das einzig in seiner Art zubereitete Gefrorene haben den Aufenthalt in der Stadt sicherlich erträglicher gemacht, als in so mancher schlecht gewählten Sommerfrische. Nun gibt es schon täglich Begrüßungen von den Heimkehrenden aus den Bädern und Bergen, und zeigt sich, wie alljährlich, daß das Café Siller ....

Und in diesem Zeichen laßt uns die Saison eröffnen.

* * *

Jugendliche Begeisterung

Eine verfolgte Unschuld namens Karczag versichert, ihr Ehrgefühl schreibe es ihr vor, der geehrten Redaktion mitzuteilen, daß sie »die Claque an solchen Abenden, die für die Presse als Referatsvorstellungen gelten, bereits abgeschafft habe«. Nun ist ja der Zusammenhang des Ehrgefühls mit der geehrten Redaktion oder mit den Referatsvorstellungen oder mit dem Theater überhaupt eine ziemlich strittige Angelegenheit. Man kann sich noch denken, daß ein ungarischer Pferdehändler das Ehrgefühl in die eine Wagschale wirft; aber sobald er in Wien Theaterdirektor geworden ist, hört sich schließlich die Empfindlichkeit auf. Aber das macht nichts. Wichtiger ist die Frage, was denn, wenn es nicht die Claque ist, bei den Operettenpremieren so viel Lärm macht? Die Claque dem Tenor zu mißgönnen, ist eine theaterfremde Albernheit. Was macht so viel Lärm, wenn es nicht der bezahlte Beifall ist? Wer gibt sich gratis dazu her, dem Herrn Treumann spontan Ovationen zu bereiten? Eine verfolgte Unschuld namens Karczag lächelt verständnisinnig und sagt: die Jugend, die liebe Jugend, wer sollte der lieben Jugend nicht das Recht der Begeisterung lassen, waren wir nicht alle einmal jung?

»Leider machen auf der dritten Galerie junge Enthusiasten für ihre Lieblinge einen solchen Beifallsskandal, gegen welchen ich mich nicht wehren kann, und es ist auch schwer, da wir doch alle in unserer Jugendzeit dasselbe getan haben. Als ich bei Eröffnung des Theaters vor zehn Jahren den verstorbenen Bürgermeister Herrn Dr. Karl Lueger zu dieser Erstvorstellung eingeladen habe, hat derselbe die Einladung mit Freuden angenommen und mir von seinen Jugenderinnerungen erzählt, die sich alle an das Stehparterre des Burgtheaters und die vierte Galerie des Theaters an der Wien knüpften. ‚Ich war der glückliche Zuschauer', sagte er, ‚wenn ich oben für 5 Kreuzer meine Krenwürstel bekommen habe und dabei mit meinen Kameraden wie ein Wahnsinniger für die Geistinger toben konnte. Eine Claque gab es damals nicht, aber wir alle haben getrieben, als ob wir angestellte Claqueure gewesen wären.' Ich bitte freundlichst für diese unangenehme störende Revolte der Galeriejugend nicht die Direktion zu beschuldigen, denn es wäre derselben auch lieber, wenn bei manchen Vorstellungen, besonders bei Erstvorstellungen, diese maßlose Begeisterung eine Grenze hätte. Hochachtungsvoll . . .«

So spricht ein Wiener Herz. Aber die Jugend dieser Stadt — nun, die verdient nicht, daß sie älter wird, wenn sie sich diese Beschuldigung eines Operettenhändlers, dem die Pferde ausgespannt wurden, gefallen läßt. Wenn sie sich dazu

bekennt, daß sie vor der Gerda Walde annähernd die Raserei aufführen kann, deren die Väter vor der Geistinger fähig waren. Wenn sie zugibt, daß mein Freund der Löbl es in der Hand hat, sie zu einer Revolte aufzustacheln. Und wenn sie wirklich das Exkrement verschlingt, welches seit zehn Jahren von der entfesselten Krapüle des Unterleibshumors über diese verlorne Stadt geschüttet wird!

* * *

Eine umfassende Restaurierung

»Im Verlaufe der Ferien wird eine umfassende Restaurierung des Burgtheaters vorgenommen. Die nunmehr in Angriff genommenen Arbeiten sind teilweise repräsentativer Natur und betreffen die Zuschauerräume. Sowohl die Logenanlage im Parterre als im ersten Rang wird vollständig renoviert. Im ersten Foyer werden die dort angebrachten lebensgroßen Porträts der Künstler des alten Burgtheaters einer Restaurierung unterzogen. Die mit den Türen korrespondierenden Nischen enthalten facettierte Spiegel, die ebenfalls im Laufe der Zeit gelitten haben und jetzt mit vollständigem Neubelag versehen werden. Auch die Bildnisse in der ‚Modernen Galerie', die sich in der Passage befinden, werden gesäubert und restauriert.«

Die Hand des Freiherrn v. Berger ist nicht nur glücklich im Reden, sondern auch im Schreiben. Die Direktionsnotizen seiner Ära bringen immer das aktuelle Wort, das jeweils der Stimmung des erwartungsvollen Publikums entspricht. Man verlangt stürmisch eine Restaurierung des Burgtheaters, und der Restaurateur des Burgtheaters, der Richard den Dritten mit fallenden Rosenblättern garniert, bringt bitte sehr, bitte gleich das Gewünschte. Wenn man von ihm gute Schauspieler verlangt, bedauert er, nicht mehr dienen zu können, und so verbindlich, daß die Wiener Kundschaft nicht bös sein kann, sondern mit dem Wirt über die schlechten Zeiten schmust. Er tut aber ein Übriges. Damit man sehe, über welch ein Ensemble das Burgtheater einmal verfügt hat, werden die alten Schauspielerporträts frisch angestrichen. Das ist ein Tausendsassa, dieser Restaurateur! Zu essen gibts nichts mehr, aber vorn auf dem Speiszettel ist ein lukullisches Mahl abgebildet mit Hummern und Austern und dem leibhaftigen Bacchus selbst. In einer andern Stadt würde das Publikum darauf bestehen, daß der Schwätzer, der es zum besten hält, die Porträts der toten Schauspieler verhänge, damit es im Zwischenakt nicht durch Vergleiche geärgert wird und damit die toten Schauspieler die Schande

nicht erleben müssen, die ihnen in ihrem Hause angetan wird. Nein, der Herr v. Berger bietet den Leuten für ihr Geld etwas. Auf der Bühne der Herr Höbling und im Foyer ein frisch angestrichener Robert. Aber mehr als das. Nach dem Punkt, der wirklich vom Theaterzettel abgeschafft ist, und den beiden Stufen, die zur Kommodität abgehender Direktoren glücklich beseitigt sind, gibt es im Burgtheater noch Spiegel, »die ebenfalls im Laufe der Zeit gelitten haben«. Mein Gott, was hat nicht alles im Laufe der Zeit gelitten! Wie haben wir selbst im Laufe der Zeit gelitten! Ist es da ein Wunder, daß auch die Spiegel, die sich täglich die Vorstellungen des Burgtheaters anschauen, im Laufe der Zeit gelitten haben? Schließlich welkt ein Spiegel, vor dem immer ein altes Weib steht. Wie gut tut da ein Neubelag, aber wie zweifelhaft ist es, ob das Frauenzimmer dadurch jünger wird! Immerhin kommt es auf die Illusion an. Und bei zwei französichen Possenschneidern ist bereits das Neueste bestellt worden, indem man ihnen das Maß eingeschickt hat. Und ein Budapester Lieferant ist auch handschriftlich gebeten und auf das bekannte vorzügliche Ensemble aufmerksam gemacht worden. Man soll nicht mehr sagen können, daß für das Burgtheater, um das sich doch früher die Klassiker gerissen haben, nichts geschieht. Ein Aufmischer ist erschienen. Alles wird gesäubert und restauriert. Alles muß blinken, wenn die ersten Gäste ausbleiben. Die Herren La Roche, Fichtner und Sonnenthal, die Damen Haizinger, Rettich und Wolter sind überlebenslänglich ans Foyer des Burgtheaters engagiert worden. Was sich auf der Bühne begibt, das sogenannte Ensemble des Herrn v. Berger, das wird man schon nicht merken. Kein Mensch wird auch nur auf die Idee kommen, daß der Mann, der Feuilletons über das Sueßwasser schreiben kann, daß es nur so quirlt, irgendeine geheime dramaturgische Absicht hat. Aber die beruhigende Versicherung, daß die in Angriff genommenen Arbeiten teilweise repräsentativer Natur sind und die zahlreichen leeren »Zuschauerräume« betreffen — nein, die wird ihn nicht vor der Notwendigkeit schützen, daß man just alle seine andern Arbeiten in Angriff nimmt! Der Kanzleistil des Burgtheaters ist heute der beredteste Führer durch seine Katastrophen. Nie ist ein Bild des Jammers durch Restaurierung deutlicher geworden.

* * *

Werden Sie Redner!

In Wien soll ein Hochschulkurs für Redekunst errichtet werden, weil es ein dringendes Bedürfnis ist, den Leuten, die nichts zu sagen haben, das Stottern abzugewöhnen. Zumal ist es ein oft beklagter Übelstand, daß die Persönlichkeiten, die in unserm öffentlichen Leben stehen, Parlamentarier, Beamte, Advokaten, zwar manchmal an die Intelligenz, aber nie an die Suada eines deutschen Weinreisenden hinanreichen. Die erste Wiener Kapazität für freien Vortrag hat sich selbstredend bereits zum Wort gemeldet und in überaus ansprechender Art ausgesprochen, was nach ihrer Ansicht für und was gegen das in jedem Falle vielversprechende Projekt spricht. Keinesfalls aber brauchen wir hinter Berlin zurückzustehen, das längst eine Rednerakademie hat, die unter der Devise »Werden Sie Redner« ihre altbewährte Methode in der ‚Woche' wie folgt annonciert:

Ob Sie in öffentlichen Versammlungen als Vortragender oder Diskussionsredner, im Verein oder bei geschäftlichen Anlässen sprechen, ob Sie Tischreden halten oder durch längere Ausführungen Ihrer Überzeugung Ausdruck geben wollen, immer und überall werden Sie nach unserer Methode groß, frei und einflußreich reden können. Erfolge über Erwarten! Prospekt gratis! Anerkennungen aus allen Kreisen!

Zum Beispiel versichert ein Professor B., daß »eine solche Redefähigkeit, wie man sie durch Ihre Methode erlernt usw.« Und gleich darunter — es ist rein so, wie auf der Straße richtig der Bekannte kommt, den man vorher schon zu sehen glaubte —:

Freiherr v. B.: Ich habe viel gelernt durch Ihren Ausbildungskursus. Gestern hielt ich meinen ersten Vortrag im Offizierskasino. Ich merke wohl, wie dankbar ich Ihnen sein muß.

Das geht zu weit. Gambrinus ist wohl der Schutzpatron der Brauereien. Aber keine hat noch behauptet, daß er von ihr das Bier bezogen hat.

* * *

Der im Grunewald

darf nicht hoffen, daß er schon ganz vergessen ist und machen kann, was er will. Seine Hefte sind jetzt das zweitemal mit Gedichten gefüllt. In beiden Fällen hat's nichts gekostet. Zuerst waren es ein Dutzend Seiten Goethe, und jener wollte uns weismachen, er drucke diese Gedichte, weil sie schlecht seien, während er sie in Wahrheit bloß deshalb druckte, weil der Autor kein Honorar

verlangt hat. Dann waren es ein Dutzend Seiten Suse, und jener wollte uns weismachen, er drucke diese Gedichte, weil sie gut seien, während er sie in Wahrheit bloß deshalb druckte, weil der Autor kein Honorar verlangt hat. Es ist aussichtslos, im Punkte der Lyrik der Advokat Goethes gegen Herrn Harden sein zu wollen. Aber wenn man der Advokat des Herrn Harden ist, so ist man eo ipso Lyriker. Diesen Anspruch vertritt der gegnerische Vertreter unter den folgenden Rechtstiteln: »Märchen«, »Frühling«, »Riviera«, »Nach dem Ball«, »Die Rose«, »Isola Bella«, »Irrlicht«, »Blondkopf und Rotkopf«, »Blume und Falter« etc. etc. Die folgenden Wertsachen sind in den fünfzehn Gedichten namentlich aufgezählt: Ein goldner Schuh, ein Silberschuh, ein Pilgerstab, bunte Schleifen, ein silberner Mondenschein, ein Wolkenflor, ein Handschuh und ein Fächer (der Handschuh hat es dem Fächer geklagt — der Fächer hat dann die Rose gefragt), Spazierstock und Sonnenschirm (gingen zu Zweit, durch die blühende Frühlingsherrlichkeit — O weh, das arme Stöckchen — schüttelt energisch die Löckchen), schimmernder Lichterglanz und strahlender Blumenkranz, Glut und Duft und Geschmeide, ein Mondenstrahl, Kaskaden, ein weißer Pfau, Jasmin, ein Wasserrosenblatt, eine Sonnenblume, indische Ampeln, Teppiche und Silberrosenschein. Als Beschädigte schließen sich dem Verfahren an: ein Rosenelf und ein Silberelf. Als Sachverständiger im lyrischen Fach ist der im Grunewald vorgeladen: weil es dort einerseits seit langem hochpoetisch hergeht und er anderseits über die Art der Beziehungen zwischen dem Rosenelf (kam durch das Gras geschritten mit scheuen, kummervollen Tritten) und dem Silberelf (ist ein lockrer Geselle, er streift umher in der nächtlichen Helle) gründlich informiert ist. Denn er weiß alles und sagt alles. Über die alte Frau Begas zum Beispiel nach dem Tod ihres Gatten: »Nicht nur eine schöne Frau . . sondern auch ein stets, bis ins Alter, zu Liebe und Haß reizendes Weibchen . . Und diese Frau . . hinderte ihren Reinhold-Rami niemals, sich, wo ihms behagte, die Sinne zu kühlen.« Aussprechen, was ist! Daran wird ihn in diesem Leben nichts mehr hindern. Wenn wir aber den Mann, der in der nackten Prosa des Lebens mehr Poet ist als seine sämtlichen Advokaten in der Lyrik, wieder hören, bekommen wir ordentlich Appetit auf mehr. Ein besserer Plastiker als Herr Begas, stellt er ihn so dar: »Der schlanke, dem schönsten Helden eines Künstlerromans gleichende Mann hat alle Tränke, die

langes Erleben ihm bot, aus vollen Bechern geschlürft und die Schaumperlen mit lässiger Hand aus dem fast kokett gepflegten Wallbart gewischt ... Zu einem Gebirg häuften sich ihm die Freuden; und oben thronte er, das Tirolerhütchen keck auf dem Ohr ...« Eine saubere Kitschkolonie muß sich da im Grunewald zusammengefunden haben! Begas war in freien Stunden Aphoristiker. Zum Beispiel: »Die Frauen sind wie Himmelsspeisen, es kommt aber doch darauf an, wie sie serviert werden.« Von solchen Aphorismen sagt Herr Harden, daß sie »für eine an Schopenhauer geschulte Intellektualkraft zeugen«. — Das alles hat sich im Sommer begeben. Und zwischendurch hat der Politiker zu den Waffen gerufen. Marokko in Ehren — am gefährlichsten ist er doch, wenn er Gedichte bringt!

* * *

Der Blondkopf

Herr Ludwig Ganghofer, der jetzt schon fast zwanzig Jahre ein Dichter ist, aber noch immer eine praktikable Verbindung zwischen Alpenglühn und Szepsischem Tagblatt vorstellt, eine Art Lodenfrischauer, beginnt seine Erinnerungen zu veröffentlichen. Eine deutsche Revue gibt sich dazu her. Das Burgtheater, führt er aus, ist Wien, und weil sich Wien »zu besinnen beginnt«, so wird auch das Burgtheater in der allernächsten Zeit wieder aufleben. Aber das ist nur Prophezeiung; wichtiger sind die Erinnerungen. Und da muß man sagen, daß noch selten etwas ähnlich Schlechtrassiges niedergeschrieben wurde. Der Dichter stellt sich dem Direktor Laube vor: »mir schlug natürlich gleich das Herz bis in die Kehle herauf«. Er fragt, ob er Laube besuchen dürfe, und Laube antwortet: »Wenn Sie glauben, daß Sie es nicht unterlassen können, in Gottes Namen!« Er ging trotzdem nicht hin. Dagegen besuchte er Anzengruber: »mir hämmerte das Herz bis in den Hals herauf.« Anzengruber wirft ihn aber hinaus und versöhnt ihn später auf der Straße durch die Bemerkung, daß in der Dichtung »Der Herrgottschnitzer von Oberammergau«, die damals im Ringtheater — leider vor dem Brand — aufgeführt wurde, »doch Sacherln drin san, dö packen und was versprechen«. Dazwischen besucht der Dichter die Gallmeyer. Sie war nicht mehr jung, aber er machte ein Kompliment.

»Sie lachte: ‚Geh'n S', Sie Schnaberl!' Dann schwieg sie, betrachtete mich prüfend, fuhr mir plötzlich mit beiden Händen in den

dicken Wust meines blonden Haarwaldes und sagte mit heiterem Seufzer: ‚Schad', daß i jetzt net um zwanz'g Jahr' jünger bin!' Mir wurde ein bißchen schwül. Aber die Besuchsstunde ging heiter und gefahrlos vorüber.«

Ich verpflichte mich, jeden Blondkopf zu agnoszieren, der einmal unter Szeps gearbeitet hat.

* * *

Dem Herrn Shaw

wird man — wenn außer ihm nicht alles trügt — bald dahinter gekommen sein. Er ist nicht mehr nur der Geist des glücklichen englischen Ungeistes, sondern drauf und dran, eine kontinentale Landplage zu werden. Wenn er erledigt ist und anatomiert wird, dürfte man einen Abszeß namens Trebitsch finden. Kürzlich hat er sich mit einer Beschwerde über die Wiener Zensur direkt an die Neue Freie gewandt. In zwanzig Zeilen ward wohl nie zuvor mehr überspitzte Humorlosigkeit geleistet. Fesselnd an der Sache war nur, ob auch dieser Brief von Herrn Trebitsch übersetzt wurde; es kam nämlich der Satz vor: »Unter allen Umständen kann ich die österreichische Zensur versichern ..« Man kann aber getrost annehmen, daß es nicht der Fall ist, sondern daß Herr Shaw in all der Zeit, seit der ihn Herr Trebitsch übersetzt, auch nicht faul war und von ihm deutsch gelernt hat.

* * *

Die Königin

der Blaustrümpfe ist sie nicht, die Carmen Sylva, das darf sie nicht glauben, nur der Blaustrumpf unter den Königinnen ist sie. In einem Berliner Blatt hat sie in diesem heißen Sommer Ratschläge erteilt:

»Kaffee ohne Zucker ist auch sehr gut, mit Eis darin und ganz schwach. Auf Wohlgeschmack nach deutschen Begriffen muß man in solcher Zeit verzichten, und man wird gesund bleiben und durchaus nicht sterben. Kalter Kaffee ist ein großes Gut bei der Hitze, nur nicht stark, sondern mit irgend einem sprudelnden Gewässer und Eis verdünnt. Bitte, beachtet, was ich sage. Denn ich spreche aus vierzigjähriger Erfahrung und habe einen Band Rheinweinlieder geschrieben, woraus man ersehen kann, daß ich meine deutschen Gefühle nicht verloren oder vergessen, sondern nur beobachtet und studiert und Schlüsse gezogen habe. In allen Ausschankstätten sollte man kalten Kaffee und kalten Tee servieren, aber beileibe nicht

kalte Milch. Die kann augenblicklich Tod herbeiführen, was ich auch erlebt habe.«

Gibt es wirklich in Rumänien einen Majestätsbeleidigungsparagraphen, der es verbietet, die Ehrfurcht vor dieser Dame zu verletzen?

* * *

Der Zigarrenagent als Kunstkritiker

Herr A. F. Seligmann schreibt:

. . . . Dagegen wird jeder, der mit Künstlern verkehrt hat, wissen, wie dankbar gerade die besten und feinsten für eine, wenn auch noch so scharfe, aber das Wesen der Sache treffende Kritik oder Korrektur sind, freilich nur von einer Seite, die sie als kunstverständig anerkennen. Die Berechtigung eines Werturteils Kunstwerken gegenüber zu leugnen, ist fast komisch. Es ist, als wollte man leugnen, daß es gute und schlechte Zigarren, gute oder schlechte Weinsorten und Jahrgänge gebe, weil bei der botanischen oder chemischen Analyse dieser Produkte die Qualitätsunterschiede sich nicht als solche zeigen. Und darum sollte ich nicht behaupten dürfen, daß eine Murias besser ist als eine »Kurze«? Sind es andererseits nicht Werturteile, wenn ein moderner Kunstschriftsteller, . . . nämlich Meier-Gräfe, seinen Greco für den bedeutenderen Künstler, den Velasquez für einen überschätzten Nachempfinder erklärt, wenn er Gauguin oder Cézanne höher stellt als Knaus, Defregger oder Achenbach?

* * *

Der Künstler

Wissen Sie, daß er an den Tagen, an denen er auftritt, von 3 Uhr ab ungenießbar ist? Die Aufregung packt ihn dermaßen, daß er zittert, er, der große, starke Mensch. Man muß dann mit ihm umgehen, wie mit einem kleinen Kinde. Ich bringe ihm die illustrierten Zeitungen zum Anschauen. Ich suche ihm, was er nur irgend wünschen mag, von den Augen abzulesen. Er will Klavier spielen. Gut, spielen wir Klavier. Nach drei Takten springt er auf und rennt in sein Schlafzimmer, spritzt sich den Hals ein, läuft hin und her, spritzt sich wieder mit seinem Mittel ein — es sieht so ähnlich aus wie Cocaïn — setzt sich, steht auf, legt sich nieder — und zum Schluß wird ihm übel.

Indem wir eben daran sind, ihm das nachzuempfinden, hören wir des weitern:

Weinkrämpfe sind gar nichts Seltenes bei ihm . . . . Aber so ist er, wenn er den Rhadames im dritten Akt nicht so herausschmettern kann, daß den Zuhörern auf der vierten Galerie die Trommelfelle wehtun, dann ist er nicht zufrieden. Der Mann ist eben Künstler, nur Künstler . . . .

Es ist ein Glück, daß die Impresarios nicht auch ihre Stimme schonen müssen. Sonst würde die Menschheit überhaupt nie erfahren, was ein Künstler ist und was in einem Künstler vorgeht.

* * *

Will man wissen, wie sie aussieht, die Wissenschaft

so lese man den folgenden Satz, den ein Herr Dr. Frey sich verpflichtet fühlt, um der Gerechtigkeit, der Wahrheit und dem Fortschritt die Ehre zu geben, hineinzugeben in die Neue Freie Presse:

.... Die ausgestellten pathologisch-anatomischen Präparate, besonders die höchst instruktiven und seltenen Krebsbefunde, die wundervollen Montagen, die histologischen und bakteriologischen Forschungsresultate, die sehr aktuellen und ihrer Vollständigkeit auch den vielbewunderten deutschen äquiparen statistischen Zusammenstellungen und Wandtafeln und last but not least die Sonderausstellung der Wiener gerichtlich-medizinischen Institute, bei welcher die Schäden durch elektrischen Starkstrom und Blitzschlag in zahlreichen Objekten gezeigt und die Schutzmaßregeln gegen die Gefahren des elektrischen Starkstroms und die erste Hilfe nach Schädigungen durch ihn durch kinematographische Vorführungen in leicht verständlicher Weise erläutert werden, dokumentieren in augenfälliger Weise den hohen Stand der österreichischen Forschung und des bei uns trotz aller Widrigkeiten vorhandenen ausgedehnten wissenschaftlichen Betriebes ....

Genau so sieht sie aus.

* * *

Das Pärchen

[Eine mysteriöse Bluttat in London.] Aus London wird uns berichtet: Eine rätselhafte Mordtat hat sich Samstag in London zugetragen. In East Greenwich wurde früh morgens am Fuße ihrer Haustreppe die Leiche einer hübschen jungen Frau namens Annie Eckhardt gefunden. Der Kopf war vom Rumpf fast vollständig getrennt. Der Leib wies zahlreiche Schnittwunden auf. Die Ermordete, von Geburt eine Engländerin, war die Frau eines Deutschen, der als Maschinist auf Küstenfahrern dient und Mittwoch vom Hause weggegangen war, um seinen Dienst anzutreten. Freitag nachts empfing die Frau den Besuch ihres Liebhabers, gleichfalls eines deutschen Seemannes namens Koch. Dieser weckte nach 7 Uhr morgens eine Nachbarin und zeigte ihr die Leiche. Nach seiner Erzählung, die er auch der Polizei gegenüber wiederholte, hatte sich folgendes zugetragen. Zwischen 1 und 2 Uhr hatte das Pärchen ein Klopfen an der Haustüre gehört; die Frau eilte zum Fenster, rief: »Es ist mein Mann«, und ging hinunter um die

Tür zu öffnen, während Koch sich in einem anderen Zimmer verbarg, wo er einschlief. Als er erwachte und sich aus dem Hause stehlen wollte, sah er die Leiche der Frau. Eckhardt wird jetzt von der Polizei gesucht.

Wo wir starren, zwinkert die Moral. In der Tragödie noch machen zwei ein Pärchen. Man glaubte bloß einem Mord auf der Spur zu sein, und hat einen Ehebruch entdeckt. Die Nachbarin, die täglich zweimal erscheint, um nachzusehen, was es Neues gibt, wendet sich ab: denn aus einem Pärchen, und wenn der leibhaftige Tod dazwischenfährt, wird sein Lebtag kein Paar . . . Auf! Dem Korrespondenten, der uns Leben und Tod verstellt, Druckerschwärze in den Rachen! Es wird die Tat sein, die uns wieder ein freies Atmen gestattet.

* * *

Geduld,

Geduld, es kommt jeder dran. Es war ein heißer Sommer, und die Rückstände des Winters müssen auch noch aufgearbeitet werden. Ich vergesse den letzten Wurm nicht, der sich mir auf einem alten Notizblatt krümmt. Alles wird besorgt. Jede Gotteslästerung persönlich genommen und umgekehrt — nur so kommen wir weiter. Was des Spottes nicht wert ist, wird der höheren Ehre teilhaftig werden, sich als Anstoß der Erkenntnis wiederzuerkennen. Wir kommen ins Reine. Ich verspreche es, die Straßen der Stadt sollen heuer so aussehen, daß man zweifeln wird, ob es bloß Dreck oder Hirn sei.

Literatur

»Die Journalkritik hat nicht, wie sie wähnt, Macht über das Urteil, sondern bloß über die Aufmerksamkeit des Publikums; — daher ihr einziger Gewaltstreich im Schweigen besteht.«

(Schopenhauer: Neue Paralipomena Nr. 510)

*

Die Feuilletonbuben haben die Erlaubnis bekommen, sich gegen die Versuchung, mich zu nennen, dadurch zu schützen, daß sie mich bestehlen oder wenn sich gerade keine Gelegenheit

ergibt, auf mich »ironisch anspielen«. Nun bin ich gegen die Überlegenheit eines Kommis, der, anstatt mir amerikanische Schuhe zu verkaufen, in der Neuen Freien Presse behauptet, daß das Merkmal des echten Satirikers nicht die eitle Selbstgefälligkeit sei, »die man heute öfters beobachten kann«, vollkommen wehrlos. Und eitel wie ich bin, bilde ich mir ein, daß niemand außer mir heute in Wien ein selbstgefälliger Satiriker ist, und beziehe es auf mich. Daniel Spitzer hingegen, sagt der Kommis, »war gegen sich selbst am mißtrauischesten und skeptischesten«. Soll ich dem Kommis erzählen, wie ich gegen mich selbst bin, wenns niemand hört? Daß meine Eitelkeit von nichts so sehr lebt wie von meiner Unsicherheit, die mich eitler macht als den Kommis seine Position, und daß ich vor demselben Daniel Spitzer, dessen Namen zu nennen solchem Ungeziefer immerhin bei Todesstrafe verboten sein müßte, außer manchen andern Qualitäten die Selbstgefälligkeit voraus habe und das Mißtrauen? Auch die Erkenntnis, daß die Pest von den Mücken verbreitet wird, und die Konsequenz, es an jedem Fall zu beweisen. Und den Heroismus, eher an ihnen zu sterben als mit ihnen zu leben, und nicht schlafen zu gehen, bis sie verscheucht sind. Aber sie dürfen auf mich anspielen; denn sie müssen sich in irgend einer Art mit mir befassen. Das Feuilleton hat nicht die Kraft, zu schweigen: es muß vom Schweigen schwätzen. Und seit Monaten kann jetzt, wer nur die rechten Ohren hat, ein deutliches »Anders als jener« oder »Nicht so wie er« heraushören. In besondern Fällen hat der Chef das Stehlen erlaubt. Am Montag war ich jener gewisse eitle Narr, aber am Dienstag schon versichert der Herr Zifferer, dessen Intimität sich Théophile Gautier zum hundertsten Geburtstag verdient hat: »Nein, er war gewiß nicht faul, der arme Théo, bis zum Ende blieb er ein eifriger D i e n e r am W o r t«. Der Dieb am Wort will damit den französischen Kollegen gegen den Vorwurf schützen, daß er zu wenig geschrieben habe, und ist offenbar der Meinung, das Wort bedeute eine Fleißnote. Ein »eifriger« Diener am Wort ist aber gewiß auch der Herr Zifferer. Wie sehr empfinde ich es als Wohltat, wenn sie auf mich ironisch anspielen. Denn weiß Gott, stehlen können sie nicht! Daß sie fremde Gedanken benützen, ist nicht so schlimm, wie daß sie sie mißbrauchen. Einer nimmt mir meine Uhr aus der Westentasche, und ach, ich muß es tief beklagen, daß er sie in seinen Mund steckt.

* * *

Die Zeitschrift L'Anima (Florenz, Juni 1911) bringt einen längeren Essay, dem die folgenden, schon durch die Kritik der österreichischen Kultur bemerkenswerten Stellen entnommen sind:

KARL KRAUS

Karl Kraus vive a Vienna. Da dodici anni dirige una rivista artistico-satirica, Die Fackel, una delle migliori riviste tedesche che ci siano, scritta quasi per intero da lui. Tutti la leggono; nessuno parla nè di lui, nè dell'opera sua. È un uomo insolito nell'ambiente intellettuale viennese: ama ardentemente la bellezza, la sincerità, il genio, la libera opinione, la spontaneità nel sentimento e nell'azione; odia e combatte a spada tratta i non-valori, le camarille, i tiranni in carne e in ispirito. Un cervello vulcanico, un temperamento di fuoco, un carattere fermo, adamantino: una personalità. I viennesi odiano tutti coloro che osano essere sè stessi. Fra loro nessun genio, nessun carattere ha trovato libero campo per il proprio sviluppo; ma son stati sempre inceppati, isolati. Nella posa continuata, che in ogni campo della vita sociale e spirituale viennese da abitudine è diventata necessità, nell'ottusità dei sensi, nell'artificioso e voluto, nella generale incomprensione che già ha seminato di spine la via a tanti grandi, e cito soltanto Beethoven, Hebbel, Kürnberger, Bruckner, Hugo Wolf, Klimt, Burckhardt*), Mach, Mahler, anche Karl Kraus non è e non sarà compreso dalla grande massa e non troverà quell'appoggio morale, quell'accoglienza spontanea e sincera tanto necessaria a un uomo che combatte. Karl Kraus non ignora tutto ciò; egli ha un vivo senso della realtà ed è osservatore acuto e fine — — — —

L'Austria non ha anima, disse una volta il Lagarde. E Kraus, nell'ingenuità del suo ingegno non posa le armi; continua a combattere, a criticare, ad attaccare, a vilipendere, ad insultare, sperando che il fuoco delle sue parole riescirà a tergere da tutte le magagne ed impurità la città ch' egli ama da figlio e da innamorato; che il veleno della sua penna sarrà tanto potente da uccidere tutti i germi di malattia, di decadenza, di bassezza. — — — —

Gli ostacoli, coi quali gli sbarrarono la via; la lotta disonesta diretta contro lui; la congiura del silenzio — tutto ciò sarebbe bastato per fiaccare una fibra anche molto forte e resistente; Kraus invece vi si temprò a nuove lotte; e se guardiamo indietro restiamo sbalorditi: quest'uomo, in poco più di un decennio, non solo seppe vincere le più aspre lotte, ma sviluppò la sua personalità in modo meraviglioso, scoperse sempre nuovi orizzonti, trovò sempre nuove prospettive. Incominciò come critico letterario. Aveva gusto raffinato e fine e sapeva scorgere i diamanti fra le scorie. Già allora si ammirava in lui lo stilista sapiente dell'occhio sicuro e dal polso fermo.

Mancavano ancora una direttiva chiaramente delineata, l'impronta personale, la fisionomia spirituale. Poi, un giorno, il primo fascicolo

---

*) Wenn hier Herr Max Burckhardt gemeint sein sollte, so verzichte ich ausdrücklich darauf, in der Reihe der Verkannten zu stehen.
Anm. d. Herausgeb.

della Fackel; era stampato in qualche centinaio d'esemplari, destinati alla provincia — in pochi giorni però si dovette ristamparne parecchie decine de migliaia.

In questo primo numero, scritto da capo a fondo da lui, in germe è già contenuto tutto il Karl Kraus futuro: una lingua pura, cesellata, risplendente in mille faccette, tutta seminata di punte ironiche e satiriche; pensieri condensati in poche righe; coraggio, onestà, franchezza; sana ferocia da belva; insofferenza dei compromessi, dei mezzi termini. I fascicoletti rossi andarono a ruba; mezza Vienna si sentì offesa. Ma ci si consolava al pensiero che que giovane, il quale aveva saputo esprimere su per le pagine di quel fascicolo la sua vita spirituale così riassunta, condensata, sintetizzata, non sarebbe più capace di scrivere in vita sua nemmeno una pagina.

Errore: Kraus non aveva speso nemmeno gl' interessi del suo capitale. La Fackel continuò a escire due, tre volte al mese. Ed esiste ormai da ben dodici anni. Da principio, nei primi anni, la sua critica era diretta contro il mondo esterno; colpiva teatro, e letteratura e giornalismo. Poi, più tardi, ritorse le sue armi contro sè stesso, spiritualizzò la lotta. Da critico della società Kraus è diventato il critico della cultura, dei valori culturali, e nomi e fatti non sono più che un protesto per riescir a colpire la cosa in sè. Il suo primo e più potente nemico è stato il giornalismo. La critica di Kraus, già quella della prima maniera, non si basa sur una valutazione morale degli uomini e delle cose, bensì è sempre diretta da un criterio estetico: giudica ogni cosa dal punto di vista della bellezza. — — — —

Si rimprovera a Karl Kraus di perdersi in piccolezze, di attribuire troppo valore a inezie. Ciò non è vero. Se egli s'arrabbia per tali cose e se le cita nella sua rivista, non lo fa per altro fine, se non per quello di rompere la suggestione esercitata dai giornali sul pubblico. In Austria tutta la vita sociale e buona parte di quella intellettuale è dominata dalle gazzette; o, per essere più esatti, da un solo giornale: dalla Neue Freie Presse. Contro questa gli scatti suoi più belli, le battaglie sue più aspre. Un sol uomo contro una vasta e forte organizzazione, contro »l'esponente della cultura austriaca«. Ma quest'organizzazione parla in nome di una maggioranza che non esiste, e che cosa sia veramente quest'»esponente di cultura« in Austria lo si sa. »Ecco il titolo del giornale: questo deve restare. Tutto il resto è disponibile a pronti contanti.« Così diceva un ex-direttore della Neue Freie Presse. Benedikt, l'editore odierno dell'»esponente«, ha inventato una formola ancor più bellina: e cioè: »noi si stampa soltanto ciò che ci è stato pagato«. — — — —

Uno dei suoi nemici mortali: la stampa. La Pressaille, (stampaglia-canaglia), come egli dice. Un altro nemico è costituito dalle »autorità«, tanto quelle pubbliche come quelle private. Quelle autorità che s' ingeriscono nelle faccende private dei cittadini, che ficcano il naso nella loro vita privata. Egli difende la libertà personale dell'individuo e lotta per il diritto — dei nervi. Perchè a Vienna sesso e genio hanno bisogno di essere difesi; contro l'intellettualismo, la democrazia, la polizia, la massa. E in proposito ha scritto un bellissimo libro:

Sittlichkeit und Kriminalität, nel quale dimostra l'incompatibilità, la profonda divergenza fra moralità e giurisdizione penale. Kraus guida con mano sicura i suoi ragionamenti. Di fronte ai problemi del giorno egli è giornalista in grande stile. Quando i fenomeni son più complessi, le sfumature più leggere, egli diventa aforistico. Il suo meraviglioso libro d'aforismi: Sprüche und Widersprüche, è uno dei più belli del genere. Vi si riscontra l'affinità con Georg Christoph Lichtenberg, l'amaro ed acuto filosofo tedesco. Come in Lichtenberg, così pure dietro gli aforismi di Kraus molte volte sta celato un sistema. E ciò che vale per l'uno, vale pure per l'altro: non si può restringere la loro personalità in una formola; perchè troppo vasta e complessa. Nella raccolta di saggi, esciti sotto il titolo: Die chinesische Mauer egli si rivela per intero. Un libro originalissimo, personalissimo. La lingua è meravigliosa: pesante come l'oro, avvincente come un amore, risplendente come perle e pietre preziose. Si legge con piacere, con gusto, con entusiasmo. — — —

Heine und die Folgen è la più recente pubblicazione del Nostro. In Heine vede il padre del giornalismo tedesco odierno. L'ornamento in lui uccide l'essenza, la verità del fatto cede il posto alla tirata di tendenza, la vita dello spirito inaridisce. Un libretto di poche pagine: eppure una poderosa polemica critica contro l'uomo e l'artista Heine. Il quale alla Germania moderna ha lasciato in retaggio mancanza di carattere e di cultura.

ITALO TAVOLATO.

Es folgt eine »Nota bibliografica«, die mit den folgenden Worten eingeleitet ist:

Io non ho voluto far altro, con questa nota, che avvertire gli italiani intelligenti e curiosi d'ell'esistenza di Kraus. Non si può riassumerlo: bisogna leggerlo. Ecco la lista delle opere sue.

* * *

Genies, so klagt Herr Karl Busse in einem »notgedrungenen Kapitel«, das ihm die Neue Freie Presse abdruckt, Genies entmutigen, erdrücken und vernichten jede andere dichterische Individualität, die sich ihnen hingibt. Herr Busse scheint in den letzten zwanzig Jahren einem Genie begegnet zu sein: nur entmutigt ist er noch nicht. Aber man kann wohl sagen, daß kaum ein zweiter deutscher Autor in so kurzer Zeit so unbekannt geworden ist wie Herr Karl Busse. Er hat einst zu der Sorte Literaturstudenten gehört, die einander die Begeisterung wie den Plumpsack zuwarfen, um bald als Literaturphilister zwischen Roman- und Feuilletongeschäft zur Ruhe zu kommen und zwischen Velhagen und Klasing sichs gut sein zu lassen. Keiner hat so vom Jungsein gelebt wie der Herr Busse. Und selbst der in

Jugendstimmungen völlernde Herr Halbe und selbst O. J. Bierbaum, bei dem sich wie zum erstenmal Seichtheit auf Leichtheit gereimt hat und der doch gewiß das war, was man damals einen »Prachtkerl« nannte, waren nicht so geschwind erledigt wie der lenzeliche Herr Busse, der aus dem Liliencronwalzer ein paar jugendtolle küssevolle kleine Baronessen in die Gartenlaube verführt hat und, noch immer munter, auf die Musik, die er nicht konnte, zu pfeifen begann. Darum aber, weil er wie kaum ein Zeitgenosse weiß, wie das Jungsein in der Literatur schmeckt, ist er wie kein anderer berufen, über Heine, das große Sinnbild aller verrauchten Jugendlieben, schützend ein Feuilleton zu breiten. Die Heine-Gegnerschaft erklärt Herr Busse ebenso tief wie einfach: »Wer Wind gesät hat, muß auf Sturm gefaßt sein, und Heine kann ja am Ende einige Stürme vertragen«. Gewiß, guter Busse: wer Wind gemacht hat, muß auf Sturm gefaßt sein: darin sind wir einig. Aber die Heine-Gegnerschaft ist ihm ein Symptom der »Unwahrhaftigkeit und Verschnörklung des gesamten Lebens«: darin bin ich gerade der entgegengesetzten Meinung. Herr Busse sehnt sich nach dem »Sturm« (das ist wieder ein anderer Sturm), »der die Atmosphäre reinigt und die Gespenster vertreibt, nach dem Rebellen, der in den Treibhäusern die Scheiben zerschlägt und in erfrischten Lüften uns allen wieder ein freieres Atmen gestattet. Es ist Zeit, daß wieder Autoritäten gestürzt werden«. Der Rebell wird vermutlich ein Feuilletonredakteur sein. Er wird den Autoritäten mit allen Phrasen, die sie überliefert haben, zu Leibe rücken. Er wird wie Heine sein müssen, der nach Herrn Busse sehr viel auf einmal geleistet hat, zum Beispiel: er hat nicht scheu aus dem Winkel zugesehen, sondern sein Herz, sein rotes Dichterherz ins Getümmel geworfen, er hat in der Zeit gekämpft und geirrt; andere haben nur schöne Gedichte gemacht, aber er war ein Kerl; denn es gibt Epochen, in denen, und es gibt Stunden, wo (der Dichter an die Spitze seines Volkes gehört oder dergleichen). Heine kann nicht nur, sondern hat auch alles. »Er hat das kleine lyrische Lied, das wie ein Hauch vorüberzieht (durch mein Gemüt), und die mächtige Ballade, er hat die Schlichtheit der deutschen Volksweise ebenso wie das feierlich erhabene Pathos der Bibel und den komplizierten Ausdruck des modernen Kunstdichters, er hat das anmutige Idyll und die bitter aufpeitschende Satire, er hat die Stille und

den Sturm, die Liebe und den Haß, die zarte Lyrik des Herzens und die grollende soziale Anklagelyrik.« Gewiß, guter Busse, alles das hat er, aber Wertheim hat noch mehr, und wenn Sie erst wüßten, was heute alles Wertheimer hat! Gewiß, die Heine'sche Form ist wie eine Toledoklinge. Und was eine solche alles kann, weiß man: »sie erreicht wie spielend den höchsten Wohlklang und stürzt sich wie mutwillig in die Dissonanz; sie kost und kichert, raunt und flüstert, verführt und schmeichelt, sie tanzt spinnwebfein mit den Elfen im Mondlicht und macht mit Lachen und Weinen, mit süßem Geigenstrich und weichstem Flötenton den Mädchen die Herzen heiß, aber sie trommelt auch Reveille und schreckt die Männer aus dem Schlaf, sie braust mit der wilden Jagd in Hallo und Hussa dahin, sie kann dröhnen wie Marschtritt der Heere, klirren wie Schwerter, pfeifen wie eine Klinge, klatschen wie eine Geißel«. Oder gar wie ein Feuilleton, Donnerwetter noch mal. Kurzum, Heine ist doch ein anderer Kerl als Mörike, für den sich vor zwanzig Jahren auch Herr Busse, wie er gern zugibt, gegen Heine begeistert hat. Nur irrt Herr Busse, wenn er glaubt, es gehe um die Entscheidung zwischen Heine und Mörike. Es geht um die Entscheidung zwischen Heine und der Kunst. Wenn man nicht wüßte, daß Mörike bessere Verse als Heine gedichtet hat, man erführe es aus der Anklage des Herrn Busse: »Er, der lebensschwache Träumer, der nicht umsonst in Cleversulzbach und Mergentheim versteckt blieb, um den sich in seiner Zeit kaum eine Katze kümmerte und der Kinkerlitzchen ins Ausgabenbuch zeichnete, während draußen um die Freiheit gekämpft ward . .!« Soll man gegen den Herrn Busse wirklich ausführlich werden? Mörike gehört nicht der Welt, weil er in seiner Fliederlaube saß und »die Kreuzer für Milch und Wecken in sein Haushaltungsbuch eintrug«. »Nicht umsonst« blieb er in Cleversulzbach, während draußen u. s. w. und während Heine »nicht umsonst nach Paris strebte, in dem das Herz der Welt damals wirklich schlug.« Effektiv schlug. Was Herr Busse alles nicht umsonst tut, das kommt nicht in die Literaturgeschichte. Mörike zeichnete Kinkerlitzchen ins Ausgabenbuch: Heine korrespondierte inzwischen mit seinem Bruder, wie man am wirksamsten einen widerspenstigen Geldmann bedrohen könnte. Um Mörike braucht sich keine Katze zu kümmern, weil dies schon zu seinen Lebzeiten keine getan hat. »Man möchte hohnlachen, wenn man nicht vor Zorn

weinen möchte!«, ruft Herr Busse und spricht eines der erlösenden Worte, die in einem Durchfallsstück das geduldige Auditorium endlich losbrechen lassen. Ich werde Herrn Busse, der sich von den Genies gedrückt und vernichtet fühlt, auch entmutigen. Er wird es sich künftig vergehen lassen, Wiener Börseanern den Mörike schlecht zu machen. Vor zwanzig Jahren war er auch für ihn, aber seit damals hat sich manches geändert und sind vor allem die lebenden Literaturhoffnungen schäbig geworden. Heine aber ist, je mehr sie sich verschmiert haben, ein umso größerer Könner geworden. Er ist nicht nur ein Dichter, sondern auch ein Kerl, nicht nur ein Singvogel, sondern auch ein Raubvogel, nicht nur eine Hauslampe, sondern auch — man höre — »ein Leucht- und Blinkfeuer, das die auf dem dunklen Meere der Zeit ringenden Schiffer aller Nationen grüßte, das Weg weisende Lichtblitze in die finstere Zukunft warf und dessen Ruhm verbreitet ward bei allen Kulturvölkern«. Herr Busse aber, der scheinbar nur ein Schwätzer ist, muß auch etwas von all den Vorzügen haben. Denn es ist meine tiefste Überzeugung, daß die Phrase und die Sache eins sind. Über wen all das gesagt werden kann, der stinkt von der Phrase. Und wer all das sagen kann, steht an innerem Wert nicht weit hinter ihm zurück. Goethe — das vergißt so ein Schwätzer — war auch kein unberühmtes Leucht- und Blinkfeuer und ist dennoch »nicht umsonst« versteckt geblieben, in Epochen, in denen, und in Stunden, wo, und während draußen, und hat zugunsten der Nachwelt darauf verzichtet, sein rotes Herz ins Getümmel zu werfen, Reveille zu trommeln und der Kerl mit der kichernden Toledoklinge zu sein. Herr Busse aber ahnt gar nicht, wie bescheiden er ist, wenn er sich nicht selbst alle diese Fähigkeiten zuerkennt. Er scheint wirklich auch schon entmutigt zu sein. Freilich noch nicht genug, um das Geschwätz über Lyrik, mit der er doch wahrlich nichts mehr zu schaffen hat, einzustellen und sich endgiltig dem reinen Geschäft zuzuwenden. Nur auf einen Nebenumstand sei er aufmerksam gemacht. Er fühlt sich verpflichtet, Detlev von Liliencron den »fabelhaft ursprünglichen Holsten« zu nennen, »der von Anmut zu Kraft emporsteigt und allen voranstehen würde, hätten seine sinnlich-poetischen Fähigkeiten sich mit gleich großen geistigen verbunden«. Das soll Herr Busse nicht mehr tun. Er soll es ja nicht mehr tun! Denn sonst könnte ihm —

von einem, der Bescheid weiß und dessen Gedächtnis auch gerade zwanzig Literaturjahre zurückreicht — gesagt werden: Detlev von Liliencron war zwar schon damals anmutig, als Herr Busse noch kraftvoll war; aber zu den geistigen Fähigkeiten gehört die Urteilskraft, und wenn es auch wahr ist, daß dieser sein großes Dichterherz scheinbar ins Getümmel der Literaten geworfen und Anerkennung und Begeisterung nur so verschwendet hat, so hat er doch auch im rechten Augenblick die Distanz erkannt. Detlev von Liliencron, der sich für die Anfänge des Herr Karl Busse mit Recht verantwortlich fühlte, hat bald gespürt, welches werdende Literaturgeschäft seine Sonne bescheinen sollte, und aus seinem Zweifel an der fabelhaften Ursprünglichkeit des Herrn Busse nicht den leisesten Hehl gemacht. Wenn Herr Busse es künftig nicht lieber vermeiden möchte, den Namen Liliencron mit herabsetzender Anerkennung zu nennen, dann richte er es so ein, daß mir das Feuilleton nicht unter die Augen kommt! Ich bin etwas nervös.

* * *

In den ‚Süddeutschen Monatsheften' (September 1911) sind zum Fall Heine die folgenden Bemerkungen von Prof. Josef Hofmiller enthalten:

Mit Staunen verfolgen Hunderte seiner Leser den unerschöpflichen und immer gleich elastischen Herausgeber der Wiener ‚Fackel': Karl Kraus. Seit zehn Jahren schreibt er den größten Teil seiner in zwangloser Folge erscheinenden Zeitschrift selbst, ohne sich zu wiederholen und ohne in Manier zu fallen. Er hat wirklich etwas von dem Flammensymbol, das er sich erwählt hat: »Glut wird alles was ich fasse, Kohle alles was ich lasse.« Auch über seiner Geburt stand die Weissagung: »Er wird ein wilder Mensch sein; seine Hand wider jedermann, und jedermanns Hand wider ihn; und wird gegen allen seinen Brüdern wohnen.« Die Gegenstände seines Hasses erhalten oft nur durch eben diesen Haß ihre Bedeutung; sein Geist entflammt sich an der wertlosesten Reibfläche, und er ist stolz darauf. Uns Fernerstehenden allerdings scheint auch seine Flamme mit der Größe des Objekts zu wachsen, das sie glänzend und vernichtend umspielt; und so scheint uns die noch nicht fünfzig Seiten starke Broschüre »Heine und die Folgen« (München, Langen) eine seiner glücklichsten und die starken bejahenden Werte seiner oft als nur verneinend verkannten Natur am besten ausdrückenden Schöpfungen. Die kleine Schrift ist substanzieller als manches umfangreiche Buch über Heine; sie dringt trotz ihrem von Anfang bis zu Ende festgehaltenen Tone des Angriffs tiefer in Heines Vorzüge ein als alle Karpelesse je vermochten, und deckt, was ihm ewig versagt blieb, schonungsloser auf, als alle Bartels je vermöchten. Noch vor zehn Jahren war jeder, der Heine als Dichter angriff, ein

Ahlwardt; darum wurde, wer kein Ahlwardt sein wollte, notgedrungen Heines Anwalt, so daß man über den Plaidoyers die Beweisaufnahme vergaß. Und doch wird dieser Prozeß durchgeführt werden müssen, wenn anders unser Verhalten zu seinen Werken, das allesverstehend, allesgenießend und pamphagisch geworden ist, wieder wählerisch, selbständig und lebenfördernd werden soll. Wenn wir ehrlich sind, müssen wir gestehen, daß von dem Dichter Heine heute nicht mehr viel lebendig ist. Der Lyriker ist so gut wie ganz von der Musik aufgesogen worden, von Schubert, Schumann, Mendelssohn und Silcher. Wenn wir sein »Buch der Lieder« oder die »Neuen Gedichte« zur Hand nehmen, wie bald stellen wir den Band in die Reihe zurück, mit dem Gefühl einer leider nicht mehr unerwarteten, aber mit jedem neuen Male deutlicheren Enttäuschung. Wer liest noch seine Dramen? Wer, außer sehr junge Leute, seine Reisebilder? Wer, außer Literarhistoriker, seine sonstige Prosa? Wir schwelgten mit siebenzehn Jahren in Heine, wie wir mit fünfzehn in Schiller, mit dreizehn in Körner geschwelgt hatten. Es ist das fatale Schicksal veraltender Autoren, daß sich ihre Leser aus immer noch jüngeren Kreisen rekrutieren. Es sind durchaus nicht nur die Bartels, die dem Dichter Heine fremd geworden sind. Das Stärkste, was gegen ihn neuerdings gesagt wurde, stammt aus dem Kreise Stefan Georges: »Keineswegs darf man Goethe einen andern Namen beireihen, am wenigsten, wie man leider noch immer tut, Schiller oder Heine: jener der feinste Schönheitslehrer, dieser der erste Tagesschreiber.« Es war vermutlich dieser Satz, der Oskar Walzel, den Herausgeber des Insel-Heine, zu einer Klage veranlaßte, die nicht minder bezeichnend ist, als das ihr vorangehende Zugeständnis: »Daß Heine einer stark und einheitlich fühlenden Menschennatur nicht zusagen kann, ist selbstverständlich. Wenn indes auch die Verfeinten, Gebrochenen, Differenzierten ihn abzulehnen beginnen, so schrumpft seine Gemeinde völlig zusammen.« Der Heine, welcher bleibt, ist nicht der gefühlspielende Liederdichter, noch der witzspielende Reiseplauderer, sondern, wie dies schon Eduard Grisebach in seiner »Deutschen Literatur seit 1770« eingehend begründet hat, und wie auch Kraus in seiner Schrift und Oskar Walzel in seiner Einleitung zugibt, der Heine der letzten Pariser Jahre ....

Es folgen Zitate. Was Herr Walzel oder sonst ein Literarhistoriker »zugibt«, ist ja sonst recht uninteressant. Aber im Punkt Heine, wo sie ihre Abstammung von den Zeitungsleuten nicht verhüllen können, sind selbst ihre Zugeständnisse wichtig. Drollig ist nur, daß in literarhistorischer Pleite-Stimmung noch »Ausgaben« veranstaltet werden.

Über »Heine und die Folgen« ist unter anderen auch ein Aufsatz in der ‚Deutschen Tageszeitung' (Berlin, 9. September) unter dem Titel »Flammenspiel an der Wand« erschienen, der die Stellen enthält:

.... Über das erbarmungslos scharfsinnige Buch und seinen eigentlichen Inhalt wird noch ausführlich zu sprechen sein; es verdient hohe Ehre, weil es sich allem »engstirnigen Heinehaß« fern hält, und doch das immer wieder für Tabu erklärte Götzenblild in Stücke schlägt. Kraus greift — wie das seine Art ist — über das Thema weit hinaus; indem er den Dichter und Feuilletonisten Heine ohne Mitleid seziert und präpariert, bringt er gleichzeitig das Gewimmel seiner ärmlichen Nachfolger und Nachahmer, den ganzen so beliebten Feuilletonismus von heute, zur Strecke. ... Die Journaille unserer Tage hat keinen gefährlicheren Gegner als diesen fanatisch in sich vergrabenen Juden, der ihre Lächerlichkeiten wie ihre Niederträchtigkeiten gleich genau kennt — kennen gelernt hat! — und an funkelnder Nadel aufspießt. Er wird deshalb von ihr nach Kräften totgeschwiegen. Wer aber nicht zur Partei und zum Stamm der Neuen Freien Presse gehört, hat die Pflicht, diesem merkwürdigen Menschen Gehör zu verschaffen. Ein dämonisches Flammenspiel an der Wand, so erhellt sein Buntfeuerwerk den allzu lange währenden Abend der modernen Aktien- une Zeitungskultur. Wenn wir schon nach ganz andern Zielen wandern als er — an der Wegkreuzung begegnen wir gern dem Einzelkämpfer, der just die am pomphaftesten aufgedonnerten Fortschrittspopanze von heute in ihrer barbarischen Armseligkeit bloßstellt und prasselnd in den Staub wirft.

r. n.

In London wurde am 29. Juni ein Vortrag über »Heine und die Folgen« gehalten und zwar von Herrn Karl Hanselmann im Verein »Alte Garde« (Verein ehemaliger Schüler der höheren Handelsschule Stuttgart).

* * *

Es ist längst nicht mehr möglich, von allen im Ausland erscheinenden Besprechungen meiner Bücher auch nur Datum und Namen der Zeitschrift oder des Verfassers zu verzeichnen. Aus einem längeren Aufsatz über die »Chinesische Mauer«, den die ‚Neue Züricher Zeitung‘ am 30. August enthalten hat, werden hier einige Sätze zitiert, weil sie an das Problem der Publikumswirkung anknüpfen:

Wenn man in einem Zürcher Café nach Wiener Zeitschriften fragt, so bringt der Kellner den ‚Pschütt‘, die ‚Wiener Karikaturen‘, die ‚Wiener Mode‘ und die ‚Wiener Rundschau‘ — aber daß in Wien eine Zeitschrift erscheine, die an persönlichem und kulturellem Wert einzig dasteht, weil sie seit einem Dezennium als Ausdruck einer Persönlichkeit im Kampf mit der gesamten Presse liegt und von dieser pflichtschuldigst totgeschwiegen wird, weiß niemand. Ich meine ‚Die Fackel‘, und ihr Herausgeber heißt Karl Kraus. ... Kürzlich hatten wir Gelegenheit, auf seine wundervollen Aphorismen »Sprüche und Widersprüche« hinzuweisen, die .... zum Bedeutendsten gehören, was die Aphorismen-

literatur in deutscher Sprache aufzuweisen hat. Es ist, als ob der ganze Reichtum dieser Persönlichkeit bloß der Anlaß wäre, zu zeigen, was eine künstlerisch hochbegabte Individualität unter deutschem Stil verstehe, als ob alle Polemik gegen die Trivialität der Masse dem Künstler lediglich dazu diente, für die Veredlung der Sprache zu kämpfen. . . . Und einen blutigeren Feind der Niedertracht als Karl Kraus gibt es nicht. Die Entstehung und Entwicklung seiner Verachtung der Menschen, des Bestehenden, des allgemein Sanktionierten in den Jahrgängen der ‚Fackel' zu verfolgen, ist eine Aufgabe von hohem Reiz für jeden, den die Entwicklung einer bedeutenden Persönlichkeit interessiert. . . . So verewigt er Ereignisse, die mit dem Tage vergessen würden, wenn nicht seine Feder und sein Blick für das Charakteristische sie festgestellt hätte. Er findet in den Ereignissen den Anlaß, seine Weltanschauung zu verteidigen, und deshalb werden diese Aufsätze noch bestehen und gelesen werden, wenn der Anlaß längst keinen Menschen mehr interessiert, weil die wundervoll schlichte Sprache, der graziöse und dennoch wuchtige Stil dieser Arbeiten schon an sich zu fesseln vermag. . . . . Und darin liegt der Wert dieser Arbeiten, die, wir mögen mit ihnen einverstanden sein oder nicht, zum Besten gehören, was die Publizistik — als Kunst aufgefaßt — in deutscher Sprache geleistet hat.

H. Müller-Bertelmann.

Daß man im Züricher Kaffeehaus nichts von der Fackel weiß, ist noch nicht das Schlimmste. Der Übel größtes ist, daß man im Wiener Kaffeehaus von ihr weiß. Und schmerzhaft wird das lokale Renommee, wenn man es erlebt, wovon sie zu gleicher Zeit auch wissen, hierzulande, und wovon sie ausschließlich wissen, dort, wo man von der Fackel nichts weiß. Es besteht ja keine rechtliche Möglichkeit, der vom Kellner geistig bedienten Intelligenz zwischen dem Lesen der Witzblätter die Fackel zu entziehen; sonst wäre es längst geschehen. Aber maßlos traurig ist, was sich inzwischen der reichsdeutsche Journalleser, der trotz tausend Rezensionen nichts von meinem Dasein weiß, unter der Fackel vorzustellen beginnt. In Frankfurt hebt ein journalistischer Skandalprozeß an, der sich um das üble Geschäft eines Wurstblattes dreht, das seit etwa fünf Jahren die Freundlichkeit hat, sich ‚die Fackel' zu nennen, nachdem es früher ‚die Sonne' geheißen hat. Vermutlich ist die Änderung auf eine Beschwerde der älteren Besitzerin des Titels zurückzuführen, die ihr tägliches Erscheinen in Frankfurt von dem Verschwinden einer Schmutzkonkurrentin abhängig machte. Die Fackel aber, die sich in Deutschland auf kein Urheberrecht berufen kann, muß sich das Treiben gefallen lassen. Nun wäre mir ja nichts lieber, als einen

Titel zu opfern, der wohl immer in einem billigen Sinn ornamental war und längst nicht den Inhalt dieser Zeitschrift andeutet, welcher heute kaum mehr der dümmste Leser die Ambition, in irgendetwas hineinzuleuchten, zutraut. Aber selbst ihre früheste Vergangenheit ist durch das elende Parasitentum, das sich ihr in Wien und andern Städten angeheftet hat, schwer beleidigt. Und wahrhaft trostlos ist die Selbstverständlichkeit des Odiums, mit dem jetzt — ein ganzes Jahr wird von dem Prozeß widerhallen — die gesamte deutsche Presse den Namen dieser Zeitschrift belehnt, ohne mit einer Silbe zu erwähnen, daß er in der Literatur immerhin noch einen andern Inhalt deckt als die Ausbeutung der Frankfurter Ehebettaffären durch einen gewinnsüchtigen Schmierer. Der »Herausgeber der Fackel« verfaßt Kundgebungen, die er in die Welt hinaussendet — sogar mich hat er bedacht —, und bittet die Redaktionen, von seiner Rechtfertigung »wenn nicht dem ganzen Wortlaute nach, so doch in extenso« den Lesern Kenntnis zu geben. Es ist nichts unmöglich; es kann wirklich geschehen, daß man irgendwann irgendwo mit so etwas verwechselt wird. Das wäre wenn schon nicht tödlich, so doch letal. Und darum — so peinlich es ist — muß der Fall hier, wenn schon nicht mit deutlichen Worten, so doch expressis verbis, und wenn schon nicht leidenschaftslos, so doch sine ira et studio festgehalten sein. Das Beste freilich wäre wieder, die Wiener Maxime zu befolgen: »Gar nicht ignorieren!« Denn es kann mir, wenn schon nicht gleichgiltig, so doch zum mindesten egal sein, daß einer einmal behauptet, der Mann, der das Geschäft in Frankfurt am Main betreibt, sei der Autor der Chinesischen Mauer. Was tue ich aber gegen die Ausschnittbureaus, die mir jetzt sämtliche Artikel zuschicken, in denen erzählt wird, daß die Fackel »ein übelbeleumundetes Wochenblatt« in Frankfurt sei?

* * *

Dagegen haben sie die Aufsätze einer Zeitschrift ‚Der Brenner' (Halbmonatsschrift für Kunst und Kultur), die in Innsbruck erscheint, nicht auf mich bezogen. Die Verschwiegenheit des österreichischen Geisteslebens ist imponierend. Man weiß nicht nur im Ausland nicht, was hier geschieht: man weiß es auch hier nicht. Daß in Innsbruck eine Revue lebt, und aus einem literarischen

Willen und sichtlich auf einem reineren Niveau, als jenes ist, auf dem in Berlin die um Fischer und Fleischl ihren Kohl bauen, weiß niemand in Wien. Ich sage das natürlich, weil das Blatt mich lobt. Und es hat offenbar in dieser Absicht gehandelt, indem es mir seine Kritiken so lange vorenthalten hat, bis der Zufall, der immerhin schneller arbeitet als ein Ausschnittbureau, mir die Kunde von ihnen zutrug. Am 15. Juni 1910 — also vor mehr als einem Jahre — ist im Heft 2 des I. Jahrganges der folgende Aufsatz erschienen:

Karl Kraus / von Fortunat

Es gehört heute kein Mut mehr dazu, sich an ihn heranzupürschen und eine Salve der — Anerkennung auf ihn abzufeuern. Wie ehedem kein Mut als höchstens der zur Lächerlichkeit dazu gehörte, sich seiner herausfordernden geistigen Physiognomie mit Brachialgewalt zu nähern. Man hat eben diesen kapitalen Revierschädling durch ein Jahrzehnt Totschweigehetze nicht zur Strecke gebracht. An ihm, dem unnahbaren Mitten-unter-uns, an dieser aggressiven, selbst nicht anzugreifenden Realität höchster Entrücktheit, die wie ein drohender Spuk in das eitle Echauffement des Tages ragt, hat sich die sechste Großmacht als eine kapitale Ohnmacht erwiesen, als ein fünftes Rad am Siegeswagen geistiger Kultur, und nun, da sich dieser Defekt nicht mehr bemänteln läßt, scheint es beschlossene Sache zu sein, ihn »gelten« zu lassen und seinem Wirken, das sich dem verzuckerwässerten Gepräge unseres öffentlichen Geisteslebens wie ätzende Säure eingebrannt hat, eine »Gerechtigkeit« widerfahren zu lassen, nach der kein Hahn mehr kräht. Aus Furcht, rückständig zu erscheinen — aus der Witterung eines Verdachts heraus, den die führende Presse stets aufdringlich zu unterdrücken bemüht ist — soll nun die Taktik offenbar geändert, soll die Sperre möglichst unauffällig aufgehoben werden. Mit einem Wort, man hat das etwas leidige Gefühl: Karl Kraus dringt durch. Und kann den lästigen Eindruck solcher Wahrnehmung nur durch die Erkenntnis ihrer tieferen Belanglosigkeit abschütteln. Denn schließlich — sind auch die Zeitungsstimmen noch zu zählen, die diesem »schriftstellerischen Temperament« versuchsweise liebkosend über die Schnauze fahren — es besteht auch weiterhin keine Gefahr, seit diese beherzte Bestie durch das demütig stolze Selbstbekenntnis, die Gefahr des Wortes sei die Lust des Gedankens, sich jene prachtvolle Blöße gegeben hat, an der sich neuerdings manch öliger Intellekt, halb züchtigend und halb begütigend, auf jeden Fall voll Anbiederungskourage reibt und aufreibt — neugierig, was dabei herauskommt. Es kommt eben nichts heraus. Am allerwenigsten der Karl Kraus. Denn der ist nachgerade dem geläufigsten Zeilenjäger geistig außer Schußweite geraten. Was verschlägt es da, ob Liebe oder Haß oder — was hier am häufigsten zutreffen dürfte — aus beidem eine explosive Mischung nutzlos um ihn verpulvert wird. Ein bischen Schall und Rauch, der Rest ist — Nachsehen.

Und doch, man kann nicht ohne einiges Mißtrauen einem jour-

nalistischen Entgegenkommen zusehen, das aus der Not eine Tugend und aus einer geistigen Potenz, deren schöpferische Spannweite kaum noch abzumessen ist, allzu voreilig und konziliant einen Wortkünstler, einen glänzenden Stilisten, kurz einen »Schriftsteller« mit funkelnden Epitheta machen will. Erst totzuschweigen, dann lebendig zu reden in jener nicht minder mörderischen Art, die jeden Nagel auf den Kopf treffen will — fürwahr eine verdächtige Methode! Falschmünzermethode, mag sie's auch noch so »ehrlich« meinen. Gewiß, dieses Selbstherrlichen und Selbstverherrlichers Bild ist auch innigerem Verstehen nicht immer in den wesentlichen Zügen offenkundig; wie mir scheint, vor allem deshalb, weil eine so beispiellos vexierende Aug' in Aug'-wirkung davon ausgeht, daß es schwer fällt, es in jene abgekühlte Distanz zu rücken, die zum Erfassen eines großen Umrisses nötig ist. Es scheint, daß die geistige Leidenschaft dieses »frivolen« Störenfrieds allen — Empfänglichen wie Unempfänglichen — zu brüsk, fast vergewaltigend, an den Leib gesprungen ist. Und was die geistig interessierte Öffentlichkeit ihm nicht verzeihen kann, ist, glaube ich, dieses: daß er nie zur leicht zu rubrizierenden und im Grunde ungefährlichen Sorte der Himmelsstürmer ins Blaue hinein gehört hat, sondern als ein handfester, fast pedantisch emsiger Fassadenzertrümmerer begonnen hat, der — nie zu Tages-Fragen, immer nur zu Tages-Ereignissen Stellung nehmend — das wahrhaft niederträchtige Werk zustande brachte, die Welt voll leeren Grauens bloß zu legen, die sich hinter dem dekorativen Verputz unserer traditionellen Fortschritts- und Grundfesten-Pathetik verbirgt. Diese mutige, ursprünglich vielleicht nur übermütige Niedertracht erschien zu grandios fundiert, als daß sie mit der Etikette nihilistischer Zerstörungswut hätte versehen und abgetan werden dürfen. Und in der Tat, wer es im Anbeginn nicht fühlte, der darf es sich heute eingestehen, da aus dem Chaos dieses verstörten Weltbilds längst eine Kraft sich aufreckte, stark und schöpferisch genug, sich ein neues Weltbild zu erzeugen. Heute, da die Schätze einer zehnjährigen kulturellen Schürfarbeit, dem Tagesschutt enthoben, aller Welt offen liegen (»Sittlichkeit und Kriminalität« — »Sprüche und Widersprüche«), kann es getrost ausgesprochen werden: daß nämlich dieses publizistische Phänomen, das Karl Kraus heißt, nicht zu erlesen, nur zu erleben ist, indem es eine geistige Bekanntschaft vermittelt, die man erst tief erlitten haben muß, ehe man das Recht hat, sich ihrer zu erfreuen. Wer dazu fähig ist, der weiß, daß seiner oft paradoxalen Ironie kein spielerischer Trieb, sondern die Dämonie einer geistigen Trunkenheit zu grunde liegt, die — aller Weitschweifigkeit abhold — es verschmäht, sich Problemen von täglich wechselndem Ewigkeits-Kurswert an die Rockschöße zu hängen, sondern erdensicher eine Tyrannis ausübt, deren suggestiver Gewalt wir gleichwohl kaum erliegen würden, wenn sie nicht selbst von einer Zucht des Denkens beherrscht wäre, die in unseren Tagen schöngeistiger Exzessiersucht und zerebraler Bildungsvöllerei geradezu asketisch anmutet. Und wer sich dessen erst zutiefst bewußt geworden (und die es wissen und davon Zeugnis geben, sind immerhin bereits auch eine stattliche Gemeinde), der mag sich lächelnd am Schauspiel einer verlorenen Liebesmühe weiden, dessen Tragikomik darin

gipfelt, daß es sich anschickt, diesen wahrhaft eigensinnigen Geist, der aller Art Tagesgelichter als ein schmerzhaftes Gestirn aufging, als eine »blendende« Erscheinung hinzustellen.

Ein Jahr später (II. 2., 15. Juni 1911) ist im ‚Brenner' ein Aufsatz »Verfall« von Carl Dallago enthalten, in welchem es heißt:

.... Und nun komme ich zum vielleicht größten Verhängnis des heutigen Englands: zu Bernard Shaw. So ergänze ich mein früher über ihn Gesagtes: Es hat seine guten Gründe, daß er der Zeit nach zugleich mit den Suffragettes auf den Plan tritt. Was diese im Weiblichen bedeuten, bedeutet Shaw im Dichterischen: den völligen Verfall. Dort das Weib bar jeder Weiblichkeit, hier der Dramen dichtende Publizist, bar jeder dichterischen Regung. Der Intellekt in beiden Typen verheerend umgehend, so verheerend, daß er alle Natur aufzehrt: dort die Natur des Weiblichen, hier die Natur des Dichterischen. Auf mich wirkt das Tun beider Typen wie tolles Wetteifern im Besudeln ihrer Gattung: dort im Besudeln des Weiblichen, hier im Besudeln des Dichterischen und wahrhaft Großen. Wenn ich mir eine Suffragette in Aktion denke, überkommt mich noch Andacht vor einer von ihrer Notdurft besudelten Kuh. Ich sehe an solchem Tiere nur natürliche Hilflosigkeit, und seine Besudelung ist leicht wegwaschbar. Aber das Tun der Suffragette schreibt sich besudelnd in die Grundtiefen des weiblichen Geschlechtes. — Wenn ich an Bernard Shaw's Schaffen denke, möchte ich niederknien vor jeder hilflosen dichterischen Regung — vor jeder Art von Sinnen- und Seelenrausch — vor jedem geschlechtlichen Taumel. Alles dies entbehrt wenigstens seiner schrecklichen berechnenden Nüchternheit und verbirgt vielleicht einen Keim zur Größe. Shaw aber tritt auf jede Art von Größe und möchte sie morden, wo er nur kann. Denn Größe leuchtet durch die Zeit. Doch das soll Bernard Shaw und nicht die Größe!

Erkennt man nun den hervorragendsten Publizisten als den hervorragendsten Journalisten — als das neben der Suffragette Hervorragendste im englischen Verfall? — Ein ganz Intellekt gewordener Mensch, der sein Leuchten durch die Zeit um jeden Preis durchsetzen will, der Gewaltherrschaft des Intellekts entsprechend. So kommt es, daß sein Intellekt Triumphe feiert, gewaltsame Triumphe, Triumphe skrupellos eingeheimst — erbeutet — erbuhlt, wie überhaupt die Routine im Buhlen mit Mächten sein Erfolgreichstes ausmacht. An ihm undenkbar die Art des reinen Künstlers, der sein Schaffen allein als lebenden Teil von sich in die Welt schickt. Shaw läßt vielmehr sein Werk in die Welt tragen — in die Welt schreien von einer vorher sich angeeigneten Menge. Dieses Sichaneignen der Menge sein stärkstes Talent; es macht ihn zum gefeierten Mann der Klubs — der Logen — der Bünde. Seine innere Armut bedarf des äußeren Lärms wie des äußeren Gefolges, sich vernehmbar zu machen. So lenkt er von sich aus die Aufmerksamkeit auf sein Werk, auch hier Gegensatz werdend zum Künstler, der von seinem Werke aus erst die Aufmerksamkeit auf sich lenkt.

Aber wir haben in den Tagen des Journalismus mehr solcher Größen (wenn auch keine andere von solcher Energie und Zielbewußtheit), die sich vermöge ihrer lärmenden Gefolgschaft auf einige Zeit den bedeutenden Dichtern und Künstlern einreihen lassen, ja sich sogar noch in solcher Sphäre wie führend gebärden. Ich erinnere nur an den Österreicher Hermann Bahr. Und doch ist alles erbeutete Triumphgeschrei, das sie, als im Grunde journalistische Begabungen, um sich aufwirbeln, zuletzt nur da, ihr dichterisches Flämmchen — wenn je eines da war — völlig erlöschen zu machen. Denn so ungerecht und dumm der Menge und der Presse Art ist, so ganz merkwürdig gerecht ist es beschaffen mit dem Wesen von Kunst und Dichtung, das nur das Echte sich entfalten und aufsteigen läßt. Und man kann anhanglos als kleines Publizistlein anfangen und bedeutender Künstler und Weiser werden, wenn man nur echt ist — nur seine Wege geht und weiter nichts will, als anbringen, was in einem vorhanden ist. In Österreich haben wir hiefür ein Beispiel an Karl Kraus.

Ich kannte ihn bisher nicht. Als ich erst vor kurzer Zeit einen Band seiner Schriften zugesandt erhielt, empfand ich bald dem Gelesenen nach: Wieder ein Mensch! Und ich wunderte mich über das harte und doch wieder warme, weitherzige Menschentum, das in diesen Schriften umging, und auch darüber: wie viele Wege es gibt zur Künstlerschaft, wenn nur erst das nötige Menschentum da ist. Kraus mag mehr Nachtfalter sein; er schaut zu sehr in unsere Zivilisation und muß so ihre Nacht sehen. Hätte ich die Landschaft nicht, die mir den Tag der Natur erhält, ich müßte vielleicht sehen lernen wie er. Und wie er seinen harten Weg machte, allein und ausgesetzt, nur sich selber getreu, gibt seiner Wegrichtung etwas von der Wegrichtung der Großen.

Bernard Shaw ist auch hier Gegensatz, und sein Auftreten mit Pomp und Zulauf und Köder jeglicher Art wird nicht hindern, daß zuletzt der Mangel seiner dichterischen und künstlerischen — nicht der könnerischen — Beschaffenheit zutage tritt, der heute noch übertönt ist vom lärmenden Anhang verschiedenster Gesellschaftsgruppen, denen er sein Emporkommen zu danken hat. In Kunst und Dichtung aber hat niemals ein Emporkömmling dieser Art auf die Dauer triumphiert . . . .

Im übrigen freut es mich Humanisten der Tat, daß geistiger Vandalismus solcher Art zulässig ist, ohne daß sich Menschen dabei vergeben, indem sie ihn verbieten oder mit Strafe belegen. Man lasse Bernard Shaw den journalistisch fettbürgerlichen Ruhm und die journalistisch fettbürgerliche Freude, den wahrhaft Großen ihren Ruhm zu rauben! Es gehört zur Art des berechnend heischenden Intellekts, daß er sich immer übernimmt, wo er sich etwas herausnimmt. Es macht das gänzlich Unzulängliche an ihm aus. Den wahrhaft Großen tut dies keinen Eintrag; ihr Ruhm ist die lebendige Macht, die dem Werke der Größe eignet und mit ihm durch die Zeiten geht. Wer sollte diese Macht rauben können? . . . .

* * *

Herr Hermann Bahr beklagt sich über die Kunst von heute, die bei höchster technischer Vollendung völlig wesenlos sei:

»Ihr scheint nichts unmöglich zu sein und doch ist sie nicht einmal fähig, unsere Zeit auch nur anzudeuten. Sie enthält nichts von allem, was sich in unserer Zeit ereignet. Alles, was die Nachkommen einst an unserer Zeit segnen werden, ereignet sich außerhalb der Kunst.«

Aber er als Verehrer der Fackel wird doch nicht leugnen, daß alles, was die Nachkommen einst an unserer Zeit verfluchen werden, seinen künstlerischen Ausdruck gefunden hat? Das, was sie segnen sollen und was sich nach der Meinung des Herrn Bahr in der monistisch-modernistisch-demokratischen Welt ereignet, kann nicht Kunst werden. Das sieht man an den Leistungen des Herrn Bahr, die als Gestaltung zeitlicher Fülle anzuführen ihm nur seine Bescheidenheit verbietet, während ich so vermessen bin, mich für den Künstler aller zeitlichen Schäbigkeit zu halten.

* * *

Hiermit unterstreiche ich das Verbot des Nachdrucks, das auf dem Umschlag dieser Zeitschrift ausgesprochen ist. Der Vorteil, den sie durch die wiederholte Zitierung in reichsdeutschen Blättern gewinnen könnte, wird reichlich durch den Nachteil aufgewogen, den sie durch die Verstümmelung erleidet, in welcher der fremde Leser Proben aus der Fackel zu Gesicht bekommt. Aber nicht die Unmöglichkeit, sich gegen die Gefahren eines unbewachten Nachdrucks zu schützen, nicht die infame Sorglosigkeit, mit der die Redaktionen das Schicksal eines Zitats, auf das sie scheinbar Wert legen, den Druckereien überlassen, macht hier ein Verbot zur Notwehr. Vielmehr ist es der geistige Anteil der Redaktionen, was mich die empfangene Ehre des Zitats als Beleidigung empfinden läßt. An einem Auszug, den die Rheinisch-Westphälische Zeitung aus »Heine und die Folgen« macht, offenbart sich wie an einem stilistischen Schulbeispiel — an einem Beispiel, das in einer Stilschule zu entwickeln wäre — die linke Midashand des Journalismus, die jeden Gedanken, den sie berührt, in eine Meinung verwandelt. Dabei kommt die Meinung naturgemäß viel dürftiger heraus, als wenn der Leitartikler über dasselbe Thema schriebe, so daß der eigentliche journalistische Zweck verfehlt wird. Gedanken, die ein Journalist buchstäblich und in tadellosem Druck übernimmt, sind entwertet. Man weiß, daß einem Gold in

der Tasche fehlt, und kann das Kupfer, das der andere in der Hand hält, als sein Eigentum reklamieren. Selbst wenn in dem genannten Fall die zitierten Stellen nicht willkürlich zusammengeschoben wären oder der Redakteur sich die Mühe genommen hätte, den gedanklichen Übergang durch Punkte anzudeuten — was er kecker Weise unterlassen hat —, wäre das Gesicht des Zitats nicht wiederzuerkennen. Ein Journalist oder ein Redner beschwert sich darüber, daß man ihm Stellen »aus dem Zusammenhang reißt«. Seine Meinung leidet, und da es um diese so sehr schade ist und der Mann möglicherweise sein Recht verliert, so hat er Recht sich zu beschweren. Er selbst hat aber keine Ahnung davon, was er am Stil verbrechen kann, wenn er die Meinung korrekt von ihm abzieht. Denn der Kunst kommt es nicht auf die Meinung an, sie schenkt sie dem Journalismus zu selbständiger Verwertung, und sie ist gerade dann in Gefahr, wenn er ihr Recht gibt. Denn er reißt nicht »aus dem Zusammenhang«, sondern aus dem Aufbau. Ein Aphorismus, den er zitiert, kann wertlos im Nachdruck sein: sein Wert ist im Buch, dem er entnommen wurde. Meine Glossen sind unverständlich ohne die Glossen, die früher erschienen sind. Die zwanzig Sätze vollends, die mir ein Redakteur aus »Heine und die Folgen« ausschneidet, leben nur in der Luft aller andern: so haben sie keinen Atem. Was der Mann selber schreiben kann, ist unter allen Umständen besser. Wozu also die Belästigung des Zitierens? Sie glauben Proben eines Organismus liefern zu können. Um zu zeigen, daß ein Weib schön ist, schneiden sie ihm die Augen aus. Um zu zeigen, daß mein Haus wohnlich ist, setzen sie meinen Balkon auf ihr Trottoir. Die ehrlichen Redakteure, die die Quelle angeben, sind die ärgsten. Von nun an ist im Zweifelsfall der Diebstahl dem Nachdruck mit Quellenangabe vorzuziehen.

In der ersten Auflage der Nr. 326/27/28 ist auf S. 10, in der 14. Zeile von unten, statt: schon den 20! *schon den 20.!* zu lesen; auf S. 20, in der vorletzten Zeile des ersten Absatzes, statt: es ist *er ist* (dieser Fehler war auf einem eingeklebten Zettel korrigiert); auf S. 67, in der 3. Zeile von unten, statt: die singend »Ich bin eine anständige Frau beteuert« *die singend »Ich bin eine anständige Frau« beteuert.*

Den Freunden dieser Zeitschrift wird gemeldet, daß ihr bester Freund, mein lieber

Ludwig Ritter von Janikowski

Doktor juris und Inspektor im Eisenbahnministerium

geboren am 24. Juli 1868 in Krakau, am 18. Juli 1911 in einem Sanatorium bei Warschau gestorben und am 23. September in Krakau feierlich beerdigt worden ist.

Unsern geistigen Bund, der von 1904 bis zu seiner tödlichen Erkrankung im Jahre 1909 dauerte, überlebt meine Dankbarkeit. Dieser tief geistige und tief gütige Mensch, den keine Lebensplage um den inneren Reichtum betrügen konnte, war nicht Schriftsteller, stand aber künstlerischen Dingen in einem so wahren und erhabenen Sinne nah, daß nur ein schöpferischer Zufall an ihm den Künstler versäumt zu haben schien. Mit seinem Feuer und seiner Liebe umfing er mein Werk, in welchem er als erster die geistige Perspektive jener Geringfügigkeiten erkannte, die die Blindheit für den Inhalt nimmt. Seine Erkenntnis war mir Bestätigung, seine Bestätigung mitschaffende Tat. Er hat, der im deutschen Sprachgeist hundert deutschen Schreibern überlegene Nichtdeutsche, an und mit mir den Geist erlebt und die Sprache, und meine Leistung wuchs an seiner Begeisterung. Er hat um die Kunst gewußt und um die Opfer, die ihre Eitelkeit kostet. Ich habe ihm »Sittlichkeit und Kriminalität« gewidmet, das Buch, an dessen Feilung er beteiligt war wie an der Herausgabe der »Sprüche und Widersprüche«, für deren Mitkorrektur ich ihm hier gedankt habe.

Solange ein Leben dauert, seinen Verlust zu beklagen, wird es ein unendlicher Jammer sein, daß dieser von Geist und Güte erschaffene Mensch nicht mehr leben darf. Aber sein Verlust ist nicht schmerzlicher als die Erhaltung der Vielen, die niedrig sind und doch einem unerforschlichen Ratschluß zufolge am Leben. Und der bessere Trost: Seine Seele, befreit von der Gemeinschaft des eigenen leidvollen Körpers und erlöst von der Gemeinschaft der überlebenden Leiber zu nichts nütze als zum Leben: seine große Seele ist zu sich gekommen.

Karl Kraus

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3

Manuskripte

werden nicht mehr geprüft, sondern vernichtet und nur wenn ein frankiertes und adressiertes Kuvert beiliegt, ohne weitere schriftliche Begründung zurückgeschickt.

Administrative Zuschriften,

die nicht an den Verlag, sondern an die Redaktion der Fackel oder an den Herausgeber adressiert sind, bleiben in jedem Falle unerledigt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstr. 3

Nr. 333 ERSCHIENEN AM 16. OKTOBER 1911 XIII. JAHR

DIE FACKEL

HERAUSGEBER

KARL KRAUS

INHALT:

PREIS DER EINZELNEN NUMMER 30 HELLER

ERSCHEINT IN ZWANGLOSER FOLGE

VERLAG: ‚DIE FACKEL', WIEN — BERLIN
WIEN, III/2, HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3 TELEPHON Nr. 18
BERLINER BUREAU: HALENSEE, KATHARINENSTRASSE

DIE FACKEL Herausgeber **KARL KRAUS**

cheint in zwangloser Folge **BEZUGSBEDINGUNGEN:**

Für Österreich-Ungarn:	Für das deutsche Reich:	Für die Länder des Weltpostv.:
8 Nummern portofrei K 4.50	18 Nummern portofrei Mk. 4.—	18 Nummern portofrei K 6.—
6 „ „ „ 9.—	36 „ „ „ 7.25	36 „ „ „ 12.—

bonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern

Einzelheft in Österreich 30 Heller, in Deutschland 30 Pfennig
Doppelnummer in Österreich 60 Heller, in Deutschland 50 Pfennig

Zu beziehen durch sämtliche Buchhandlungen

rliner Bureau: Halensee, Katharinenstraße 5

nuskripte werden nicht mehr geprüft, sondern vernichtet und nur wenn ein frankiertes und adressiertes Kuvert beiliegt, ohne weitere schriftliche Begründung zurückgeschickt.

ninistrative Zuschriften, die nicht an den Verlag, sondern an die Redaktion der Fackel oder an den Herausgeber adressiert sind, bleiben in jedem Falle unerledigt.

DIE FACKEL

Nr. 333 | 16. OKTOBER 1911 | XIII. JAHR

Pro domo et mundo

Von **Karl Kraus**

Österreichische Grenze: es wird gemütlich, man muß sich die Tasche zuhalten.

Italienische Grenze: es wird romantisch, man muß sich auch die Nase zuhalten.

Deutsche Grenze: es wird sicher, man kann sich auf Abenteuer einlassen.

*

Eine Gesellschaftsform, die durch Zwang zur Freiheit leitet, mag auf halbem Wege stecken bleiben. Die andere, die durch Freiheit zur Willkür führt, ist immer am Ziel.

*

Dem Bürger muß einmal gesagt worden sein, daß es der Staat mit der Weisung »Rechts vorfahren, links ausweichen« auf seine Freiheit abgesehen habe.

*

Demokratisch heißt jedermanns Sklave sein dürfen.

*

Es gibt noch Menschen unter uns, die so aussehen, als ob sie eben von der Kreuzigung Christi kämen, und andere, die zu fragen scheinen: Was hat er gesagt? Wieder andere, die es niederschreiben unter dem Titel »Die Vorgänge auf Golgatha«.

*

Solange das Geschlecht des Mannes der Minuend ist und das Geschlecht des Weibes der Subtrahent, geht die Rechnung übel aus: die Welt ist minus unendlich.

*

Das Sexuelle ist bloß die Subtraktion zweier Kräfte. Der Voyeur addiert drei.

*

Der Mann, begrenzt und bedingt, will als erster die unendliche Reihe enden, die dem Weib gewährt ist. Er will öffnen, aber er will auch schließen. Darum jauchzt sie immer dem nächsten als dem Beginn der Unendlichkeit zu. Denn ihr Geschlecht hat mehr Phantasie als sein Geist.

*

Ich und der Dichter des Geschlechts standen vor einer Schaubude und betrachteten den Automaten, der den Fremierschen Gorilla mit dem Weib darstellte. Der Gorilla drehte den Kopf und fletschte die Zähne. Das Weib in seinen Armen atmete schwer. Ich sah das Weib. Der Dichter drehte den Kopf und fletschte die Zähne.

*

Der erotische Humor ist nicht Freiheit, sondern Ausgelassenheit, der Beweis der Unfreiheit. Sein Lachen ist nur die Freiheit vom Pathos. Dieser Humor ist der vergebliche Versuch des Mannes, sich über seine berechtigte Traurigkeit hinwegzutäuschen. Ein Humor mit umgedrehtem Spieß. In ihm triumphiert der Mann, der es nicht mehr ist: so weit ist es ein männlicher Humor. Gelegenheit macht Verlegenheit, und der Mann besteht vor dem Weib vermöge seiner Indiskretion. Eros hat vor der Tür des christlichen Geheimnisses geweint und geschwiegen; die drin aber haben gelacht und es weiter erzählt.

*

Ich glaube nicht, daß ich zu jenen Autoren zähle, für deren Verbreitung dreißig Jahre, nachdem sie außer Stand gesetzt sind, Honorar zu bekommen und Korrekturen zu lesen, der Staat gesorgt hat. Sollte es wider Wunsch und Erwarten dennoch der Fall sein, daß auch an mir diese Wohltat versucht wird, und sich also ein Verleger oder Drucker finden, der um das Honorar zu bekommen an meiner Statt die Korrekturen nicht liest, so nehme er meinen Fluch als Vorwort, schon heute, also zu einer Zeit, wo ich es noch redigieren kann. Denn mir liegt auch dreißig Jahre nach meinem Tode mehr an einem Komma, das an seinem Platz steht, als an der Verbreitung des ganzen übrigen Textes. Und gerade darum glaube ich, daß ich zu jenen Autoren zähle, die vom Ablauf der Schutzfrist, welche der Staat aus Rücksicht auf die Popularität nur mit dreißig Jahren bemessen hat, nicht das Geringste für ihre Ruhe zu befürchten haben.

*

Ich stelle mir gern vor, daß über den Lieblingen des Publikums die wahre Vorsehung waltet, indem sie für ihre grausame Verkennung nach dem Tode schon bei Lebzeiten entschädigt werden. Sonst hätte das ganze Treiben ja keinen Sinn. Nachwelt und Jenseits wetteifern, sie zu verwahrlosen, die der Zeit- und Raumgenossenschaft ein Kleinod waren. Da sie aber dort und dann nicht weniger, sondern jetzt und hier mehr bekommen als sie verdienen, so kann füglich nicht von Vergeltung, sondern nur von Begünstigung gesprochen werden. Die Hölle steht ihnen nicht offen, denn man fragt zwar den Teufel nach ihnen, wenn sie tot sind, aber selbst er weiß nicht, wo sie sind. Nur die Erde stand ihnen offen und trug sie, bis sie für das Nichts reif waren. Ihre Bücher, treu ihren Leibern, zerfallen in Staub und müßten, wenn hier Pietät und Sanität etwas zu sagen hätten, mit in ihre Särge gelegt werden.

Angehörig den Angehörigen — wer in der Welt nennt ihre Namen? Sie waren in aller Mund, solange sie selbst ihn offen hatten. Der Tag ist undankbar, er kennt die nicht, die ihm geopfert haben, denn er ist grausam genug, selbst den Tag zu verjagen. Es ist als ob sie sich immer strebend zur Vergessenheit durchgerungen hätten. So unbeachtet lebt kein Genie, wie ein Talent tot ist. Sein Nachlaß ist Nachlassen, intransitiv, sein Wort ein zielloses Zeitwort. Totgeschwiegen werden, weil man tot ist — es möchte kein Hund so länger tot sein.

*

In mir empört sich die Sprache selbst, Trägerin des empörendsten Lebensinhalts, wider diesen selbst. Sie höhnt von selbst, kreischt und schüttelt sich vor Ekel. Leben und Sprache liegen einander in den Haaren, bis sie in Fransen gehen, und das Ende ist ein unartikuliertes Ineinander, der wahre Stil dieser Zeit.

*

Der Eros von Wien: Unter dem Vorwand, daß jedes Weibi ein Mandi brauche, hatte er sich ihr genähert, worauf sie nicht umhin konnte: Gehns weg Sie Schlimmer! zu sagen. Nachdem er aber erklärt hatte, daß er viel lieber doder bleibe, ersuchte sie ihn, wenigstens nicht zu nahe an ihre Gspaßlaberln anzukommen, weil ein Pamperletsch die unausbleibliche Folge wäre und das zuhause einen schönen Pallawatsch gäbe. Er aber bat sie, keine Spompernadeln zu machen, denn sie sei mudelsauber und er zu allem eher geschaffen als zum Simandl. Deshalb ließ er sich nicht länger zurückhalten, und Pumpstinazi da wars aus und gschehn. Er sagte ihr infolgedessen, daß sie ein Schlampen sei, und ging dorthin, wo ein Wein sein wird und mir wer'n nimmer sein. Als sie ihn noch vor Ablauf dieser Frist an seine Pflicht mahnte, dachte er: gar net ignorieren!

*

Schlechte Kunst und schlechtes Leben beweisen sich an einer gräßlichen Identität. Sie glotzt uns mit der Unbeweglichkeit jener Dilettantereien an, die heute in Witzblatt und Operette so gesucht sind, weil sie die Agnoszierung des Lebens erleichtern. Gesichter, wie erstarrte Mehlspeisen, die immer da sind und in der unabänderlichen Folge von Linzer, Sacher, Pischingertorten, Engländer, Anisscharten und Wienertascherl sich anbieten. Pferde in Karriere, die aus einem Ringelspiel ausgebrochen scheinen, Automobile im rasenden Tempo der Panne, Fußgeher, die keinen Boden unter den Füßen haben, Ballons, die nicht steigen, Steine, die nicht fallen. Ein Leben, welches lebende Bilder stellt und so auf den Photographen vorbereitet ist, daß es sich in der Kunst nicht wiedererkennen würde und nur den Dilettanten, der ihm die Identität koloriert, für den wahren Künstler hält. Und es ist dann auch wahr geworden, daß er die Kultur seiner Zone stärker zum Ausdruck bringt als der Künstler, der ihr Elend in Lust umsetzt. So stark ist die Wirkung dieser unmittelbar aus dem Bett in den luftleeren Raum gestellten Menschheit von Hausmeistern, Infanteristen und Magistratsbeamten, daß sie mit der Verdoppelung dieses Lebens auch den Lebensüberdruß verdoppelt.

*

Ich fürchte mich vor den Leibern, die mir erscheinen.

*

In einem Zimmer mit Aussicht auf das Meer hat mich am ersten Morgen ein Choral geweckt. Ein Geräusch von Brandung und Predigt, und ich weiß nicht mehr, wie es kam, daß ich wieder einschlief und von den Kreuzzügen träumte. Unten riß Bernhard von Clairvaux das Volk hin. Immer wieder klang es wie »Spondeo« und wie »Benedicamus domino«. Dann unverständlich und dumpf wie zum Tag des Gerichts der Ruf »Poreleba! Poreleba!«, der mich aus dem

Schlaf riß. Es war wie die gereckte Faust einer fanatisierten Menge, Weh und Wut war darin. Und dennoch drang eine sanfte Stimme durch, die unaufhörlich »Delimel! Delimel!« klagte, wie Philomelens oder eines Kindes, das im heiligen Gedränge die Mutter verloren hatte. Es war, als ob die Menschheit auf der Wanderung wäre. Ich horchte angestrengt hin und glaubte nun etwas wie »Lömatän! Löschurnal!« zu unterscheiden. Da riß sich einer los, ekstatisch, und rief mit unerhörter, zur Tat aufreißender Entschlossenheit: »Sésonostánd!« Aber das Brausen verschlang auch ihn, und die Antwort war wieder nur »Poreleba! Poreleba!« und immer wieder mit der seltsamen Kraft der Innerlichkeit und schon verzagend: »Delimel! Delimel!« Nun aber schien sich alles zu sammeln, es stieg wie Dank zum Himmel hinauf und eine Stimme sang »Exzelsior!« Da — ich weiß nicht, wie mir wird — löst sich etwas wie »Kölnische, Frankfurter!«, und wie wenn das finstere Mittelalter von meiner Stirn wiche, ruft es: »Neue Freie Presse, Neues Wiener Tagblatt, Neues Wiener Journal!« Ich öffne das Fenster und lasse Gottes Wunder einströmen.

*

Das Zeitalter gebärdet sich so, als ob es von der Entwicklung zwar überzeugt, aber durch Vollkommenheit verhindert wäre, sich an ihr persönlich zu beteiligen. Seine Dauerhaftigkeit steht in einem Garantieschein, der dem Mechaniker eine schwere Verantwortung auferlegt, aber sie dauert sicher so lang, wie der Garantieschein. Immerhin ist es möglich, daß die Steinzeit und die Bronzezeit dauerhafter waren als die Papierzeit.

*

Der Monist müßte sich für seine Wahrheit opfern. Dann erst würde man sehen, daß die Realität nichts verliert und die Unsterblichkeit nichts gewinnt, und die Identität wäre vollkommen bewiesen.

*

Wenn schon etwas geglaubt werden soll, was man nicht sieht, so würde ich immerhin die Wunder den Bazillen vorziehen.

*

Fürs Leben gern wüßt' ich: was fangen die vielen Leute nur mit dem erweiterten Horizont an?

*

Die Psychoanalyse entlarvt den Dichter auf den ersten Blick, ihr macht man nichts vor und sie weiß ganz genau, was des Knaben Wunderhorn eigentlich bedeutet. Es sei. Jetzt ist es aber die höchste Zeit, daß eine Seelenforschung ersteht, die, wenn einer vom Geschlecht spricht, ihm dahinter kommt, daß es eigentlich Kunst bedeute. Für diese Retourkutsche der Symbolik biete ich mich als Lenker an. Ich wäre aber auch schon zufrieden, wenn man einem, der von Psychologie spricht, nachweisen könnte, daß sein Unterbewußtsein eigentlich etwas anderes gemeint habe.

*

Ein Feuilletonist — ein Sensal. Auch der Sensal muß prompt sein und die Sprache beherrschen. Warum zählt man ihn nicht zur Literatur? Das Leben hat Fächer. Jener kann sich in dieses und dieser in jenes einarbeiten, jeder in jedes. Das Glück ist blind. Schicksale bestimmen den Menschen. Wir wissen wohl, was wir sind, aber nicht, was wir werden können. Warum zählt man ausgerechnet den Feuilletonisten zur Literatur?

*

Der Maler hat es mit dem Anstreicher gemeinsam, daß er sich die Hände schmutzig macht. Eben dies unterscheidet den Schriftsteller vom Journalisten.

*

An einem wahren Porträt muß man erkennen, welchen Maler es vorstellt.

*

Die Echtheit in der Kunst vom Schwindel zu unterscheiden, mag schwer fallen. Den Schwindel erkennt man höchstens daran, daß er die Echtheit übertreibt. Die Echtheit höchstens daran, daß sich das Publikum von ihr nicht hineinlegen läßt.

*

Der Philister hält es mit Recht für einen Mangel, wenn man »von sich eingenommen« ist.

*

Größenwahn ist nicht, daß man sich für mehr hält als man ist, sondern für das, was man ist.

*

Haß muß produktiv machen. Sonst ist es gleich gescheiter, zu lieben.

*

Es ist die äußerste Undankbarkeit, wenn die Wurst das Schwein ein Schwein nennt.

*

Die einzige erotische Hemmung, die nicht erotisch verwertet werden kann, ist die Vorstellung des Votanten bei der Verhandlung des Erkenntnissenats.

*

Der Fortschritt läßt sich durch Verbote nicht aufhalten. Im Engadin dürfen keine Automobile verkehren. Was ist die Folge? Daß die Droschkenkutscher Huppensignale geben.

*

Er hat einmal gemein gehandelt: daraus kann man noch nicht auf seinen Charakter schließen. Dann aber hat er doch wieder edel gehandelt, und jetzt vermute ich, daß er ein gemeiner Kerl ist.

*

Wenn ich nicht wirklich ein so gutes Gedächtnis hätte, könnte es geschehen, daß ich mich an alle Leute erinnere, die mich erinnern.

*

Wiewohl ich viele Leute gar nicht kenne, grüße ich sie nicht.

*

»Sich taufen lassen«: das klingt wie Ergebung. Aber sie wollen nie lassen, sondern immer tun; darum glauben sie's selbst dem nicht, der ließ, und glauben, daß er getan hat, und sagen: »Er hat sich getauft!«

*

Die Juden haben geglaubt, einen starken Beweis ihrer Assimilationsfähigkeit zu liefern, indem sie in einer übertriebenen Art von den christlichen Gelegenheiten Besitz ergriffen haben. Dadurch sind die jüdischen Gelegenheiten beträchtlich vermehrt worden. Nein, sie sind nicht mehr unter sich: die andern sind es; und es wird lange Zeit brauchen, bis die Antinomie beseitigt ist, daß Samuel nicht so deutlich klingt wie Siegfried. Denn die Welten sind nicht eins, wenn die eine das Kleid der andern trägt und diese es darum ablegt. Der jüdische Nationalismus aber sei wie jeder Rückschritt willkommen, der aus einer pseudonymen Kultur dorthin zurückführt, wo ihr Inhalt wieder wert ist, ein Problem zu sein.

*

Wien hat eine schöne Umgebung, in die Beethoven öfter geflüchtet ist.

*

Die Großstadt soll der Individualität eine Umgebung sein. Aber wehe, wenn sie selbst Individualität hat und eine Umgebung braucht.

*

Über das Ziel sind wir einig. Auch ich trage ein Paradeisgartel in meinem Herzen, das ich der Friedrichstraße entschieden vorziehe. Aber ich weiß keinen andern Weg, um dorthin zu gelangen.

*

Die Blutprobe mag ergeben, daß der Südländer wertvoller ist. Aber er hält mich auf und ist doch nicht wertvoll genug, als daß es sich lohnte. Der Berliner, aufgehalten, würde sich als wertlos herausstellen. Aber seine Qualität ist, sich nicht zum Stehen bringen zu lassen, und seine Eile fördert mich. Ich gelange dorthin, wo Schwung und Farbe aus dem nüchternen Leben bricht, und wo das Ideal wächst, an dem zu schaffen die Kultur der mittelmäßigen Betrüger uns verhindert, nicht ohne darin vom deutschen Idealismus bestärkt zu sein.

*

Wenn die Italiensehnsucht befriedigt ist, kann es leicht geschehen, daß man noch nicht genug hat und einen preußischen Schutzmann umarmt.

*

Wenn man die künstlerische Empfänglichkeit des Pariser Publikums bedenkt und staunend die geschwungene Linie dieses romanischen Lebensgefühls verfolgt, so gelangt man bis zu einem Punkt, wo der Absturz eines Omnibus von einer Seinebrücke nur eine Frage der Zeit ist.

*

Der Romane ist auf dem halben Weg zum Künstler und darum dem ganzen Künstler im Weg.

*

Eine schöne Welt, in der die Männer die Erfüllung ihres Lieblingswunsches den Frauen zum Vorwurf machen!

*

Erotik verhält sich zur Sexualität wie Gewinn zu Verlust.

*

Männliche Phantasie übertrifft alle Wirklichkeit des Weibes, hinter der alle Wirklichkeit des Mannes zurückbleibt. Oder zeitverständlicher gesagt: Der Spekulant überbietet eine Realität, die größer ist als das Kapital.

*

Es gibt keinen so positiven wie den Künstler, dessen Stoff das Übel ist. Er erlöst von dem Übel. Jeder andere lenkt davon nur ab und läßt es in der Welt, welche dann das schutzlose Gefühl umso härter angreift.

*

Als mir der Drucker die Korrektur dieses Buches sandte, sah ich im Satzbild mein Leben eingeteilt. Ich nahm wahr, daß die Frau bloß zehn Seiten umfaßte, aber der Künstler dreißig. Er dankt es ihr.

*

Ich bitte niemand um Feuer. Ich will es keinem verdanken. In Leben, Liebe und Literatur nicht. Und rauche doch.

*

Mein Ausdruck ist ganz und gar die Laune der Umwelt, in deren Schwall und Gedränge mir von Namen und Arten, Stimmen und Mienen, Erscheinungen und Erinnerungen, Zitaten und Plakaten, Zeitungen und Gerüchten, Abfall und Zufall das Stichwort zufällt und jeder Buchstabe zum Verhängnis werden kann. Darum ist mein Werk nie fertig und macht mir, wenn es fertig ist, Verdruß. Bis es unabänderlich wurde, hielt es seine Mängel verborgen, und weil es unabänderlich ist, entblößt es sie. Seine Fehler und was ihm fehlt. Die Wunden brechen auf, wenn der Täter herantritt. Auf die Tage der Lust waren die Tage der Angst gefolgt, denn was leicht geschrieben ist,

muß schwer korrigiert sein; so schwer, daß die Hinausgabe zum unsäglichen Opfer wurde. Nun, da es geschehen, folgen die Tage der Reue. Eine Maschine ist mir über den Kopf gegangen; ich hätte ihr entfliehen können. Wer vom Buchstaben lebt, kann vom Buchstaben sterben, ein Versehen oder der Intellekt des Setzers rafft ihn hin. Was ist aber dieser Tod, über den man sich mit der Unvollkommenheit menschlicher Einrichtungen tröstet, was ist ein Betriebsunfall gegen den Schmerz der nachgeborenen Gedanken? Dort nahm der Zufall, was der Zufall gegeben hat; hier wagte er mir etwas vorzuenthalten. Hier rennt jeder Augenblick mit Hiobsposten aus aller Wortwelt an das Unabänderliche. Es sind Binnenkorrekturen, deren Leid sich erst wieder in Lust am nächsten Werk verwandelt, oder sich im Troste beruhigt, daß die menschliche Natur fast so unvollkommen sei wie eine menschliche Einrichtung. Denn es galt ja das Chaos abzubinden und den bewegten Inhalt so zu umfassen, daß er sich bewegend stehe. Wo aber auf dem Weg zur Endgiltigkeit wäre ein Ende? Hat sich das Wort mit der Welt eingelassen, so ist sie unendlich. Zur Welt gekommen, schafft es neue Welten, und das Anbot der Materie, ihr Werben um Erhörung, hört nimmer auf. Es heißt einen Strom auf zwei Armen in sein Haus tragen, und der Künstler ist der Zauberlehrling, nach dessen Willen die Schöpfung leben soll, seit Gott aus ihr sich doch einmal wegbegeben hat. Ach! und hundert Flüsse stürzen auf mich ein — Ach! Nun wird mir immer bänger! Welche Miene! welche Blicke! — Ach, ich merk' es! Wehe! Wehe! Hab' ich doch das Wort vergessen! . . . Vielleicht ist die Kunst, die mit Geistesstärke Wunder tun will, wie sie nur, zu seinem Zwecke, der alte Meister vermag, am Ende die beschämteste unter allen menschlichen Künsten. Vielleicht war solche Überhebung gar nicht Kunst. Aber ob Kunst so hoch sei wie ihr Wahn oder so klein wie ihr Anlaß: sie soll erkannt sein, damit man sie nicht für Zeitvertreib halte. Wie die unausgesetzte Lust des

Weibes, an der gemeinsten Reibfläche sich entflammend, zwischen Ehrfurcht und Abscheu lebe, aber nicht zum Vergnügen. Was wissen Lebemänner und Journalisten davon! Ich aber weiß, daß die Kraft zu fühlen oder die Kunst zu sagen erst dort beginnt, wo die Gesellschaftsordnung verzichtet. Und ich weiß, was meine Abhängigkeit vom Staube wert ist. Irgendwie, deutet hier etwas auf ein Urbild, das Menschenantlitz trug und später entstellt ward. Diese Verwertung eines minderwertigen Materials, dieses Zuhilfekommen der Inspiration muß eine Beziehung haben. Diese konstante Anläßlichkeit, die aus der Mücke keinen Elephanten macht, aber ihr ihn assoziiert, wirkt den satirischen Überbau der vorhandenen Welt, die nur noch geschaffen scheint, ihn zu stützen, und mit all ihrer ruchlosen Vorhandenheit ihre Berechtigung tatsächlich erweist. Was aber der soziale Sinn an ihr auszusetzen findet, ist meinem Angriff entrückt, weil der Angreifer den Übeln entrückt ist, die der soziale Sinn für die wichtigeren hält. Denn was sich im Geist begibt, ist unbeträchtlich im Staat, dessen Dimensionen für die Probleme der Nahrung und Bildung geschaffen sind. Was die Gesellschaft nicht sieht, ist klein. Was sie nicht sehen könnte, besteht nicht. Wie klein ist ein Stern im Vergleich mit einem Orden; und was sich sonst im Kosmischen begibt, ist eine Ausflucht, wenn es sich um Politik handelt. Mir blutet das Weltbild von einem Kriegsbericht; und es ist gar nicht notwendig, daß die Humanität den Notschrei erhöre, den sie nicht hört und nicht verstünde, wenn sie ihn hörte.

*

Ich und das Leben: Die Affäre wurde ritterlich ausgetragen. Die Gegner schieden unversöhnt.

Wiederkehr

Von **Alexander Solomonica**

I

Ein Mädchen, das mir nahe stand, lag krank zu Bette. Es teilte mir zugleich mit der Krankheit den Entschluß mit, mich vorderhand nicht zu sehen, und so fühlte ich mich doppelt einsam, denn ich war mit ihren äußeren Verhältnissen wenig vertraut und darauf angewiesen, in ihrer Nähe zu weilen. Gleich darauf schrieb sie noch einmal, in milderem Tone, und bat mich, fernzubleiben, weil ihr Ruhe nötig sei. Dies erkannte ich als Ausflucht, wußte sie aber nicht zu deuten. Ich wartete ab, schickte mich an, jener Anweisung zu gehorchen und ließ nichts von mir hören; doch auch sie war jetzt verstummt. Ich fragte, ob ich kommen dürfe, sie aber schwieg, mit dem Starrsinn, der Kranken eigen ist. Einen Grund für ihr Benehmen konnte ich nicht ausfindig machen. Wir hatten uns in gutem Einverständnisse getrennt, einander nie durch Launenhaftigkeit gequält. Vielleicht aber hatte das Unwohlsein sie der Verantwortung enthoben und nichts als ein krankhafter Wille ihr jenen Brief diktiert. Beunruhigt, erbittert streifte ich umher, und sah Mienen, die Böses verkündeten. Was mich davon abhielt, hinzugehen und sie Aug' in Aug' zu fragen, das weiß ich nicht mehr. Gewiß fürchtete ich auch, daß mein Besuch ihr schaden würde, denn ich mußte es von dritten, fast unbeteiligten Personen vernehmen, daß ihr Zustand sich verschlimmere. Zudem ermattete ich bald, da sich meine Gedanken ausschließlich mit einem Gegenstande beschäftigten. Ich wurde verbittert, verzieh weder ihr, daß sie mir mißtraute, noch mir, weil ich nicht stark genug war, einen Dämmerzustand zwischen Furcht und Hoffnung zu durchbrechen. Sie allein besaß die Macht, mich in dieser Unentschlossenheit verharren zu lassen! Mein Unmut machte bald einem traurigen Übermute Platz, und selbst der Lust des Vergessens vermochte ich nicht zu widerstehen. Ich hatte sie seit vier Tagen nicht gesehen, und schon war ihr Bild in mir etwas verblaßt. Jetzt dachte ich an Freiheit, ohne daß ich bisher diese Verbindung als Fessel empfunden hätte. Aber nun erwachte so stark, als gelte er der Selbsterhaltung, mein Trieb, ihr die Treue zu brechen, und ich bekämpfte ihn nicht. Trotz alledem blieb sie die ganze Zeit hindurch mit mir verbunden,

sie übte sogar größeren Einfluß auf mich aus, als zuvor, manifestierte sich in allen meinen Handlungen.

Die Nachricht von ihrem Tode überraschte mich nicht mehr. Auch daß ihr Begräbnis schon vollzogen war, versetzte mich nicht in Bestürzung. Es zeigte sich, daß ich an ihr Leben nicht mehr geglaubt, und nichts als die Verzweiflung meinen Verstand verwirrt hatte. So hatte ich, während sie noch lebte, und nur kurze Zeit um sie getrauert. Die Gewißheit der Nachricht führte mich zu mir selbst zurück. Jetzt machte ich mir über jene letzte Weigerung, mich zu sehen, keine Gedanken, denn sie schien gleich meiner Untreue nur ein Vorbote der endgiltigen Trennung gewesen zu sein. Ich war in ihre Verhältnisse nicht eingeweiht und kannte mit Sicherheit nicht einmal den Namen ihrer Familie. Nun wußte ich nichts von den näheren Umständen ihres Todes, und es gelang mir trotz einiger Bemühungen auch nicht, sie zu erfahren. Nach Ablauf einer gewissen Frist gewann die Ruhe langsam in mir die Oberhand; von den Mädchen aber, zu denen mich damals die Verzweiflung getrieben hatte, trennte ich mich wieder. Jetzt suchte man mich zu trösten, der ich keiner Hilfe mehr bedurfte. Ich erkannte meinen Willen, alten Gewohnheiten zu entsagen, aber sie durch neue zu ersetzen. Dabei ließ ich mich weder ablenken, noch übertäubte ich meinen Schmerz, aber er selbst erlahmte, wie die Zeit verging. Ich suchte sie nicht etwa zu vergessen, sondern bemühte mich, wenigstens ihren Schatten festzuhalten, denn die Unwirklichkeit nahm von ihr Besitz. Allmählich schien die Kraft, die ich einst empfangen hatte, erloschen, die Lust gleichgiltig zu sein. Meine Erinnerungen waren nicht durch zeitliche Entfernung getrübt; gleichwohl ergaben auch sie ein schwaches, ja falsches Abbild unserer Beziehungen. So sehr ich einen Verlust beklagte, suchte ich mich doch umsonst auf das Verlorene zu besinnen. Darum waren mir auch ihre Züge entfallen, denn nur ein lebendes Gesicht scheint die Kraft des Eindruckes zu besitzen. Trotzdem war sie aus meinem Gesichtskreise nicht ausgeschieden, sondern blieb immer sichtbar, selbst wenn ich andere Dinge ins Auge faßte; auch Äußerlichkeiten erinnerten sehr oft an das Vergangene. Ich wurde sogar durch ihren unmittelbaren Einfluß noch gefördert, obgleich ihre Zeit um war, aber nur, wenn der normale Verlauf der Zeit gestört wurde, ein Traum sie unterbrach.

Nach einigen Monaten aber stellte es sich heraus, daß sie

lebte und selbst die Mystifikation veranlaßt hatte. Hingegen sollte es mit ihrer Gesundheit nicht zum Besten stehen. Man riet auf ein Experiment, einen bösartigen Scherz, das aber war gefehlt. Eine Wirkung auf andere lag keinesfalls in ihrer Absicht. Sie vertraute sich der Vergessenheit an; also trug sie sich mit Selbstmordgedanken, denn die Befreiung besteht darin, daß unser Andenken bei den Feinden und selbst bei Freunden erlischt. Da sie die Nachricht verbreiten ließ, sie wäre gestorben, vergriff sie sich nur in der Wahl des Mittels. Dennoch wurde nicht nur ich hinters Licht geführt. Es handelte sich auch nicht um einen unüberlegten Schritt, vielmehr um einen Plan, der mit strategischer Freude gegen jede einzelne Schwierigkeit operierte. Sie täuschte alle ihre näheren Bekannten, von jenen abgesehen, die sie ins Vertrauen zog. Diese wenigen standen ihr nicht besonders nahe, waren aber zur Ausführung ihres Planes unentbehrlich. Damals, als sie mir schrieb, fehlte ihr nichts, sie gab sich jedoch für krank aus, da sie denken mochte, man würde umso weniger Verdacht schöpfen. Später überschätzte sie ihre Kraft, erkrankte wirklich und erholte sich nur schwer, denn die Gefahr der Entdeckung war während der ganzen Zeit sehr groß. Die Verläßlichkeit ihrer Helfer war gering und konnte nicht vorher erprobt werden; sie ließ aber kein Mittel unversucht, um sich ihrer zu versichern. Sie konnte kein Bedenken tragen, die Treue gegen mich zu verletzen, da sie mir sogar die Gunst, um ihre Existenz zu wissen, versagt hatte. Gewiß war damals ihre Neigung zu mir völlig erloschen. Daß sie schließlich verraten wurde, lag nicht an ihr, aber sie hatte nicht bedacht, daß niemand, der eingeweiht war, zu schweigen vermochte; denn er hatte keinen Grund, sie zu vergessen. Dies war der schwache Punkt, sonst hatte sie geschickt jedes Hindernis besiegt. Sie wechselte mehrmals unauffällig ihre Wohnung und sogar den Aufenthaltsort und überließ es den Freunden, ihre Spur mit Sicherheit zu verwischen Man hielt sie allgemein für bedenklich krank, so daß die Todesnachricht in der Tat nicht überraschte. Ihre Berechnung, daß man sich in diesem Falle um nähere Umstände nicht kümmern werde, irrte nicht. Denn sie war schon vorher beinahe in Vergessenheit geraten! Ihr Plan ging dahin, unter fremdem Namen in einer fernen Stadt zu leben. Die Behörden machten ihr keine Schwierigkeiten, sie wäre in dieser Hinsicht für alle Zukunft sicher gewesen; ihre Beziehungen hätten es ihr ermöglicht.

II

Nachdem ihr Plan gescheitert war, kehrte sie zurück; bereit, selbst den Stimmen der Wißbegierde Trotz zu bieten, um den Preis, daß ihr gewohnter Anblick sie rascher zum Schweigen bringe. Mich beschäftigte indessen die Frage, wie sie sich selbst zu der früheren Umgebung verhalten würde. Ich fürchtete schädigende Einflüsse, da sie sich leichtfertig in Gefahr zu begeben pflegte. Vor allem mußte ein Zusammentreffen mit jenen, die ihr erst geholfen und sie dann im Stiche gelassen hatten, entmutigend wirken. Als ich sie zum ersten Male sah, erzählte sie mir die Einzelheiten ihrer Verbannung, dabei gab sie sich selber preis und sprach von einer vorübergehenden Depression. Später beobachtete ich sie mit Aufmerksamkeit; aber ich entdeckte nichts, was sie Lügen gestraft hätte. So in die Vergangenheit gerückt, erschien ihre Flucht nur als das Symptom einer zufälligen Krankheit. Dementsprechend benahm sie sich gleich einer Rekonvaleszentin, und wie sie die wiederkehrende Gesundheit spürte, war sie für Eindrücke empfänglicher, für Ratschläge dankbarer als sonst. Zu mir verhielt sie sich, als wäre in der Zwischenzeit nichts vorgefallen; da ich darauf nicht eingehen konnte, war sie befremdet, doch wir beide hüteten uns, ernsthaft die Rede darauf zu bringen.

Jetzt erst erhielt ich nähere Angaben über ihre Familie und sonstigen Verhältnisse. Von ihren Beziehungen hatte ich mir nichts träumen lassen; und sie verstand es, verschiedene Einflüsse gegeneinander auszuspielen. Da ich in alles eingeweiht wurde, verlor sie viel von ihrer Unabhängigkeit, es schien jedoch, als wollte sie sich freiwillig ihrer Macht begeben. Jedenfalls empfing ich selbst über Nebensächliches Aufschluß, ohne daß ich je gefragt hätte, aber wichtigere Gespräche kamen nicht in Fluß. Obschon wir, wie vorher, aufeinander angewiesen und täglich zusammen waren, stellte sich doch jener Wechsel von Spannungen nicht ein, der Frage und Antwort bedeutet und ein Beisammensein erst erträglich macht. Kaum, daß ich ihre gewöhnlichen Gedanken erriet, obgleich ich bemüht war, mich mit ihr in alter Weise zu verständigen. Wir lebten gleichsam in dünner Luft, die nicht mehr zu leiten vermochte, und mir zum wenigsten wurde das Atmen schwer. Früher hatte es zwischen uns bisweilen einen unausgesprochenen Zwist gegeben, der so ausgetragen wurde, daß wir einander scharf im Auge behielten; diesmal war ich es allein, der sich nicht gehen

ließ. Es kam zu einer Art Waffenstillstand, der jedoch nicht, wie gewöhnlich, auf Grund gegenseitiger Vereinbarung geschlossen wurde. Ich war freilich außerstande, eine Waffe zu erheben, sie aber war von vornherein zur Nachgiebigkeit geneigt, so daß eine Störung des Gleichgewichtes eintrat. Doch nichts verwirrte mich mehr, als daß die gegenseitige Spannung aufgehoben war, und selbst ihr friedliches Wesen mich weder reizte noch entwaffnete. Als es ihr nicht gelang, mich durch Freundlichkeit umzustimmen, geriet sie gleich mir in Verwirrung; aber sie drehte den Spieß nicht um. (Ich schien mich ihr zu versagen, während sie mir in Wahrheit unerreichbar blieb.) Da sie noch leidend war und keine Besuche empfing, gab sie zum Gerede allen Anlaß. Dies fiel ihr zur Last, doch nicht darum, weil ihre Einsamkeit noch nachträglich gestört wurde, vielmehr wollte sie an jene flüchtige Verirrung nicht erinnert sein.

III

Da meine ganze Aufmerksamkeit auf sie gerichtet war, dachte ich nicht an mich, weil aber auch sie an mich nicht dachte, wurde ich an mein Schicksal erinnert. Ich erkannte sogleich, daß ich meine Angelegenheit zu der ihrigen gemacht hatte, denn hier ging es um niemanden als um mich, während sie sich längst außer Gefahr befand. Ohne Zweifel war ihr der Gedanke, daß eine vergangene und beschlossene Tat selbstherrlich fortwirken könne, fremd. Mir aber schien er fast ein Vorwand zu sein, da er meine eigene Zurückgezogenheit nur ungenügend erklärte. Ich trug ihr keinen Groll nach, weil sie mich zeitweilig vergessen und mir die Treue gebrochen hatte. Auch bemühte ich mich, ihr zu verzeihen, daß ich gezwungen worden war, ihr ein Gleiches zu tun. Ich hatte die Gesetze des Zufalls verspürt und mir ihre Logik nicht entgehen lassen. Dies alles überlegte ich nicht mit klarem Geiste. Ohne noch zur Besinnung gekommen zu sein, forderte ich über mein Verhalten Rechenschaft, in der Hoffnung, es würde sich als ungerechtfertigt erweisen. Dabei hatte ich so sehr die Übersicht verloren, daß ich jene Verstimmung für die Folge meines gestörten Denkens ansah, während es sich gerade umgekehrt verhielt. Daher glaubte ich nur den Fehler in der Rechnung aufdecken zu müssen. Auch zwang ich mich zur Selbstbeherrschung, da sie, die alles überwunden hatte, mich durch ihre Ruhe beschämte. Dadurch kam allerdings mein Irrtum zutage,

denn der Schatten, der uns trennte, wollte auch dem scharfen Blick nicht weichen, aber ich gelangte zur Feststellung des Sachverhaltes. Ich hielt der Verwirrung so lange stand, daß ich wenigstens ihren Ursprung unzweideutig erkannte. Es handelte sich nicht um einen Denkfehler oder eine Überreizung meiner Nerven. Ich hatte mir Besinnung zur Pflicht gemacht, gleichwohl konnte ich mich über die Mystifikation nicht hinwegsetzen. Aller Wachsamkeit zum Trotz entdeckte ich keinen Grund der Kleinlichkeit, der etwa als Stachel in mir zurückgeblieben wäre. Vielmehr verblaßten alle untergeordneten Bedenken vor der einfachen Mechanik der Geschehnisse. Ich zwang mich, sie klar ins Auge zu fassen, vermochte es aber nicht, sie zu ertragen. Jetzt hatte ich mich in der Gewalt, und doch drohte die Unsicherheit mich wieder zu umfangen. Daher konnte an der Wahrhaftigkeit dessen, was mich bewegte, nicht gezweifelt werden.

Es zeigte sich mir also kein Ausweg. Immer, wenn ich den Feind besiegt zu haben meinte, hatte ich nichts anders getan, als mich schutzloser in seine Hand gegeben. Doch nun flüchte ich willig in jenen Halbschlaf, der es mir ermöglicht, die Wirklichkeit für einen Traum zu halten. Nun kann ich nichts deutlich unterscheiden, Gründe und Gegengründe sind vergessen, und nur das Verlangen nach ihr bleibt bestehen; und so unternehme ich es auf eigene Faust, mich ihr wieder zu nähern.

Indessen kann sie ihrer alten Lust, Ränke zu spinnen, nicht entsagen und ist in einer eifrigen Korrespondenz begriffen, die mir verschlossen bleibt. Wieder also beginnt sie sich mir in äußerlicher Hinsicht zu entfremden. Doch früher hatte ich sie ja nur losgelöst von allen zufälligen Verkettungen gekannt. Der alte Zustand scheint wieder hergestellt zu sein, ich will mich aber nicht zufrieden geben. In aufrührerischer Gesinnung bitte ich sie, mir alles zu sagen, mache ihr eine Eifersuchtsszene, das heißt, ich spiele den Eifersüchtigen, doch ohne Erfolg, weil sie mich durchschaut. Nun hat sich meiner ein Gedanke bemächtigt: ich will sie heiraten. Wie ich ihr dies im Scherze vorschlage, bleibt sie ernst, ihre Miene drückt sogar frohe Erwartung aus. Dann fordert sie Bedenkzeit. Ich verlasse sie, ein unbezwingliches Verlangen nach Ruhe und Klarheit erfaßt mich. Die Zeit, da sie nicht mehr lebte, ist mir gegenwärtig, und während sich mir ihre Züge verwischen, denke ich ermattend an Arbeiten, die ich unterbrochen,

an Pläne, die ich entworfen hatte. Darauf fügt es der Zufall, daß ich ich sie drei Tage lang nicht sehe, schließlich mache ich meinen Besuch und werde mit allen Zeichen von Ungeduld empfangen. Sie ist sehr blaß, aber wir lachen einander zu. Nun komme ich mir gesund und fröhlich vor und bin geneigt, sie für schwächlich und empfindsam anzusehen. Ich ertappe mich dabei, daß mir ihr Gang, ihr Haar nicht mehr so gut wie früher gefallen. Das ist wohl nur ein vorübergehender Irrtum, denn mir scheint für Augenblicke sogar das Vertraute fremd zu sein, da ich allzusehr auf ihre Bewegungen achte. Jetzt kommt sie wieder unter Leute, denn ihre Gesundheit ist zurückgekehrt. Die Bekannten scheinen ihr nicht mehr verlassenswert zu sein, sie wird jedoch auch nicht durch Fragen oder Bemerkungen gequält. Offenbar haben beide Teile die Episode der Trennung vergessen, mich aber läßt das Gedächtnis nicht im Stich. Alles hatte sich wirklich zugetragen, denn ich glaubte daran; mithin mußte die Erinnerung an sie verblassen. Nun mißtraue ich dem Spiel des Zufalls, das mich nur einmal hat betrügen können. Ich beschließe, mit anderen, denen es ähnlich ergehen muß, Rücksprache zu nehmen. Man beachtet indessen meine Fragen nicht, vielleicht darum, weil sie zu vorsichtig gestellt werden. Einmal spreche ich mich sogar offen darüber aus, finde aber kein Verständnis. Doch gewiß hat auch jene wenigstens eine Ahnung gestreift: beim ersten Auftauchen der Nachricht, nur eine Sekunde lang, im Dämmern des Zweifels. Dann allerdings behielt wieder die Lebende recht, und es fiel nicht schwer, der Gewißheit die frühere Überzeugung preiszugeben. Die alte Vorstellung konnte der neuen nicht standhalten und wurde rasch zerstört, man vergaß, daß man einst besser unterrichtet gewesen war.

Ihr Geburtstag wird in der üblichen Weise gefeiert. Wir sind einen langen Tag beisammen, ungestört, und verbringen ihn außerhalb der Stadt. Wir gehen spazieren; meine Begleiterin läßt ihr Buch fallen, hebt es jedoch wieder auf, ehe ich mich noch bücken kann. Da treffen sich unsere Blicke, während sie sich wieder emporrichtet. Sie sieht mir gelassen ins Gesicht, ohne eine Spur von Verstimmung oder Freude, ohne eine Frage an mich zu stellen, so, als gelte ihr Blick nicht mir. Jetzt erkenne ich jede Einzelheit dieser Gestalt, ich sehe, daß ihre Glieder schlank und kräftig ineinandergefügt sind, und der Atem sie einheitlich hebt und senkt. Aber

da ich noch von dieser Deutlichkeit beglückt bin, werde ich mir ihrer in Feindschaft bewußt und weiß, daß der Zwiespalt, der uns trennt, nicht überbrückt werden kann. Aber nun sind meine Schritte unsicher, als würde mir der Boden unter den Füßen fortgezogen. Bedeutet das meinen Untergang? Nein, meine Freiheit wächst, doch ich treibe dahin, wie jemand, der von der Brücke in den Fluß späht. Jetzt gilt es, die Augen mit der Hand zu bedecken. Ich richte alle Gedanken auf mich selbst, um Halt zu gewinnen. Nun denke ich an die Vergangenheit, die mir nutzlos geworden ist, und sehe, daß nur Not und Qual zurückbleibt. Aber nichts verwehrt es mir, selbst an der Quelle der Verwirrung meinen Durst zu stillen.

Die Saalverweigerung*)

C XI 366/11/15

Im Namen Seiner Majestät des Kaisers!

Das k. k. Handelsgericht Wien als Berufungsgericht hat unter dem Vorsitze des k. k. Oberlandesgerichtsrates Dr. Swoboda im Beisein des k. k. Landesgerichtsrates Dr. Grünberg und des kaiserl. Rates Cornel Spitzer als Richter in der Rechtssache des Karl Kraus, Schriftstellers in Wien, I. Dominikanerbastei, Klägers, vertreten durch Dr. Emil Franzos, wider die prot. Firma Konzertdirektion Albert Gutmann in Wien, Beklagte, vertreten durch Dr. Ernst Schlesinger wegen 1000 Kronen samt Nebengebühren infolge Berufung der Beklagten gegen das Endurteil des k. k. Bezirksgerichtes für Handelssachen vom 21./6. 1911, Geschäftszahl C XI 366/11/11 auf Grund der mit beiden Parteien am 22. September 1911 durchgeführten mündlichen Berufungsverhandlung zu Recht erkannt:

Der Berufung der beklagten Firma wird teilweise Folge gegeben und das angefochtene Urteil dahin abgeändert, daß Beklagte schuldig ist, dem Kläger 700 K samt 6% Zinsen vom 10./3. 1911, sowie die mit 334 K 73 h bestimmten Kosten des Verfahrens erster Instanz binnen 14 Tagen bei Exekution zu ersetzen.

Das Mehrbegehren des Klägers auf Zahlung von 300 K samt Nebengebühren wird abgewiesen.

Die beklagte Firma ist schuldig, dem Kläger ein Drittel der auf 113 K 40 h bestimmten Kosten des Berufungsverfahrens, somit 37 K 80 h binnen 14 Tagen bei Exekution zu ersetzen.

---

*) Siehe Nr. 326/327/328. Die gesperrt gedruckten Stellen sind im Original des Urteils nicht unterstrichen.

Tatbestand

Mit rechtskräftigem Zwischenurteile vom 27./4. 1911, C XI 366/11/7 hat das k. k. Bezirksgericht für Handelssachen Wien über die Klage des Klägers auf Zahlung von 1000 K s. A. erkannt: der Klageanspruch besteht seinem Grunde nach zu Recht. Die Entscheidung über die Prozeßkosten wird dem Endurteile vorbehalten.

Mit dem angefochtenen Endurteile hat das Erstgericht dem Kläger den angesprochenen Betrag von 1000 K samt Nebengebühren zuerkannt.

Dieses Endurteil wird von der Beklagten durch Berufung rechtzeitig angefochten.

Als Berufungsgründe wird unrichtige sachliche und rechtliche Würdigung des Sachverhaltes sowie die Mangelhaftigkeit des Verfahrens geltend gemacht.

Im einzelnen führte Beklagte aus: — — — — — — — — — — Dies sei aber durch die vom Akademischen Verband für L. und M. veranstalteten klägerischen Vorträge geschehen, so daß der Kläger überhaupt nicht geschädigt sei. Hätte anderseits der Kläger den Vortrag im Bösendorfer-Saale gehalten, so würden seine weiteren Vorträge im Erfolge beeinträchtigt worden sein. Unrichtig sei es, daß der Kläger überhaupt ein ausverkauftes Haus gehabt haben würde, da insbesondere die Zeitpunkte vom 28. Dezember und 6. Januar einem Vortrage ungünstig waren. — — —

Keinesfalls könne der Schadensberechnung die höhere Preisskala zugrunde gelegt werden. Auch kämen die Referentensitze, deren Aussendung sich die beklagte Firma unter keinen Umständen entziehen konnte, vom Schaden in Abrechnung.

Wären die von der Beklagten in erster Instanz in Antrag gebrachten und neuerlich angebotenen Beweise durchgeführt worden, so wären die Behauptungen der beklagten Firma bestätigt worden und dies würde die Abweisung der Klage herbeigeführt haben.

Der Berufungsantrag geht dahin: das angefochtene Urteil sei dahin abzuändern, daß das Klagebegehren gänzlich und kostenpflichtig abgewiesen, eventuell das angefochtene Urteil aufgehoben und zur neuerlichen Verhandlung an die erste Instanz zurückverwiesen werde. Jedenfalls sei der Kläger zum Ersatze der Kosten des Berufungsverfahrens zu verurteilen.

Der Kläger beantragte kostenpflichtige Abweisung der Berufung.

— —

Die von der Beklagten gestellten Beweisanträge wurden abgelehnt.

Entscheidungsgründe

— —

Die bezeichneten drei Vorlesungen waren vollkommen selbständige Veranstaltungen des Klägers, welche für ihn gewinn- oder verlustbringend sein konnten, die der Kläger abhalten oder unterlassen konnte, ohne daß Beklagte hieraus für jenen Schaden, den sie dem Kläger durch ihren Vertragsbruch verursachte, ihre Entlastung finden kann: so wenig

wie etwa der vertragsbrüchige Verkäufer beim verursachten Schaden dem Käufer jenen Gewinn entgegenhalten kann, den dieser später aus anderen nicht zusammenhängenden Geschäften erzielte. Ob ein Vorleser wie der Kläger in Wien in einer Saison mehr als dreimal einen Saal füllen kann und ob ihm die Vorträge im Saale des Ingenieur- und Architekten-Vereines bei vorheriger Abhaltung der Vorlesung im Bösendorfer-Saale jenen Erfolg gebracht hätten, den sie wirklich hatten, ist für die Frage des Schadens, der dem Kläger durch die Vertragswidrigkeit der Beklagten entstand, vollkommen belanglos und der Erstrichter hat den von der Beklagten angebotenen entsprechenden Sachverständigenbeweis mit Recht abgelehnt.

Die Erfolge des Klägers im Saale des Ingenieur- und Architekten-Vereines lehren aber wohl, daß der Kläger persönlich vermöge besonderer Umstände in Wien eine Stellung besitzt, welche auch die Ungunst selbst widriger Zeitpunkte überwindet. Er erzielte am 1./2., 7./3. und am 15./5. in Wien volle Säle und es darf angenommen werden, daß auch seine Vorlesung am 28./12. oder 6./1. den gleichen Erfolg gehabt hätte, und daß der Bösendorfer- oder Urania-Saal ausverkauft gewesen wäre. — — — Die Abführung von Beweisen im Sinne der beklagten Firma konnte bei einem Vorleser von Belang sein, der der Öffentlichkeit nicht bekannt ist; von dem sie sich nichts verspricht oder den sie aus sonstigen Gründen nicht hören will. Im konkreten Falle aber hätte die Aussage selbst erfahrener Zeugen jene Erwägungen, die zu Gunsten des Klägers sprechen, nicht aufheben können. Der Erstrichter ist daher auch auf die hier von der Beklagten angebotenen Beweise mit Recht nicht eingegangen.

Für die Schadensberechnung ist daher davon auszugehen, daß der Bösendorfer-Saal am 28./12. 1910 voll gewesen wäre. Es fragt sich nur, welche Preisskala anzusetzen ist. Nach dem Brief der Firma Emil Gutmann, vom 9./12. 1910 ist in diesem Punkte kein Zweifel möglich. Denn hier wird ausdrücklich vorgeschrieben, daß die Eintrittspreise keinesfalls zu hoch anzusetzen und von 5 K abzustufen sind, daß eine genügende Zahl billigerer Plätze vorhanden sei. Ob der Kläger mit dieser Weisung der Firma Emil Gutmann an Albert Gutmann einverstanden war, fällt nicht ins Gewicht. Denn für Beklagte mußte, da sie nicht vom Kläger, sondern von der Firma Emil Gutmann alle Weisungen empfing, das maßgebend sein, was ihr die Firma Emil Gutmann anordnete. Wäre es zur Vorlesung im Bösendorfer-Saale gekommen, hätte sie ohne Gefahr, einen Vorwurf auf sich zu laden, die übliche niedrigere Preisskala, die einschließlich der 40 Referentensitze 1608 K brutto einbringt, wählen dürfen und müssen. Nur diese niedrigere Skala ist daher im gegebenen Falle entscheidend. Mit dem Briefe vom 9./12. 1910 sind die bestandenen Zweifel im Sinne der beklagten Firma gelöst und auf die von ihr angebotenen aufklärenden Beweise kommt es nicht mehr an.

Es erübrigt noch die Frage der Referentensitze, die zu Gunsten des Klägers zu beantworten ist. Gerade Beklagte wies in ihren Briefen auf das eigenartige Verhältnis des

Klägers zur Wiener Journalistik hin. Sie führte dieses Verhältnis als Grund dafür an, daß Kläger den Bösendorfer-Saal nicht erhalten könne, weil der Saal sonst von der Wr. Presse boykottiert werden könnte. In welchem Verhältnis immer Beklagte zur Wr. Presse steht, konnte sie doch nicht darauf rechnen, daß die Presse der Einladung des Klägers folgen, noch daß dieser die Presse einladen und damit seine eigene Unabhängigkeit gefährden würde. Für die Vorlesung des Klägers waren daher die Referentensitze frei und wie alle anderen Sitze verkäuflich. Sie erhöhen daher das in Aussicht gestandene Bruttoergebnis des Saales auf 1608 K.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

In Ansehung der Kosten I. Instanz, an deren Höhe nicht gerührt wurde, ist auf § 43 Abs. 2 ZPO. zu verweisen. Der Ausspruch über die Kosten des Berufungsverfahrens stützt sich auf §§ 43 Abs. 1 und 52 Abs. 1 ZPO.

Die Beklagte nahm auch im Berufungsverfahren gegenüber dem Klagsanspruch eine vollständig verneinende Haltung ein, der gegenüber der Kläger den Anspruch verteidigen mußte. Beklagte hat zwar die Abweisung der Klage etwa zu einem Drittel des Anspruches erwirkt. Im übrigen ist der Kläger siegreich geblieben. Es war ihm daher in sinngemäßer Verwertung der Vorschrift des § 43 Abs. 1 ZPO. ein Drittel der Kosten des Berufungsverfahrens zuzusprechen.

K. k. Handelsgericht Wien,
Abteilung IX., am 22. September 1911

L. S. Dr. Swoboda.

»ihren durch Herrn Seidl mir vermittelten Wunsch, die von Ihnen an Zeitungsredaktoren zu verteilenden Exemplare der ‚Götterdämmerung' durch meine Unterschrift als Gunst-Erwerbungs-Zueignungen meinerseits zu bezeichnen, ist es mir unmöglich zu erfüllen. Nicht das mindeste Hinderniß möchte ich dem Vorgehen Ihrer Klugheit und Besonnenheit entgegensetzen, doch muß ich wünschen, daß von jener Seite nur die Höflichkeit der Firma Schott, nicht aber meine Willigkeit zu irgend einer Huldigung beachtet und verdankt werden möge, da es mein Stolz ist, nun 62 Jahre alt geworden zu sein, ohne den Herren von der Presse das mindeste Zugeständniß zu erweisen, wozu sie mich — glücklicher Weise — auch bei keiner Gelegenheit etwa verlockt haben.«

(Wagner am 18. Mai 1875 an A. L. Mazière, den Leiter des Musikalienverlages Schott in Mainz. R. Wagners Briefwechsel mit seinen Verlegern II, S. 192)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3

Akademischer Verband für Literatur und Musik
WIEN, I. REICHSRATSSTRASSE 7

LESEABEND
KARL KRAUS

GLOSSEN und SATIREN

am Montag, den 6. November, präzise 1/2 8 Uhr im

BEETHOVEN-SAAL

I. Strauchgasse 4 (ehemals Militärkasino)

Karten zu K 10.—, 8.—, 6.—, 4.—, 3.—, 2.—, 1.50 und 1.—
im Zentral-Kartenbureau Kehlendorfer, I. Krugerstraße 3

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstr. 3

Doppelnummer

Nr. 334/335 ERSCHIENEN AM 31. OKTOBER 1911 XIII. JAH

DIE FACKEL

HERAUSGEBER

KARL KRAUS

INHALT:

PREIS DER DOPPELNUMMER 60 HELLER

ERSCHEINT IN ZWANGLOSER FOLGE

VERLAG: ‚DIE FACKEL', WIEN — BERLIN

WIEN, III/2, HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3 TELEPHON Nr. 1

BERLINER BUREAU: HALENSEE, KATHARINENSTRASSE

DIE FACKEL

Nr. 334--335 31. OKTOBER 1911 XIII. JAHR

Glossen

Von **Karl Kraus**

Geistesgegenwart

seit achtzehn Jahren vorbereitet, kann ihre Wirkung schließlich nicht verfehlen. So lange ist es jetzt her, daß sämtliche offiziellen Persönlichkeiten Österreichs, Minister, Abgeordnete und Parlamentsberichterstatter für den äußersten Fall vorbereitet sind. Regierungen kamen und gingen, Parlamente wurden aufgelöst, Berichterstatter starben. Nichts geschah, aber ein Jahrgang gabs an den nächsten weiter, und alle wußten, daß ihnen nichts geschehen könne, wenn es doch einmal ernst werden und die Detonation auf der Galerie erfolgen sollte. Denn sie hatten das Geheimnis. Es handelte sich darum, daß man seit dem 9. Dezember 1893 gelernt hatte, wie man sich als offizielle Persönlichkeit in historischer Lage zu benehmen hat, und daß es gegenüber einem Attentat nichts anderes gibt als Geistesgegenwart. Das wars. Aber mit jedem Tage wuchs die Ungeduld, da man die Empfindung hatte, daß alle Geistesgegenwart verpulvert sei, wenn nicht bald ein Schuß erfolge. Umsomehr, als sich auch die Attentäter sichtlich der Situation gewachsen zeigten, indem sie die Geistesgegenwart hatten, in sie nicht hineinzuschießen. Denn sie wissen wohl, daß in diesem schönen Lande auf jedes Martyrium zehn Interviews folgen, daß jeder, der nicht dabei war, mit heiler Haut davongekommen sein möchte und daß eine Kugel zwar daneben gehen kann, aber die Darstellung des Abgeordneten Kuranda nicht! Sie wissen, daß ein Attentat von der Galerie, so einfach es aussieht, aus einem Leitartikel, aus einem zweiten Artikel, aus noch einem Artikel, aus persönlichen Eindrücken des Justizministers, aus der Persönlichkeit des Attentäters, aus einem Gespräch mit dem Abgeordneten seines Wahlbezirkes, aus einer Darstellung über das Verhör, aus dem Hergang des Attentats, aus einem wilden Tag im Parlament, aus dem Bericht eines Funktionärs, aus der Information eines hohen

Regierungsbeamten, aus der Ansicht eines Polizeibeamten, aus der Festnahme des Attentäters, aus dem Lokalaugenschein, aus einer zweiten Verhaftung, aus der juristischen Qualifikation der Tat, aus Ovationen für alle, die nicht erschossen wurden, aus der Darstellung von zweiundvierzig Augenzeugen, die unversehrt sind, aus dem Leben des Attentäters, aus dem Beginn, der Unterbrechung und der Wiederaufnahme der Sitzung und schließlich aus dem Bombenattentat Vaillants in der französischen Kammer auf die Geistesgegenwart Dupuys sich zusammensetzt. So weit wollten sie es nicht kommen lassen! Achtzehn Jahre vergingen. Inzwischen memorierten sämtliche offiziellen Persönlichkeiten Österreichs das Losungswort. Da riß endlich einem Attentäter die Geduld und es reizte ihn, einmal die Geistesgegenwart des Ministeriums Gautsch zu versuchen. Bum! — — — — — Fünf Schüsse. Und ganz Österreich rief: »La séance continue!« (Die Sitzung wird unterbrochen.) Alle bestätigten, daß die Worte denkwürdig seien und der Moment historisch. In dem fürchterlichen Lärm aber, in der Panik, in der Alles zu den Reportern stürzte, verstand man die Worte nicht und es klang wie: »Lass'n S' den kenn i eh!«

* * *

Die Richter hierzulande

sind nicht so, sie tun nur so. Diese preußische Miene — die natürlich auch nicht so ist, denn daheim ist der Mann Masochist und bekommt bei der geringsten Widersetzlichkeit gegen die Anordnungen der Masseuse eins über die Amtsschnauze — diese preußische Strenge also und vor allem diese exakte Erledigung, so daß man sich nicht einmal Zeit nimmt, im Beratungszimmer die Würstel aufzuessen, sondern schon hinausstürzt und einem kleinen Buben, der eine Laterne beschädigt hat, ein Jahr schweren Kerkers gibt — ich finde das alles so unglaubhaft! Sagen wir, es war ein Versuch. Den Wienern steht die Revolution nicht und ihren Richtern nicht die Tyrannis. Es ist glatt unmöglich, daß so ein Herr Hanusch, dem die richterliche Unabhängigkeit von der Regierung fast so sehr am Herzen liegt wie die richterliche Unabhängigkeit von der Presse, auf die Dauer gesonnen sein sollte, sich aus jedem Plauscherl mit einem Reporterl loszureißen und zum augenrollenden Störer seiner eigenen Gemütlichkeit zu machen. Mir wird man doch nichts einreden. Was die Richter hierzulande auszeichnet,

ist nicht Strenge, sondern Neugierde. Sie haben es nicht nötig, sich für die schlechte Behandlung durch eine Wanda Piesecke, Potsdamerstraße 116, drei Treppen links, an dem Angeklagten schadlos zu halten, sondern im Gegenteil wissen sie so wenig von diesen Dingen, daß sie erst den Angeklagten danach fragen müssen. Ich höre längst nicht mehr hin; denn ich wurde es müde, auf die sexuelle Aufklärung des österreichischen Richterstandes zu warten. Nur hin und wieder, wenn der von tausend Greueln abgelenkte Blick über die Spalten der Gerichtssaalrubrik fliegt, gewahrt er das verglaste Auge eines alten Votanten, dem ein Kindesmord Aufschluß darüber gibt, wie die Kinder zur Welt kommen. Du liebe Zeit. Wie? Herr Wach — ich erinnere mich seiner recht wohl, er schrieb Volksstücke, war Preßrichter und respektierte die Unabhängigkeit der Kritik von der richterlichen Unabhängigkeit von der Presse — Herr Wach stellt auch noch Kreuzverhöre an? Und da war doch einmal ein Mann, wie hieß er nur, richtig, Feigl. Der muß aber schon sehr alt sein. Er war wirklich streng, dem Buben, der der Dame das Täschchen mit den zwanzig Kreuzern entrissen hatte, gab er gleich lebenslänglichen Kerker, dann träumte er schlecht und wurde milde. Auch Hofrat wurde er, dann verlor ich ihn aus dem Auge. Aber von Herrn Wach las ich noch hin und wieder, wenn Weihnachten kam, im grauen Haus die Lichter angesteckt wurden, wenn man bei diesem Wetter keinen Hund vor die Tür gejagt hätte und der Redakteur des Tagblatts um eine sentimentale Obdachlosenskizze oder um ein Sträflingsfürsorgefeuilleton bat. Später auch sah ich selbst zu, wie der Richter mit edlem Kern in rauher Schale und umgekehrt im Prozeß gegen den Historiker Friedjung fortiter in re, suaviter in modo, wie der Historiker Friedjung sagen würde, vorging und eine derartige Unabhängigkeit von unten nach oben an den Tag legte, daß er, ehe wir noch in der Garderobe waren, Hofrat wurde. Wer hätte es nicht bemerkt, die Spezialität dieses Richters ist das Zureden in Güte! Unter Beibehaltung des Formats »Am Tage des Gerichts«, wie es einem Epigonen Roseggers wohl ansteht. »Erleichtern Sie Ihr Herz!« — wie ablehnend immer sich das Publikum des Jubiläumstheaters dagegen verhalten mochte, im Gerichtssaal wirkt es noch heute. Ist der Angeklagte nun geständig, so bleibt für Herrn Wach doch eine Sorge übrig: warum der Angeklagte nicht

Selbstmord verübt hat? Wie die Rückverweisung des Aktes an eine untere Instanz wirkt dann die Frage an den Angeklagten, der anstatt vor Gott, gleich vor den höchsten Richter getreten ist. Da hat etwa ein junger Mann seine Stiefmutter erwürgt, nicht ohne Notwehr, denn sein Leben drohte zu ersticken. Er wollte sich einmal erschießen. »Sie wollten sich erschießen, vergaßen aber, daß am Sonntag keine Patronen erhältlich sind.« »Daran habe ich nicht gedacht.« . . . »Das Fenster war ja offen, Sie hätten sich ja vom ersten Stock hinunterstürzen können oder es waren ja Messer in der Küche, Sie hätten ein Messer nehmen und sich den Hals abschneiden können, wenn Sie sich schon um jeden Preis umbringen wollten.« »An das alles hab' ich damals nicht gedacht.« »Man kann nicht recht annehmen, daß die Idee des Selbstmordes ernst war . . weil Sie nicht auf andere Art versucht haben, sich umzubringen, und weil Sie ein ganz kolossales Motiv hatten, als Sie Ihre Stiefmutter umgebracht hatten und sich denken mußten: Jetzt muß ich mich umbringen, ich kann doch nicht weiterleben!, und sich nicht umgebracht haben. Da haben Sie es nicht getan, sondern sind in den Prater gegangen, um sich zu unterhalten.« Und immer wieder: wenn er sich nicht schon bei Lebzeiten der Stiefmutter umgebracht habe, so hätte er es doch wenigstens tun müssen, nachdem er die Stiefmutter umgebracht hatte. Warum nicht wenigstens jetzt zum Fenster hinaus? Nein, nein, es könne ihm mit dem Selbstmord »doch nicht Ernst« gewesen sein. »Es war mir Ernst mit dem Selbstmord!« beharrt der Angeklagte. »Früher hatten Sie keinen Grund zu einem Selbstmord«, entgegnet der Vorsitzende, »aber um Gottes willen, wenn man seine Stiefmutter erwürgt, das kann einen zum Selbstmord treiben! Waren Sie nicht doch zu feig, sich umzubringen?« Angeklagter: »Nein.« Vorsitzender: »Sind Sie nicht in die Nähe der Donau gekommen?« Nur mit schwerer Mühe gelingt es, den Vorsitzenden von der Tat, die der Angeklagte nicht begangen hat, abzubringen und zu jener, die er zugibt, Mut zu machen. Der Unglückliche hat, wie sich nämlich herausstellt, tatsächlich den Selbstmord nicht verübt, den ihm der Vorsitzende in die Schuhe schiebt, und er muß der eindringlichsten Bitte, sein Herz zu erleichtern, widerstehen. Denn um Gottes willen, wenn man seine Stiefmutter erwürgt, das kann einen zwar zum Selbstmord treiben, wiewohl

einen um Gottes willen nichts zum Selbstmord treiben soll, aber es sollte einen nicht dazu treiben, es verantworten zu müssen, daß man keinen Selbstmord verübt hat. Viel berechtigter klingt schon der Vorwurf »Sie scheinen viel Heine gelesen zu haben!« Denn der Angeklagte kann nicht leugnen, daß er vor der Tat etwas gemacht hat, was dem Vorsitzenden zu dieser viel weniger zu passen scheint als ein Selbstmord, nämlich Gedichte. Ein alter Votant aber, der viel Marlitt gelesen zu haben scheint, meldet sich plötzlich und stellt an den Angeklagten, der sich die Absicht eines Selbstmordes angemaßt und dadurch die Behörde irregeführt hat, die Frage: »Haben Sie nicht, als Sie den Selbstmord begehen wollten, daran gedacht, vom Vater Abschied zu nehmen, ihm die Hand zu drücken, ihm Lebewohl zu sagen?« »Ich habe an gar nichts gedacht«, erwidert der Angeklagte mit einigem Recht und überläßt es einem alten Votanten, zu ermessen, ob er wohl, wenn er um Gottes willen soeben seine Stiefmutter erwürgt hätte, daran denken würde, von ihrem Gatten Abschied zu nehmen, ihm die Hand zu drücken, ihm Lebewohl zu sagen. Mit dieser Frage ist aber die Neugierde des alten Votanten befriedigt, er versinkt, und die Zügel ergreift wieder der Vorsitzende, der viel Roda Roda gelesen zu haben scheint. Denn jetzt kommt der Hauptspaß. Eine neunzehnjährige Zeugin tritt auf, ein liebes Tanzmädchen, dem der Angeklagte seine Gedichte gewidmet hat. Sie hat nicht viel zu sagen, aber das wenige ist besser als das viele, was eine sitzengebliebene Justiz zu fragen hat. »Als was für einen Menschen haben Sie ihn kennen gelernt?« Zeugin: »Als einen sehr lieben Menschen«. Diese Antwort, die ein ganzes graues Haus überglänzt, scheint den Vorsitzenden zu irritieren. Und als vollends die Zeugin die Frage des Verteidigers, ob der Angeklagte ein Idealist gewesen sei, mit einem schlichten »Ja« beantwortet, holt der Vorsitzende zu einer Bemerkung aus, die unfehlbar jene trostlose Heiterkeit nach sich zieht, welche ihm der Gerichtssaalreporter in Klammern apportiert: »Sie werden das schon deshalb schließen, weil Sie von ihm Gedichte bekommen haben (Heiterkeit.)« Der Angeklagte hat ihr von schweren Träumen erzählt. Einmal: »daß er im Schlafe aufgestanden, mit der Bettdecke in ein andres Zimmer gegangen und dann wieder in das Bett zurückgekehrt sei. Die Decke ist im Nebenzimmer liegen geblieben.« Vorsitzender: »Das haben Sie doch nicht tragisch genommen, daß er die Decke spazieren getragen

hat?« Das Mädchen ist die Tochter eines Rechnungsrates, gehört also der gesellschaftlichen Schichte an, der der Vorsitzende angehört. Auf die Frage des Verteidigers, ob der Angeklagte gern von ihr nach Hause gegangen sei, antwortet sie mit »Nein«, worauf sich der Vorsitzende, der viel die Pschütt-Karikaturen gelesen zu haben scheint, nicht enthalten kann, über das arme Mädel hinüber ins Auditorium zu rufen: »Ein Liebhaber geht nie gern von der Geliebten weg nach Hause«. (Heiterkeit.) — Man wird mich meine Wiener Richter kennen lehren! Vor einer Lappalie den Rhadamanthys spielen — nein, das sieht ihnen nicht ähnlich. Aber wer ein Stück Privatleben vor ihnen zu verbergen hat, kann sich auf eine angenehme Viertelstunde gefaßt machen, und wer in toternster Sache vor sie hintritt, dem singen sie schon ein Gstanzl! Mir wern kan Komiker brauchen.

* * *

Die Polizei hierzulande

die ist auch nicht ohne. Und auch nicht ohne Erfolg. Das erfahren wir zum Beispiel aus der Darstellung, die ein sonst ziemlich zuverlässiger Lustmörder im Gerichtssaal von der Art, wie seine Überführung zustande kam, gegeben hat:

Präs.: Schließlich haben Sie doch ein Geständnis abgelegt und den Sachverhalt ähnlich wie heute erzählt. Nur das Zusammentreffen mit der Ermordeten haben Sie anders geschildert. — Angekl.: Woher wissen Sie das? — Präs.: Aus dem Protokoll. — Angekl.: Wissen Sie denn, warum ich das Protokoll überhaupt gemacht habe? Weil der Polizeikommissär mich anflehte, ich möge ihm doch den Erfolg gönnen. Ich dachte mir, wenn es ein Erfolg für ihn ist, dann soll er ihn haben. — Präs.: Das klingt doch sehr unwahrscheinlich. — Angekl. (entschieden): Das ist sehr wahrscheinlich! — Präs.: Ich weiß ja nicht, ob er es notwendig gehabt hat. Damals war ja durch die blutigen Fingerabdrücke auf der Schürze des Opfers Ihre Täterschaft schon unzweifelhaft! Die Daktyloskopie hatte wieder einen Triumph zu verzeichnen. — Angekl.: Ist ja nicht wahr. Der Kommissär bat und quälte mich: »Herr Voigt, gönnen Sie mir den Erfolg!« Ich wiederhole das. Ich entgegnete: »Gut, wenn Se n' Erfolg haben wollen, kommen Sie man her, machen wir halt n' Protokoll.« (Stürmische Heiterkeit.)

Die Darstellung mag ein wenig übertrieben sein, aber zu stürmischer Heiterkeit ist durchaus kein Grund vorhanden. Den Leuten, die einen Mord auf dem Gewissen haben, wird schon auf der Polizei in Güte zugeredet, sich das Herz und dem Kommissär das Avancement zu erleichtern. Wenn ein Beamter

einmal etwas eindringlicher wird, so hat das seine guten Gründe, er wartet lange genug, nämlich auf das Geständnis, muß zusehen, wie der Chef des Sicherheitsbureaus immer die ganze Ehre der Findigkeit für sich allein in Anspruch nimmt, und da kann es schon vorkommen, daß, wenn alle Stricke reißen, der Henker an das gute Herz des Mörders appelliert. Manche bleiben verhärtet und machen kein Protokoll. Ist einmal ein guter Kerl da, der ein Einsehen hat, sich aber auch nachher im Gerichtssaal der Regung nicht schämt, sondern frank erzählt, wie ihn der Mann der neunten Rangsklasse erbarmt habe, so wird er ausgelacht. Warum aber sollten die Mörder, auf deren Herzgrube die Polizisten es abgesehen haben, aus ihrem Herzen eine Mördergrube machen? Die Daktyloskopie, die eine fast ebenso bedeutende Wissenschaft ist wie die Graphologie und noch zuverlässiger als die Psychiatrie, mag ihres Triumphes und damit ihrer Zeitungsnotiz noch so sicher sein: wenn der Mörder ihre Behauptungen nicht bestätigt, ist sie geschnapst. Man braucht heute die Mörder. Beim gegebenen Stande der Kriminalwissenschaft, die eine sehr gediegene und gewiß noch entwicklungsfähige Wissenschaft ist, kann man zum Beweise einer Tat so wenig den Täter entbehren, wie man zur Feststellung eines Tatbestandes die Tat entbehren kann. Zu einem Mord gehören nicht zwei, sondern drei. Die Leiche hat man, den Kommissär auch, wenn aber jetzt der Mörder nicht Ja und Amen sagt, steht man schön da. Ein Mord, der nur begangen und nicht auch gestanden wird, gilt nicht. Ein Erfolg der Polizei besteht aus einem Mord und einem Geständnis. Bei einem so wichtigen Delikt ist man auf die Mitwirkung des Täters unbedingt angewiesen, während sonst meistens das Delikt genügen mag. Bei gemeinen Exzedenten erfolgt die Überführung durch die Aussage des Wachmanns und bei der Protokollierung ist der Beschuldigte so sehr der passive Teil, daß er froh ist, mit einem blauen Auge aus der Wachstube davonzukommen. Bei Falschmünzerei hingegen ist es sogar schon der Fall gewesen, daß auch das Delikt nicht begangen, sondern der Polizei erst in Aussicht gestellt wurde. Sie ließ es geschehen und gewann so die Zeit, um Erhebungen pflegen zu können. Auch bei Kuppelei verschafft sie sich erst im Laufe von Jahren die Gewißheit, daß sie begangen wird, um dann mit desto besserem Erfolge einschreiten zu können.

Die Kupplerinnen tun nun zwar, wie wir so oft aus dem Gerichtssaal erfahren haben, der Polizei auch was zuliebe; aber das Geständnis liefern sie ihr nicht. Darum dauert es auch so lange, bis ihnen ein Haar gekrümmt wird, und dann ist es grau, und manche werden reich und ziehen sich zurück und sterben, nicht ohne daß sie sagen können, daß kein Kommissär in feindseliger Absicht die Schwelle ihres Hauses übertrat. Die Mörder aber, die Mörder, die imstande wären, einem Kommissär zuliebe einen Mord zu begehen, und die gewiß nicht so hartherzig sind, ihm ein Geständnis zu versagen, helfen selbst ihren Strick drehen. Im Volk ist der lächerliche Glaube verbreitet, daß jeder, der etwas angestellt hat, es sich mit der Polizei richten kann. Sicher ist, daß die Mörder die einzige Kategorie im Staat sind, mit der es sich die Polizei richten muß. Daß sie sich bemüht hat, braucht man einer Aussage des Delinquenten, der zunächst stürmische Heiterkeit folgt, erst dann zu glauben, wenn sie von der Aussage des Kommissärs bestätigt wird:

Polizeikommissär Dr. Hugo Weinberger wird hierauf vernommen. — Präs.: Haben Sie irgend einen moralischen Zwang angewendet, um Voigt zu einem Geständnisse zu bewegen? — Zeuge: Von einem Zwange ist keine Rede. Ich war aber bemüht, ihn zum Geständnisse zu bringen, indem ich ihm vorhielt, daß er allen Grund zu einem Geständnisse habe, weil alle Tatsachen so sehr gegen ihn sprächen. Das ist ja Sache der Polizeibehörde. — Präs.: Sie sollen ihm gesagt haben, er möge Ihnen doch diesen Erfolg gönnen. — Zeuge: Das ist auf folgendes zurückzuführen: Ich war überzeugt, daß Voigt der Täter sei, und da er nun sein Gewissen nicht erleichtern wollte, sagte ich ihm: »Wenn Sie schon nicht aus Eigenem gestehen wollen, dann verschaffen Sie mir die persönliche Genugtuung, daß Sie es mir zuliebe tun.« Das gebe ich ohne weiters zu. — Voigt erhebt sich und sagt: Meine volle Hochachtung vor dieser Aussage des Herrn Polizeikommissärs. Obwohl der Herr Kommissär mich mit den Worten entlassen hat: »Wir sehen uns wohl nie wieder«, so habe ich doch (mit einer eleganten Verbeugung vor dem Zeugen) die Ehre und das Vergnügen, Sie wieder zu sehen. — Staatsanwalt: Humor hat er.

Und einen, der sympathischer ist als der Humor der Staatsanwälte und Präsidenten, den sie, ohne ihn zu haben, unaufhörlich an der Wehrlosigkeit üben. Aber er hat nicht nur Humor, sondern auch Recht. Der Kommissär hat es ihm bestätigt. Der Kommissär hat ein Geständnis abgelegt, ohne daß von einem Zwange die Rede sein könnte. Es klingt fast so, als ob ich ihn gebeten hätte, wenn

er schon nicht aus Eigenem gestehen wolle, es mir zuliebe zu tun. Es ist eidlich festgestellt, daß ein Lustmörder auf der Polizei gebeten wurde, dem Beamten eine persönliche Genugtuung zu verschaffen. Die Mörder verpflichten sich den Staat, aber er nimmt ihre Gefälligkeit in Anspruch, ohne sich zu revanchieren, ohne auch nur die Todesstrafe abzuschaffen. Das ist nicht nobel gehandelt. Es läßt auf die falsche Gemütlichkeit schließen, die hierzulande auch in staatliche Angelegenheiten hineinspielt. Wenn ein Beamter einen Delinquenten bittet, es ihm zuliebe zu tun, daß er sich schneller hinrichten lasse, so könnte der Delinquent ihm schon mit einigem Recht die Bitte, lieber ihm etwas zuliebe zu tun, zurückgeben. Es ist nicht würdig, eine solche Antwort zu riskieren. Es ist nicht menschlich, an die Überführung eines Menschen seine Hoffnungen zu knüpfen und die Beförderung in die achte Rangsklasse zum Tod durch den Strang zu einer Begriffseinheit zu machen. Es ist nicht geschmackvoll, dabei an die Mithilfe des beschädigten Teils zu appellieren. Und es ist grotesk, vorauszusetzen, daß sich das Vergnügen eines Lustmörder auf seine eigene Hinrichtung erstreckt und daß es, wenn sie selbst ein Opfer wäre, doch so weit vorhalten wird, um einem so lieben Kerl wie dem Weinberger keine Bitte abzuschlagen!

* *
*

Bewegung

»Vor der Verhandlung und in den Pausen musterte er fast ohne Unterlaß die merkwürdigen Frauen, die es in den Gerichtssaal gezogen hatte, den Lustmörder zu sehen.«

*

»Ich sah in ihr auch etwas Apachenhaftes und sagte ihr: Weißt du, du bist ein grausames Ding. Da hing sie mir am Halse . . . Ich stieß ihr das Messer in den Rücken.« — Nun wird die Köchin Philomena L. als Zeugin vernommen. Sie stand schon im Jahre 1906 mit Voigt in Beziehungen, die dann bis zum Jahre 1909 fortdauerten und denen selbst die Erkrankung Voigts keinen Abbruch tat. »War Ihnen bekannt, daß Voigt einmal in geschlechtlicher Überreizung eine Frau getötet hat?« Zeugin: Ja, das wußte ich bereits im Jahre 1906. (Bewegung.) — »Und Sie haben keine Furcht gehabt, die Geliebte eines Lustmörders zu sein?« — Zeugin zuckt die Achseln und schweigt. (Bewegung.)

*

Diese Bewegung ist der Ersatz für die Ruhe, die ihnen in den mageren Jahren auferlegt ist, wo es keine Lustmörder gibt und nicht einmal Verhandlungen gegen Lustmörder. Denn die größte Sicherheit an der Seite eines Geschworenen kann ihnen nicht helfen. Und jede, die dasaß, hat den Staatsanwalt mit dem Angeklagten betrogen. Daß die Frauen so merkwürdig sind, erfahren die Männer merkwürdigerweise erst bei solcher Gelegenheit: und merken sichs nicht. Sie beruhigen sich wieder, denn alle Tage gibts nicht Lustmord, und wenn morgen wegen Einbruchs verhandelt wird, so muß der Angeklagte schon ganz besondere Qualitäten haben, um Bewegung hervorrufen zu können.

* * *

Die Bekämpfung des Mädchenhandels

»Die heutige Hauptversammlung der Konferenz zur Bekämpfung des Mädchenhandels eröffnete Geh. Rat v. Dirksen mit einer Begrüßungsansprache, worin er u. a. der Presse für ihre Unterstützung der Bestrebungen des Kongresses dankte — — — — — ihre Aufmerksamkeit zuwenden .. Erhebungen pflegen — — die erforderlichen Mittel ergreifen — — Das Gewissen der Völker schärfen — — — — — Einen sehr interessanten Bericht mit wertvollen Winken für Reisende erstattete Frl. Pappenheim über ihre Orientreise.«

* * *

Kontraste

«Aus Paris wird gemeldet: Die ‚Aurore‘ macht die Bemerkung, daß die menschliche Dankbarkeit auch für die allergrößten geleisteten Dienste ein Jahrzeit nicht wesentlich überdauere, und stellt über diese Hinfälligkeit menschlicher Gefühle Betrachtungen an. Den Anlaß gibt die Tatsache, daß der Herr Alfred Dreyfus, für den während der Affäre die ‚Aurore‘, damals von Herrn Clémenceau geleitet, bekanntlich die verzweifeltsten und schließlich siegreichen Kämpfe geliefert hat, ihr mitteilt, daß er von Neujahr ab aufhöre, ihr Abonnent zu sein.«

Nichts auf der Welt verträgt sich schlechter als eine Wahrheit, die auf dem Marsch, und ein Abonnement, das abgelaufen ist.

* * *

Von gesperrten und von offenen Sanatorien

Eine behördliche Maßregel, die ihrer Begleitumstände wegen weit über Sachsen hinaus Aufsehen erregen dürfte, ist von dem Kreisausschuß der königlichen Kreishauptmannschaft in Dresden getroffen worden. Der Ausschuß hat der weltbekannten Naturheilanstalt Bilz die Konzession entzogen. Der Beschluß der Kreishauptmannschaft wird auf Vorgänge im Anstaltsbetrieb zurückgeführt, die mit der Behandlung der Patienten zusammenhängen. In der Anstalt sei lediglich der Standpunkt

des Verdienstes maßgebend gewesen. Man habe besonders zahlungsfähige Patienten wochenlang festgehalten, dagegen Todkranke überhaupt nicht aufgenommen. . . .

Das ist alles? Aber die Ärzte und Krankenschwestern hatten doch nicht Auftrag, für flotten Weinkonsum zu sorgen? Sie haben sich doch nicht um ihre schwersten Fälle wie Kellner und Animierdamen bemüht? Und der Besitzer des Sanatoriums hat sich doch nicht so sehr als graduierten Hotelier gefühlt, daß er sich in einem Rundschreiben an seine ärztlichen Lieferanten offen dazu bekannte? Etwa so:

Hochverehrter Herr Kollege! Erlauben Sie mir Ihnen Mitteilung zu machen: . . durch ein neues Arrangement die billigen Zimmer vermehrt . . um 25 Kronen täglich bereits ein kleines Zimmer mit Gartenaussicht . . um 27 bis 30 Kronen ein nettes Gartenzimmer, um 35 bis 38 Kronen ein großes Zimmer mit Balkon . . Die teueren Zimmer von 45 Kronen (mit Badezimmer, Klosett etc.) und 50 Kronen (mit Erker und Vorzimmer) sind doch reine Luxuszimmer, die anderswo überhaupt nicht vorhanden sind, meist von den Ausländern aber oft direkt begehrt werden . . ungerechtfertigten Ruf über die besondere Teuerung meines Hauses . . Wenn man in Betracht zieht . . so wird man es begreiflich finden, daß sich die Fachleute die Mäßigkeit der Preise nur durch den fast ungeschwächt ganzjährigen Betrieb erklären können . . durch Erweiterung meiner Küchenräume und Vermehrung eines erstklassigen Küchenpersonales . . vor dem Sanatorium ein Automobilstandplatz, der es ermöglicht . . in 12 Minuten um 3 Kronen 10 Heller zum Stephansplatz zu gelangen . . dreimal wöchentlich an den Winterabenden im Musikzimmer erstklassige französische Künstler (Montmartre-Quartett, Willy Bass) Musikvorträge abhalten werden . . Schließlich will ich nicht unerwähnt lassen, daß ich in der Nähe Purkersdorfs eine ausgedehnte und ergiebige Jagd gepachtet habe, die den Freunden und Patienten des Hauses stets kostenlos zur Verfügung stehen wird. Mit kollegialer Hochachtung Dr. Rud. Urbantschitsch.

* * *

Ein düsteres Familienbild

Präs.: Der Vater hat die Sache halt nicht ernst genommen, was beweist, daß er ins Nebenzimmer gegangen ist, um Zeitung zu lesen. Warum haben Sie der Mutter nicht gesagt, Sie müssen aufs Kloset gehen, das auf dem Gange draußen ist? — Angekl.: Ich wollte schon früher einmal in die Urania gehen und hab' mir diese Ausrede gemacht, aber die Mutter hat mich trotzdem nicht hinausgelassen.

Tatsächlich spricht in der Urania jeden Mittwoch der Dozent Dr. Oskar Ewald über die Grundprobleme der Philosophie und frohe Stunden des Genusses wird man, wie der Prospekt in Aus-

sicht stellt, bei den Vorlesungen des tief gemütvollen und humorfreudigen Ludwig Ganghofer erleben. Frau Olga Lewinsky versichert, daß die sorgfältige, bewußte Pflege der Sprache überaus notwendig sei; der Historiker Friedjung will den politischen und wirtschaftlichen Einschlag nicht außer acht lassen, die Frage nach dem Sinn des Lebens soll erschöpfend beantwortet werden, Napoleon war ein großer Feldherr, der Kongo ist in Afrika, und nebst der Biologie des Menschen und den Ruhmestaten der abendländischen Völker am Tigris und Euphrat, nebst der Psychologie des Verbrechers und den lebenden Tierbildern aus Nah und Fern sind vierundzwanzig Vorträge über moderne deutsche Lyrik in Aussicht genommen, in denen unter anderm über »Blindheit und Voreiligkeit der neuen Stürmer und Dränger« gesprochen werden wird und die Dichterinnen Carmen Sylva, Isolde Kurz, Frieda Schanz, Marie Madeleine, Hugo Salus und Dolorosa eine besondere Würdigung erfahren werden. Ich weiß das alles zufällig, weil die Urania nichts dagegen hat, mir ihren Saal als Zuhörer zu überlassen. Es wird mir empfohlen, mir die Karten im Vorverkaufe baldigst zu sichern. Die Schätze der Bildung liegen auf der Straße, man braucht heutzutag nur zuzugreifen. Statt dessen beschwert man sich über die ungenügende Straßenreinigung. Aber auch zuhause gehts drunter und drüber. Der Vater geht ins Nebenzimmer und liest die Zeitung, der Sohn, ein voreiliger Stürmer und Dränger, will hinaus, die Urania ist besetzt, die Mutter läßt ihn nicht, er bleibt ungebildet und erwürgt sie.

* * *

Ich melde hiemit

meinen Beitritt als ordentliches Mitglied der Urania an. Sie hat mich gewonnen. Die Berichte über die Vorlesung des taufrischen Ganghofer, die bereits stattgefunden hat, haben mich überzeugt, daß das Streben, dem Volk Bildung zuzuführen, auch die Unterstützung jener verdient, die bisher nichts dazu beigetragen haben. Ganghofer, einer unserer beliebtesten Optimisten, hat uns in charakteristischen Stücken seine Welt- und Lebensanschauung entwickelt, angefangen von der bekannten Episode, wie er als blutjunger Mensch mit einer Empfehlung zur Gallmeyer kam, wie sie ihm ihr Alter klagte und ihm in seinen Lockenkopf fuhr, dem lieben Schneck, bis zu dem

bekannten Hinauswurf durch Laube und Anzengruber. Ganghofer ist Optimist. Was man aber noch nicht gekannt hatte, war die Geschichte vom Ringtheaterbrand, durch den eine vorübergehende Trübung seines bekannten Optimismus herbeigeführt wurde. Es war, wie die Berichte sagen, eine böse Zeit für Ganghofer. Er glaubte, seine Braut sei drin, sie war aber zuhause. »Die schreckliche Feuersbrunst schilderte er mit bewegter Stimme«:

... Wie er zu dem brennenden Theater kam, durch das Gewühl der Menschen bis an den Künstlereingang vordrang, wie er, schon im zweiten Stock von Flammen und Rauch zurückgedrängt, eine vor Schreck gelähmte Schauspielerin mit sich ziehend, von sechs bis sieben Menschen umklammert, wieder hinabeilte, in einen verschlossenen kleinen Hof kam, dessen Tor einstieß und so mit den gleich ihm Geretteten die Straße fand. Er berichtete, wie er dann zur Wohnung der Geliebten raste, sie heil unter den Ihrigen traf, und wie nun im Schreck und Glück dieser Nacht die erste Erklärung der Liebenden stattfand. Ganghofer erzählte, daß er dann nochmals zum Ringtheater eilte. Hier, von der Gewalt der Erinnerungen übermannt und mit Tränen kämpfend, bekannte er sich unvermögend, das Furchtbare, das er gesehen und niederzuschreiben vermochte, nun auch dem Publikum zu erzählen. Er brach daher diese Schilderung ab und erzählte von seiner glücklichen Brautzeit, schilderte die Hochzeit mit Kathinka Engel. Nach diesen Erlebnissen seines Herzens schilderte er seine literarischen Kämpfe ... Einige gemütvolle Worte über die Philosophie der Freude bildeten den Abschluß des überaus fesselnden Vortrages, der durch liebenswürdigen Humor gewürzt war und sich bei der Schilderung des Brandes zu dramatischer Höhe steigerte.

Das Wiener Publikum, unter dem sich noch viele erinnern, wie sie damals nicht dabei waren und gerettet wurden, hoch erfreut, Herrn Ganghofer, der nur durch einen Zufall einer Freikarte entgangen war, noch heute unter den Überlebenden des Ringtheaterbrandes zu wissen, bewunderte die Ausdauer, mit der er ohne Rücksicht auf das Liebesglück immer wieder zur Brandstätte eilte. Es horchte gespannt, als er, ohne sich unvermögend zu bekennen, von seinem Glück in der Literatur sprach, und es war geradezu entzückt, als er auf seine Hochzeit zu sprechen kam und das offene Bekenntnis ablegte, daß er »es nie bereut habe«. Im Gegenteil, rief er mit dem ihm eigenen herzhaften Optimismus, »wenn es für seinen Sohn einmal so weit sein werde«, so werde er ihm sagen: »Schau' dich um eine Wienerin um!« .. Ich bitte mich hinauszulassen. Ich will aus der Urania austreten.

* * *

8 oder 16 englische Girls

haben bei Reinhardts »Schöner Helena« mitgewirkt. Die Hauptdarsteller gingen durch das Parkett auf die Bühne. Das Publikum ging nicht mit. Die Musik ist von Offenbach gestohlen.

* * *

Ein Trauerfall im Burgtheater

Der Freiherr von Berger hat beim Tode Ernst Hartmanns geweint. Es kam doch unvermutet. Trotz allem, was nachträglich erzählt wurde. Man versuchte dem Baron mit dem schwachen Troste zu kommen, daß es vorauszusehen war. Er selbst und die Eingeweihten hätten es ja längst gewußt. Und doch wollte er es nicht glauben. Aber da stand es schwarz auf weiß: »Es war immer Hartmanns Wunsch, den er bei verschiedenen Gelegenheiten geäußert hatte, daß bei seinem Begräbnis keine Reden gehalten werden. Noch im vorigen Jahre, gelegentlich des Leichenbegängnisses von Kainz, äußerte er in halb scherzhafter Form zu Direktor Freiherrn von Berger, daß dieser bei seinem Tode nicht in die Lage kommen sollte, eine Rede zu halten, da dies seinen Wünschen durchaus nicht entsprechen würde.« Der Freiherr von Berger nahms für einen Scherz, den man so im Gespräch hinwirft. Nun aber, da Hartmann starb, stellte es sich heraus, daß er wirklich... Man wollte es zuerst dem Freiherrn von Berger verschweigen, aber dann mußte man sich doch entschließen, es ihm, wenn auch in schonender Form, beizubringen. Erst nach und nach rückte man mit der Wahrheit heraus. Man sagte ihm zunächst nichts weiter, als daß Ernst Hartmann in der Nacht gestorben sei. Berger, der zu ahnen begann, meinte, er sei gefaßt, das Schlimmste zu hören. Er erinnerte sich wohl selbst an jenes Gespräch nach der Leichenrede für Kainz, schon damals hatte er sich einer trüben Ahnung nicht erwehren können. Er bat, man möge ihm die volle Wahrheit sagen. »Hartmann, der also in der Nacht gestorben ist, hat —«: hier schon stockte der Bote. »Wie, was, ich will alles hören!« rief Berger mit den Zeichen nervösester

Ungeduld. »Er hat im Testament hinterlassen, daß Herr Baron keine Rede halten sollen.« . . . Berger stand erschüttert. Er kehrte sich ab und weinte.

*

Hierauf äußerte er den Wunsch, daß die Reporter hereingelassen werden mögen. Während er für die Neue Freie Presse schrieb, diktierte er den Vertretern von vier andern Blättern, drei aber konnten nicht mehr berücksichtigt werden und schrieben unter seinem Namen selbst die Nekrologe. Alles stand unter dem Eindrucke der Tatsache, daß das Burgtheater wieder eine seiner besten Reden verloren hatte, und wenn die ganze Schwere dieses Verlustes, wenn der stumme Schmerz, den der Tod Hartmanns bedeutet, in allen Artikeln zur Geltung kam, so fand besonders in dem Nekrolog, den Berger der Neuen Freien Presse gab, die ganze Ungehaltenheit der Leichenrede ihren beredten Ausdruck. »Was will man von mir haben?« war der Gedanke, der sich speziell durch diesen Nachruf zog. Mit auffallender Heftigkeit lehnte Berger jede Verantwortung für den Tod Hartmanns ab. An ihm werde es wieder ausgehen, natürlich, er tue, was er könne, er habe Paulsen aus dem Abgrund heraufgeholt, jetzt soll er alles in fünf Minuten machen, die früheren Direktoren seien schuld, die Hartmann unersetzlich gemacht haben, warum haben wir nicht Bassermann und Harry Walden, die damals billig zu haben waren — und was dergleichen ergreifende und stilvolle Betrachtungen am Grabe eines geliebten Künstlers mehr sind. Selten ist Wüsteres gesprochen und gedruckt worden, selten etwas, das deutlicher die Signatur eines Charakters trägt, der seinen eigenen Verlust betrauert, und eines Kopfes, der nicht erst einen Trauerfall braucht, um sich verloren zu geben. Man spürt, wie hemmungslos sich die ungehaltene Rede überstürzt, um sich in einen wütenden Nekrolog zu verwandeln, und man steht erschüttert vor dem Unbegreiflichen: wenn es ihm schon nicht beschieden war, die Rede zu halten, daß es ihm nicht wenigstens vergönnt war, den Tod Ernst Hartmanns vorher zu erfahren, um für einen halbwegs zimmerreinen Artikel Zeit zu haben.

*

Er hat dafür in Hamburg eine Rede gehalten, und da man auch in Hamburg weiß, daß er eine Rede besser als ein Wort halten kann, in einer dortigen Zeitung versichert, daß er an seinem Verlust für Hamburg unschuldig sei und daß sich Wien seinen Gewinn selbst zuzuschreiben habe:

In meiner sehr schwierigen Stellung ist mir meine Hamburger Zeit oft der einzige Trost. Ich denke viel an die schönen Tage zurück. Das Schicksal war stärker als mein Wille. Es geht mir wie Iphigenie ....

Ein Vergleich mit der schönen Helena wäre auch nicht übel gewesen. Hatte er doch seinen Hamburger Aufsichtsrat unaufhörlich seiner Treue versichert, nachdem die Sache mit dem Obersthofmeister in Wien längst abgemacht war, und war es doch jene Hand des Verhängnisses, um die er sich schon so lange beworben hatte. Aber das mit der Iphigenie stimmt freilich noch besser. Beweis: Er hat zwanzig Jahre lang das Burgtheater mit der Seele gesucht ... Ihm schwärmen abwärts immer die Gedanken nach seines Vaters Hallen ... Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt, der froh von ihren Taten, ihrer Größe den Hörer unterhält ... Er ist mein Vater. Doch ich darf es sagen, in ihm hab' ich seit meiner ersten Zeit ein Muster des vollkommnen Manns gesehn ... Es klingt so schön was unsre Väter taten, wenn es im stillen Abendschatten ruhend der Jüngling mit dem Ton der Harfe schlürft; und was wir tun ist, wie es ihnen war, voll Müh' und eitel Stückwerk! .. Und so wuchs ich herauf, ein Ebenbild des Vaters ... Doch es reißt mein Innerstes gewaltig mich zum Bruder .. Mit nichten! .. Ich bin arm und stumm ... Ich habe nichts als Worte ... O laßt das lang' erwartete, noch kaum gedachte Glück nicht, wie den Schatten des abgeschiednen Freundes, eitel mir und dreifach schmerzlicher vorübergehn! ... Ich bringe süßes Rauchwerk in die Flamme ... Nicht Worte sind es, die nur blenden sollen ... O höre mich! .. Es störe niemand unsern stillen Zug! .. Denken die Himmlischen einem der Erdgebornen viele Verwirrungen zu ... Und haben kluges Wort mir in den Mund gegeben ... Ach! ich sehe wohl, ich muß mich leiten lassen wie ein Kind. Ich habe nicht gelernt zu hinterhalten, noch jemand etwas abzulisten ... Ich untersuche nicht, ich fühle nur ... Sorg' auf Sorge schwankt mir durch die Brust ... Gefährlicher zieht sich's

zusammen ... Beschleunige das Opfer, Priesterin! Der König wartet und es harrt das Volk ... Es überbraust der Sturm die zarte Stimme ... Ein unnütz Leben ist ein früher Tod ... Es trübt sich meine Seele, da ich des Mannes Angesicht erblicke, dem ich mit falschem Wort begegnen soll... Doppelt wird mir der Betrug verhaßt ... O trüg' ich doch ein männlich Herz in mir! .. Der Frauen Zustand ist beklagenswert ... Red' oder schweig' ich, immer kannst du wissen, was mir im Herzen ist und immer bleibt ... Ich bin so frei geboren als ein Mann ... Auch ohne Hilfe gegen Trutz und Härte hat die Natur den Schwachen nicht gelassen. Sie gab zur List ihm Freude, lehrt' ihn Künste; bald weicht er aus, verspätet und umgeht... Ich traue dir und deinem Schmeicheln nicht ... Ich schätze den, der tapfer ist und g'rad ... Man sieht, du bist nicht an Verlust gewohnt, da du dem großen Übel zu entgehen, ein falsches Wort nicht einmal opfern willst ... O süße Stimme! Vielwillkommener Ton! .. Soll die Glut denn ewig, mit Höllenschwefel genährt, mir auf der Seele brennen? ... Ist keine Kraft in meiner Seele Tiefen?... Was hebt die Seele schaudernd dem immer wiederholenden Erzähler? ... Auf und ab steigt in der Brust ein kühnes Unternehmen: ich werde großem Vorwurf nicht entgehn, noch schwerem Übel wenn es mir mißlingt ... Es wird ein heimlicher Betrug geschmiedet ... O, daß in meinem Busen nicht zuletzt ein Widerwille keime! ... Wie oft besänftigte mich diese Stimme... So sprich! Du siehst, ich horche deinen Worten ... Fast überred'st du mich zu deiner Meinung ... Große Taten? Ja, ich weiß die Zeit, da wir sie vor uns sahn! .. Das Wenige verschwindet leicht dem Blick, der vorwärts sieht, wie viel noch übrig bleibt ... Geh', sammle, treuer Freund, den Rest des Volkes; harret still, welch Ende die Götter unsern Taten zubereiten ... Du schweigest? Fahre fort, zu reden!

* * *

Geburttag im Grunewald

Das war neulich ein schöner Schreck! Im Sophiensaal, wo es auch sonst von Diplomaten wimmelt, trug es sich zu, und der

Bericht weiß davon zu sagen: »Harden ist Nationalist durch und durch. Ein Waffengang zwischen Deutschland und Frankreich erscheint ihm als die einzig mögliche, sogar als die unausweichliche Lösung der gegenwärtigen Konstellation. Als er mit unerbittlicher Logik diese Konsequenz zog, war auch nicht ein Atemzug im Saale zu hören«. Man hätte einen S-Laut fallen gehört, wenn der Mann, der die Leitartikel spricht, nicht aus freien Stücken ein anderer wäre, als der sie schreibt. Und es ist ein wahres Glück, daß man weder in Deutschland noch in Frankreich die Kriegsrufe des Herrn Harden übersetzen kann und daß ihre Verständlichkeit im Sophiensaal trotz der persönlichen Anwesenheit des Kriegsministers keinen Einfluß auf die politische Konstellation hat. So konnte der fünfzigste Geburtstag des Herrn Harden von der Neuen Freien Presse begangen werden, ohne daß Waffenlärm die Familienfeier unterbrach. Es war ein schönes Fest. Unter einem Pseudonym gratulierte einer, und es stellte sich heraus, daß es der Börsenredakteur der ‚Zukunft' war. »Das letzte Geheimnis behält er für sich«, rief es da. Ob's nun eins aus einer Aktiengesellschaft oder aus dem Vorleben des Fürsten Eulenburg ist, wir sind nicht so taktlos, neugierig zu sein. Dagegen fesselt uns die Mitteilung, daß ihm »die Meisterschaft in der Werkstatt der Sprache in gewissem Sinne ein Hemmnis geworden ist«, da wir doch bisher immer geglaubt haben, daß das Hemmnis in der Werkstatt der Sprache seine Meisterschaft geworden ist. Und wir kennen uns schon gar nicht mehr aus, wenn wir dazu erfahren, daß Herr Harden »spielerisch aufgebaute Sätze« schreibt. »Ein Freund Hardens erzählt, als der jugendliche Mime sich zum erstenmal mit der Feder versucht habe, sei ihm das so leicht geworden, daß er Zweifel an seiner Qualifikation zum Journalisten hegte.« Da die Leser den nämlichen Schluß aus dem entgegengesetzten Gefühl gezogen haben, so müssen sie rein glauben, daß der Börsenredakteur von der Mystik des Leitartiklers angenommen habe. Das Verhältnis Hardens zur Sprache bleibt also mindestens unaufgeklärt. Was das Verhältnis zu Bismarck betrifft, so wird uns mitgeteilt, daß Harden »der zweiten Einladung, die aus Friedrichsruh erging, folgte«. Er ließ sich also von Bismarck bitten und war dann auch im Laufe des Verkehrs so zurückhaltend, daß schon der erste Hinauswurf genügt hat, um ihn abzubrechen, wie bekanntlich der Graf Finckenstein, Mitglied des preußischen

Herrenhauses, in den Tagen des Moltke-Prozesses versichert hat. Der Biograph spricht dann wieder von den Nachahmern, die der Stil des Herrn Harden — das klingt heute schon wie: die Flora der Wüste — gefunden habe. Es ist richtig, daß diese Kunst, zu sprechen wie einem andern der Schnabel nicht gewachsen ist, heute unter den Reportern grassiert. Solcher Pöbel schreibt jetzt nicht mehr fürs Publikum, sondern für »Herrn Omnes«, und darum ist auch in einem Artikel, der die Lebensarbeit des Herrn Harden würdigt, dieser Ausdruck nicht zu entbehren. Harden hat aber noch viel bessere Worte geprägt. Da ist zum Beispiel »Phrasien«, »Saarabien«, da ist die »Bernsteinküste« der Sozialdemokratie — »nur wenige Beispiele aus reicher Fülle, die in der Erinnerung haften blieben. Sie sind Gemeingut geworden«. Sie verdienen es auch. Die Worte, die meiner kleinen Zehe, wenn sie eingeschlafen ist, einfallen, verdienen höchstens gestohlen, nicht zitiert zu werden. Dann hören wir: »Harden arbeitet unausgesetzt an der Vervollkommnung seines Stils.« Das ist aber hoffentlich keine Information, sondern ein übertriebenes Gerücht. Dagegen ist es gewiß wahr, daß seine Gedanken »stets im Feierkleid erscheinen, niemals den dürftigen Kittel der Armut tragen«. (Wem sagen Sie das!) Freilich ist es wieder ein schweres Unrecht gegen Harden, ihm nachzusagen, daß er »auf dem Podium als Vortragender kein anderer wie vor dem Schreibtisch« ist. Richtig ist, daß er den Mut besitzt, auszusprechen, was ist. Im Gähnkrampf geben es die Gerichtsdiener sämtlicher preußischen und bayrischen Instanzen zu. Aber so weit habe ichs doch schon gebracht, daß Deutschlands Literaten nicht mehr behaupten, das sei, was er ausspricht! Selbst die nicht, die Herrn Harden angeblich »die Fundamentierung des Piedestals danken«, wie zum Beispiel Wedekind. Es gehört wohl die ganze Frechheit eines Börsenjournalisten dazu, zu behaupten, daß Wedekind, den Herr Harden einmal durch einen Tropf hat verhöhnen lassen und dessen Pandora er selbst auf den »Müllhaufen« gewiesen hat, ihm mehr zu verdanken habe als die Übersetzung von Frühlingserwachen in ein Männern der Knaben und Böckeln der Mädchen. Zu seinen Verdiensten mag es dagegen gehören, daß er »der Persönlichkeit bis in die letzte Falte ihrer Reizungen und Hemmungen gedrungen ist« und daß es ihm gelungen ist, »Mitgefühl für den schlimmsten

Sünder der Bibel, für Judas Ischariot zu erwecken«. Wie verhält er sich zur Natur? Durchaus nicht ablehnend. Es stehen ihm sogar Töne zu Gebote, und man »würde irren, wenn man Harden die Seele abspräche«. Bleibt also nur noch die Frage, wie er honoriert. Schlecht, sehr schlecht, er ist zwar kein Menschenfeind, aber er bringt Vor- und Nachdrucke; er fatiert jährlich fünfzigtausend Mark und bezahlt seinen Advokaten nichts für ihre Gedichte. Das letzte Geheimnis behält er für sich. Aber auch der Börsenredakteur gibt es nicht preis, wiewohl es doch eher in sein Ressort fällt als Stil und Psychologie. Vielleicht ist es nun gerade das Geheimnis einer starken Persönlichkeit, daß sie elend zahlt und doch Apologeten findet. Weiß der Teufel, und vielleicht eben deshalb. Die Bildung kann es nicht sein. Man weiß in Deutschland längst schon, daß hier ein übertriebener Patriot mehr fatiert als er einnimmt. Immerhin ist sein Ruf bis heute unangetastet, daß er sich beim Nachschlagen nicht irrt, und an diese Qualität hat sich die Verleumdung bisher nicht herangewagt. Bisher. Denn jetzt werde ich aussprechen, was ist: Herr Harden beschwerte sich kürzlich darüber, daß man ihn in Prag konfisziert habe, und meinte, das Bild Luegers könne doch wohl keinen Staatsanwalt geärgert haben: »und andere Austriacos sind nicht in dem Band«. Sein Gehirn ist mit Greifzangen versehen, rühmt der Biograph des Herrn Harden. Wo mag es nur den spassigen Akkusativ erwischt haben? Das kommt davon, wenn man nach einem Fremdwort für Österreicher sucht! Und wenn die Meisterschaft in der Werkstatt der Sprache gar zu wählerisch ist. Die Antipathie des Herrn Harden gegen geläufige Bezeichnungen geht ja schon so weit, daß er sie verhöhnt, wenn er keine andern findet. Er schreibt: »Autoren, deren Werke ,verboten' (so nennt man's) worden sind, werden leicht pathetisch«. Man glaube ja nicht, daß er mit diesem Satze bloß gegen die staatliche Bevormundung aufbegehren will. Er hat auch etwas gegen den verbalen Zwang, und er wäre auf die Prager Zensur bei weitem nicht so bös, wenn es ihm rechtzeitig eingefallen wäre, daß sie das Buch gepönt oder im Prokuratorenwahn ihm die Breitungmöglichkeit geengt hat. Weil er ausnahmsweise nicht pathetisch werden wollte, konnte er dem nächstbesten Wort nicht mehr ausweichen und nahm daran Anstoß. Und gleich darnach wieder: er wünscht, man solle seine Stimme erheben, »wenn anständigen

‚Schriftstellern' (gräßliches Wort!) von irgendeinem Prokurator u. s. w.« Hier hat er den Prokurator, fand aber kein schöneres Wort für Schriftsteller und findet es darum gräßlich. Warum ist es denn gräßlich? Verbieten — Schriftsteller: so nennt man's! Noch nie hat ein Zensor oder ein Schriftsteller daran Anstoß genommen. Freilich, wenn einer in der Geschwindigkeit kein anderes Wort findet, ärgert er sich über eins, das schon seit Jahrhunderten da ist. Nur nichts überhasten. Ein Meister der Sprache muß sich eben Zeit lassen, dann findet er schon etwas Apartes. Gewiß, es muß sympathischere Bezeichnungen für die Sache geben. Wir Schriftsteller sind darin ein wenig skrupellos. Aber dem Sammler von für das Leseraug bestimmten Lautzeichen wird, wenn Selbsterhaltungtrieb ihm die Stahlspitze, die von der Schreibflüssigkeit genetzte, führt, solches Herrn Omnes genehme Schwatzwort nicht auf das aus Pflanzstoff erschaffne Blatt geraten . . . Freilich, mit fünfzig Jahren fließt die Produktion nicht mehr so frisch. Und vielleicht meldet sich gar zu dieser Geburttagfeier (so nennt man's?) der Verdacht, daß, wenn einer das Wort »Schriftsteller« gräßlich findet, er am Ende keiner ist.

* * *

Die Wertheim

hat im Metternich-Prozeß — der im Wesentlichen deshalb geführt wurde, weil ein Graf bessere Schuhe trägt als ein Strafrichter — das Wort in Umlauf gebracht:

Vetter ja, Metter nich!

Dieser Witz, der den ganzen Dreckhaufen glanzbürgerlicher Kultur in sich schloß und alles überbot, was an Details aus diesem herausfiel, als er geschüttelt wurde, war eigentlich der Clou des Verfahrens. Alles andere, was sich immer begibt, wenn der Justiztölpel mit dem Lebenskujon zusammenstößt, verschwindet daneben. Wichtig ist nur etwa noch, daß jetzt durch Deutschland eine Bewegung geht, die den Schutz des Privatlebens der Frau Wertheim verlangt. Diese beklagt sich darüber, daß man im Prozeß »gegen eine Dame loslegte, als gelte es eine Dirne zu überführen«. Die Verteidiger hielten nämlich zum Beweise, daß der Graf Metternich kein Betrüger sei, die Frage für erheblich, ob Frau Wertheim während ihrer Schwangerschaft vor neunzehn Jahren nur von Kognak und Salat gelebt habe. Da nun der Präsident

diese Frage nicht zuließ, sieht sich Frau Wertheim gezwungen, sie selbst in der Zeitung zu beantworten, und zwar so:

.... Wäre ich nicht durch ein schweres Magenleiden überhaupt seit beinahe zwanzig Jahren unfähig, auch nur einen Tropfen Alkohol zu vertragen, ich hätte mich, um meinen Schmerz zu betäuben, dem Jacques Kohn — pardon, ich irrte mich — dem Kognak, dem vom Verteidiger zitierten, ergeben. Nur der Gedanke, daß der Mensch kein Kroat und nicht allein lebt von Salat, ließ mich überhaupt noch anderes genießen.... Aber wenn Jaffé so kühn gefragt hat, so werde ich ihm ebenso kühn antworten. Ich hätte ihm gern nämlich als Zeugin unter meinem Eid gestanden: Ja, ich litt in der Schwangerschaft so an Erbrechen, daß ich nur von Kognak, Milch und Baldrian gelebt, daß ich aus jener Zeit ein unheilbares Magenleiden zurückbehalten habe....

Frau Wertheim kündigt weitere Enthüllungen an, es wird Sonntag, und sie erscheinen:

....Es tut mir leid, aber ich muß es doch sagen, um einen Begriff des Milieus zu geben: Meine Mutter, die selbst zehn Jahre lang hintereinander ununterbrochen Wuchergeschäfte mit meinem ehemaligen Gatten betrieben hat, wagte den Richter derart anzulügen, daß sie allerdings ohne Eid bekundete, sie wisse von den Schulden und Verhältnissen des Herrn Pinkus sehr wenig....

Frau Wertheim kündigt einen Schlußartikel an. Daß sie eine pikante Feder führt, weiß man längst. Sie ist eine der beliebtesten Mitarbeiterinnen der Neuen Freien Presse und hat bisher, offenbar aus Rücksicht auf ihre gesellschaftliche Stellung, unter dem Pseudonym »Truth« geschrieben.

* * *

Die Zuckerkandl

»‚Einem Narren darf man kein unfertiges Haus zeigen‘ sagt ein alter Spruch. Es muß eine kunstdenkende Zeit gewesen sein, die ihn geschmiedet hat, die zu lächeln wußte über Laienunverständnis, weil der Glaube in ihr an den Wissenden seines Werkes, an den zielbewußt Schöpferischen lebendig war. Des Baukünstlers Schaffen liegt auf der Straße. Es besitzt nicht im Entstehen, der Neugierde gegenüber, die Wehr des Werkstattgeheimnisses. Der Maler, der Bildhauer mag einen Vertrauten, einen Verstehenden das Werdende blicken lassen; die große Menge wird nur dem Abgeschlossenen gegenüberstehen dürfen. Aber das Bauwerk wächst gleichsam unter öffentlicher Kontrolle der Passanten. Beim Fundament schon setzt die Kritik ein (sowie es sich nicht um einen Dutzendtypus handelt), und kaum ist die Parterrehöhe erreicht, so bricht der Chor der Erbitterten, der Nörgelnden los . . .

Daß die breite Schichte des Gesellschaftlichen wieder wie einst zum Bewußtsein und zur Pflege alles Echten erzogen werden muß —

das ist diesmal das Bekenntnis, welches er in Raum, Form und Material niedergelegt hat ... Ihm, der alle Dinge des Daseins organisch durchfühlt, der jedes Zeichen nach seinem innersten Sein befragt ... dem großen Puristen der Form ist eine weite Fortentwicklung beschieden ...

.. Der archaische Zug seines Anfangs, die strenge Unterdrückung jeder Spiellust, die lapidare Formulierung des Gesetzes im Objekt, die Selbstzucht, welche jedes Opfer der Phantasie bringt, um die Form als Ausdruck der Notwendigkeit zu erringen. Erst, nachdem nun der Besitz aller Materialechtheit, aller immanenten Strukturlogik errungen und im weiten Kreis seiner Schule festgelegt ist, offenbart der Künstler den zurückgedämmten Reichtum an sinnlichem Neuerleben der Natur ... Immer allerdings mit jenem keuschen Maß der Abgrenzung, das wie ein Glanz frühen Griechentums über seine Gestaltungen sich breitet. Gedämpft nur klingt im Innern die angeschlagene Note fort. Hier herrscht der Marmor ... Hier durfte er der strengen Vornehmheit, der gehaltenen Anmut, durfte der Lust an Materialkostbarkeit freie Entfaltung geben. So daß er jene vollkommene Harmonie zwischen Idee und Form restlos erreichen konnte, die ihm den großen Zug des Klassikers verleiht.

Dieses Haus, welches den meisten noch Zukunftsmusik bedeuten wird, ist dennoch eine Rückkehr zu edelster Tradition. Sie schlummert nur vergessen in den Palästen des alten Wien. Vergessen vor allem von den Nachkommen einer Aristokratie, deren Kunstfordern einst auf der Höhe des Kunstkönnens ihrer Zeit stand. Heute ist in ihr, die ganz von dem Gefühl schöpferischen Mäzenatentums sich losgelöst hat, selbst das Empfinden für den Echtheitswert ihres ererbten Kunstbesitzes verloren gegangen. Sie vermag es, neben Formen, die als lebendige Ausdruckszeichen einer Epoche einzig und unantastbar bleiben müssen, die Imitation zu ertragen .. Nun muß das Beispiel neue Menschen erziehen. Nun spielt an der Grenze zweier Zeiten das ergreifende Drama der vorahnenden, der vorbildenden Schöpferischen sich wieder ab, dieser großen Einsamen, die als Fackelträger die Wege der Kommenden erleuchten. Er ist wie kein zweiter auserlesen, Bildner des neuen Lebensgefühles zu sein ... Er stellt dem Material ideale Grenzen.«

Ja, wer denn? Adolf Loos? Aber nein, Herr Josef Hoffmann! Auf dessen sachverständiges Urteil sich die Dame berufen hat, als sie über das unfertige Haus am Michaelerplatze aburteilte.

* * *

Ein weiblicher S. M.

ist erstanden, also eine Art Sarah Münz. Sie übertreibt aber. Sie war bei Bourbons geladen und hat sich dort wie bei Pollack von Parma gefühlt. Wie war's, wie war's? Sie hat die

Prinzessin Zita kennen gelernt. »Wie ist sie, wie sieht sie aus?« Ja, das möchten jetzt alle auf einmal wissen. Die Beneidete wird sich aber hüten, das sogleich zu verraten, sondern beginnt: »Einen kleinen Vogel gibt es«. Jetzt möchte wohl jeder gerne wissen, was das für ein Vogel ist. Sie aber deutet nur an, daß es Sängerinnen gibt, von denen man sagt: »Sie trillert wie eine Lerche.« Und diese Lerche ist jener Vogel, an den sie die Prinzessin Zita erinnert, sie weiß aber nicht warum. Zum Beispiel eine Dame der Wiener Gesellschaft, die krank war und den Besuch der Prinzessin erhielt — die Bourbons verkehren, wie man sieht, bereits in der besten Gesellschaft — habe sich geäußert: »Mir war es, als sei Sonnenschein mit ihr ins Zimmer gekommen«. Aber sie wußte nicht sicher, ob der von der Länderbank, da es schon finster war, und überhaupt ist es noch keine Charakterisierung der Prinzessin. »Wie ist sie? Wie sieht sie aus?...« Der weibliche S. M. entschließt sich also festzustellen, daß die Prinzessin Zita »ein ich weiß nicht was« an sich hat, während die Haare, die das Köpfchen umwinden, strittig sind, indem nämlich »die einen sagen werden, sie seien dunkelblond, und die anderen behaupten, sie sind hellbraun«. Ihr Bräutigam aber hat »eine glückliche Art, leicht und rasch das Wort zu finden und zu führen«. Ein Beispiel: »Da macht jemand die Bemerkung: Schön ist diese Monarchie —, gleich hat er das Wort aufgehascht und an sich genommen. ‚Ja, und alles haben wir — alles, an nichts fehlt es uns!'« Die hohen Brautleute haben beide, wie sich im Verlauf des Gesprächs deutlich ergibt, »die Überzeugung, daß die Luftschiffahrt der Zukunft ihren Stempel geben wird«. Da erscheint Freund Fritz. »Wer Freund Fritz ist?«

Ein pfefferfarbener deutscher Schnauzer, dem Erzherzog Karl seine Braut anvertraut, wenn er nicht bei ihr sein kann, und der mit schweigender Treue zu ihr emporblickt und gerade jetzt mit seinen Hundeaugen Brosamen ihrer Gnade erbittet; das ist wörtlich zu nehmen, denn er hat sich an die lange Tafel herangewagt, wo eben der Tee genommen wird, und es handelt sich ihm also um Brosamen in des Wortes Sinn, er erhält sie und eine Liebkosung dazu verabreicht und legt sich zufriedengestellt seiner Herrin zu Füßen.... Mich in diesem Kreise anregender und angeregter Menschen umsehend, kommt mir unwillkürlich ein Gedanke, der mich dann unabweisbar festhält: Wie oft man im Leben Urteile hört, die jeder Begründung entbehren! Was hat man nicht schon alles von der Intoleranz, der starren Frömmelei der Bourbons und Braganzas vernommen! Man würde sie sich nach diesen Schilderungen ihnen allerdings ganz Fernstehender noch im tiefsten Mittelalter befindlich vorstellen, von Fanatismus

erfüllt, in Vorurteile eingepanzert. Und wenn man sie so in der Nähe sieht, in ihrer Mitte ist —

so sieht man, daß es ganz nette Menschen sind, die bei aller Tradition und Religiosität, die man ihnen hingehen lassen kann, »mit der Zeit, in der sie leben, Schritt halten«. Es kommt ihnen weder auf ein Interview an noch auf Brosamen in des Wortes Sinn, sie geben den Hunden, sie empfangen die Presse, und »gerade jetzt steht ein Prinz von Parma — Xavier — mit seinen Vettern von Braganza in den Reihen derer, die es sich zur Aufgabe machen wollen, das angestammte Vaterland seiner Mutter der Republik zu entreißen«. Also nicht die Bohne von Mittelalter und schwarz nicht so viel wie unter den Fingernagel geht! »Ob diese Mutter um den fernen Sohn zittert?« Nicht wenn Besucher da sind; denn »die Frauen von Braganza«, ruft die Interviewerin ganz begeistert, »sind nicht darnach, daß man solches merkt!« »Die Vorgänge ihres inneren Lebens enthüllen sie nur in seltenen Ausnahmsstunden und da nur den Auserwähltesten«, also wenn eine Besucherin ihnen besonders nahe steht. Denn die Herzogin ist eine Einsame, sie hat neunzehn Kinder und die Tür ihres Arbeitszimmers steht nicht still. Prinz Sixtus macht eine seiner treffenden Bemerkungen, die nichts und niemand schonen und unverfälscht gallischen Esprit atmen, so daß er ein Causeur par excellence ist, wiewohl wer über eine so feingeschliffene Zunge verfügt, führt gewöhnlich auch eine feine Feder. Die Herzogin bemerkt: »Nun, über eure schwachen Mägen hab' ich mich noch nie zu beklagen gehabt«. Die S. M. sagt: In solchen Momenten hat sie etwas wie einen Widerschein ...

* * *

Teilnehmer an der Tafel erzählen

daß der prächtige neue Saal mit dem vornehmen gesellschaftlichen Treiben, den vielfarbigen Uniformen, den Priestergewändern und Prunktoiletten der Damen ein bezauberndes Bild zeigte und daß die Unterhaltung die vergnügteste war.

Wie das? Man hat nicht gesehen, wie sie gegessen haben, man hat nur gehört, wie sie gegessen haben? Zeichen und Wunder! Eine Hoftafel, bei der oben auf der Galerie nicht mitgeschrieben wird, was unten gespeist wird? Teilnehmer an der Tafel erzählen? Das klingt pikant, aber das klingt auch pikiert! Das Bild

nur bezaubernd? Die Unterhaltung nur die vergnügteste? Das ist wenig genug, das gibt bloß in plastischer Anschaulichkeit einen Zustand wieder, bei dem die Presse das Nachsehen, aber nicht das Zusehen hat! Und wenn dereinst auch die Teilnehmer nicht mehr erzählen werden — Gott man kann nicht wissen, wie sehr sich noch die Zeiten zu ihrem Nachteil ändern werden —, dann könnte es ja geschehen, daß man auf die reine Vorstellung angewiesen wird? Die unten vertragen nicht mehr zuzusehen wie die auf der Galerie zusehen wie sie essen? Und wenn sie auch nicht mehr vertragen zu hören wie die Presse gehört hat wie sie gegessen haben? Vor zehn Jahren gab es noch zwanzig Zeilen zu jedem Gang, heut gibts nur noch fünf Zeilen über zehn Gänge, und morgen wird uns schon die Phantasie zuhilfe kommen müssen. Zuhilfe, es wird katholisch!

* * *

Ein faustischer Kopf

wie dieser Felix Salten erhebt alles zum Problem. Das Niedrigste wie zum Beispiel eine Burgtheaterpremiere oder das Höchste wie zum Beispiel eine erzherzogliche Hochzeit. Die Ereignisse, die der Kosmos der Hof- und Personalnachrichten umschließt, sind heute nicht mehr der Sachlichkeit des Salonblatts, sondern der Nachdenklichkeit von S. Fischers Rundschau überantwortet. Wenn es auch den Anschein hat, daß wieder Zeiten kommen, wo die Stelle eines Hofpsychologen aufgelassen werden könnte, so gibt doch gerade das Ahnungsvolle einer unbestimmten Zukunft der Darstellung einen vertieften Reiz. Es war vorauszusehen, daß die Heirat des Erzherzogs Karl Franz Josef mit der Prinzessin oder vielmehr Prinzeß Zita unsern Salten bewegen werde. Was ihn dabei nicht anders als die anderen Geister beschäftigt, ist das Problem: sie sind ja weder dem Titel noch der Situation nach ein Kronprinzenpaar und doch sind sie ein Kronprinzenpaar! Was aber seine Betrachtung hoch über die der andern hinaushebt, ist die Gediegenheit und Fülle vergleichender Darstellung und die kombinatorische Fähigkeit, die schon heute weiß, daß auf die Gegenwart die Zukunft folgt, während die Gegenwart selbst wieder nur etwas ist, was auf die Vergangenheit gefolgt ist. Das gibt dem Ganzen jenen direkt

schwermütigen Ton, der auch mitten durch die heitere Anschaulichkeit eines Hofballs an unser Denken greift. Denn wie lange ist es her, daß wir ein Kronprinzenpaar gehabt haben! Wenn man sich in diese Frage versenkt, wenn man den Mut hat, ihr ins Auge zu sehen, so gelangt man zu der einfachen und scheinbar naheliegenden Feststellung, daß wir schon seit zwei Dezennien keines gehabt haben. Der Blick aber schweift in die Vergangenheit, er schweift um die Gegenwart herum und er schweift in die Zukunft, und man kann nur sagen, er verdüstert sich. Man höre:

Seit Kaiser Ferdinand, den die offizielle Geschichte den Gütigen nennt, seinem Vater auf den Thron folgte, ist in Österreich kein Sohn mehr seinem Vater in der Regierung nachgefolgt, war kein Kronprinz da, die Krone, von der er seinen Titel hatte, zu erben und zu tragen: und auf lange hinaus wird es keinen geben. Dem Onkel folgt der Neffe. Dreimal . . . wenn die Zeit erfüllt ist. Und dem Erzherzog Karl Franz Josef mag es wirklich wieder beschieden sein, Zepter und Krone, Thron und Reich dem eigenen Sohne zu vererben. Wie weit, wie sehr und wie beruhigend weit liegt das noch im Schoße der kommenden Dezennien.

Der Blick schweift hierauf nach Preußen, wo der dem Thron zunächst stehende Harden ähnliche Stimmungen ausspinnt, und bleibt dann an der Mystik der Tatsache haften, daß seit dem Tode der Kaiserin ihr Platz, der höchste und erste Platz, leer geblieben ist. O ja, es gab Prinzessinnen, die die fehlende Kaiserin vertreten konnten. »Dennoch, es war eine Zeit der Leere.« Das ist so schlicht gesagt, aber welche Fülle bittersten Erlebens und schonungslosesten Erkennens umschließt es! Hier spricht es einer aus: »daß so viel Zeit verstreichen mußte, daß noch so viele Jahre verstreichen werden, ehe eine andere den Sitz einnehmen darf«. Da aber, wo sich der Geist in metaphysische Nebel zu verirren droht, kehrt er zum Glück um und wird auch den Forderungen der Gegenwart gerecht. Und nun wird die Eigenart dieses Denkers, von der Tiefe in die Aktualität emporzusteigen, aus den letzten Dingen in die allerletzten Dinge einzudringen, so recht deutlich. Handelt es sich denn nicht vor allem um die Neuvermählte? »Daß nun aber eine junge Prinzessin da ist, in der alle nicht bloß die stellvertretende Dame, sondern die künftige Kaiserin zu erblicken haben, daß nun der Platz der Kaiserin für heute und für später besetzt ist, wird sich nicht bloß bei Hof bemerkbar machen.« Wir alle werden es zu spüren bekommen, »im

Haushalt der ersten und der zweiten Gesellschaft wird man es spüren, merken und empfinden«. »Vielleicht auch noch in der dritten, in der bürgerlichen Gesellschaft«. In den aristokratischen und in den künstlerischen, in politischen, militärischen und überhaupt in allen Kreisen, die es gibt. »Wie sehr, wie bald, und in welcher Verteilung«, das kann noch nicht gesagt werden. Ein Unterschied wird sich bemerkbar machen. Und nicht nur in den kosmischen Kreisen, wo ein Planet bereits Zita heißt. Man wird schon sehen. »Für uns alle«, meint der Denker bescheiden, »die wir dem höfischen Wesen fern sind«, mag dieser Unterschied ohne Wichtigkeit sein, uns mag es bisher gar nicht aufgefallen sein, daß der Platz der Kaiserin von Damen besetzt wurde, die »niemals dazu bestimmt waren, den Thron einst selber zu besteigen« ... Hier müssen wir einmal widersprechen, wenn auch nur in einem Nebenpunkt. Es heißt wirklich sein Inkognito übertreiben, wenn einer, der über die Legitimität zu wachen hat, so tut, als ob er dem höfischen Wesen fern wäre. Es dürfte sich höchstens darum handeln, daß es jetzt etwas schwieriger ist, höfische Informationen zu bekommen. Schließlich steht ein Faust den ewigen Geheimnissen doch näher als wir Profanen, auch wenn er in tiefer Selbstbescheidung manchmal erkennen muß, daß wir nichts wissen können.

* * *

Aus der Rembrandtstraße

Ein clair-obskurer Herr Abeles, der garantiert echt ist, wiewohl die Signatur im Lauf der Jahre durch Wegfall des hintern e verwischt wurde, wird jetzt in der deutschen Presse viel mit Rembrandt zusammen genannt. Der »Heilige Franziskus« war nämlich vom Geheimrat Bode als unecht bezeichnet worden, und dadurch fühlt sich Abeles geschädigt. Er greift den Geheimrat Bode heftig an, nicht ohne vorher Schadenersatz verlangt zu haben. Er gibt sein Ehrenwort, daß jedes Wort, das er bisher von sich gegeben hat, wahr ist. Er weist mit Entrüstung die Behauptung, daß er Kunsthändler sei, zurück. Wie sich aber ein »Kunstschriftsteller« durch die Behauptung, daß ein Rembrandt unecht sei, geschädigt fühlen kann, ist eine Frage, die die Kompetenz des Zivilgerichtes weit

überschreitet. Interessant ist sie nicht. Interessant ist nur die Möglichkeit, daß aus einem Montagswinkel des übelsten Wiener Journalismus eine Affäre aufsteigen kann, die die ganze reichsdeutsche Öffentlichkeit in Atem hält, und daß eine enthüllungsgierige Zeit den Namen eines Enthüllers berühmt werden läßt, ehe sie sich ihn auf die Vollzähligkeit seiner Vokale ansieht. Daß es einen Fall Rembrandt-Abeles oder auch nur eine Affaire Bode-Abeles geben kann, und daß kein Bildersachverständiger in Deutschland auf den Gedanken verfällt, sich einfach statt des Heiligen Franziskus die Photographie seines Schutzpatrons kommen zu lassen. Vor allem aber, daß es nicht Brechreiz, sondern sympathische Teilnahme erregt, wenn der vom Kampf ermüdete Rekommandeur verschiedener Kunsthändler wie folgt das Wort ergreift:

... Ich aber lege die Rüstung wieder ab, die bis über die Knie mit Kot bespritzt ist, werfe das blutige Schwert in die Ecke und kehre zur friedlichen Arbeit zurück. Hunderte von brieflichen und mündlichen, telegraphischen und telephonischen Glückwünschen und Dankesbezeigungen belohnen mich für die entsetzlichen Aufregungen, welche dieser Kampf mit sich gebracht hat, für die Verdächtigungen, denen ich ausgesetzt war. Aber ich triumphiere auch jetzt nicht über den Sieg. Ich war nur das schwache Werkzeug einer höheren Macht, und diese ist: das wunderbare Vermächtnis Rembrandts. Rembrandt, Du hehrer Meister, der Du so viel littest, der Du in Deinen herrlichen Bildern und Radierungen die tiefsten Geheimnisse der Seele, die Wunder des Göttlichen uns erschlossest, Du hast ein Blatt geschaffen: »Christus vertreibt die Händler aus dem Tempel«. Aber Du selbst, hoher Meister, mußtest die Händler in Deinem Heiligtum dulden und auch Dein hinterlassenes Werk dient ihnen zum Schacher. . . . Dulde diesen Unfug nicht! Fege sie hinweg vom Erdboden all diese Schädlinge einer tieferen Seelenbildung, einer edleren Kultur!

Schon vorher hatte Rembrandt, den es also zu rangieren gilt, seine Inspiration zu der Forderung an den Geheimrat Bode erteilt, »die Angelegenheit in irgend einer konvenablen Weise zu ordnen, widrigenfalls.« Fatalerweise heißt der Rechtsanwalt, der den Brief aufgesetzt haben soll, Beutum und ein Mitbeteiligter heißt Nemes. Aber dieser Kampf ist eine heilige Sache, und es wird sich entscheiden, bei welchen Kunsthändlern die tiefere Seelenbildung ist und bei welchen die höhere Provision. Es ist ein telephonischer Ruf ergangen, es gilt, im Zeichen Rembrandts zu siegen, oder sich, die Fahne des Angriffs in der

Hand, ehrenvoll auszugleichen. Früher wird Rembrandt aus dem Kreise der helldunklen Ehrenmänner nicht befreit sein. Unser Kämpfer aber, der herzlich froh sein darf, das blutige Schwert in die Ecke zu werfen und die Rüstung wieder abzulegen, wird sich jetzt höchstens noch gegen den Vorwurf wehren müssen, Antiquitätenhändler zu sein. Das ist er bei Gott nicht! Aber in der Rembrandtstraße, wo ihm das Vermächtnis ward und sich die ersten Beziehungen zu dem hehren Meister knüpften, gibt es gewiß welche. Sie werden nicht leugnen, daß die Rüstung echt ist, weil sie noch aus der Zeit stammt, wo die Ritter von ihren Burgen hinabstiegen, um sich von den vorbeiziehenden Kunstschriftstellern ihre Rüstungen abnehmen zu lassen.

* * *

Glaube und Heimat

Sind wir Österreicher irgendwo »draußen« nur zum Besuch und nicht genötigt, Wurzel zu fassen, dann sind wir leicht geneigt, das Neue und Fremde viel besser und schöner zu finden als alles bei uns daheim. Solange wir sicher sind, in absehbarer Zeit wieder an den heimischen Herd zurückzukehren!... Ja, gewiß, es hat nicht den großen Zug bei uns, das Leben pulsiert nicht so laut und unermüdlich Tag und Nacht, aber es hat neben seiner alten Kultur, vielleicht gerade durch sie ein gewisses Etwas, das dem warm ums Herz macht, der im Banne der schwarz-gelben Pfähle das Licht der Welt erblickt hat.... Mein Heimweh beginnt eigentlich frühmorgens, wenn ich »einholen« gehe, wie sie hier sagen, und zum »Schlächter« muß, anstatt zu unserem lieben »Fleischhauer« .... Wenn ich bei uns daheim ein halbes Kilo »Beinfleisch« kaufe, dann bin ich die »gnädige Frau«,

Aus Linz, 2. d., wird uns telegraphiert: In Hargelsberg bei Enns sind 28 Personen nach dem Genuß von im Gasthaus eingenommenem sogenannten »Beuschel« unter schweren Vergiftungserscheinungen erkrankt. Der Knecht Johann Bayer starb an den Folgen der Vergiftung. Viele der erkrankten Personen schweben noch in Gefahr. Eine in der Gastwirtschaft Moser vorgenommene Hausdurchsuchung ergab, daß die Gastwirtin zur Herstellung des »Beuschels« halbverfaulte Fleischstücke, alte Leberreste und andere verdorbene Speisereste verwendet hatte. Die Erhebungen ergaben weiter, daß seit längerer Zeit schon wiederholt Personen, die in dieser Gastwirtschaft Speisen genossen, unter verdächtigen Krankheitssymptomen erkrankt waren, ohne daß sich jedoch die Krankheitsursache hätte feststellen lassen. Bei Revision des Lokals wurden in der Speisekammer Unmengen von

der man ja ein »Trum« Zuwage anhängt — aber so nett, so lustig, daß man vergißt, sich darüber zu ärgern! Hier?! . . Wie soll eine Wienerin wissen, was »Kamm — Schuft — Fehlrippe — Dünnung« und was weiß ich noch alles heißt! Und dabei ist das meiste Fleisch, das man kriegt, miserabel für unsere verwöhnten österreichischen Mägen — und teuer — teuer! Wenn ich so die Berichte vom Wiener Fleischmarkt lese, dann krieg ichs gleich wieder mit der Bangigkeit! Man muß nur hier einmal eingekauft haben! Du lieber Gott! Hundefutter und ein paar Knochen.... Seefische — gut und billig — bedeuten hier mehrmals in der Woche die Mahlzeiten für die gesamte Familie. Ein österreichischer Magen aber wehrt sich doch dagegen, viermal in der Woche Seefische zu bekommen, der will seine Suppe, sein Rindfleisch mit »Zuspeis« und seine Mehlspeise haben!.... Die bei uns so beliebte »Leber« für vier Heller gibt es nicht, die wird zur Wurstfabrikation verwendet.... So fürs »Gewöhnliche« sind sie die anspruchslosesten und verständnislosesten Esser, die man sich nur denken kann! Was die alles gut finden! Na! — Die Restaurants viel teurer als bei uns! Rostbraten, Schnitzeln und dergleichen, die wir aber im Gasthaus bevorzugen, sind hier nirgends billig! Und zweitens: wir finden in Wien doch gar nichts dabei, wenn ein Ehepaar eine Fleischspeise gemeinsam ißt und sich hinterher dann noch eine Kleinigkeit geben läßt, während hier... Und der Kaffee! ... der Wein! .. Die schöne Zeit der »Zwetschenknödel«! ... die grünen Bäume... die goldene

Ratten, Mäusen und Ungeziefer vorgefunden. Gegen die Wirtsleute wurde die strafgerichtliche Untersuchung eingeleitet. — Aus Salzburg wird uns vom 11. d. M. telegraphiert: Die Verhandlung gegen die Gastwirtseheleute Johann und Gertrud Emig aus St. Johann im Pongau brachte noch Einzelheiten aus dem Geschäftsbetrieb dieser Angeklagten, die neben dem Gasthausgewerbe auch die Fleischhauerei ausübten, an den Tag. Es wurde festgestellt, daß Johann Emig eine mit Geschwüren behaftete Kuh schlachtete und das Fleisch nicht nur ausschrotete, sondern auch die erkrankten Fleischteile zur Wurstfabrikation verwendete, so daß der Fleischhauergehilfe, der diese Arbeit vornahm, von Übelkeiten befallen wurde. In gleicher Weise wurde ein ähnlich erkranktes Kalb verarbeitet. Weiters wurde festgestellt, daß Emig seinen großen Hund erschoß und das Fleisch als Schöpsernes aushackte. Einen zweiten getöteten Hund ließ er ausarbeiten und das Fleisch einpöckeln, worauf es zu Fleischknödeln für das Dienstpersonal verwendet wurde. Drei Dienstboten Emigs waren an Typhus erkrankt. Zwei der Gehilfen Emigs hatten das Hundefleisch mit Seifenwasser begossen, um das Fleisch ungenießbar zu machen. Emig wusch es aus und ließ es in der Küche verwenden. Emig wurde nach durchgeführter Verhandlung zu einem Monat strengen Arrests, seine Frau zu 50 Kronen Geldstrafe verurteilt. Emig verantwortete sich dahin, daß er Hundefleisch für Lungenkranke sehr heilsam halte und nichts dabei sei, wenn

Wiener Sonne . . . Jeden Sonntag kann man wo anders hin . . .

Hüllt ein den schwachen, ausgezehrten Leib,
Den Frost geschüttelt, Fieberglut gedörrt,
Sanft, daß sein krankes Fleisch der Druck nicht schmerze . . .
Dort mischt, indeß sie ruht auf seid'nem Bette,
Im weißen Marmorbade Bergbachs Wasser
Und Purpurwein und Milch der Antilope . . .
Nehmt weiche Seide d'rauf, um Glied für Glied,
Wie Lilienblätter, schonend abzutrocknen.
Labt sie mit Wein, kredenzt in goldener Schale,
In den Ihr reifer Früchte Fleisch gepreßt.
Erdbeeren, die noch warm vom Sonnenfeuer,
Himbeeren, voll von süßem Blut gesogen,
Die sammtne Pfirsich, goldene Annanas,
Orangen, gelb und blank, bringt ihr getragen . . .
Ihr Gaumen schwelge und ihr Herz umfange
Des neuen Morgens Pracht und Überfülle.

Dienstboten Hundefleischknödel vorgesetzt erhalten.

*

Geht den Kessel rund herum,
Werft hinein die gift'ge Krum':
Kröte, du, die schlafend lag
Ein und dreißig Nächt' und Tag',
Schwitzend Gift im kalten Stein,
In den Topf zuerst hinein!
Sumpfiger Schlange Zungenband
Fliege übern Kesselrand,
Molchesaug' und Unkenlunge,
Fledermaushaar, Hundezunge,
Otterzahn und Natterschnauze,
Eidechsbein und Flaum vom Kauze.
Und vom Tiger das Gedärme,
Daß es Alles brodelnd lärme!
Mischt ihr Alle, mischt am Schwalle,
Feuer brenn' und Kessel walle!

* * *

Angesichts

des folgenden Memorandums, das die Delegierten der außerordentlichen öffentlichen Professoren aller österreichischen Hochschulen dem Parlamente überreicht haben und das von den Worten:

Angesichts des Umstandes, daß die außerordentlichen öffentlichen Professoren an allen Hochschulen bisher — in Widerspruch zu den Besoldungsgrundsätzen, wie sie allgemein für den Staatsbeamtenorganismus gesetzlich festgelegt sind — insofern zurückgesetzt erscheinen, als sie nicht den Gehalt ihrer Rangsklasse (gegenwärtig der siebenten) beziehen,

ein Zustand, der gleichermaßen dem Rechte wie der Billigkeit widerspricht; angesichts der weiteren Tatsache, daß auch für die außerordentlichen öffentlichen Professoren beim geltenden Rechtszustande der Kollegiengelderbezug wegfällt, der früher bis zu einem gewissen Grade eine Ausgleichung zwischen dem ihnen gesetzlich zuerkannten und dem ihnen nach ihrer Rangsklasse gebührenden Gehalt bewirkte; angesichts ferner der Entwicklung, die es dazu gebracht hat, daß das Extraordinariat längst aufgehört hat, durchweg ein Provisorium auszumachen, und sich für allzuviele auch dann zu einem Definitivum gewandelt hat, als für das von ihnen vertretene Fach Ordinariate systemisiert sind, um so mehr aber, wo dies nicht der Fall ist; angesichts des unleugbaren Umstandes, daß eine materiell mehr als bisher gesicherte Stellung die unerläßliche Voraussetzung für wissenschaftliche Arbeit, für die Lehre gleichermaßen wie für die Forschung bildet; angesichts schließlich der herrschenden Teuerungsverhältnisse, die in allen Staatsbeamtenkategorien das Streben nach Besserung ihrer materiellen Lage ausgelöst haben und natürlich um so mehr das Streben der außerordentlichen öffentlichen Professoren nach Zuerkennung der Bezüge gerechtfertigt erscheinen lassen, die ihnen nach ihrer Rangsklasse gebühren, fordern die Delegierten der außerordentlichen öffentlichen Professoren aller österreichischen Hochschulen eine Änderung des gegenwärtigen Rechtszustandes im folgenden Sinne: Die außerordentlichen öffentlichen Professoren aller Hochschulen stehen in der der Rangsklasse der Ordinarien nächstfolgenden Rangsklasse und beziehen nebst der systemmäßigen Aktivitätszulage den Stammgehalt ihrer Rangsklasse (beim gegenwärtigen Rechtszustande also 4800 K) und drei annähernd gleiche Quinquennalzulagen, die für sämtliche außerordentlichen öffentlichen Professoren, mag nun ihre Besoldung gleich von ihrer Ernennung an oder erst in einem späteren Zeitpunkt eingetreten sein, vom Ernennungstage an — bis zum Ende dieses Satzes zu lesen bis jetzt nicht möglich war, so daß die weiter unten stehende Bitte um Einleitung der nötigen Schritte zur Verwirklichung obenstehender Wünsche möglicherweise unerfüllt geblieben ist, sowie angesichts des Umstandes, der ein Zustand ist, der gleichermaßen der Grammatik wie der Lebensfreude widerspricht; angesichts des Umstandes, daß beim geltenden Zustande alles wegfällt, was früher bis zu einem gewissen Grade eine Ausgleichung zwischen dem ihnen offiziell zuerkannten und dem ihnen nach ihrer Rangsklasse gebührenden Bildungsgrade bewirkte; angesichts ferner der Entwicklung, die es dazu gebracht hat, daß das schlechte Deutsch längst aufgehört hat, ein Provisorium auszumachen, und sich für allzuviele auch dann zu einem Definitivum gewandelt hat, als sie Hochschulprofessoren geworden sind, umso mehr aber, wo dies nicht der

Fall ist; angesichts des unleugbaren Umstandes, daß eine grammatikalisch mehr als bisher gesicherte Stellung die unerläßliche Voraussetzung für wissenschaftliche Arbeit, für die Lehre gleichermaßen wie für die Forschung bildet; angesichts schließlich der herrschenden Teuerungsverhältnisse, die in allen Staatsbeamtenkategorien die Anschaffung einer deutschen Grammatik vor der Abfassung eines deutschen Memorandums unerschwinglich gemacht und natürlich umso mehr das Streben der außerordentlichen öffentlichen Professoren nach Zuerkennung eines Bildungsgrades, der ihnen nach ihrer Rangsklasse gebührt, erschwert haben, fordere ich für die Delegierten der außerordentlichen öffentlichen Professoren aller österreichischen Hochschulen eine Änderung des gegenwärtigem Zustandes im folgenden Sinne: Die außerordentlichen öffentlichen Professoren aller Hochschulen stehen auf der der außerordentlichen Bildungsstufe der öffentlichen Volksschüler aller Volksschulen nächstfolgenden Bildungsstufe und beziehen, mag nun ihre stilistische Unfähigkeit gleich von ihrer Ernennung an oder erst in einem späteren Zeitpunkt eingetreten sein, eine Quinquennalzulage zum Bezuge eines ordentlichen geheimen Unterrichts. Damit nämlich nicht angesichts dieser Umstände Zustände einreißen, die angehörs eines solchen Memorandums möglicherweise nicht zu der Einleitung der nötigen Schritte zur Verwirklichung obenstehender, aber sonst berechtigter Wünsche führen könnten, umso mehr aber, wo dies nicht der Fall ist!

* * *

Sätze, auf die der Tod ist

Ein Landtag der Sprache muß Preise für die Erlegung von Phrasen festsetzen. Ich schlug mich durch ein vom Sommerbrand vergilbtes Zeitungsgebüsch und bringe sechs Kreuzottern:

Wenn ein Karlsbader Kurgast aus Berlin einen österreichischen Orden haben will:

Seit dem 10. August 1879, als unter der tatkräftigen Mitwirkung von Graf Andrássy und Fürst Bismarck, dem Eisernen Kanzler, der Grundstein gelegt wurde für das Bündnis zwischen Österreich-Ungarn und dem Deutschen Reiche, welches auch künftig wie ein rocher de bronce . . . .

Wenn auf der Straße Bonbons verkauft werden:

Man vermag auch sogleich gewisse Typen zu differenzieren. Da ist die Debütantin, die sich nicht recht getraut und verlegen in die noch allzugefüllten, schwarz-gelben Kartons mit den vielen rot-weißen Bonbonshüllen und auf die daran geklebten kleinen, übrigens vortrefflich ausgeführten Kaiserphotographien blickt. Die Offiziere, die sie ritterlich umgeben, müssen ihrer merkantilen Schüchternheit oft kräftig zu Hilfe eilen. Ihre Kollegin mit der mondain-flotten Matrosenbluse und dem Strandkäppchen, ist schon bei weitem routinierter. Man entweicht ihr nur schwer, selbst wenn man sich in ein Café flüchtet. . . . Am hübschesten ist es aber, wenn eine ganz junge Mama ihr Töchterchen, einen herzigen Blondkopf, zur Unterstützung mitgenommen hat. Wer der Mama noch bescheiden opponiert, vermag gewiß dem treuherzigen »Bitte« der Kleinen nicht zu widerstehen. Da gibt es zierliche Worte und Wahrheiten aus Kindermund, es gibt drollige Überraschungen, wenn die kleine, begleitende Dame — — es gibt manchmal reizende Bilder der Wirklichkeit, die Boucher nicht anmutiger gemalt hätte. Und es gibt vor allem als Ergebnis dieser charmanten Aktion auf dem festen, von der Mittagssonne überglänzten Lande ein hoffentlich recht stattliches Sümmchen für die Hinterbliebenen der tapferen Männer, die draußen in Sturm und Gefahren . . . .

Wenn die Mona Lisa gestohlen wird:

Wer an einem Sonntag den Louvre besucht, der sieht mit sympathischem Interesse, wie das Fremdenpublikum unter der Masse der einheimischen Besucher förmlich verschwindet und untergeht. Da sieht man den »piou-piou«, wie der Pariser in zärtlichem Spott den Infanteristen mit den nunmehr abgeschafften legendären Rothosen nennt. An seinem Arm hängt die kleine Freundin in der Waschbluse, ohne Hut, aber mit koketten Lackstiefletten . . . .

Wenn man uns aus San Martino di Castrozza schreibt:

Den Kaisertoast sprach der Prior Graf Colloredo, der mit so feinem Takt unter dem sehr weltlichen Publikum von San Martino sich bewegt und sich alle Sympathien zu gewinnen weiß, ohne je etwas von der Würde seines geistlichen Amtes preiszugeben. Graf Colloredo hielt eine nahezu . . . .

Wenn ein Tuberkulosenheim verhindert werden soll:

Tausende und Abertausende aus den besseren und besten Gesellschaftskreisen nehmen alljährlich auf dem Semmering und in dessen malerischer Umgebung Aufenthalt, um hier Erholung zu suchen und die Nerven zu stärken zu fernerer ersprießlicher Arbeit. Durch zielbewußtes Vorgehen aller beteiligten Faktoren . . . .

Wenn ein Arzt, der kaiserlicher Rat und erwachsen ist, die Frage »Wohin? Berg oder See« beantworten soll:

Die tausend Stimmen der erwachenden Natur erwecken ebensoviele Fragen in der Lebensgestaltung der Familien, und der ganze

Umkreis will andere Formen annehmen. Vorüber ist der Winter mit allen seinen Unannehmlichkeiten und Unbequemlichkeiten, alles erstrahlt wieder im ewigen Sommerglanze, die Menschen raffen sich empor aus ihrer Lethargie und wonnetrunken strömt alles hinaus in duftige blühende Gefilde.

Vom Eise befreit sind Strom und Bäche
Durch des Frühlings holden belebenden Blick,
Im Tale grünet Hoffnungsglück!

Hier bin ich Mensch, hier darf ich sein. Ja hier, allein wo ist dieses »hier«? Diese Frage entringt sich sinnend und suchend der gequälten Menschenbrust, der ermüdenden Menschenseele, die im Wettkampfe und im Ringen um das tägliche Leben in der erstickenden Atmosphäre der großen Stadt den Frühling mit seinen balsamischen Düften, den Sommer mit seinen lichten Himmelshöhen wie eine Erlösung herbeisehnte. Aller Salonklatsch, alle Pikanterien verstummen wie mit einem Zauberschlage — eine einzige Frage beherrscht die Gesellschaft, wohin? und wird in allen Kreisen viel erörtert, und je nach persönlicher Geschmacksempfindung und individueller Ansicht wird bald den luftigen Höhen, bald wieder der majestätischen See der Vorzug eingeräumt. Der eine schwärmt für die Zacken und Zinken der himmelhoch ragenden Berge mit ihrer frischen erquickenden Luft, der andere für die glatte, tiefblau oder smaragdgrün schillernde See mit ihren lieblichen Gestaden und dem balsamischen Hauche, der über ihre ins Endlose sich ausbreitende Fläche mit leichten Flügeln dahinweht.

Eine schöne Welt ist da versunken
Ihre Trümmer bleiben unten steh'n,
Lassen sich als gold'ne Himmelsfunken
Oft im Spiegel meiner Träume seh'n.

So verschieden nun auch — — — Altmeister Goethe war der erste — — — Wenn wir nun, nachdem wir uns die Wirkungen des Aufenthaltes im Gebirge und an der See vor Augen geführt haben, auf die gestellte Frage, ob Gebirge oder See, eine Antwort geben sollen, so kann dieselbe nur so lauten: Wo es sich um Kranke handelt, da ist die Entscheidung dem Arzte vorbehalten, beim gesunden Menschen ist die individuelle Geschmacksrichtung maßgebend und die Entscheidung der freien Wahl jedes einzelnen überlassen . . . .

So war der Sommer in Gottes neuer freier Natur! Die Kreuzottern haben Vollbärte. Ich glaube nicht, daß ich sie alle werde erschlagen können. Das sind ihre Gedanken, das ist ihre Sprache. So sprechen sie, so schreiben sie, so ordinieren sie, so judizieren sie. Alles aussichtslos. Hier grünt nichts mehr. Wälder und Wiesen, alles grau, und Milliarden Kreuzottern richten sich empor.

Leo Popper

dessen bedeutender Anfang als Gestalter kunsttheoretischer Erkenntnisse der ‚Fackel' gehört hat, ist, fünfundzwanzigjährig, am 22. Oktober 1911 in Görbersdorf gestorben.

Einsam

Von **Berthold Viertel**

Wenn der Tag zu Ende gebrannt ist,
Ist es schwer, nach Hause zu gehn,
Wo viermal die starre Wand ist
Und die leeren Stühle stehn.

Besser begegnet man andern Verirrten,
Um vereint zum Wein zu finden.
Elend läßt sich mit Gift bewirten,
Und ein Blinder führt einen Blinden.

Freundin, Verlorne, ich könnte dich bitten.
Aber du wirst mich um Geld erhören.
Und wir eilen mit ungleichen Schritten,
Um uns tiefer noch zu zerstören.

Wer hat den Mut, ohne Rausch, ohne Blende
Durch die leeren Pausen zu gehn
Und einsam der Tageswende
In die erlöschenden Augen zu sehn.

Der Selbstmord eines Katers

Von **Albert Ehrenstein**

Seine Eltern habe ich nicht gekannt. Auf unserem Hofe ist er nicht aufgewachsen. Es muß ihm aber jedenfalls hundeschlecht gegangen sein, denn für gewöhnlich verlassen Katzen das Haus ihrer Jugend absolut nicht. Der arme schwarze Teufel kam zu mir, rieb sich an meinen Füßen und bat mich inständig um meine Protektion. Daß er zu mir kam, ist ein Wunder. Fremde Kater sind sonst sehr scheu. Er war total verhungert und etwas räudig. Da nahm ich ihn auf. Denn auch ich war räudig. Ich hatte bei der Matura nicht geahnt, daß man zur Füllung von Thermometern außer Weingeist und Quecksilber auch Toluol verwenden kann. Und ich wußte noch eine Menge derartiger Toluole nicht. Nachprüfung. Ich bin allein und zähle die Blätter, die von den Bäumen fallen. Ich lasse das Fenster offen: es wäre mir ein Erlebnis, wenn mich eine Gelse stechen wollte.

Wie gesagt, brachte er ein schwarzes Fell über sich. Beim Gesinde hieß er deswegen Czigan. Ich nannte ihn Kerouen. Thomas Kerouen. Die zwei Namen dürfen nicht befremden. Meine Kater haben immer Vor- und Zunamen. Ich fülle sogar einen Meldezettel für sie aus. In Hochachtung vor den Menschen.

Er war noch jung, etwa ein Jahr alt. Oft spielte er mit einem kleinen, braunen Hund namens Libor.

Tagsüber war er im Bureau — auf den Fruchtböden gab es Legionen von Mäusen, die ihn nicht zu Atem kommen ließen. Er blieb bei ausgezeichneter Verköstigung so mager wie zuvor. Man wird fragen, viele Leute wird es interessieren, was Kerouen gegessen hat. Nun so opulent wie bei hanseatischen Mahlzeiten ging es nicht her. Es galt für ihn die gewöhnliche, auf Milch, Milchbrei, einfache Mehlspeisen, Suppen, Grünzeug, Fleischabfälle, Hühnerknochen beschränkte Katzendiät. Aber wenn er nach erfolgreicher Jagd durchs offene Fenster zu mir aufs Sopha sprang, zu spinnen begann und die dürren, von Staub bedeckten Flanken an mir zu reiben versuchte, dann konnte ich ihm unmöglich ein Stück Zucker verweigern.

Ich hätte nicht so gut zu ihm sein sollen. Das wäre für uns beide besser gewesen. Bei Licht schien er ein alltäglicher Geselle, in der Nacht wirkte er leicht unheimlich. Ich mußte ihn einige Zeit hindurch bei mir im Kabinett übernachten lassen. Er fing die Mäuse weg, gut — doch wenn ich aus schweren Alpträumen erwachte, saß der schwarze Dämon mit den grünglitzernden Augen auf meiner Brust und schnurrte irgend einen Siegeshymnus. Ich ließ ihn nicht mehr ins Kabinett. Aber damit er nicht glaube, ich gönnte ihm etwa die darin befindlichen Mäuse nicht, stellte ich Fallen auf. Fing sich ein Tierchen, ging ich mit der Falle zum Brunnen, ersäufte die Maus und wartete mit ihr dem Kater auf. Kerouen hatte sonderbarerweise keine Aversion gegen Mausfallen, es fiel ihm nicht ein, diese Konkurrenz zu zertrümmern, er lebte offenbar in der Idee, das seien in seinen Diensten stehende Vorrichtungen, tributäre Instrumente, die ihm aus irgendwelchen Gründen Nahrung zu liefern hätten. Andererseits brachte er sie mit mir in Konnex, er ließ sich nichts schenken, revanchierte sich regelmäßig: ab und zu, wenn er eine besonders fette Maus erwischt hatte, schleppte er sie zu mir, legte sie vor meinen Füßen nieder und sah mich an. Um ihn nicht zu beleidigen, mußte ich die Maus annehmen.

Wenn es besonders heiß war, pflegte ich nach Tisch im Schatten der Mauern auf einer Wiese zu schlafen, die hart am Hinterhause lag. Hie und da besuchte mich Kerouen. Er staunte über die Flugsprünge der Heuschrecken, hüpfte in drolligen Schwüngen hinter ihnen her und manchmal gelang es ihm sogar, eine zu haschen. Die grätenartigen Beine biß er weg, das übrige behagte ihm. Seine Besuche waren also nicht ganz uneingennützig. Ich fühlte mich dadurch nicht gekränkt, sondern ging noch einen Schritt weiter: ich machte ihn auf die Frösche aufmerksam. Aber er verschmähte selbst die jüngsten, zartesten, behendesten, ließ sie unbehelligt ihren Weg ziehen zu den seligen Sümpfen. Ich machte ihm keinen Vorwurf daraus. Ich bin überzeugt: die Katzen haben dieselbe Abneigung gegen Froschschenkel, wie wir sie gegen Hundefleisch besitzen.

Ich habe eine aufregende Bekanntschaft gemacht. Sie heißt Miaulina, trägt eine blaue Seidenschleife um den Hals und

beschäftigt drei Kater. Kerouen ist einer von ihnen. Miaulina und Kerouen geben sich hie und da auf der Wiese ein Rendezvous. Es ist ihm also gar nicht eingefallen, meinetwegen die Wiese zu besuchen! So ein Schlankel!

Auch wir haben eine neue Wirtschafterin bekommen. So sehr ich mich gegen aufdringliche Parallelismen sträube: Kerouen und ich scheinen Schicksalsgenossen zu sein. Sie heißt gräßlicherweise Sabine, trägt einen Rosenkranz um den Hals und beschäftigt, so weit ich sehen kann, nur zwei Kater. Ich hätte also das Recht zu Kerouen »Etsch!« zu sagen. Wenn ich es unterlasse, liegt das daran, daß der eine Kater für zwei ausgibt. Es erhöht die Freude des Wettbewerbs, so der Konkurrent ein Cousin ist. Kompliziert und gefährlich wird die Sache erst dann, wenn der Betreffende nicht nur Cousin, sondern auch Hauslehrer ist. Ich habe mich ja der neuen Wirtschafterin noch nicht entschieden genähert, es wäre mir aber sehr peinlich, falls mich Robert einmal bei ihr träfe und sagte: »Hugo! Geh lieber Physik lernen.« Als ob das nicht die wahre Physik wäre.

Ich sah Radierungen von Rops durch, als Sabine in mein Kabinett trat. Schnell klappte ich die Mappe zu, damit sie mich frage, warum ich die Mappe so schnell zugeklappt habe. Natürlich fiel sie hinein. Ich verweigerte die Auskunft. Sie sagte: »Sie werden mirs schon zeigen, Herr Herrensein!« Ich zweifelte nicht daran.

Robert hat einen größeren Schnurbart. Er ist auch drei Jahre älter und Kadettoffizierstellvertreter. Zwischen seinem und meinem Kabinett liegt Sabines Schlafzimmer. Sie schläft nicht allein, zu ihren Füßen, auf einem Strohsack schnarcht das Küchenmädchen. In der Nacht begann der Trampel zu schreien. Ich eilte ins Schlafzimmer, da hörte die Neidische auf, zu brüllen: sie wies auf Sabines Bett — es war leer. »Der Herr Robert hat sie zu sich ins Kabinett getragen!« heulte die Magd.

Auch Kerouen ging es nicht gut. Seinen Geschmack billigte ich nicht, Miaulina war eine Allerweltskatze und zog ihm einen mächtigen, graugestreiften und einen einäugigen Kater vor, der einen lichtbraunen, grobkarrierten Anzug trug. Sie lief ihnen schnurrend und spinnend entgegen, warf sich auf dem Rücken

hin und her, als wäre ihr Rückgrat gebrochen, bot ihnen werbend den Bauch, wälzte sich wollüstig und schrie abscheulich. Der schmächtige Kerouen siegte nicht immer in den Kämpfen und dann geschah es oft, daß sich ein fremder Kater im Hinterhofe breitmachte und die ganze Nacht hindurch in der Brunst wie ein Schwein grunzte, wie ein Hund murrte, wie ein Kind klagte. Kerouen hatte das Seinige getan, der faulen Miaulina oft eine Riesenmaus gebracht, aber Mäuse sind in der Liebe nicht das Einzig-ausschlaggebende. Und nach so einer Nacht, die von dem frechen Miauen, von dem unverschämten Gewinsel des graugestreiften Katers erfüllt gewesen, war der besiegte und verschmähte Kerouen immer sehr melancholisch gestimmt: er kam wieder zu mir. Ich wußte, daß unglückliche Liebe vernichtet, und trachtete, ihm nach Kräften zu helfen. Kaum die Nacht über die Erde gefallen war, ob nun Regenschauer uns anprusteten oder aus blauhinhallendem Himmel der Mond uns sein kalkweißes Licht ins Gesicht schlug, Kerouen und ich zogen zu Felde, gingen nach dem Hinterhofe. Er lief murrend einige Schritte voraus, ließ mich nicht nahekommen, ich schlich bewaffnet hinterdrein. Irgendwo im Dunkel ruhte gewöhnlich Miaulina und eilte Kerouen entgegen. Sie hatte für jeden Liebhaber dieselben Formalitäten, das Weitere allerdings mußten die Kater untereinander ausmachen. Im Hinterhalte lagen handliche Jauche- oder Wasserkübel, aber weder durch intelligente Güße noch durch Steine, welche die armen Kerle mit unbarmherziger Sicherheit von ihren Dächern wegfegten, waren die fremden Konkurrenten auf die Dauer zu verscheuchen. Miaulina besaß irgendwelche, für mich nicht sichtbare Reize: für jeden Kater, der aus seiner Höhe gestürzt mit gebrochenen Rippen ausschied, fanden sich schnellstens zwei Remplaçanten ein. Und gelang es einmal meiner strategischen Umsicht, die ganze Katerherde zu eliminieren, dann war regelmäßig auch Miaulina verschollen. Ihr in Feindesland zu folgen, iniquo loco mit den Nebenbuhlern zu kämpfen, wagte Kerouen nicht recht, er war ja noch klein, erst ein Jahr alt und bei einer derartigen Gelegenheit hatte einst ein Gourmand, ein alter, weiser Kater untersucht, wie ein Ohr Kerouens schmecke. Die Leiden des jungen Kerouen konnte ich also auf diese Art nicht lindern. »Käterchen«, sagte ich, »siehst du, mir

geht es auch nicht besser. In vierzehn Tagen aber wird Robert zur Waffenübung einrücken, dann werde ich wohl Sabine Rops zeigen können. Übrigens besitze ich große Konnexionen. Jetzt soll die zweijährige Dienstzeit eingeführt werden. Vielleicht läßt es sich unter Einem durchführen, daß auch die älteren Kater zur militärischen Dienstleistung einberufen werden. Ich will dem Kriegsminister einen diesbezüglichen Vorschlag unterbreiten.«

Man glaube nicht, ich habe mich etwa aus Selbstlosigkeit Kerouen angeschlossen. Ich lud ihn ein, wieder bei mir im Kabinett zu schlafen, damit ich mir nicht ganz verlassen vorkomme. Er nahm an und punkt zehn Uhr gingen wir täglich zur Ruhe. Wenn ich die Türe öffnete, gestattete ich ihm immer den Vortritt, denn er war mein Gast. Mäuse ließ ich ihn nicht mehr fangen, dies wäre mir wie Eigennutz und Entwürdigung der Freundschaft erschienen. Übrigens war ja nicht mehr die alte Wirtschafterin da, die streng darauf achtete, daß die Katzen ihr Futter verdienten. Die Alte hatte sich sehr vor den Mäusen gefürchtet. Als ob so eine Maus sich nichts besseres wüßte, als ihr zwischen die Beine zu geraten.

Wie gesagt: es paßte mir nicht, daß mein Freund arbeiten sollte wie ein gewöhnlicher Mausfänger. Da er aber doch Sachverständiger war, ernannte ich ihn zum Inspektor. Um ihn aufzuheitern, schaffte ich neuartige Fallensysteme an und demonstrierte sie ihm. Er sah sehr intelligent zu und schlug en passant die Krallen ins Drahtgeflecht, wie um dessen Stärke zu prüfen. In der Folge brachte er weder mir, noch Miaulina Mäuse: er war ja Industrieller.

Im Übrigen benahm er sich jedoch keineswegs wie ein Parvenü. Es fiel ihm längst nicht mehr ein, in der Nacht auf meiner Brust zu hocken, sondern er saß bescheiden und manierlich zu meinen Füßen auf der Decke. Er wurde recht zutraulich und lief mir den ganzen Tag nach. In der Wohnung. Denn mir auf die Gasse zu folgen, vermochte ich nicht bei ihm durchzusetzen. Wenn ich ihn gewaltsam hinaustrug, begann er zu kratzen. Ebensowenig wollte er mir im Hofe Gesellschaft leisten. Sein Grundsatz schien: im Hause diene ich, außer Hause bin ich mein eigener Herr. Nicht etwa, daß er mich ignoriert hätte; es waren Reste

von Wildheit, der unbändigen Freiheitsliebe der katzenartigen Raubtiere, die in seinem Benehmen zu Tage traten. Die spitzfindigsten Versuche, ihn durch Delikatessen außer Hause an mich zu ziehen, nützten nichts: er verzehrte das Gebotene und war dann nicht mehr für mich zu sprechen, verschwand. In mir aber lag der Wunsch und Trieb, alles zu knechten — ich heiße nicht umsonst Herrensein. Ich wollte ihn nicht brechen, aber ins Unendliche biegen, seine Seele aus ihrem Reiche jagen, sie über alle ihre Grenzen hinaus an mich bringen.

Ich habe meinen besten Freund verraten. Es war nicht der erste Verrat, den ich beging und ich verriet auch nicht das Gute um des Besseren willen. Feigheit und Eigensucht, die schamvolle Furcht von dem Freunde besiegt zu werden an Größe der Ergebenheit, mit einem Worte: mein niederes Trachten trieb mich zum Mord. Geschah mir etwas, vergriff sich jemand an mir, wurde mir irgend ein geringfügiges Leid getan, schrie ich Zeter und Mordio, erzählte Fremden, Gleichgültigen und Übelwollenden meine Qualen. War aber ich der Herr und hatte die dominierende Position inne, drängte sich da ein liebesdurstiges Herz an mich, sich an mir zu wärmen, und war es selbst ein Herz, um das ich inbrünstig geworben hatte — ich vergaß es nie, ich konnte es nicht verzeihen, daß ich so lange ohnmächtig unten hatte werben, dienen müssen und beförderte das Herz, das Freundesherz, mein eigenes Herz mit einem Fußtritt auf den Düngerhaufen. —

Durchs Dorf zum nahen Steinbruch zieht täglich ein Klachel, ein berüchtigter Raufbold, mit seinem wilden Riesenroß. Der Brandfuchs heißt ›Teufel‹. Der grausame Knecht reizt ihn unaufhörlich, dann wird das Pferd ungebärdig, schlägt aus, beißt, läßt niemanden nahekommen. Wenn das rote Ungetüm besonders stark tobt, schwingt der Lümmel seine Nagelpeitsche, reißt an dem Stachelzaun, bis der gebändigte Hengst das Bäumen aufgibt, mit blutig aufgerissenem Rücken, blutendem Maule stillsteht. Dann brüllt, lacht, grinst, höhnt der Bauernkerl triumphierend: ›Halloh! der Oberteufel bin i!‹

Mir stand kein höllisches Pferd, nur ein armer, kleiner, magerer Kater zur Verfügung, nichtsdestoweniger könnte ich mit größerer Berechtigung in die Welt schreien: ›Halloh! der Ober-

teufel bin i!« Ich habe mich nicht geschämt, das kleine Tier zuschanden zu reiten. —

Im Nachbarhaus ließ ein junger Slowak seine Schwermut in eine Harmonika strömen. Zu tun gab es nichts. Ich stand mitten im Hofe und lauschte. Erst in drei Tagen sollte Robert einrücken. Mittlerweile war nichts zu machen. Ich dachte daran, auf achtundvierzig Stunden wegzufahren, mir belanglose Dinge anzusehen, den Zusammenfluß zweier Ströme etwa, den Flug der Kiebitze über die Sümpfe hin, vielleicht auch waren einige Wildenten zu schießen. Da kam Sabine auf mich zu. Und gleich darauf, von einer anderen Seite her, hier einer provokanten Gluckhenne, dort mit einem großen Satze einer Kotlake ausweichend: Kerouen. Es war das erste Mal, daß er mich im Hofe aufsuchte. Mir galt es, nicht der Miaulina, nicht den Heuschrecken, jetzt galt es mir. Aber es war nicht Liebe. Es war Eifersucht. Etwas weiches schmiegte sich werbend an meine Füße. Ich stellte nicht vor, ich sagte nicht: »Dies ist Kerouen. Thomas Kerouen. Der Kater meiner Seele, der einzige Kater, der existiert.« Ich schämte mich meines Freundes, wollte die Gefühlsweichheit meiner Seele verstecken wie eine geflickte Stelle im Gewande. Ich tat hart und tyrannisch. Und er war zu mir gekommen!

Ein Fußtritt — etwas Schwarzes überschlug sich in der Luft, wirbelte einen Augenblick zappelnd über dem Düngerhaufen und fiel dann auf einen psychisch minderwertigen weißen Hahn nieder, der empört »Kotkotkodutot« schrie. »Halloh! der Oberteufel bin i!«

Der Arbeiter Janku auf dem Fruchtboden droben sah zu und grinste meiner Rohheit Beifall. Der Kater, vergeltungsweise auch einmal von Jauche über und über bedeckt, lag ganz still, schrie nicht wie jener Pariahahn, dann verschwand er. Sabine besaß die übertriebene Freundlichkeit, mir mitzuteilen, Robert habe einen längeren Aufschub seiner Waffenübung erwirkt.

Ich verneigte mich und ging — ging in der Richtung, die Kerouen eingeschlagen hatte. Aber er war nicht mehr zu erblicken, hatte sich mit seinem Leid verkrochen. Mein Opfer war vergeblich gewesen und nun wollte auch er mich nicht sehen. Und ich hätte ihm doch so gern die ganze Sache erklärt!

Diese meine Untat war nicht die erste. Die Kindheit und

Jugend von Verbrechern muß Dinge enthalten, die den späteren Befriedigungen irgendwie analog sind. Und sie enthält sie auch. Ich habe schon früher Katzen umgebracht. Als Kind habe ich uralte oder ganz junge Katzen, mit denen ich einige Zeit gut Freund gewesen, plötzlich gepackt, und aus der Höhe von Stiegen und Böden in die Tiefe geschleudert, um zu kontrollieren, ob sie auch richtig auf die Füße fallen. Man nenne das nicht kindlich-grausame Experimentiersucht, die früh der Gottheit: dem Lesebuch den Glauben kündigt. Bei Katzen, die im kräftigsten Alter standen, unterließ ich ja derartige Proben, weil ich wußte, sie würden sie bestehen.

Es wäre übrigens ein Irrtum, anzunehmen, ich hätte Kerouen durch jenen Fußtritt getötet. Er erfreute sich auch fernerhin der besten Gesundheit. Ich habe ausdrücklich hervorgehoben, daß Kerouen sich nicht über schlechte oder wenig reichhaltige Kost zu beklagen hatte. Als Knabe liebte ich einst ein schwarzes Hähnchen, es starb — und dies war teilweise meine Schuld — jung und ohne Leibeserben zu hinterlassen. Nichtsdestoweniger dürfte mich jedermann verstehen, wenn ich sage, ich habe Kerouen gewissermaßen mit den Knochen und Überresten dieses Hähnchens gemästet, indem ich ihn oft mit Hühnerbraten traktierte. Jede junge Freundschaft wird von den Resten der alten, in Feindschaft verwandelten ernährt. Zumal wenn sie bereits wieder brüchig zu werden droht. Also lebte Thomas — ich war taktlos genug, jetzt intimer zu werden und Kerouen beim Vornamen zu rufen — er lebte wie ein Grandseigneur, es ging ihm nichts ab. Kein Kater der Welt dürfte so viele Mausfallen besessen haben wie er. Und gar an dem Tage, wo er zum Kommerzialrat ernannt wurde, ging es hoch her. Aber er wollte nicht mehr, er war meiner und dieser Welt müde.

Denn sonst hätte er nicht tun können, was er mir tat. Kerouen hatte es doch wahrlich nicht nötig und auch das Verbotene konnte ihn nicht reizen, dazu stand er ethisch zu hoch: er war überfüttert. Ich hatte mich endlich doch entschlossen, hatte gepackt und war weggefahren, mir endlich belanglose Dinge anzusehen, den Zusammenfluß zweier Ströme, den Flug der Kiebitze über die Sümpfe hin — aber bevor ich noch daran gehen konnte, kam die Nachricht: »Kerouen schwer erkrankt!«

Was war ihm Wurst und Speck! Es ist nicht denkbar, daß er nach derlei Dingen gegiert hätte. Gut: er hatte dem Arbeiter Janku täglich aus dem abgelegten Rock Frühstückswurst und Mittagsspeck gestiebitzt. Aber doch nicht, um diese unsäglich gemeinen Sachen zu verzehren. Vulgär war sein Geschmack nie. Nicht einmal aus Freude am Metier, an diesem männlichsten Metier, brach er ein, nein! er stahl, um dafür halbtot, tot geprügelt zu werden. Er hatte mir noch immer nicht den Fußtritt vergeben. Der Freund hatte ihn verlassen, da verließ er den Freund. Er machte sich meine Abwesenheit zunutze, um sich zu entfernen. Der Arbeiter Janku spielte lediglich die Rolle eines Werkzeugs. Kerouen hatte gehört, wie Janku den Fußtritt beifällig begrinst hatte. Früher hätte Janku sich nicht unterstanden, über Kerouen auch nur despektierlich zu denken. Aber er hatte zugesehen, als ich den Kater mißhandelte — und Kerouen seinerseits hatte ihn dabei gesehen, lief zu dem Arbeiter und stahl ihm die Wurst. Zu anderen Zeiten hätte Janku Schadenersatz verlangt und nicht selbst den Richter gespielt. Nun aber besaß er ein neues Erlebnis, faßte meinen längst zurückgenommenen Fußtritt als Aufforderung und Erlaubnis auf, dem Kater den Rest zu geben. Den komplizierten Windungen unseres Benehmens nachzuirren, war er nicht geschaffen, er gehorchte einem Weltgesetz. Wen der Herr tritt, erschlägt der Knecht. Nein, Janku trug nicht schuld, und dann war er schon dreißig Jahre im Hause, ihn konnte man nicht entlassen. Sicherlich hatte er geglaubt, mir einen Dienst zu leisten. Warum auch, sagte er, war der faule Czigan nicht nach den Mäusen der Welt gelaufen, statt ihm den Speck zu stehlen?

Ein Steinwurf hatte dem armen Kerouen den Kopf zerschmettert, den Leichnam auf ein Stoppelfeld geschleudert. Er lag unweit einer Mauer — wie die Kater, die ich um seinetwillen von den Dächern herabgeholt hatte. An seinem dünnen »Es ist erreicht«-Schnurrbart klebten spärliche Tropfen geronnenen Blutes. Das Rot seines Blutes war ein anderes als das des Ziegels, von dem er sich töten ließ. Die Pfoten hatte er ein für alle Male dezidiert von sich gestreckt, ein Rabe aber bekannte sich zu ihm, flog vom Weingebirg heran auf seinen Leichenschwingen, stieg hernieder, krächzte ruhmredig und verkündete die Annexion.

Kerouen sollte also noch jemandem zugute kommen. Möge er, dachte ich, möge ihn der Rabe zu sich nehmen, vielleicht kann er damit wieder einen Propheten in der Wüste speisen. Aber für diesen Zweck stank mein Frevel wohl schon allzusehr zum Himmel, der Rabe erhob sich bald wie rachekrächzend und überließ mich wieder meinem Opfer. In der Selbstmörderecke des Bauernfriedhofes, wo die Wanderer und Zigeuner ruhen, wollte ich ihn nicht beerdigen lassen. Wo sein Grab liegt, darf nur ich wissen. Er hinterließ — wie gewöhnlich — nur wenig, und hatte es vorher schon sorgfältig zugescharrt. Soweit ich die Menschheit kenne, wird sie sich darum nicht kümmern.

Der Nachbar hat mich auf Schadenersatz verklagt. Ich habe Miaulina mit einem Flaubertgewehr erschossen. Sie soll nicht triumphierend des Lebens genießen, während Kerouen verwesen muß. Der Sabine habe ich gekündigt, nicht ohne ihr vorher Rops gezeigt zu haben. Dies alles war Rache für Thomas Kerouen. Doch was konnten die armen Katzen dafür? Sie ahnten nicht, was sie verbrachen. Sie konnten nicht anders. Aber ich, ich! Wie kann ich mich züchtigen?

Er hat es eilig gehabt, er hat sich auf und davon gemacht, ohne sich auch nur Zeit zu nehmen, seinen Schnurrbart zu putzen, vom Blute zu reinigen. Aber ich will mich vom Blute reinigen, ich will meine Tat sühnen. Eine Zeit lang hockte wohl des Nachts auf meiner Decke ein schwarzes Gespenst, verwaiste Mausfallen begannen zu rasseln — Kerouen drohte mich zu ersticken, mir die Kehle zu durchbeißen. Ich fahre auf, aber dann ist ja alles wieder verschwunden und der Schlaf kehrt zurück. Klein, außer allem Verhältnis zur Schuld ist die Strafe und groß sind die Gewissensbisse. Wenn ich den Kater wenigstens eigenhändig umgebracht hätte! Doch er hat mich umgebracht, ich habe mich unsterblich blamiert. Und ich kann mich nicht rächen: ein armseliges Tier übertraf mich an Seelengröße, vollzog geschickt das Harakiri und mir ließ es das Leben.

Ich habe mich dem Kommissariat gestellt. »An meinen Händen klebt Blut« sagte ich, »ich habe meinen Kater erschlagen.« »Sie waren doch der Herr,« behauptete der Polizist, »sie durften machen, was sie wollten.« Dann fiel es ihn an, ich sei nicht recht

bei Trost, und er rief den Beamten. Ich blieb bei meiner Anzeige. »Derart feine Rechtsbegriffe machen ihnen alle Ehre, Herr Herrensein, aber wohin käme man da.« »Das wäre auf dieser Erde nur logisch«, erlaubte ich mir einzuwerfen. Da geriet der Beamte in Rage. »Sie sind reif fürs Irrenhaus.« Ich brauche also die Nachprüfung nicht zu machen. (Hier ging es ohne Toluol.)

Mir bleibt nichts übrig als vor Leuten zu warnen, die ein Tagebuch führen. Wenn ihnen ein Freund erschlagen wird, wissen sie, daß das Rot seines Blutes ein anderes ist, als das des Ziegelsteins, der ihn entfernte. Ich war niederträchtig genug, diese Geschichte zu schreiben, die Leute werden sie ausgezeichnet, finden, man wird nicht den Verkehr mit mir abbrechen, man wird weder mir noch sich ins Gesicht spucken. Alle Menschen sind so wie ich. Ich stelle die Menschheit dem Kommissariate.

Wien

Ludwig v. Beethoven

Briefe, bei Hesse, Leipzig:

1812: .... verflucht sey das Leben hier in der österreichischen Barbarei für mich, — ich werde jetzt meistens zum Schwanen gehen, da ich mich in anderen Wirtshäusern der Zudringlichkeit nicht erwehren kann. .... Wäre ich reich oder nicht in dem Zustand wie alle, die ihr Schicksal an dieses Land gekettet (außer den österreichischen Wucherern) ....

1815: Ich kann sagen, ich lebe hier beinahe allein in dieser größten Stadt Deutschlands, da ich von allen Menschen, welche ich liebe, lieben könnte, beinahe entfernt leben muß ....

.... Auch jetzt erhalte ich dieses elende Geld nicht zur rechten Zeit .... So sieht es denn aus in diesem monarchischen und anarchischen Österreich.

1817: Wegen einer Haushälterin will ichs noch über-

legen; wäre man bei dieser gänzlichen moralischen Verderbtheit des österreichischen Staates nur einigermaßen überzeugt, eine rechtschaffene Person erwarten zu können ....

1824: .... Es gibt Konvenienzen, denen man unmöglich ausweichen kann, umso mehr, da ich von auswärtigen Verhältnissen abhängig bin, indem mir Österreich nichts als Verdruß und nichts zu leben gibt.

Ludwig v. Beethoven, nach den Schilderungen seiner Zeitgenossen

Von Ludwig Nohl, Stuttgart, bei Cotta 1877:

S. 118. Dr. Karl v. Bursy über seinen Besuch bei Beethoven (1816):

.... Er erzählte mir viel von Wien und seinem Leben hier. Gift und Galle wütet in ihm. Allem trotzt er, mit allem ist er unzufrieden, und flucht besonders über Österreich und namentlich über Wien. .... »Mich fesseln Verhältnisse hier«, sagte er, »aber es geht hier lumpig und schmutzig zu. Es kann nicht ärger sein. Niemanden kann man trauen. Was man nicht schwarz auf weiß hat, das tut und hält kein Mensch. Sie wollen, man soll arbeiten, und bezahlen wie die Lumpe, und nicht einmal das Verabredete«. .... Vorzüglich sprach er viel gegen Wien und zwar mit Ingrimm. Er wünscht sich aus Wien ....

S. 124. Prof. A. Klöber über Beethoven im Jahre 1818:

.... Er sprach gern von der anmaßenden Eitelkeit und dem verkehrten Geschmack der Wiener Aristokratie, auf die er niemals gut zu sprechen war, denn er fand sich eigentlich zurückgesetzt oder nicht genugsam verstanden ....

S. 152. Friedrich Rochlitz schreibt an seine Frau am 9. Juli 1822 über seinen Besuch bei Beethoven:

.... Er begann mit dem Lobe Leipzigs und seiner

Musik .... »Und wenn darüber nichts gedruckt würde, als die dürren Register; ich läse es doch mit Vergnügen«, sagte er. »Man sieht doch: es ist Verstand darin und guter Wille. Hier hingegen ....« Nun gings los und derb, auch ließ er sich gar nicht Einhalt tun. Er kam auf sich: »Von mir hören Sie hier gar nichts« .... »Was sollten Sie hören? Fidelio? Den können sie nicht geben und wollen ihn auch nicht hören. Die Symphonien? Dazu haben sie nicht Zeit. Die Conzerte? Da orgelt Jeder nur ab, was er selbst gemacht hat. Die Solosachen? Die sind hier längst aus der Mode, und die Mode tut Alles ....«

Ferdinand Raimund

Werke, Wien 1881, bei Konegen:

1831: .... Ich freue mich, daß ich im Ausland gefalle, aber ich habe Wien gewiß nur darum verlassen, um durch erworbenen Beifall im Auslande bei meinen Landsleuten zu gewinnen, und nur soviel zu erwerben, daß ich im Alter vor Mangel geschützt bin ....

Robert Schumann

Gesammelte Schriften, Leipzig 1871, bei Wiegand:

1839: .... Der Wiener ist im Allgemeinen äußerst mißtrauisch gegen ausländische musikalische Größen (etwa italienische ausgenommen); hat man ihn aber einmal gepackt, so kann man ihn drehen und wenden, wohin man will, er weiß sich dann kaum vor Lob zu lassen und umarmt unaufhörlich. Sodann gibt es hier eine Clique, die Fortsetzung derselben, die früher den Don Juan und die Ouverture zu Leonore auspfiff, eine Clique, die meint, Mendelssohn componiere nur, damit sie's nicht verstehen sollen, die meint, seinen Ruhm aufhalten zu können durch Stecken und Heugabeln, eine Clique mit einem Worte so ärmlich, so unwissend, so unfähig in Urteil

und Leistung, wie irgend eine in Flachsenfingen ....
(Zur Aufführung von Mendelssohn »Paulus« in Wien.)

Albert Lortzing

Briefe, bei Seemann, Leipzig:

.... Ich habe überhaupt die traurige Erfahrung gemacht, daß Wien, Österreich im allgemeinen, für mich (als Opernkomponisten) kein Terrain ist. Das Volk kann nicht reden und nicht spielen. Es ist ein wahrer Jammer. Überhaupt ist der musikalische Geschmack hier der verdorbenste .... Nur Dudeldei und immer Dudeldei, Trillerei! und das in einer Stadt, wo Mozart, Beethoven, Gluck und andere gelebt und gewirkt haben .... Mit der Komödie ist es ebenso traurig, das Burgtheater abgerechnet, wo allerdings dann und wann mit Wasser gekocht wird, davon aber abgesehen, kann man es immer ein Kunstinstitut nennen, nur schade, daß die Besten alle schon in vorgerückten Jahren sind ....

.... Hier in Wien hat nämlich jeder, der mit irgend etwas vor die Öffentlichkeit tritt, einen Kerl an der Hand, der für ihn schreibt, den er dafür bezahlt, traktiert, kleidet u. s. w. Unter allen diesen bezahlten oder sich honorieren lassenden Lumpenhunden steht Herr Saphir obenan .... Da ich nun mit Recensenten nie kommerschiert, sie nie honoriert, auch ihre Blätter nie gehalten habe, so ist es natürlich, daß ich — hier wenigstens — ganz unbeachtet bleibe, denn — ehrlich gesprochen — hier ist das Terrain nicht, mich hervorzutun, ich müßte denn mein ganzes Naturell umkehren ....

Anselm Feuerbach

Ein Vermächtnis, Mayer und Jessen, Berlin:

.... Die Ausstellung meiner großen Bilder, »Amazonenschlacht« und »zweites Gastmahl« ....

.... sollte mich aus dem Traume erwecken. Es brach ein Sturm über mich los, der mich wenigstens über die Bedeutung der Bilder beruhigen konnte. Ich setzte mich nicht zu Tische ohne Spott- und Hohnkritiken, ohne Karikaturen — leider waren sie immer schlecht — neben meinem Kuvert zu finden, und ich legte mich nicht zu Bette, ohne von den Dachtraufen meine Niederlage erzählen zu hören.... »Das ist so bei uns in Wien« sagte man mir zum Troste und ich ließ es mir gesagt sein .... Eins können sie (die Wiener nämlich) sagte mir ein angestellter Herr, als ich ihm einiges über meine neuesten Erfahrungen mitteilte, »trätzen könnens«.... Scherz bei Seite. Ich habe vollkommen begriffen, daß ein Lessing oder Goethe in Österreich unmöglich gewesen wäre; selbst dem bescheidenen Grillparzer hat man den Lorbeer erst auf das Grab gelegt.... Man sagte mir, daß vom Professor bis zum Hausknecht herab sich alle über mein schlechtes Bild lustig machten. Es wurde mir dies mit vieldeutigem Lächeln verkündet. Das ist so in Wien.

Richard Wagner

Brief an Jauner vom 19. Mai 1879:

Sie haben doch sonst Phantasie. Können oder wollen Sie sich die Ergebnisse eines erneuten Besuches von mir in Wien nicht ausmalen? Ich dächte, wir hätten doch genug davon das letzte Mal erfahren! Glauben Sie, daß die sechs Wochen im Winter 1875 als angenehme Erinnerungen in meinem Gedächtnisse leben? Selbst wenn ich mich gar nicht um Ihre Aufführungen bekümmern, keiner Probe beiwohnen und blos auf gut Glück bei den Vorstellungen Figur machen wollte, würde ich, wenn ich nur über die Straße gehe oder etwa einem Betteljungen ein Wort sagen würde, im Koth herumgezogen werden und

— wie die Freunde nun einmal sind — Alles von diesen mir wiedererzählen lassen müssen. Lieber Freund! Als ich am letzten Abend nach Ihrem üppigen Souper von Ihnen schied, wußte ich, daß ich nie wieder Wien betreten würde.

Schriften und Dichtungen:

.... Als ich der Direktion mich endlich dazu erbot, mit besonderer Berücksichtigung der Kräfte und des Personalbestandes des Theaters ein neues Werk eigens für Wien zu schreiben, ward mir der wohlerwogene, schriftliche Bescheid zugeteilt, daß man für jetzt den Namen »Wagner« genügend berücksichtigt zu haben glaube und es für gut finde, auch einen anderen Tonsetzer zu Worte kommen zu lassen. .... Er (Beethoven) lebte in Wien und kannte nur Wien: dies sagt genug. Der Östreicher, der nach Ausrottung jeder Spur des deutschen Protestantismus in der Schule romanischer Jesuiten auferzogen worden war, hatte selbst den richtigen Accent für seine Sprache verloren, welche ihm jetzt, wie die klassischen Namen der antiken Welt, nur noch in undeutscher Verwelschung vorgesprochen wurde. Deutscher Geist, deutsche Art und Sitte, wurden ihm aus Lehrbüchern spanischer und italienischer Abkunft erklärt; auf dem Boden einer gefälschten Geschichte, einer gefälschten Wissenschaft, einer gefälschten Religion, war eine von der Natur heiter und freimüthig angelegte Bevölkerung zu jenem Skeptizismus erzogen worden, welcher, da vor Allem das Haften am Wahren, Ächten und Freien untergraben werden sollte, als wirkliche Frivolität sich zu erkennen geben mußte.

Hans von Bülow, 1860: .... Orchester und Oper in Wien prachtvoll — sonst lauter Dreck und riesige Gemeinheit.

Ferdinand Georg Waldmüller. Sein Leben, sein Werk und seine Schriften

Herausgegeben von Arthur Roeßler und Gustav Pisko. Selbstverlag von Gustav Pisko in Wien:

1855: .... Der Gehalt in meiner Anstellung als Custos der akademischen Gallerie, 800 fl. ist sehr gering. Ich hatte nie um eine Erhöhung desselben angesucht — — und so geschah es denn auch, daß ich bey der Reorganisierung der Akademie — völlig ignoriert blieb.

»Die Wiener Büchl-schreiber, nach dem Leben geschildert von einem Wiener, 1783«

Im deutschen Museum, 2. Bd., Leipzig bei Wiegand, 1783:

... Doch wiederum zu meinem Text!
Ihr Wiener, seid ihr denn verhext,
daß jeder Wisch zum Buch getauft,
von Euch begierig wird gekauft? ...

... Der Beifall so schlechter Schmiererei
zieht noch Scribler aus aller Welt herbei,
den man aus andern Ländern treibt,
Bettelt sich bis nach Wien, — und schreibt ...

Friedrich Nicolai, »Reisen durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781«

erschien 1783 f., Berlin und Stettin:

.... Die Fiaker haben keine Taxe, so höchst nöthig dies auch wäre, da dieser Leute so viel sind. Man muß mit ihnen jede Fahrt bedingen, welches sehr beschwerlich ist. Selten und nur bei gutem Wetter fahren sie unter einem Siebzehner und wenn es einige Straßen weit ist, so fordern sie doppelt so viel. Wenn es regnet oder kein anderer Fiaker in der Nähe ist, fordern sie von einem Fremden, was sie wollen ...

.... Den Gastwirthen ist keine Taxe vorgeschrieben.

Es pflegt auch kein Fremder über ein paar Tage in einem Gasthofe zu wohnen; denn die allgemeine Meinung ist, daß sie sehr teuer und schlecht sind . . .

. . . . Aufklärung ist daselbst jetzt das Modewort! Was soll jetzt in Wien nicht das Wort Aufklärung Alles bedeuten! . . . Ein Anderer hält Wien jetzt für aufgeklärt, weil er im Kaffeehaus öffentlich über Religion spotten, auf die Geistlichkeit schimpfen und ungestraft eine Nymphe vom Graben auf seine Stube rufen darf . . .

. . . . Ein wohlhabender Bürger in Wien isset beynahe den ganzen Tag. Schon in der Frühe schlürft er im Sommer ein Paar Seidl (halbe Maße) Obers oder Milchrahm in sich und genießt eine gehörige Anzahl Kipfl oder Milchbrödchen dazu. Im Winter aber tunkt er sein Eierkipfl in Milchkaffee, und ehe er in die Messe geht, stopft er eine gute Portion Gebetwürste in sich. Noch Vormittags ist er im Sommer im Kirschweinkeller, oder im Winter im Methkeller anzutreffen, und dabey wird wieder etwas kaltes genossen. Zu Mittag ißt er gewöhnlich vier Gerichte, und von jedem nicht wenig. Alsdann setzt er sich ein halbes Stündchen in einen Schwungstuhl und schaukelt sich, um die Verdauung zu befördern, dafür kann er auch gegen vier Uhr ein tüchtiges Jausen- oder Vesperbrot zu sich nehmen. Um fünf Uhr gehet er im Sommer in einen öffentlichen Garten zum Kegelspiel und nach einem halben Stündchen empfindet er daselbst schon wieder Hunger. Da ist dann ein Aufgeschnittenes (geschnittener kalter Braten), geselchtes Kaiserfleisch (geräuchertes Rippfleisch) oder gebachene Hendl (geviertelte in Schmalz oder geschmolzene Butter und Mehl gebackene junge Hühner) bereit, die ihm sehr wohl schmecken. Im Herbst oder Winter gehet er ins Lothringer Bierhaus, oder in das bey der

Schlange auf der Kärtnerstraße. Daß er da Luft oder Hornerbier trinkt, ist das wenigste. Er ißt auch gebratene Schnecken, eingerührte Eyer, Lungenbratl, oder wenigstens doch eine gute Portion Kipfl. Dem ohnerachtet kann er zu Hause gegen acht Uhr doch wieder eine Abendmahlzeit von drey Gerichten verzehren. Oder wenn er mäßig seyn will, geht er in ein Gwürzgwölb, speißt ein hundert Austern, trinkt einen süßen Wein dazu und spielt eine Partie Woida ....

.... Sobald man sich also an den Tisch setzt, so stellt sich der Kellner vor den Gast und nach einem »Wos schoffens Ihr Gnoden?« fängt er an, die Litaney von den verschiedenen Arten des ersten Gerichtes herzubeten ....

.... Man darf zu allen Zeiten des Tages in die Kaffeehäuser und im Sommer in die Kaffeegärten gehen, so findet man beständig eine Menge von Menschen, die sich mit Nichts beschäftigen ....

.... Der Menschen, die aus einem Kaffeehause ins andre, von einem Spaziergang nach dem andern, und von einem Wirtshause ins andere gehen, sind eine unglaubliche Menge....

.... Diese Sorglosigkeit ist ein allgemeiner Charakterzug des Volkes von Wien, der jedem aufmerksamen Beobachter auffallen muß....

.... Es ist wirklich lustig zuzusehen, wie sich die Leute so wohl befinden, wenn man nur nicht an das denkt, was sie zu Hause versäumen. Sie sitzen da, als ob sie bloß zum Essen geschaffen wären. Man kann an keinem Orte so essen sehen wie in Wien....

.... Es gibt in jedem Lande eine Menge Dinge, worüber Eingebohrene und Fremde immer verschieden denken werden, weil dieselben immer aus verschiedenen Gesichtspunkten betrachten. Nirgends ist das aber wohl merklicher als in Wien und in

Oestreich überhaupt, wo die Eingebohrenen, mehr als sonst irgendwo, viele Dinge schon seit langer Zeit aus einem gewohnten Gesichtspunkte betrachten, und sich daher gar nicht vorstellen können, daß sie jemand aus einem andern betrachten könne, ohne voll Vorurtheil oder ohne Einsicht oder von gehässiger Gemütsart zu sein. . . .

Der gewöhnliche Wiener mit Leib und Seele. Untersucht in einer Faschingskinderlehre. Wien 1784:

. . . . Ein Wiener ist ein Mensch, der selbst nicht recht weis, was er ist. — Den Wiener erkennet man, sobald er das Maul aufmachet.

. . . . Was muß jeder Wiener notwendig wissen? Wo man den besten Wein schenkt, und wo Kirchtag ist. Was die Partie Quarambol kostet. — Welcher Fiaker am schnellsten fährt. — Über galante Krankheiten zu scherzen.

Was glaubt der Wiener? Daß es nirgends besser leben sey, als in Wien. — Glauben sie, daß sie deutsch reden. Daß sie Engländer sind, wenn sie Picke-nicks geben, Punsch trinken, und einen runden Hut aufsetzen. — Daß sie nichts mehr zu lernen brauchen, wenn sie einige Schulen absolviert haben.

Was hofft der Wiener? — — auf einen Terno in der Lotterie — —

Was liebt der Wiener? — Ihre liebe Wienerstadt mit dem Stephansturm. — Ihre Heiligenstrizel, Oratewurst mit Wermuth, und die geweihten Osterschunken. -- Alle ausländischen Thorheiten — die Ferien, und überhaupt alle Täge, wo sie nichts thun dürfen.

Von den Geboten der Wiener. — Du sollst tadeln, was du nicht verstehst. — Du sollst nicht denken. — Du sollst bei keynem Gewürzgewölb vorbeygehen, ohne Austern zu essen. — Du sollst bey Leibe nicht zu viel arbeiten.

Was hält der Wiener für eine Seligkeit? — Einen steyrischen Kapaun im Sauerkraut, oder Müscherln. — An Sonn- und Feyertägen am Graben stehen, und das Maul aufsperren. — Kaffee und gute Jausen. — Ein wenig Leutausrichten.

Was hält der Wiener für eine Todsünde? — Einen vernünftigen Diskours. — Ein nützliches Buch. — Einen feinen Scherz. — Industrie. — Wassertrinken. — Eine schlechte Mahlzeit. — Oekonomie.

Die 4 letzten Dinge der Wiener sind: Abzehrung, Podagra, Bankrout, das Spital.

Hat der Wiener Geschmack? Ja! Denn er weiß einen Fasan von einem Kapaun zu unterscheiden.

Was für eine Wirkung wird wohl gegenwärtige Kinderlehre auf die Wiener machen? Sie werden sie kaufen — lesen — erst lachen, dann schimpfen — die Pille hinabschlucken, und — — — Wiener bleiben.

Neuestes Sittengemälde von Wien, 1801

Bei Anton Pichler (anonym):

Schon acht Tage vorher (vor Neujahr) geht mit einem Teile der untern Classen eine gewisse Veränderung vor .... Dein Barbier und Friseur, wenn sie auch das ganze Jahr über nie die Stunden gehalten hätten, kommen pünktlich; die Brief- und Zeitungsträger finden sich um eine Stunde früher als gewöhnlich mit ihren Blättern ein; im Gasthof eilt der Kellner, der Dich sonst ziemlich lange warten ließ, deine Befehle zu vollziehen, und kömmst Du ins Kaffeehaus, so tritt Dir der Marqueur, der sich sonst nie um Dich bekümmerte, mit dem Zeitungsblatt entgegen, und fragt sehr artig, was Du zu befehlen hast ....

.... Wenn irgendwo ein altes Haus, das nur zwey oder drey Geschoße hat, niedergerissen wird, so setzt der neue Erbauer eines von noch einmahl so viel auf

den Platz. Jeder Winkel ist kostbar, jedes Stübchen wird mit Nutzen und sehr teuer vermietet .... keine luftigen geräumigen Höfe, keine hohen freyen Zimmer, keine Vorplätze oder Vorhäuser, keine offenen Gallerien, nur Zimmer an Zimmer, so klein, so niedrig, so voll Fenster und Türen, als man kann, jeder Winkel verbaut, jeder Platz vermietet.

.... Hier steigt der Dampf von so viel Ställen, Ausgüssen, der Rauch von so vielen Essen, so vielen Feuerstätten, der Geruch stark duftender Waaren der Specerey- und anderer Kaufleute, der verpestende Gestank aller Unreinlichkeiten auf den Straßen und in den Thorwegen beständig empor und schwängert die Luft, die, wenn sie nicht wie jetzt voll Nebel und Feuchtigkeit ist, beständig von einer Staubwolke verfinstert wird, mit mephitischen Teilen.

.... Man gehet herum, man besieht, man kauft, man trift Bekannte, schwäzt, hört Neuigkeiten, verzehrt einige Näschereyen .... So vergeht der Vormittag des müssigen Wieners, und nach Tische warten seiner neue Freuden ....

.... Nun kommt eine prächtige Equipage, ein Mann sitzt zwey Damen auf dem Schosse und lenkt die Pferde — alles ist prächtig geputzt — man stutzt — und ich frage ganz erstaunt, wer wohl dieser Kavalier und seine Damen seyn müßten. — Es ist — ein Kaufmann — ein Schneidermeister — ein getaufter Jude oder so etwas, und die Damen gehören zu den Nichtgrausamen Schönen; ....

.... Die Theurung, die schrecklichen Zeiten, die Wirthschaft, die drohenden Gefahren — die Unmöglichkeit länger so zu leben, das sind die grossen Hauptgegenstände, worüber man jetzt — nicht etwa von der untersten Classe, sondern in allen galanten Zirkeln, seufzen, klagen und jammern hört ....

Schiller: .... Immer ist's Sonntag, es dreht immer am Herd sich der Spieß.

Aus einer alten Reisebeschreibung:

Ein Klumpen Häuser und Paläste,
voll Ungeziefer, voller Gäste.
Ein Mischmasch aller Nationen,
Die in Ost-West-Süd-Norden wohnen;
Gestank und Kot in allen Gassen.
Viel Weiber, die den Ehstand hassen,
Viel Männer, die mit andern teilen;
sehr wenig Jungfern, lauter Fräulen.
Betrug und List in allen Buden;
Beschnitt'ne und getaufte Juden.
Viel Kirchen allzeit voller Sünder.
Viel Schenken und darin viel Schinder.
Viel Klöster, drin viel Pharisäer.
Viel Händel und viel Rechtsverdreher.
Viel Richter, die das Recht verkaufen,
Viel Feste zelebrirt mit Saufen.
Viel große Häuser voller Schulden,
Viel Praler, die den Stock gedulden.
Viel Windverkäufer ohne Mittel.
Viel schlechte Tropfen voller Titel.
Gestrenge Bauern, gnäd'ge Bürger,
viel Zöllner, viel latein'sche Würger,
viel Hoffart, wenig Complimenten,
viel Ignoranz und viel Studenten.
Viel Stutzer und geborgte Kleider,
viel Säufer, Spieler, Beutelschneider,
Lackeyen, Pagen, Pferde, Wagen,
viel Reiten, Fahren, Gehen, Tragen,
viel Drängen, Stoßen, Zerren, Zieh'n,
Dieß ist das Quodlibet von Wien.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3

DIE FACKEL Herausgeber **KARL KRAUS**

scheint in zwangloser Folge **BEZUGSBEDINGUNGEN:**

Für Österreich-Ungarn:	Für das deutsche Reich:	Für die Länder des Weltpostv.:
18 Nummern portofrei K 4.50	18 Nummern portofrei Mk. 4.—	18 Nummern portofrei K 6.—
36 „ „ „ 9.—	36 „ „ „ 7.25	36 „ „ „ 12.—

s Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern

Einzelheft in Österreich 30 Heller, in Deutschland 30 Pfennig
Doppelnummer in Österreich 60 Heller, in Deutschland 50 Pfennig

Zu beziehen durch sämtliche Buchhandlungen

erliner Bureau: Halensee, Katharinenstraße 5

lanuskripte werden nicht mehr geprüft, sondern vernichtet und nur wenn ein frankiertes und adressiertes Kuvert beiliegt, ohne weitere schriftliche Begründung zurückgeschickt.

dministrative Zuschriften, die nicht an den Verlag, sondern an die Redaktion der Fackel oder an den Herausgeber adressiert sind, bleiben in jedem Falle unerledigt.

Akademischer Verband für Literatur und Musik
WIEN, I. REICHSRATSSTRASSE 7

LESEABEND
KARL KRAUS

GLOSSEN und SATIREN

am Montag, den 6. November, präzise 1/2 8 Uhr i

BEETHOVEN-SAAL

I. Strauchgasse 4 (ehemals Militärkasino)

Karten zu K 10.—, 8.—, 6.—, 4.—, 3.—, 2.—, 1.50 und 1.-
im Zentral-Kartenbureau Kehlendorfer, I. Krugerstraße

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstr. 3

Nr. 336/337 **Doppelnummer** XIII. JAHR

DIE FACKEL

HERAUSGEBER

KARL KRAUS

INHALT:

PREIS DER DOPPELNUMMER 60 HELLER

ERSCHEINT IN ZWANGLOSER FOLGE

VERLAG: ,DIE FACKEL', WIEN — BERLIN

WIEN, III/2, HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3 TELEPHON Nr. 18

BERLINER BUREAU: HALENSEE, KATHARINENSTRASSE

INHALT der vorigen Doppelnummer 334/335, 31. Oktober 1911:
KARL KRAUS: Glossen / Leo Popper † / BERTHOLD VIERTEL:
Einsam/ALBERT EHRENSTEIN: Der Selbstmord eines Katers/Wien

DIE FACKEL

Nr. 336—337 23. NOVEMBER 1911 XIII. JAHR

Glossen

Von **Karl Kraus**

Die Detonation

ist schrecklicher als der Schuß. Trostloser als das Leid ist die Teilnahme. Und je stiller das Haus, desto lärmvoller die Gasse. Nicht mehr ein Atridenmaß blutiger Tat kann uns entsetzen, stumpf wird das Messer an dem Nachspiel, der empfindlichste Sinn verhärtet an der Schmach, die einem Mord auf dem Fuß folgt. Der Schmerz muß sich durch die Neugier den Weg bahnen, um zu seinen toten Kindern zu gelangen; vor dem Tor steht das Volk, auf der Stiege stehen die Nachbarn und um die Leichen sind die Reporter gruppiert. Gleich werden die Eltern da sein. Jetzt sind sie an der Schwelle, jetzt werden sie in Ohnmacht fallen. Sie dürfen noch nicht. Sie müssen sich halten. Die Zeitungen sind vertreten und wollen wissen, ob sie etwas gewußt haben. Man hat ihnen drei Kinder weggeschossen, aber es sind so viele Herren da, die eine Auskunft wollen. Der Vater soll den Reportern alles sagen, sie sind gefaßt, das Äußerste zu hören. Die Mutter, die man nicht hineinläßt, weiß nichts, sie will es von ihnen hören. Sie schüttelt den nächsten, der ihr im Weg steht. Er müsse es doch wissen, wie das alles zugegangen ist, herrscht sie ihn an; er zuckt die Achseln und schreibt es auf. Alles schart sich wieder um den Vater, sie wollen hören, wie er mit tränenerstickter Stimme spricht. Man fragt ihn nach der toten Tochter, er sinkt schluchzend um und sie notieren. Aber dann zwingen sie ihn, ein Mann zu sein und ihnen zu sagen: »Sie war eine besondere Kennerin der historischen und Kunstmerkwürdigkeiten der Stefanskirche, welche sie außen und innen in allen ihren Teilen genau kannte.« Er weiß nicht, ob das Leben für ihn noch einen Sinn hat, zwei Kinder sind tot, das dritte liegt verwundet im Spital, und »er äußert sich unserem Mitarbeiter gegenüber, daß die in unserem Morgenblatte gegebene Darstellung der Untat und ihrer Vorgeschichte den tatsächlichen Verhältnissen

entspricht«. Es war fürs Abendblatt, er wollte noch ins Spital, nach dem Sohn zu sehen, aber sie sagten, daß es sonst zu spät wäre fürs Abendblatt. Er solle Details geben. Er sagte: »Es vergingen Minuten, die ich wohl nicht näher kennzeichnen muß«. Aber gerade das wollten sie hören. »Es waren Minuten der Qual, die keiner weiteren Hinzufügung bedürfen«, sagte er. Ja, gerade so was brauchten sie, wegen der Ausschmückung. »Die Leichen meiner toten Kinder habe ich nicht gesehen, man hat mich nicht zu ihnen gelassen, so sehr es mich zu ihnen gedrängt hat.« Man wußte schon, was man tat. Sie haben auch nicht jeder die Leichen gesehen, mancher nur mit den Eltern gesprochen. Es war ein Turnus. Und sie schrieben: »In die Wohnung wurde kein Unberufener gelassen«. Sie aber hatten dort zu tun. Der Vater soll ihnen etwas aus dem Leben erzählen, und wie die silberne Hochzeit war. Das Konzertprogramm wollen sie: was Marie gesungen und Georg gespielt hat. Im Taumel dieser Stunde klammert sich der alte Mann an jede Erinnerung, er spricht Monologe und sie schreiben mit. Sie wollen aber noch wissen, bei welcher Firma der Revolver gekauft worden ist. Das weiß der Vater nicht, das sagt ihnen die Polizei. Aber interessant ist, daß das Sofa in dem Zimmer, wo die Toten liegen, alt und unmodern ist. Noch zwei könnten Auskunft geben: der Mörder und der Psychiater. Aber jener hat sich selbst gemordet. Er hat, wie sie mißbilligend feststellen, sein Geheimnis mit ins Grab genommen, und »wir können nur tasten und suchen, nur forschen und fragen, nur vermuten und bedauern«. Vielleicht weiß der Psychiater etwas. Der weiß, daß dieser dreifache Mord ein psychologisches Rätsel ist, und, »fügte der Gelehrte scherzend hinzu«: wenn wir alles psychologisch motivieren könnten, so würden wir auch für die Reden des Ministerpräsidenten Stürgkh eine Erklärung finden. Nur soviel könne er sagen, daß »in dem vorliegenden Falle das anarchistisch-psychologische Element fehle«; Marie sei »keine der Damen gewesen, für die ein junger Mann sinnlos entflammt sein kann«; und er sei »sogar überzeugt, daß Matkovic auch die Eltern erschossen hätte, wenn sie zur Zeit des Mordes in der Wohnung gewesen wären«... Wo waren die Psychiater? Oh hundertmal süße Vorstellung, daß alles das, was sich nach der Tat abgespielt hat, verhindert worden wäre! Hat dieses fromme Haus je zuvor solche Gäste beherbergt? Ist es erhört, daß ein Gesindel, das man

zum Tee nicht ladet, beim Tod der Kinder zugegen sein darf? Hat es sich dieser Ritter von Holzknecht träumen lassen, daß er je Leichenfledderern werde erzählen müssen, wie weh ihm ums Herz sei? Unser aller Haus ist entweiht. Was Zeit und Zone an Schmutz hergeben können, ist an der Schwelle der Trauer abgelagert worden. Die Tat eines Geisteskranken ist so wenig ein Problem wie die eines Ziegelsteins. Daß ein Unschuldiger getroffen wird, damit fertig zu werden, ist Religion. Wie aber um Gottes willen damit fertig werden, daß die verantwortliche Gemeinheit des Lebens in das Heiligtum des Unglücks speit? Hier erlöst nur die Hoffnung auf den vollwertigen Mörder, der drei Kinder verschont, aber Alles, was auf das Mordgerücht hin die Schwelle des Hauses zu übertreten wagt, erbarmungslos niederknallt!

* * *

Es war vorauszusehen

Wenn ein Erzherzog dem Zug des Herzens folgt, so macht ein Redakteur den Zugsführer. Andere Funktionäre stehen auf dem Bahnsteig des Fortschritts in informierter, aber vorläufig abwartender Haltung, und es ist ein eigenes Zeremoniell für den Empfang vorgeschrieben. Herr Ferdinand Karl Burg verläßt als ideal veranlagter Charakter den Waggon, den Erzherzog Ferdinand Karl elastischen Schrittes bestiegen hat, und es stellt sich heraus, daß er längst in diese Gegend tendiert hatte. Dort drüben wars nicht auszuhalten. »Die Stunden, die der Erzherzog im Elternhause Fräulein Czubers verbrachte, gaben ihm Gelegenheit, nicht nur seinen künstlerischen, sondern auch seinen wissenschaftlichen Neigungen zu leben.« Denn es wurde nicht nur musiziert und gesungen, sondern »er besuchte, sooft er nach Wien kam, um seine Braut zu sehen, auch das Burgtheater, und im Kreise ihrer Familie schwärmte er dann von Sonnenthal ... Wenn man Zeitungslektüre trieb — der Erzherzog las täglich zahlreiche Journale und bekannte sich stets als einen warmen Freund der Publizistik — las er oft mit besonderer Vorliebe die Referate über neue Theaterstücke vor«. Natürlich war er »mit ganzem Herzen Soldat« — der Liberalismus ist objektiv genug, das zu konstatieren —; »trotzdem war er aber« — jetzt kommt nämlich die Hauptsache — »gegen keinen andern Stand voreingenommen. Wiederholt hörte man aus seinem Munde, daß es für ihn keinen

Unterschied zwischen Menschen gebe. Stets äußerte er die freisinnigsten Anschauungen.« Es war also alles da. Nun aber fehlt eines, nämlich der Titel und Rang eines Erzherzogs. Damit ist der Freisinn durchaus nicht einverstanden und die Menschenrechte wehren sich gegen das Hausgesetz. Die alte Sorge des Liberalismus, warum man nicht Erzherzog und ein warmer Freund der Publizistik zugleich sein, warum man den Kaiser erst um Erlaubnis fragen muß und ob denn Liebe ein Verbrechen ist, alle Fragen und Zweifel sind jählings erwacht. Man tappt im Dunkeln. Man kennt sich mit der Pragmatischen Sanktion nicht aus. Für Ungarn gilt sie zum Beispiel schon nicht. »So nennt das ungarische Gesetz als eine Voraussetzung der Thronfolge den römisch-katholischen Glauben, eine Bedingung, die in der österreichischen Urkunde nicht ausdrücklich genannt ist.« So daß vielfach übertriebene Hoffnungen geweckt werden.

* * *

Pech über Pech

‚The Times', London vom 5. Oktober: (»The spreading of False News.«) ...In Austria-Hungary the worst offender in this respect has been the Neue Freie Presse, which had the audacity to assure its public on Saturday morning that matters were on the point of being pacifically settled, although it was obliged to print in the same issue the official Italian declaration of war received early on Friday evening.

‚Frankfurter Zeitung' vom 6. Oktober: (»Neue Phantasien über den deutschen Geldmarkt.«) . . . Wichtigtuerei gepaart mit dem Gefühl der Ohnmacht . . . Als voriges Jahr die ungarische Anleihe in Deutschland zustandekam, prägte die Neue Freie Presse mit Pathos das Wort von der »finanziellen Nibelungentreue«, obwohl die Recken des Nibelungenliedes von ihrer Fahrt nach Budapest wenig Segen davontrugen. Die nämliche Neue Freie Presse, nicht zufrieden mit dem Echo ihres Cartwright-Interviews . . . unwahre Tendenzberichte über die Lage des deutschen Geldmarktes . . . Es hieße mit Kanonen nach Spatzen schießen, wenn man dieses Gemisch von naiver Unkenntnis und Nonsens besonders widerlegen wollte. . . kein wahres Wort . . . Phantasie eines Ahnungslosen . . . kritiklos . . .

‚Frankfurter Nachrichten' vom 28. Oktober: (»Der Herr von Wien.«)

Herr Benedikt, der Besitzer, Herausgeber und Chefredakteur der Neuen Freien Presse . . . ist auf Herrn v. Kiderlen-Wächter böse, denn wie in Wiener Journalistenkreisen mit viel Behagen erzählt wird, hat die Redaktion der Neuen Freien Presse Herrn v. Kiderlen um ein

Interview über die politische Lage gebeten. Herr v. Kiderlen hat ihr aber sagen lassen, »sie möge sich doch an den englischen Diplomaten in wichtiger Stellung wenden«, was sie ja wohl bei nächster Gelegenheit wieder tun wird. — Man muß die Position des Herausgebers der Neuen Freien Presse in Wien und ganz Österreich kennen, um den Humor dieser Meldung auszukosten ... gewaltige Höhe und Würde ... Tyrannis über die ganze Donaumonarchie ... erzählt sich die spaßhaftesten Züge von dem bis zum Pathologischen gesteigerten Machtbewußtsein ... einmal einen berühmten Mann hatte zu früh sterben lassen ... nun jahrelang bis zu seinem wirklichen Tode einfach als nicht mehr existent behandelte, auch den effektiven Tod dann nicht mehr registrierte ... Anmaßung von dem Menschen, weiter leben zu wollen ... In Wien wagt es kein Ministerium, einem Rechercheur der Neuen Freien Presse einen Korb zu geben ... Keine Nummer darf erscheinen, die Herr Benedikt nicht von vorn bis hinten in den Abzügen gelesen hat. Und wenn er nicht in Wien ist ... müssen ihm die Abzüge am Telephon vorgelesen werden. Er ist herausgeberisch zu tüchtig. Das ist sein Fehler ... Wenn irgendwo ... so muß die Neue Freie Presse schon vorher wissen, wann und wie alles kommen wird ... Und nun stelle man sich vor, der Herr von Wien befiehlt ein Interview mit dem deutschen Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, und der Berliner Korrespondent muß melden, der Staatssekretär wolle nicht, wolle partout nicht ... keine Auskunft geben über das, was gewesen und was kommen wird ... hört sich die Weltgeschichte auf! ... Frechling sich auch noch erdreistet, malitiös zu werden und das Blatt an Mr. Cartwright zu weisen ... Gipfel der Überhebung ... Nach Ansicht anderer Leute freilich ... Kiderlen-Wächter sich höchst erfreulich benommen. ... nicht nur die Würde des Deutschen Reiches gewahrt und dem österreichischen Blatt, das sich nicht gescheut ... Rücken zu fallen ... die Tür gewiesen ... ganz Europa sich kostbar amüsieren wird ... helle Freude daran haben muß ... Haken, um Herrn Benedikt mitsamt der Wiener Neuen Freien Presse daran zu hängen ... Gelächter preiszugeben ... Kiderlen-Wächter kann sich gratulieren, daß er nicht in Wien lebt ... würden für nichts gutsagen. ... dem Deutschen Reich den Krieg erklären ...?

*

Der Grubenhund

Neue Freie Presse vom 18. November: (»Die Wirkungen des Bebens im Ostrauer Kohlenrevier.«)

Von Herrn Dr. Ing. Erich R. v. Winkler, Assistenten der Zentralversuchsanstalt der Ostrau-Karwiner Kohlenbergwerke, erhalten wir folgende Zuschrift:

»Gestatten Sie, daß ich Ihre Aufmerksamkeit auf eine Beobachtung lenke, die ich, dank einem glücklichen Zufall, gestern abends zu machen in der Lage war und die durch Veröffentlichung in Ihrem hochangesehenen Blatte auch außerhalb unseres Vaterlandes hohe Beachtung aller technischen und speziell montanistischen Kreise finden dürfte.

Da ich gestern abends mit dem Nachtzuge nach Wien fahren mußte, so benützte ich die vorgerückte Stunde, um noch einige dringende

Arbeiten in unserer Versuchsanstalt zu erledigen. Ich saß allein im Kompressorenraum, als — es war genau 10 Uhr 27 Minuten — der große 400pferdekräftige Kompressor, der den Elektromotor für die Dampfüberhitzer speist, eine auffällige Varietät der Spannung aufzuweisen begann. Da diese Erscheinung oft mit seismischen Störungen zusammenhängt, so kuppelte ich sofort den Zentrifugalregulator aus und konnte neben zwei deutlich wahrnehmbaren Longitudinalstößen einen heftigen Auschlag (0·4 Prozent) an der rechten Keilnut konstatieren. Nach zirka 55 Sekunden erfolgte ein weit heftigerer Stoß, der eine Verschiebung des Hochdruckzylinders an der Dynamomaschine bedingte, und zwar derart heftig, daß die Spannung im Transformator auf 4·7 Atmosphären zurückging, wodurch zwei Schaufeln der Parson-Turbine starke Deformationen aufwiesen und sofort durch Stellringe ausgewechselt werden mußten.

Da bei uns alle Wetterlutten im Receiver der Motoren zusammenlaufen, so hätte leicht ein unabsehbares Unglück entstehen können, weil auf den umliegenden Schächten die Förderpumpen ausgesetzt hätten.

Völlig unerklärlich ist jedoch die Erscheinung, daß mein im Laboratorium schlafender Grubenhund schon eine halbe Stunde vor Beginn des Bebens auffallende Zeichen größter Unruhe gab. Ich erlaube mir bei dieser Gelegenheit anzuregen, ob es im Interesse der Sicherheit in Bergwerken nicht doch angezeigt wäre, die schon längst in Vergessenheit geratene Verordnung der königlichen Berginspektion Kattowitz vom Jahre 1891 wieder in Erinnerung zu bringen, die besagt, daß:

»... in Fällen von tektonischen Erdbeben die Auspuffleitungen aller Turbinen und Dynamos stets zur Gänze an die Wetterschächte derart anzuschließen sind, daß die explosiblen Grubengase selbst bei größtem Druck nicht auf die Höhe der Lampenkammer gelangen können.«

Mit der Veröffentlichung des Vorgesagten glaube ich einen kleinen Beitrag zu den nie rastenden Bemühungen unserer Bergbehörden zwecks Sicherung des Lebens der Bergarbeiter geleistet zu haben, und bitte Sie, hochverehrter Herr Redakteur, den Ausdruck meiner aufrichtigsten Hochschätzung entgegennehmen zu wollen.«

Was bleibt da noch zu tun übrig? Im Interesse der Sicherheit nur eines: Zusperren! Die Zentralversuchsanstalt der Ostrau-Karwiner Kohlenbergwerke? Nein. Denn die gibt es nicht. Selbst wenn man sich an die weitsichtige, aber in Vergessenheit geratene Verordnung der Berginspektion Kattowitz hält, die die noch heute nicht erfundenen Auspuffleitungen der Turbinen schon im Jahre 1891, wo es noch nicht einmal Turbinen gab, anschließen ließ, und selbst wenn es schon Dynamomaschinen mit Hochdruckzylinder gäbe und die Spannung eines Transformators nach Atmosphären gemessen werden könnte, wäre ein Eindringen der explosiblen Grubengase in die Neue Freie Presse nicht mehr zu verhindern. Ich

spaße nicht. Der Fall ist tragisch. Ich schwöre, daß der Dr. Ing. Erich R. v. Winkler nicht von mir ist. Er ist ein Sohn des Zivilingenieurs Berdach aus der Glockengasse. Ich konnte es nicht verhindern, daß sich dieser fortpflanze. Aber Winkler ist grausamer als Berdach. Hat Berdach die Neue Freie Presse mit Ruten gepeitscht, so züchtigt Winkler sie mit Skorpionen. Zwar hat jener eine Variabilität der Eindrucksdichtigkeit beobachtet und dieser weiß bloß von einer Varietät der Spannung zu melden, aber jener hat nur an der Hand der Bussole gearbeitet, und dieser hetzt sie mit Grubenhunden zu Tode. Ich wäre nicht Fachmann genug, um ihr die Verheerungen in einem Kompressorenraum schildern zu können, ich bin ein bescheidener Zivilingenieur und beneide den geistesgegenwärtigen Assistenten der Ostrauer Zentralversuchsanstalt, der in gefährlicher Lage sofort den Zentrifugalregulator ausgekuppelt hat. Was weiß unsereiner von Keilnuten und Wetterlutten und von der Notwendigkelt, die Schaufeln der Parson-Turbine durch Stellringe auszuwechseln, weil auf den umliegenden Schächten die Förderpumpen aussetzen könnten! Aber ich kann das tiefgehende Interesse der intellektuellen Kreise, die die Zuschrift empfangen haben, nachempfinden, weil sie so recht wieder zeigt, wie wir dank dem unermüdlichen Fortschritt der Wissenschaft auf dem Wege sind, »die Welt der elementaren Gewalten in ein Vernunftreich zu verwandeln«. Seitdem Berdachs Gattin die Stöße gespürt hat, sind wir wieder um einen Schritt weiter gekommen, denn jetzt wurde der Grubenhund Winklers unruhig, und es ist kein Zweifel, daß die Beobachtung dieser freilich unerklärlichen Erscheinung die hohe Beachtung aller technischen und speziell montanistischen Kreise auch außerhalb des Vaterlandes finden wird. Die Neue Freie Presse ist, wie ihr niemand geringerer als der Ritter von Winkler versichert, ein hochangesehenes Blatt, und das macht schließlich mehr Eindruck, als wenn sie ein schlichter Berdach aus der Glockengasse mit seiner Hochschätzung zu ködern sucht. Hätte er je den Mut gehabt, ihr einen Grubenhund anzubieten? Hätte er erwarten können, daß sie ihm diesen und alles andere, worauf es ankommt, mit liebevollem Verständnis für die Intentionen des Einsenders in Sperrdruck bringen wird? Nein, dieser Fachmann spricht eine andere Sprache, und die Wirkungen des Bebens im Ostrauer Kohlenrevier sind verheerend. Das Problem der Intelligenz und damit das Problem des Journalismus ist aufgerührt,

der Offenbarungsglaube des gedruckten Wortes ist erschüttert, die Spannung ist auf 4·7 Atmosphären zurückgegangen, der Hochdruckzylinder der liberalen Dynamomaschine ist verschoben, die Schaufeln der Benedikt-Turbine weisen starke Deformationen auf, der Kompressor, der den Elektromotor für die intellektuellen Dampfüberhitzer speist, wozu ein guter Magen gehört, zeigt eine auffällige Varietät, und die Allwissenheit des Trottels hat den Kredit verloren. Messina ist eine Lappalie gegen das, was der Neuen Freien Presse passiert ist, täglich passieren kann und immer passieren wird. So wahr ein Grubenhund kein Preßköter ist — es wird ihr passieren! Sie müßte denn ein feierliches Gelübde tun, keine Zuschriften mehr zu bringen. Aber das nützt nichts. Dann treiben ihr die Mitarbeiter die explosiblen Grubengase hinein, und da bei uns alle Wetterlutten im Receiver der Motoren zusammenlaufen, ist das Unglück fertig. Solange sich die Verhältnisse an der rechten Keilnut nicht ändern, besteht die Gefahr fort, und meine nie rastenden Bemühungen zwecks Sicherung des Verstandes der Leser sind vergeblich. Da hilft nichts als die Förderpumpen durch Stellringe auszuwechseln, den Zentrifugalregulator auszukoppeln, und wenn auch dies nicht zureichen sollte, den ganzen Betrieb glatt einzustellen. Der Münz kann höchstens einen europäischen Krieg entfesseln. Aber ein Erdbeben, vor dem sich die Völker Europas zu einem orkanartigen Gelächter vereinigen, macht die Neue Freie Presse kaputt. Den Münz kann sie zur Not gegen die Erklärungen der Minister und Parlamentarier in London und Berlin schützen, mit nicht zu erschütternder Monotonie auf ihre »absolute Zuverlässigkeit« hinweisen, immer wieder von den »Ergebnissen der zur öffentlichen Kenntnis gekommenen Tatsachen« sprechen und von den »Feststellungen, die den Sachverhalt mit voller Klarheit und Wahrheit mitgeteilt haben und jeden Zweifel an der absoluten Korrektheit bei der Publikation des Artikels vom 25. August ausschließen, dessen starke Wirkung sie damals sofort vorausgesagt hat.« So wahr der Münz kein Grubenhund ist, die Wirkung des Artikels vom 18. November ist stärker, viel wichtiger ist, was in Ostrau geschah, viel überzeugender die Klarheit des Sachverhaltes, viel glaubhafter die absolute Korrektheit bei der Publikation dieses Artikels, von dem kein Politiker in Europa behaupten wird, daß er durch die Erfindung eines Reporters, durch den Mißbrauch einer Information, durch die Erpressung

eines lästigen Schmocks zustande gekommen sei. Auch nicht durch die Nachlässigkeit eines Angestellten. Hätte dieser an Ostrau selbst gezweifelt, der Herausgeber, der jede Zeile liest, hätte ihn zerschmettert. Diese Elektrizität wird mit Dampf betrieben. »Er ist herausgeberisch zu tüchtig«. Er läßt sich nichts entgehen. Und da diese Konkurrenz mit Gott auf die Dauer unmöglich ist, so gibt es keinen Ausweg als den heroischen Verzicht. Berdach zeugete Winkler, und Winkler wird einen noch entarteteren Fachmann zeugen. Ich habe es nicht mehr in der Hand. Die Welt ist angesteckt, es gibt keinen Respekt mehr und einer sagts dem andern, daß die Neue Freie Presse zum Hineinlegen da ist. Sie ist verloren. Es ist ihr bestimmt. Es ist ein Gesellschaftsspiel geworden. Es werden Wetten abgeschlossen. Einer setzt den Namen eines Bekannten hinein, am nächsten Tag erscheint unter dem Titel »Erdbebenbeobachtung« eine Verwahrung gegen die Identität, denn es gilt bereits als ehrlos, Erdbebenbeobachter zu sein. So wahr ein Grubenhund vier Räder hat, es wird zu fürchterlichen Dingen kommen! Ich prophezeie es, und man kann mich beim Wort nehmen. Ich habe es verschuldet; aber es ist anständig von mir, daß ich aufmerksam mache. Ehe ich auftrat, war Ruhe. Jetzt knistert und rumort es an allen Enden. Erdbeben. Die Leser erwachen. Die Grubenhunde bellten so laut.

* * *

Eine seriöse Zuschrift

»Regierungsrat J. Palisa schreibt uns: Aus Anlaß des Erdbebens, das gestern nach 10 Uhr abends stattfand, wurde die Sternwarte mit telephonischen Anfragen von seiten des Publikums bestürmt. Obwohl dieses Interesse des Publikums gewiß äußerst lobenswert ist, muß doch darauf aufmerksam gemacht werden, daß seismographische Apparate nicht auf der Sternwarte, sondern auf der Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik aufgestellt sind. . . . Die Zentralanstalt besitzt zwar ein Telephon, dasselbe hat aber eine geheime Nummer, denn sonst würde ein ganzes Dutzend Beamter nicht genügen, um alle Anfragen über das Wetter aus dem Publikum zu befriedigen, und jede wissenschaftliche Tätigkeit wäre an gewissen Tagen und Stunden lahmgelegt . . . . Anders ist es bei der Sternwarte. Hier hat das Telephon den Zweck, astronomische Mitteilungen zu allen Tages- und Nachtzeiten in Empfang nehmen zu können. So kann um Mitternacht eine Depesche die Endeckung eines Kometen melden, der dann noch in derselben Nacht beobachtet werden kann. . . . Das Telephon funktioniert daher nach den Amtsstunden in der Wohnung eines verheirateten Astronomen. Ist das Wetter in der Nacht schön, so ist der Astronom in der Kuppel und das Telephon

wird von seiner Frau bedient, und nur bei schlechtem Wetter wird die Nachtruhe des Astronomen seltener gestört. . . Was kann aber der Astronom oder auch der Meteorolog auf der Hohen Warte nach einem Erdbeben machen!? . . . Alle Beobachtungen des Publikums kommen genug zeitig an, wenn sie am folgenden Tage der Zentralanstalt schriftlich mitgeteilt werden. Es wird daher auch verständlich sein, wenn gestern nach den ersten einander jagenden Anfragen das Telephon der Sternwarte einfach außer Funktion gesetzt wurde.«

* * *

Ah dös gibts bei uns nöt!

»... Liest man die Schilderungen der Schreckensszenen, die sich in West- und Süddeutschland abgespielt haben, als sich der Boden bewegte, so kann man bezüglich Wiens beruhigt sein. Die größeren Bodenbewegungen, die in den letzten Jahren Mitteleuropa heimgesucht haben, sind an Wien immer fast spurlos vorübergegangen. Seit dem Erdbeben vom Jänner 1908 ist es nie so weit gekommen, daß man in ganz Wien einheitlich eine Bodenbewegung verspürt hätte. So war es auch gestern . . . . Wien steht auf gutem Fundament und die Erdbebengefahr ist für unsere Stadt zum Glück eine minimale.«

* * *

Nicht auszudenken

»Gestern abend mußte der Beiwagen der Linie ‚Klosterneuburgerstraße' der städtischen Straßenbahnen an der Ecke des Franz Josefs-Kais und des Schottenringes halten. Die 28jährige Schlossergehilfensgattin Resi P. . . . hatte um Assistenz wegen ihres Befindens gebeten. Der Sicherheitswachmann Johann Grill ersuchte nun die zahlreichen Passagiere, den Wagen zu verlassen. Dann brachte die Frau unter Assistenz des Sicherheitswachmannes und des Kondukteurs ein gesundes Mädchen zur Welt. Inzwischen war ein Train der Rettungsgesellschaft vorgefahren. Der Inspektionsarzt brachte die Frau in ihre Wohnung, Klosterneuburgerstraße Nr. 88.«

Jammer über Jammer! So greift der Beiwagenkondukteur ins Leben. Er tutete und die Mutter erschrak, glaubte daß es schon an der Zeit sei, und siehe, es war ein Mädchen. Was wird aus ihm? Wie wird es mit diesem ersten Tramway-Erlebnis fertig? In jähem Schreck zur Welt gefahren, von einem Trompetenstoß ins Leben gelockt, unter der Assistenz eines Kondukteurs und eines Sicherheitswachmanns geboren: wäre es ein Knabe, er hätte die Wahl. Wie wird sie im Geräusch und Geracker sich zurechtfinden? Als sie das Licht dieser Welt erblickte, war es gerade ausgeschaltet. Der Beiwagen krachte, die Tafel tanzte, der Kondukteur trat der Mutter auf die Füße, rief »Instign bidee!«, und vorn war eine Aufschrift »BZd—KB16« und es bedeutete Währing. Wie soll sich das Mädchen da auskennen? Der Kondukteur half, zwickte

etwas ab und fragte, ob das Kind unter zehn Jahren sei. Die Rettungsgesellschaft kam und das Kind erkannte, daß Dr. Charas an der Spitze sei. Nun gabs aber kein Zurück. Auch standen schon hundert Leute herum und die Zeitungen hatten bereits den Namen. Was für ein Leben beginnt da! Heute, wo man alles auf frühe Eindrücke der Kindheit zurückführt, kann man es sich an den Fingern ausrechnen. Ein Trompetenton gellt durch ihre Tage. Sie wird einen Trompeter lieben und man wird wissen, was es bedeute. Mußte es sein? Wenn Amtspersonen die Geburten fördern, sollten Hebammen sie nicht verhindern? Glücklich jene, die ein gütiges Schicksal im vordern Wagen geboren werden läßt! Sie werden Nichtraucher und ihr Leben gleitet dahin. Aber ein Fluch haftet an der Beiwagengeburt. Im Pferch geboren, wird dieses Kind von den lieblosen Menschen herumgestoßen werden. Der Beiwagen krachte, es klang wie Pamperletsch, und ein Verkehrshindernis kam zur Welt . . . Die Tute ist schuld. Sie wird uns noch alle ins Unglück stürzen. Was ist der Mensch, und was hat nicht alles in einem Beiwagen Platz! Der Kondukteur ist Herr über Geburt und Sterben. Wenn wir einsteigen, wenn wir umsteigen, wenn wir aussteigen: er tutet. Treten wir in dieses Leben voll Schweiß und Qualm, tut er tuten. Und erlöst uns der Tod, tut er in der Tat auch tuten.

* * *

Aber natürlich

».. Darum dürfte die Idee des Kollektivkaufhauses ganz besonders zum Herzen der Wiener reden, die gern dem Zuge der Zeit folgen, aber ihre ursprüngliche persönliche Note bewahren wollen. Denn es läßt sich nun einmal nicht leugnen, daß der Wiener dem eigentlich amerikanischen Geschmack des Warenhauses durchaus kühl gegenübersteht und, seinem harmonischen Charakterzuge folgend, vorzieht, dort zu kaufen, wo er nicht nur Käufer, sondern in erster Linie Persönlichkeit ist . .«

Was steht zu Diensten Herr von Flohberger, immer wohlauf bei der Witterung, etwas Apartes für die Gnädige, der Herr Sohn gestern vorübergangen, uns aber nicht beehrt, mir haben sich noch alle gewundert, no ja momentan keinen Bedarf nicht, ujegerl bei die schlechten Zei — — Kistand, habdehre, pfehlmich, schamsterdiener, behren uns bald wieder die Dame!

* * *

Das Wiener Maß

»Und noch einen Wunsch haben viele Besucher des Musikvereinssaales: Die erste Reihe der Logen ist mit fünf Stühlen besetzt, die hinteren Reihen mit vier. Wer einmal in der ersten Reihe seinen Sitz eingenommen hat, der muß so regungslos bleiben wie die Karyatiden in seinem Rücken. Bei den wenigen Logen des Saales kann doch die Kassierung der paar Sitze nicht ins Gewicht fallen. Man denke sich fünf mit anmutiger ‚Molligkeit' begnadete Wienerinnen auf fünf so knapp aneinanderstehenden Sesseln, daß kein Finger dazwischen Platz hätte! Es ist nicht das schlechteste und undankbarste Publikum, das sich zu diesen Nachmittagskonzerten drängt . . . .«

* * *

Sturz aus allen himmlischen Reichen

»Da drüben im fernen Osten herrscht Revolution; aus tausendjährigem Schlummer erwacht, will sich das Himmlische Reich modernisieren und hat schon damit begonnen, als es den Zopf aus der Mode brachte. . . . In Peking angekommen, trat Kapitän P. in ein Restaurant mittleren Ranges, um die chinesische Küche kennen zu lernen. . Keine einzige chinesische Nationalspeise! Und zu guter Letzt fing noch ein hinter Palmen verborgenes Orchester zu spielen an. P. horchte auf. Endlich etwas Nationales, hoffte er! Aber was bekam er zu hören? Den Walzer aus der ‚Lustigen Witwe'.«

Die letzte Hoffnung bleibt, daß es eine Reklamenotiz ist, oder daß es sich im Falle der Wahrheit um eine Modernisierung der chinesischen Tortur handelt.

* * *

Die Märchen von Tausend und eine Nacht

sind ein Pofel gegen die

Fortsetzung der Schilderungen, welche aus den Erzählungen des Chefs des Teppichhauses Orendi anläßlich seiner Reise nach dem Orient behufs Einkaufes von Teppichen entnommen sind.

Und wir lauschten.

* * *

Ein mitleidgetränktes soziales Fünkchen

vermißt die ‚Arbeiter-Zeitung'. In Brüssel benahmen sich Tramway-Passagiere lieblos gegen den Kondukteur; aber, findet sie,

diese Szene könnte sich ebensogut wie in Brüssel in Wien oder Berlin, in Paris, London oder New-York abspielen, weil sich im Großstadtleben zwar genugsam sportliches Wohltun und theatralische Gefühlsseligkeit breitmachen, ein mitleidgetränktes soziales Fünkchen dagegen weit seltener aufglimmt.

Gut gegeben. Wo das Herz auf dem rechten Fleck ist, dort sitzt auch das Wort. Wie unsicher mag sich die Weltanschauung gefühlt haben, der das Wort »Nächstenliebe« einfiel. Ihre Gestalt blieb im Dunkel. Hier aber glimmt es auf, man erkennt ein Gesicht, und der uns allen liebgewordene Weltbeglücker mit der großen Schachtel bietet uns Hosenträger an, und wenn wir diese verschmähen, einen Kamm und wenns auch damit nichts ist, e Stückele Englischpflaster, das wir gern gegen e mitleidgetränktes soziales Fünkchen eintauschen.

* * *

Das Tierischeste

was ich in der letzten Zeit gelesen habe, sind:

der Theaterzettel von »Die Liebe höret nimmer auf«:

Bruno Sommerkamp, genannt »der feuchtfröhliche Bruno«, Dichter u. Komponist des musikalischen Lustspieles »Die Abderiten«	Hr. Reimers
Sebastian Müllberger, auch ein Komponist	Hr. Muratori
Bornelli, ein Opernsänger .	Hr. Zeska

— — — — — — — — — — — —

und die folgenden Sätze aus dem Musikreferat eines gewissen Batka, die absolut dazu passen:

Und gerne legt der Kritikus seine Merkerkreide in der Garderobe mit ab, um sich dem Chorus der genießenden Bewunderung anzuschließen.... Diesmal mußte Ludwig der Große das Podium mit Wolfgang Amadeus und dem blonden Johannes teilen und er schien wirklich gar nicht verstimmt über eine so distinguierte Nachbarschaft. Indem ich also gerne in den stürmischen Beifall des vollen Saales mit einstimme, sei die Frage gestattet, warum die illustre Vereinigung .... Mehr als die gefeierten Künstlernamen, deren Ruf längst feststeht, ziehen uns oft begabte Novizen an, in deren jugendlichen Zügen wir schon die Linien der künftigen reifen Künstlerphysiognomie ahnen möchten .... In Herrn Gürtler wächst unstreitig eine Hoffnung des deutschen Konzertsaales heran. »Holla Sixtus, auf den hab acht!«

Ich glaube, so sprechen sie alle, die mit Konzerten zu tun haben. Deshalb, wenn ich das Malheur habe, um zehn Uhr abends

durch die Herrengasse zu gehen, gehe ich lieber durch die Wallnerstraße.

* * *

Ich hab's gewagt!

Das hätte der Hutten nicht tun sollen. Die Folgen sind unabsehbar. Da trat zuerst einer auf, bewies, daß Fürst Eulenburg homosexuell sei, und rief: »Ich hab's gewagt!« Das Wort war nicht mehr zu brauchen. Aber nicht nur das Sagen, auch das Wagen war mit einem Male schäbig geworden. Neulich rennt mir eine alte Gräfin die Tür ein, aber nicht weil sie wegen Betrugs verfolgt wird, sondern um mir das erste Heft einer neuen Zeitschrift, für die sie sich einsetzt, hinzuwerfen, und was steht als Titel drauf? »Ich hab's gewagt!« Es ist eine Zeitschrift zur Förderung unbekannter literarischer Talente, und das Wagnis besteht offenbar darin, sämtliche Dilettanten Österreich-Ungarns auf einmal loszulassen. Das geschieht sonst nur gegen Bezahlung der Druckkosten, frisch gewonnen ist halb gewagt, aber hier scheint bloß ein unbekannter Idealist Mitarbeit und Abonnement zu schöner Harmonie vereinigen zu wollen, und mein Blick fällt auf das Wort »Flügelroß«. Gewaltig war der Andrang schon vor der ersten Nummer, die »fast ganz pränumeriert« ist, der Briefkasten platzt vor Dank, Zustimmung und Entgegenkommen, »nicht weniger als vier angesehene Bühnen stehen uns zur Verfügung«, und »daß wir zur Ausführung unseres Programmes über die denkbar besten Verbindungen verfügen, geht zur Evidenz daraus hervor, daß einer der anerkannt größten deutsch-österreichischen Dichter der Jetztzeit seinen Weg mit unserer Hilfe gemacht hat«. Und wenn man bedenkt, daß dies schon vor der ersten Nummer der Fall war, dann ist vielleicht das Wagnis nicht einmal so gefährlich und dem Mutigen gehört die Welt. Da wird mir aber schon die zweite Nummer ins Haus geworfen, das geht ja Schlag auf Schlag, und sie enthält nicht nur eine Biographie Ganghofers, der vielleicht jener anerkannteste Dichter der Jetztzeit ist, sondern »auch den bildenden Künstlern eine Gasse!« und hinten steht, daß die Temesvárer Zeitung begeistert ist, und jeder Dichter kriegt auch gleich seine Biographie. Da ist zum Beispiel Plawina. Er »hatte die Liebenswürdigkeit, uns einen Vierzeiler betitelt: ‚Zum zweiten Dezember (Österreichs Jubelkaiser)' zur Verfügung zu stellen, den wir bestens dankend zum Abdruck bringen«. Auch wir:

Herrscher zu werden ist schwer,
Gerecht zu herrschen noch mehr;
Von allen Völkern geliebt zu sein
Trifft nur unser Kaiser allein!

Und indem ich mich versenke, klopft der Postbote an die Tür und wirft mir ein Manifest des Buchhändlers H. herein, der die Zeit zu einer Proklamation an sein Volk gekommen wähnt, denn, ruft er, »als ich vor nun fünf Jahren aus der Journalistik mit beiden Füßen wieder in den Buchhandel hineinsprang«, wollte es vielen »und mir selbst recht gewagt erscheinen«. »Wird der Idealismus, der in der Erfüllung einer Kulturmission . . .« »und dann auf dem Bauernmarkt . . .« »im demütigen ‚Dienen' seine Aufgabe sieht . . .« »Manche Stunde des Zweifels und der Verzagtheit liegt in diesen fünf Jahren hinter mir. Aber nunmehr, da die Entwicklung meines Unternehmens mir die Möglichkeit einer wesentlichen räumlichen Vergrößerung und Neugestaltung desselben gibt, darf ich wohl sagen, daß das Wagnis gelungen ist«. Tiefe Bekennerworte aus ringender Kämpferbrust. Zum Schluß aber heißt es: »Schließlich last but not least«. Und flackernd sucht mein Auge etwas, ich muß es überlesen haben, und richtig, da steht es: »Ich hab's gewagt!«

* * *

Bergführer und Hopf
oder
Beginn einer Razzia auf Literarhistoriker

»Da es gewiß viele Zuhörer und Leser gibt, denen das Schimpfwort (‚Hopf') nicht geläufig ist, bei dem sich sogar unsere neuen Lexikographen nur auf Adelung zu berufen wissen, sei diesem Gewährsmann das Wort erteilt: ‚Hopf=Schopf, siehe Wiedehopf. Neuangeworbene Soldaten pflegen von den älteren aus Verachtung Hopfe oder Strutze genannt zu werden, wo dieses Wort eben das ist, was auf den Universitäten ein Pennal oder Fuchs, bei den Böttchergesellen ein Ziegenschurz und bei den Spitzbuben ein Wittstock ist.'«

Man rate: Wo, in welcher Art von philologischer Dissertation kann diese »Fußnote« vorkommen? Da man es nicht erraten wird, und ich nicht boshaft genug bin, den Hörer, der bei mir belegt hat, einen Hopf sein zu lassen, so will ich es verraten. Diese Fußnote steht in einer Burgtheaterkritik des Herrn J. Minor über das »Weite Land« in der ‚Österreichischen Rundschau'.

»Das Hotel am Völser Weiher, das im vorigen Jahre . . noch nicht einmal in der Absicht bestanden hat, ist in allerdings kleineren Dimensionen während dieses Sommers schon unter Dach und Fach

gebracht; und die Bahn von Atzwang, von der die Rede ist, soll als Schwebebahn zwar nicht über Völs, aber über Sankt Konstantin zum Weiher hinauf führen. Einen Aignerturm und eine Hofbrandhütte wird man zwar am Völser Weiher vergebens suchen und die ‚Alpenrose‘, die zwischen Kastelruth und Seis eine so herrlich gelegene Jausenstation bildete, ist leider eingegangen; daß aber der schneidige norddeutsche Gast, der über das lange Ausbleiben seiner Wäsche klagt, nicht so ganz unrecht hat, kann ich aus meiner Erfahrung bestätigen. . . . die elektrische Beheizung des Weihers zu Badezwecken . .«

Man rate: wo, in welcher Art von Führer durch Österreichs Alpen kann dieser Abschnitt vorkommen? Da man es nicht erraten wird, und ich nicht boshaft genug bin, den Touristen, der schon den Rucksack schnürt, zappeln zu lassen, so will ich es verraten. Dieser Abschnitt steht in einer Burgtheaterkritik des Herrn J. Minor über das »Weite Land« in der ‚Österreichischen Rundschau‘.

Die Germanistik ist ein weites Land; und ich habe die Wahl zwischen den folgenden Möglichkeiten. Eine alte Lieblingsidee von mir ist, Personen, die sich in überflüssigen Berufen unnütz gemacht haben, sagen wir Nationalökonomen, Historiker, Germanisten, in praktischeren Lebensfächern sich betätigen zu lassen. Wäre ich Regent, ich würde anordnen, daß Rollen umbesetzt, vertauscht, gestrichen werden, und so gut wie ich die Journalisten zwänge, Kolporteure zu werden, würde ich es durchzusetzen wissen, daß Professoren sich eine Zeit lang im Schankgewerbe umtun oder sich als Einspänner, Friseure, Bierablader versuchen. Ob es etwa geraten ist, einen Germanisten zum Souffleur zu machen, bleibe dahingestellt. Von mir aus könnte zwar Herr Minor dort, wo im »weiten Land« das Wort ›Hopf‹ fällt, fasziniert stecken bleiben und so eindringlich ›Hopf=Schopf, siehe Wiedehopf‹ flüstern, daß der Schauspieler aus dem Text kommt und die Vorstellung gestört wird. Aber schließlich ist zu bedenken, daß er dann auch, wenn der Hamlet vom Brodem eines eklen Betts spricht, ihm mit einem Brodem=Broden, siehe Dampf, Qualm, Nebel, Dunst, Ausdünstung ins Wort fallen könnte, und da sei Gott vor. Auch dürfte kein Souffleurkasten der Welt für einen so stattlichen Vollbart, wie er Herrn Minor ziert, Raum haben. Aber ist er denn nicht auch die schmucke Tracht der Männer, die vor dem Hotel am Völser Weiher stehen und sich dem Fremden erbötig machen, ihn zum Aignerturm oder zur Alpenrose um die Tax' hinaufzuführen und was der Herr sonst gern gibt? Herr Minor, von dem ich ohnedies nicht bezweifle,

daß er im Sommer mit nackerten Knien herumgeht, könnte gewiß zwischen Atzwang und Seis ein herrlich gelegenes Seminar halten, von Kastelruth bequem zu erreichen, lohnender Ausblick auf die Sturm- und Drangperiode und das pittoreske Tal der Romantiker, während man in zirka 1½ Stunden auf einem den Hang hinaufsteigenden Pfade,der in vielen Zickzackbiegungen und Schleifen an Mulden und Dolinen vorüberführt, zu einem grünen, felsigen Weideland gelangt, das sich hinten verflacht und eine prachtvolle Vegetation darbietet, und ohne größere Anstrengung das idyllische Dörfchen Schwatz erreicht, von wo ein guter Weg abzweigt, der ein großartiges Gebirgspanorama eröffnet und an öden Trümmern vorbei den Ausblick über die ganze Schmockerei gestattet. Jedenfalls bin ich fest entschlossen, den nächsten Sommer mich an Herrn Minor anseilen zu lassen. Sicher ist sicher. »Sagen wir noch«, sagt er zum Schluß seines Burgtheaterreferats durch die Schönheiten der Alpen, »daß Herr Balaithy ein sehr vertrauenerweckender Bergführer war«. Das ist gewiß kameradschaftlich gedacht; aber ich tue es nicht anders, ich nehme mir den bewährten Minor. Was Herrn Balaithy betrifft, so spielt er nur eine kleine Rolle im »weiten Land«, und man muß schon wie ich das Gehör für alle Aussprüche haben, die man nicht hört, um wetten zu können, daß der Baron Berger — auch ein gediegener Alpinist — diese Besetzung wie folgt gerechtfertigt hat: »Es gehört zur Tradition des Burgtheaters« — und dabei hob sich sein Brustkorb, den Kosmos zu umfassen, und sein Auge glänzte wie ein Stern — »es gehört zur Tradition des Burgtheaters, die kleinsten Rollen mit ersten Schauspielern zu besetzen«. Natürlich hat er es gesagt und Herr Wittmann — den ich auch lieber im Gebirge sähe als im Parkett — schrieb pünktlich: »Es gehört zur Tradition des Burgtheaters . . .« Das mit der Tradition ist nämlich so. (Jetzt zieht mich Berger ins Gespräch, ich lasse Minor warten und verirre mich.) Das Burgtheater hat also in der Zeit, da es die großen Rollen mit ersten Kräften besetzen konnte, die kleinen Rollen mit ersten Kräften besetzt. Jetzt besetzt es die großen Rollen mit letzten Kräften und läßt die paar fähigen Episodisten, die es noch hat, statieren. Und es ist gewiß ein Unterschied, ob Meister wie Hartmann, Mitterwurzer und Lewinsky Königen und Staatsmännern, die im Hintergrund über die Szene gehen, das Gesicht von Königen und Staatsmännern gaben oder

ob ein Bergführer, der »Sell wohl« zu sagen hat, von einem Dialektschauspieler gegeben wird. Und wenn die Provinzbühne dritten Ranges, die heute das Burgtheater ist, sich erdreistet, an einer Tradition zu kleben, von der heute wirklich nur der Gefrornesmann auf der Galerie und vielleicht noch ein alter Logenschließer, auch dieser schon geborsten, zeugen können, so muß doch wohl einmal gesagt werden, daß es auch eine Schmutzkonkurrenz mit der Vergangenheit gibt und daß es unerträglich ist, wenn ein Ausverkauf von Galanteriewaren, der in einer geräumten Kunsthandlung provisorisch untergebracht ist, sich auf den guten Ruf des Geschäftes beruft. Ich werde wirklich noch grob werden, wenn ich den Herrn von Berger, der doch über alles sprechen könnte und nicht gerade auf die Tradition des Burgtheaters angewiesen ist, noch einmal diese anrufen höre! Daß sich ein Burgtheaterdirektor, der »Die Liebe höret nimmer auf« gespielt hat, in Gesellschaft zu gehen traut, zeugt von einem starken Unbewußtsein, und man versteht es, seitdem man erfahren hat, daß der Freiherr v. Berger nicht nur Alfred, sondern auch Maria heißt. Aber wenn schon nicht die Liebe zu Herrn Otto Ernst, dem Schöpfer des »feuchtfröhlichen Bruno«, so hat die Tradition des Burgtheaters endlich einmal aufzuhören! Doch das sind peinliche Sorgen des Alltags und es ist immer lohnend, von ihnen in die freien Berge zurückzukehren und zu Herrn Minor, der schon seine Pfeife stopft und wartet. Wir wollen aufbrechen, aber da fehlt uns eines: Wie stehts denn mit der Wäsch'? Minor hat uns gewarnt. Auch er kann aus seiner Erfahrung bestätigen, auch er beklagt sich über das lange Ausbleiben seiner Wäsche, und der Tourist spürt es, wenn beim Bergführer die Wäsche lange ausbleibt. Oben, auf der Hofbrandhütte, wo einem der Schwitz sakrisch herunterrinnt, wird die Situation unhaltbar, und man beschließt, sich zu beschweren. Der Dichter, der mit von der Partie ist, schreibt ein Stück, in dem es vorkommen wird, und der Referent wird es in die Österreichische Rundschau geben. Vorläufig ist es am besten, es dem Portier des Semmeringhotels zu sagen. Da erkennt aber der Dichter, daß es gut sei, auch den Portier in das Stück hineinzunehmen, und der Literarhistoriker findet, daß der Portier »wie es heißt, getreu nach dem Original« gezeichnet sei. Dann kommen die Kollegen von der Tagespresse, denen auch die Wäsche zu lange

ausbleibt, bestätigen, daß das »weite Land« die Seele sei, die ein weites Land ist, wie ein Hoteldirektor gesagt hat, daß der Portier täuschend getroffen sei und das Stück ein Hotelschlüsselstück. »Schnitzler getraute sich nicht recht eine lebende Person auf das Theater zu stellen. Erst nach längeren Beratungen mit guten Freunden« entschloß er sich. Dann kommen die Kulissenplauderer und verraten, daß der Schauspieler mit dem Dichter auf den Semmering gefahren sei, »um an Ort und Stelle Studien zu machen«. Und was sonst noch für köstliche Geheimnisse sind, die das gelobte weite Land eröffnet. Doch ist es notwendig zu Minor zurückzukehren, der wieder zum Aufbruch mahnt und ungeduldig fragt, ob er denn ein Bergführer oder ein Hopf sei. Nachdem wir ihn beruhigt und ihm versichert haben, daß er beides sei und außerdem ein Literarhistoriker, gibt er uns schmunzelnd und indem er »Sell wohl« sagt, die neueste Nummer der Österreichischen Rundschau zu lesen, von der wir bisher geglaubt haben, daß sie nur auf Lloyddampfern zur Herbeiführung der Folgen der Seekrankheit gehalten wird, aber zu unserem Erstaunen nunmehr ersehen, daß sie auch auf den hohen Bergen aufliegt. Als Kenner gefährlicher Touren versichert uns Herr Minor darin, daß Schnitzler, der »auf dem Umweg über die Novelle und den Dialog zum Drama gekommen ist, heute allein noch auf der Bühne lebendig« sei. Alle andern sind Opfer der Berge. »Ibsen ist nicht, wie man erwarten und wünschen konnte, zum Eckstein des deutschen Theaters geworden«. Doch damit sind wir plötzlich wieder in jene Ebene des Lebens gelangt, wo die Köter der Literatur den Ecksteinen ihre Mißachtung ausdrücken. Im Fußumdrehn sind wir aber wieder oben. Denn: »Hauptmann hat seit längerer Zeit versagt«. Er hat sich an Minor nicht angeseilt. Er hat nicht die genagelten Stiefel des Herrn Schönherr angehabt. Er hat, was er schreibt, sich selbst zuzuschreiben. Er ist matsch. Und dennoch glaube ich, daß nach fünfzig Jahren, wenn Glaube und Heimat und Nobelpreis und weites Land und alle dii minores vergessen sein werden, man an dem abgestürzten Hauptmann Wiederbelebungsversuche machen wird und daß der Dichter der Pippa die Augen öffnen und sagen wird: er habe sich nur tot gestellt, um dem lästigen Bergführer zu entkommen, und er habe die Zeit verschlafen wollen, in der Herr Paul Goldmann lebte und die schwitzenden Geister, denen die Wäsche lange ausblieb;

inzwischen werde sie ja doch endlich gekommen sein. Aber was sehe ich? Neben Hauptmann liegen noch andere am Wege, die Herrn Minor nicht folgen konnten oder nicht folgen wollten: »Holz und Schlaf und Sudermann haben es auch, als sie Wasser in ihren veristischen Wein zu schütten begannen, zu keinem dauernden Erfolg mehr gebracht. Halbe, Hirschfeld und Langmann haben . . .« Während Schnitzler »die Klaue des Löwen sehen läßt«. Es ist freilich gefehlt, einem alten Bergführer, anstatt ihm die Klaue des Löwen zu zeigen, Wasser in den Wein zu schütten und dadurch einen alten Phrasenkletterer zu reizen. Aber daß Johannes Schlaf so etwas getan haben soll, ist die Beschuldigung eines Führers, der nicht mehr mitkann und darum aus Bosheit den Geführten beim Fuß herunterzieht. Das Alibi eines Bergführers, der zum Totengräber wurde. Daß er dabei so leichtfertig verfährt, einen Gerhart Hauptmann in dasselbe Massengrab zu werfen, in das die Herren Sudermann, Halbe und Hirschfeld förmlich hineingeboren wurden und in dem sie schon gelegen sind, ehe sie Herr Minor mitnehmen wollte — ist ein Kapitel für sich, um sich bei der Hoteldirektion zu beschweren. Damit könnte die Beschwerde über das elende Deutsch dieses kreuzbraven Älplers in einem gehen. Denn: Schnitzler »zuckt nicht mit einer Wimper dabei, wodurch er uns seine Zustimmung oder seine Abneigung verraten könnte.« »Mütter, die auf die verheiratete Geliebte ihres Sohnes zugleich sehr gut und sehr böse sind«. »Er gründet sich als Hoteldirektor in den Dolomiten eine neue Existenz und hat sich, obwohl die Kinder in der Umgebung nicht selten seine Züge tragen, nach Jahrzehnten noch so wenig über ihren Verlust getröstet, daß ....« (Über wessen Verlust? Der Jahrzehnte, der Züge, der Umgebung, der Kinder, der Existenz oder der Dolomiten? Nein, der Gattin.) »Es wird aber so sein, wie im ‚Baumeister Solneß', nämlich daß Erna in dem von Jugend an Geliebten den starken und rücksichtslosen Willen, in dem sie sich mit ihm begegnet, in der Gefahr der Verkümmerung sieht und ihn nicht bloß lieben, sondern auch retten will; jedenfalls ist sie in dieser Gesellschaft . . . . in einem Höhenrausche... in der nächsten Nacht im Hotel . . . nicht mehr hat in den Tod gehen lassen, sondern ihn erhört und in seinen nächtlichen Umarmungen . . .« Ein Schauspieler aber gefällt Herrn Minor so gut, »daß es den Anschein hat, als ob von dieser Seite ein vollgiltiger Ersatz für Kainz im Burgtheater selber im Ausreifen wäre.«

Und so etwas verleiht Dichterpreise, sitzt in allen Ausschüssen der Unsterblichkeit und ist, sooft die Literatur das Bedürfnis hat, sich aufs hohe Roß zu setzen, zur Stelle. Herr Jakob Minor soll eine lesbare Schiller-Biographie geschrieben haben. Ich glaube es nicht, aber es ist möglich. Daß er keine lesbare Schnitzler-Kritik geschrieben hat, ist sicher. Immerhin glaube ich, daß es mir geglückt ist, den Wert der Historik an jenen Vertretern gezeigt zu haben, die von der Gegenwart so exemplarisch blamiert wurden. Mein von künftigen Historikern unbestrittenes Verdienst ist es, zwischen Leben und Phrase aufgeräumt und jene Typen definiert zu haben, die bloß die Kruste der Phrase sind. Wenn es mir gelungen ist, nachzuweisen, daß diese bärtigen Gräuel, die uns mit Salbung und Bildung das Leben besprenzen, nur ein schwacher Abklatsch von Lustspielfiguren aus den Siebzigerjahren sind, so bin ichs zufrieden und ich dürste nicht nach dem Ruhm, schon jetzt dafür in den Brockhaus zu kommen. Aber ich suche den Burschen, der diesen und den Meyer mit zeitgenössischer Literatur versorgt. Ich will mich einmal, wenn mich die Flöhe des Tags auslassen, den Wanzen der Unsterblichkeit widmen und zeigen, mit welcher Gründlichkeit das Publikum belogen wird und mit welcher Frechheit dieselbe Clique, die die Literaturwerte des Tages kotiert, an der Börse des Nachruhms ihre Geschäfte macht. Die Leute, die den Blick über die großen Zusammenhänge und das Talent für die guten Verbindungen haben, vom Katheder zu stoßen und den Historiker als rückwärts gekehrten Schapsl zu entlarven, ist nachgerade eine unabweisliche Pflicht geworden. Der Journalismus hat die Welt mit Talent verpestet, ~~die~~ der Historizismus ohne dieses. Hier muß tief in den Boden geschnitten werden, den das Handwerk hat. Es gibt auch eine Zeitexotik, die der Unbegabung ganz ebenso zu Hilfe kommt wie die Behandlung ausländischer Milieus. Entfernung ist in jedem Fall kein Hindernis, sondern das Mimikry mangelnder Persönlichkeit. Der Historiker lebt davon, daß er zurückschreibt, und kaum einer von jenen, die in historischen Kreisen als Künstler gerühmt werden, könnte in journalistischen als Reporter Karriere machen. Eher kann schon einer, der nicht nachkommen kann, und weil er kein Hopf sein will den Andern herabzieht, ein vertrauenerweckender Bergführer sein.

* * *

Selbstanzeige

Magdeburger Generalanzeiger, 19. August 1911:

Kürnberger anzureihen ist ein jetzt lebender Wiener Satiriker Karl Kraus, der bei Albert Langen in München schlechte Aphorismen (›Sprüche und Widersprüche‹), eine scharf abzulehnende Satire ›Heine und die Folgen‹ und einen Feuilletonband ›Die chinesische Mauer‹ herausgegeben hat. Kraus ist bei Kürnberger in die Schule gegangen. Wie dieser mokiert er sich über die Masse der Leute, die in Wien überall dabei gewesen sein wollen und glücklich sind, wenn sie ›unter anderen‹ in den Zeitungen genannt werden .... Dem großen österreichischen Jammer geht er ganz aus dem Wege, zu dessen satirischer Verulkung fehlt es ihm anscheinend an Kraft. Unausstehlich ist Kraus, wenn er sich an Größen wie Maximilian Harden oder dem bedeutendsten Wiener Literarhistoriker Jakob Minor reibt. Der kleinste Teil der Lebensarbeit dieser beiden wiegt Kraus' gesamte Schreiberei bei weitem auf. — Aus anderem Holz geschnitzt ist Hermann Bahr ....

Dr. F. Hirth

* * *

Brahm, Kleist, Bahr und ich

›Brahm — ein echt märkischer Mensch ... Denn dies macht ihn so stark, daß er sich genau kennt, daß er genau weiß, was er kann, und daß er will, was er kann, alles will, was er kann, aber niemals mehr und niemals anderes will, als er kann ... Daher auch sein Interesse für den Fall des unglücklichen Kleist. Indem Brahm Kleists Leben erzählt, vertuscht er nichts und beschönigt nichts.

Kleist war nicht ein Mensch, an dem man eine Freude haben kann. Er wäre so gern ein rechter Preuße gewesen, aber die besten Eigenschaften des Preußen fehlten ihm. Er war voll Verlangen nach einer sittlichen Größe, aber ohne die Kraft dazu... denn es kommt, gar bei solchen moralischen Amphibien, am Ende wahrscheinlich viel weniger darauf an, Großes oder Schönes einmal zu erleben als, wenn der Augenblick entwichen ist, davon etwas für sich übrig zu behalten... Brahm vertuscht das nicht und beschönigt nichts, er tadelt es auch nicht, er stellt es dar.‹

Bahr — ein echter Linzer, an dem man eine Freude haben kann. Ohne Verlangen nach sittlicher Größe, aber dafür ohne Kraft ... Denn dies macht ihn so schwach, daß er sich nicht genau kennt, daß er zwar genau weiß, was er will, aber nicht kann, was er will, nichts kann, was er will, immer weniger und immer auch anders kann, als er will... Daher auch sein Interesse für den Fall des glücklichen Brahm, der das Lessingtheater hat... Er wäre so gern ein rechter Bayreuther gewesen, aber die besten Eigenschaften des Bayreuthers fehlten ihm... denn es kommt bei solchen moralischen Amphibien weniger darauf an, etwas zu erleben als etwas zu behalten... Ich vertusche nichts und beschönige nichts, ich tadle es auch nicht, ich stelle es dar.

* * *

Nicht Berger allein, auch Bahr hat einen Vater und auch der war ein Liberaler vom alten Schlag.

›Nun kann man sich denken, was es für diesen aufrechten, seines Glaubens so gewissen, bei großer Milde doch sehr standhaften alten Mann gewesen sein muß, als sein eigenes Fleisch, zum erstenmal von der Universität zurück, ihm in unserem stillen Garten gleich am ersten Tage mit der vergnügten und grausamen Sicherheit der Jugend den Bankrott des Liberalismus erklärte. Das war nämlich die neueste Nachricht, die ich aus Wien mitgebracht hatte: ‚Der Liberalismus ist aus, eine neue Zeit bricht an, Platz für uns!‘ Und ich sehe noch den ratlosen Blick meines alten Herrn und höre seine Stimme noch beklommen fragen: ‚Was hat man in Wien aus dir gemacht?‘ Dann stand er auf, ging zwischen den kleinen Beeten durch den engen Garten hin und sagte von Zeit zu Zeit bloß immer wieder: ‚Was ist denn nur mit dir geschehen, was ist denn geschehen?‘ ...‹

Diese Szene ist von Kotzebue und zwar aus dem ›Hyperboreischen Esel›, den Herr Franz Blei, der Feinschmecker, da es ihm gelungen war, ein Exemplar bei einem Antiquar aufzutreiben, noch einmal hat drucken lassen. Es ist eine niedrige und öde Philistersatire auf die beiden Schlegel, lesenswert nur durch die verspotteten Zitate aus den ›Fragmenten‹ und der ›Lucinde‹, die dem in der Residenz verdrehten Studenten in den Mund gelegt werden. Herr Bahr empfindet die Situation des Erlebnisses heute auf kotzebuisch. Ich aber habe den Kotzebue parodistisch zu einer Zeit schon auf ihn angewandt, wo ich noch keine Ahnung hatte, daß er die Situation einmal erlebt habe. Denn als er mir mit freiheitlichen Tiraden gegen Staat und Kirche beispringen wollte, weil mir die freiheitliche Presse einen Saal abgetrieben hatte, nahm ich die Stimme des bekümmerten Alten an, der den Heimgekehrten nicht wiedererkennt und ihm dennoch wohl genug will, um ihn nicht in sein Verderben rennen zu lassen, und sprach mit dem Finger drohend: ›Geh' er mir, er ist ein Freigeist. Sehe er zu, daß er es nicht gegen die Presse sei‹. Dieser Satz wurde mir durch einen Druckfehler entstellt. Das kann Herrn Bahr nicht passieren, da er lauter sichere Sätze schreibt, die durch einen Druckfehler nicht zu entstellen sind. Das Buch, dem die Reminiszenz entnommen ist, heißt ›Austriaca‹ — was aber Herr Harden als Druckfehler für Austriacos ansehen könnte — und ist im Verlage des Herrn S. Fischer in Berlin erschienen, den kürzlich die deutsche Literatur gefeiert hat, weil es auf den Tag fünfundzwanzig Jahre waren, daß er nicht mehr Möbel in Budapest verlegt. Als Vertreter der Wiener Literatur war ein Trebitsch anwesend.

* * *

Maria Freiherr von Berger

hat die Rede, die er vor Hartmanns Leiche nicht halten konnte, vor Sonnenthals Büste losgelassen. Wir hörten also:

Es ist den großen Toten des Burgtheaters immer heilig gewesen, daß sie nicht völlig gestorben sind, daß sie unter uns weilen, daß sie wirken und schaffen, daß sie vor uns schweben wie eine heilige künstlerische Gemeinde, die das Ideal, nach dem wir machtvoll streben, schon besitzt und für die Ewigkeit bewahrt. In diesem Fortleben der Toten, darin bestehen das Herz und die Seele dessen, was man die Tradition des Burgtheaters zu nennen pflegt. Heute geht Sonnenthal ein in den Kreis dieses heiligen und ewigen Burgtheaters, und im Namen des Hoftheaters begrüße ich bei diesem Anlasse ihn . . . . im Namen aller jener, die das Recht haben, sich zum lebendigen, strebenden Burgtheater zu zählen.

Wenn es sich nicht um einen sträflichen Mißbrauch der Metaphysik für Repertoirezwecke handelt, so habe ich nur die eine Frage am Herzen: Wann tritt er auf? Wann treten sie auf? Ich will hineingehn, ich war schon so lang nicht drin!

»Die Rede Baron Bergers wurde namentlich in jenem Teile, der den Einfluß Sonnenthals auf die Burgtheatertradition behandelte, mit beifälligem Murmeln aufgenommen.«

Was Schauspieler untereinander sprechen, muß nicht immer Respekt bedeuten, wenn es wie beifälliges Murmeln klingen soll. Aber es ist belanglos, was dieses machtvoll strebende Ensemble spricht oder murmelt. Ach, sie leben alle! Ein Trost, daß wir noch die großen Toten haben. Jene, denen es immer heilig gewesen ist, daß sie nicht völlig gestorben sind, daß sie, wenn eine neue Kraft engagiert wird, einspringen und der Direktion aus jeder Verlegenheit helfen können. Sie sind überlebenslänglich mit unkündbarem Kontrakt engagiert. Man mag über den Niedergang des Burgtheaters schimpfen, so viel man will: solange es noch seine Toten hat, sind die Lebenden ersetzlich. Freilich, was aber dann, wenn auch jene —? Mein Gott, auch die Toten werden alt. Nun, dann rückt eben die nächstvordere Generation heran, für Vorwuchs ist am Burgtheater immer gesorgt. Nur nicht verzweifeln, jede Lücke, die ein Lebender hinterläßt, wird sofort durch die Erinnerung ausgefüllt, heutzutag ist die Tradition die beste Agentur. Auf Herrn Höbling, dessen schmerzlicher Gewinn noch unvergessen ist, folgt Herr Reimers, dieser macht Sonnenthal Platz, ist's auch mit ihm nichts mehr, wird Anschütz berufen und im äußersten

Fall gelingt es, die Herrn Lange und Stephanie zu gewinnen. Und der von Gottsched vertriebene Hanswurst steht ohnedies für alle Fälle bereit.

* * *

Aber uns Wienern tut es not

»Der wahre Held, den seine Tat und Schöpfung machtvoll überdauert, bedarf des Denkmals nicht. Aber uns Wienern tut es not. Wir wollen ihn, den Ahnherrn des Kaiserhauses, Österreichs Begründer, in unserer Mitte haben. Ein Zeuge unseres Lebens soll er sein. Mit unsern Augen wollen wir ihn seh'n! Und wenn Gefahren Österreich bedräu'n, dann soll sein Erzbild mit dem Trost uns stärken, daß Rudolfs hohe Kraft, die Öst'reich schuf — Gott sei's gedankt! — noch heute lebt und waltet!« Bei diesen letzten Worten erhob sich das Publikum von den Plätzen.

Dann kam Alfred Grünfeld. Von wem der Prolog ist, wer ihn hinreißend gesprochen hat, das brauche ich doch nicht ausdrücklich zu sagen? Es handelt sich, wie man sieht, darum, daß die Wiener nach siebenhundert Jahren es endlich satt haben, ohne ein Denkmal Rudolf von Habsburgs dazustehen. Mit Karl dem Großen waren dieselben Scherereien, dann hieß es wieder, ja, es geht nach der Anciennität, wird einer übersprungen, fallen die Vereine über die Behörden her, es ist ein rechtes Gfrett. So müssen alle warten, und eher kriegt einer in Wien ein Telephon als ein Denkmal. Aber wie? Der Schauspieler Kainz, der erst ein Jahr tot ist —? Ja, das war ein Ausnahmsfall. Das hätten die Wiener wirklich nicht länger ausgehalten. Nullen wie Nestroy und die Wolter werden immer für denkmalsfähig erklärt und ein Kainz sollte es nicht haben? Shakespeare hat den Hamlet geschrieben und der Darsteller des Hamlet sollte noch länger ohne ein Denkmal sein? Das hätte der Siegfried Löwy nicht überlebt. Und was wäre die Folge gewesen? Wir wollen ihn in unserer Mitte haben, hätte einer gerufen, den ich nicht ausdrücklich nennen muß, und kein Zweifel, das Löwydenkmal, das uns Wienern, wenn wir es uns auch nicht gestehen wollen, schon heute not tut, wäre zustandegekommen. Jetzt muß er sich — der Besten einer — mit der Ansichtskarte begnügen, die den denkwürdigen Augenblick zeigt, wie er dabei war. Diese Gelegenheit benützte nun ein Erdbeben, um einzutreten. Es glaubte sich unbeobachtet. Aber Löwy, der viel schlauer war, ging sofort ans Telephon und sagte es der Neuen Freien Presse.

* * *

Zwei Meister

sind kürzlich zu Ehren gekommen. Der erste:

Da wir in seinem eleganten Heim in der Köstlergasse plaudernd beisammensitzen, erzählt er mir von seinem Werdegang.

Wer ist der Mann, der einen Werdegang hat?

Glauben Sie mir, jedes Jahr nach den Kämpfen, Aufregungen und Enttäuschungen eines neuen Werkes, die man in den verschiedenen Etappen mitmacht —

Wer ist der müde Kämpfer?

— das Hangen und Bangen in schwebender Pein: wird das Stück auch gehen oder nicht? — dann plötzlich von der Kassierin die freundliche Tröstung, daß gerade die Börse flau sei, oder die Leute »vor dem Zins« stehen — u. s. w., nach all dem nehme ich mir jedes Jahr fest vor: »Ich schreibe einen Schwank!«

Wem entrang es sich? Wer warf trotzig so sein Bekenntnis der Welt ins Gebiß? Kein geringerer als Leo Stein, der eine Epoche eingeleitet hat, denn er ist der Mitlibrettist der »Lustigen Witwe«, welche, wie der Literarhistoriker, der das Interview besorgt hat, sagt, »wohl als der Ausgangspunkt der neuen Hochkonjunktur in der Operette gelten darf«. Ob sie es darf! Und nichts ist augenblicklich wichtiger, als dem Publikum das interessante Profil des Meisters zugänglich zu machen, der von sich sagen kann:

Ich bin ein gebürtiger Pole aus Lemberg und begann meine literarische Laufbahn sehr früh . . .

und autobiographisch fortfährt:

Da war einmal Charles Weinberger bei einer Aufführung. Er brachte mich mit Horst zusammen und so entstand meine erste Operette für Weinberger: »Lachende Erben« . . . Dann kam eine nach der anderen — erlassen Sie es mir, sie alle aufzuzählen!

Aber der Künstler ist müde und seufzend meint er:

Ja, es wird in der Tat immer schwerer, das Publikum zufrieden zu stellen.

Der Interviewer fragt, wie man das eigentlich mache, daß eine Operette zieht. Der Meister antwortet:

Wenn sie ziehen soll, muß es in den ersten fünfzig Aufführungen Leute geben, die sechs-, sieben- bis achtmal hineingehen. Da kommt's vor, daß der Billeteur sagt: »Sehen Sie, der alte Herr da ist schon zum siebenten- oder achtenmal herinnen.«

Der Interviewer lauscht. Da richtet sich Stein auf und ruft

Ich glaube, man hat noch von Keinem gehört, der — wie es bei der ‚Lustigen Witwe' der Fall war — sechsunddreißigmal oder öfter bei »Alt-Heidelberg« oder bei »Glaube und Heimat« gewesen wäre.

Nun wäre es ja — Namen nennen! — viel wichtiger, den Mann, von dem so etwas behauptet werden kann, statt des Herrn Leo Stein zu besichtigen. Aber der Interviewer hat nur Aug und Ohr für diesen und fragt:

Ist ein Fortschritt in der Operette, soweit sie das Buch betrifft, zu konstatieren, und welche weiteren Entwicklungen würden Sie für notwendig erachten?

Wer den Glauben an die Menschheit nicht verloren hat, wird auf die Antwort gespannt sein.

Es wäre gewiß reizvoll, einmal vor dem zweiten Finale den Chor wegzuschicken, wenn das Publikum dazu zu erziehen wäre, den überflüssigen Chor nicht schmerzlich zu vermissen und den waghalsigen Librettisten nicht zum Opfer seiner Reformation zu machen.

Indem nun der Tollkühne, den sie einen Reformator nennen, eben daran ist, die neuen Maßnahmen, die er getroffen hat, zu erörtern, und wir gerade im angeregtesten Gespräch sind,

tritt die scharmante Gattin des Hausherrn ins Zimmer und beteiligt sich an der Konversation. Sie klagt mir, daß ihr Mann sehr oft recht bittere Stunden habe und sich alles viel zu sehr zu Herzen nehme.

Der Interviewer aber

blickt sich in dem reizenden, mit Kunstwerken und Erinnerungen an künstlerischen Triumphen reich geschmückten Raum um

und tröstet. Künstlers Erdenwallen! Nun, die Nachwelt wird den Stein reichlich dafür entschädigen, daß die Börse mitunter so flau war. Und gibts denn nur materielle Interessen? Ist es nicht das Schaffen selbst, das Schaffen mit seinen vielfachen Überraschungen, was den Künstler beglückt und ermutigt? Fürwahr:

Bei »Lachende Erben« hatten wir ursprünglich vier Akte geschrieben und gerade von dem vierten Akt, der nach unserer Meinung eine Menge lustiger Situationen und trefflicher Nummern hatte, versprachen wir uns den Erfolg des Abends. Dieser Akt wurde nun nach der Generalprobe einfach weggestrichen, ohne daß es am Abend ein Mensch bemerkt hätte. Das ist noch heute Altmeister Blasels, der damals Direktor war, größter Stolz.

Das sind so gewisse Entschädigungen, die dem Schaffenden zuteil werden. Aber was nützt das alles:

ich kann wirklich nicht mehr länger mitmachen, ich bin all diesen Aufregungen nicht mehr gewachsen.

Steins Biograph ist der stadtbekannte Idealist Dworatschek, der sich hinter dem Pseudonym Paul Wilhelm nicht so tief verbergen konnte, um nicht vom österreichischen Staat

erkannt und mit einem monatlichen Fixum bedacht zu werden. Der österreichische Staat ist nämlich jener Mäcen, der sich nicht nachsagen läßt, daß er für die Dilettanten weniger übrig habe als für die Routiniers. Herr Felix Salten bezieht zwar kein Stipendium, wird aber dafür anderweitig offiziell gewürdigt. Seine Biographie hat kürzlich der Regierungsrat Smolle verfaßt, dessen Name als der eines »bekannten Schulmannes« in aller Munde ist. Saltens Biograph schreibt:

Wir dürfen ihn wohl als Wiener bezeichnen, wenn er auch — am 1. September 1869 — in Budapest das Licht der Welt erblickt hat. Salten war erst einige Wochen alt, als die Eltern nach Wien übersiedelten. Seine ersten Lebensjahre verlebte er in dem sogenannten Krones-Häuschen in Heiligenstadt und gegenwärtig wohnt er in einer Villa des Cottageviertels. Aus dem XVIII. und XIX. Bezirke ist er gar nicht herausgekommen.

Wie, dieser Meister, der nicht nur ein Altbudapester, sondern sogar ein Altwiener ist oder vielmehr ein Altwähringer, wäre also erwiesenermaßen nie in die Innere Stadt gekommen? Nie in die Hofburg? Das kann nicht sein! Smolle korrigiert sich denn auch:

Außer auf weiten Reisen, die ihn nach Frankreich, Italien, England führten und seine Lebensanschauungen vertieften und bereicherten, war Salten nie lange Zeit von Wien abwesend.

Die vielen Weltanschauungen, die man mitbringt, lohnen schon einen kleinen Abstecher von der Gegend des Krones-Häuschens. Und daß sich der Mann in der Hofburg wie in seiner Westentasche auskennt, gibt doch auch Smolle zu, wenn er sagt,

Salten verblüffe uns durch die Kunst, mit der er in die Denkungsweise und Motive der Menschen, auch wenn sie eine Krone tragen, einzudringen vermag.

Wem sagen Sie das, Smolle!

Salten ist ein Menschenkenner durch und durch. Er leuchtet mit dem scharfen Licht seiner Satire selbst in die geheimsten Winkel und verborgensten Ecken der menschlichen Gesellschaft und geht auch dem Schlüpfrigen und Anstößigen nicht aus dem Wege . . .

rühmt der Schulmann, setzt aber gleich hinzu:

Doch ist es ihm niemals um die Frivolität als solche zu tun. Wie ergreifend ist z. B. trotz des abstoßenden, ja Ekel erregenden Milieus, mit dem er uns vertraut macht . . .

Bin ich jetzt erschrocken! Ich hab schon geglaubt, daß auch der bekannte Schulmann Smolle dem Herrn Salten, wie es so viele tun, fälschlich die Autorschaft der geschickten Schweinerei von der »Mutzenbacher« zuschreiben und diese gar künstlerisch recht-

fertigen wolle. Aber Smolle meint Gottseidank nicht die Peperl, sondern die kleine Veronika und schließt mit der Hoffnung:

Er steht ja noch in der Vollkraft seines Schaffens und seine bisherigen literarischen Leistungen berechtigen uns vollauf, an unsere Erwartungen einen hohen Maßstab zu legen.

Smolle, der bekannte Schulmann, bescheidet sich damit, an seine Erwartungen einen hohen Maßstab zu legen. Er unterschätzt den Dichter. Dieser — nicht müde wie der schwermütige Leo Stein — kann noch viel mehr als Smolle glaubt, und es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden, als eines Schulmanns Weisheit sich träumen läßt.

* * *

Ein Epigone

Jetzt, da der Erzherzog Ferdinand Karl resigniert hat, kann auch ein Salten nicht mehr dem allgemeinen Drang der Hochgebornen, sich zu verbürgerlichen, widerstehen und kommt in die Freie Presse, die ihn wie einen Bissen Brot braucht. Da geschieht aber etwas Höllisches. Es stellt sich nämlich heraus, daß dieser erlauchte Stil in den Jahren, da die Freie Presse auf ihn schon wartet, Junge bekommen hat, und daß es Salten-Epigonen gibt. Warum schließlich nicht? Dieses Leben ist nicht darauf eingerichtet, seine Werte rein zu erhalten, und es gibt ja sogar Gerstl-Annoncen, vor denen gewarnt wird, weil sie nicht die echten sind. Da aber der Chefredakteur der ‚Zeit' aus Jassy ist und sich hüten wird, das Genre zu wechseln, so hat er einen genommen, der den feudalen Ton genau so trefft und noch besser. Der neue Mann ist ein vornehmer Holländer, namens van Toq, hat aber, um nicht aufzufallen, das Inkognito eines Wantoch gewählt. Indes er schreibt so, daß die Version aufgetaucht ist, es sei wieder nur ein nom de guerre für den Grafen Salzmann, der sich bekanntlich hinter dem Pseudonym Salten verbarg. Was an diesem zuerst aufgefallen war, das war etwas Brausendes und etwas Federndes, etwas Jauchzendes und etwas Schmetterndes, etwas Strahlendes und etwas Beschwingendes, einfach etwas Heiteres und etwas Prangendes, in ihm war das aufgeschlossene Antlitz und der Lebensunband des schönen Erzherzogs Otto, in ihm war der erlauchte Tumult eines Lebens, das zwischen Prinzenflucht und Concordiaball, zwischen Redaktion und Pragmatischer Sanktion hin und hergeworfen wird, war die panaschierte Gala des Trauerrosses und die karessante Anmut des

Lippizaners, die galante Zärtlichkeit der Komtesserln, die noch ein bisserl verlegen sind, und die stolze Sicherheit der Lakaien, in ihm war der alte Windischgraetz und die Vickerl Festetics, in ihm war die Ambrasersammlung und die Kapuzinergruft. Wenn er, wohl wissend, welche Rücksichten er seiner Abkunft schulde, von diesen Dingen dennoch sprach, er hats nicht öfter als fünfmal in einem Feuilleton unterstrichen. Wie anders Wantoch! Er überfedert die Feder und überbraust die Brause. Erzherzog Ferdinand Karl hatte soeben resigniert, der Chefredakteur war in Verzweiflung, denn Salten wollte auch nicht mehr und es entstand eine Panik. Da hatte er die Geistesgegenwart, den Wantoch aufzudrehen, und nun kam alles heraus, brausender und strahlender denn je: Die federnde Karriere der Erzherzoge; die federnden Privilegien ihres Standes; ein Fortkommen, das in jauchzendem Triumph ans Ziel bringt; der wunderschöne Erzherzog Otto, der so jauchzend durchs Leben fuhr; der Zenith des Lebens, wo das moussierende Ungestüm der Jugend verbraust ist; und wie wenig ihnen daran liegt, im aufschmetternden Jubel sieghafter Heere ihren Namen klingen zu hören, wie Erzherzog Karl oder der Feldherr von Custozza, der Erzherzog Albrecht; das sausende Tempo des Ehrgeizes; das gewaltig beschwingende Sprungbrett ihrer Geburt; das heitere, exklusive Namensprivileg seines Standes; Ferdinand Karl Burg: darin ist nicht das geringste Erinnern an das frühere, heiter beschwingte Leben; immer ein heiter strahlendes Lachen im aufgeschlossenen Antlitz; daß er diese Zutat des Standes einfach von sich stößt; Menschen, die hintereinander all den prangenden Glanz und die lockende Macht einfach von sich werfen.... Und zum Schluß, wenn es ausgestrahlt und ausgeschmettert hat, noch die ganze Nachdenklichkeit des seligen Salten über das Walten der höfischen Moira, wo dann einfach das Wort »Vielleicht . . .« mit drei Punkten steht. Schlicht und groß. Salten ist ersetzt. Freuen wir uns, daß wir zwei solche Kerle haben. Es dürfte sogar noch mehr geben. Und das bildet gerade die Unerschöpflichkeit der Kunst des Salten, daß nicht nur er, sondern auch jeder andere so schreiben kann. Der Nachmacher ist immer noch viel besser als der Vormacher, und wenn Herr Salten sich einmal entschließen wollte, ein Feuilleton von Salten zu lesen, wer weiß, er überträfe selbst den Wantoch, und umgekehrt.

* * *

Ganghofer

las diesmal einige Kapitel aus dem »Buch der Freiheit«, dem dritten Teile seiner Autobiographie.

Der Dichter versetzt uns in das Jahr 1878, da er als Dreiundzwanzigjähriger in Berlin den Sylvesterabend feiert und stolz ist, vor dem Mob seinen neuen Zylinder behütet und unversehrt heimgebracht zu haben: was ihn veranlaßt, ihn sorglich auf einen Lehnstuhl zu legen und — sich beherzt darauf niederzulassen.

Köstlich!

Noch von anderen hervorragenden Persönlichkeiten, die in jenen Tagen seine Freunde wurden, erzählte Ganghofer, von C. Karlweis, Ernst von Wildenbruch, Marco Brociner.

Interessant!

Seine lyrische Erstgeburt habe ihm den wohlverdienten Spott eines Kritikers und die Liebe eines Ladenmädchens eingetragen — die jedoch sehr platonisch bleibt, weil Ganghofer und seine kleine Freundin sich in dunkler Frühlingsnacht mit hellen Sommerkleidern auf eine grün- und frischgestrichene Bank in Liebe niedersetzten. Die Farbe blieb, die Liebe schwand.

Köstlich!

Doch das Reizvollste, Innigrührende, das mit jenem ersten, törichten Buche zusammenhängt, ist der kluge, gütig-tadelnde Brief, den Ganghofer von seiner Mutter erhält. »Es muß nicht jeder gleich ein Goethe sein, sonst hätte ja Der nicht den großen Wert . . .«

Interessant!

Der damals emporsteigende Wildenbruch hat über den literaturhungrigen Studenten ausgerufen: »Dieses Roß Ganghofer macht mir schweren Kummer.«

Köstlich!

* *
*

Lyrik

»Gräfin Marianne Kuenburg sendet uns nachstehende stimmungsvolle Verse:

Nebel wallen,
Blätter fallen,
»Allerseelen« zieht ins Land!
Blumen, Lichter schmücken Gräber,
Prangend heut im Festgewand.

Herzen bluten,
Tränen fluten,
Alte Wunden brechen auf.
Kalte, bleiche Knochenhände
Hemmen heut' den Alltagslauf.
Morgen wieder
Sinkt ihr nieder
In Vergessenheit und Ruh'!
Frisches Leben, neues Streben
Schließen eure Gräber zu.«

* *
*

Auf vielfache Anfragen

erkläre ich, daß die in der Neuen Freien Presse vom 12. November enthaltene Notiz:

Von geschätzter Seite wird uns geschrieben: Als ich vis-à-vis dem Burgtheater den imposanten Zug der freiheitlichen Studenten passieren sah, fiel mir ein blinder Student auf, welcher, von seiner Mutter geführt, die hell leuchtende Fackel in seiner Rechten hielt. Von dem Lichtmeer erhellt, widerspiegelte sich in seinen Zügen der Ausdruck idealer Begeisterung. Mächtig ergriffen von dieser Szene und beglückt von der Massenkundgebung des freiheitlich-akademischen Jungösterreichs, lenkte ich meine Schritte mit dem stolzen Bewußtsein heimwärts, daß alle Bestrebungen, die Freiheit zu unterdrücken, angesichts dieses Bollwerkes zu Schanden werden müssen

nicht von mir herrührt.

* * *

Eine Schreckensnachricht

»Aus gewöhnlich gut informierten Künstlerkreisen kommt uns eine Nachricht, geeignet, allgemeines Aufsehen hervorzurufen: Die maßgebenden Persönlichkeiten im Künstlerhause beschäftigen sich mit dem Plane, der Vollversammlung bildender Künstler zu empfehlen, es möge im kommenden Fasching von der Veranstaltung eines Gschnasfestes Umgang genommen werden. Das würde den Wegfall einer Karnevalsunternehmung bedeuten, die seit vielen Jahren ein gesellschaftliches Ereignis bildete, die das Künstlerhaus zum Mittelpunkte einer Veranstaltung machte, bei der Phantasie und Humor immer Pfauenräder geschlagen haben. Seit dem Bestande der Gschnasfeste haben diese Soiréen auf die Wiener Gesellschaft mit besonderem Reize gewirkt. Die besten Kreise der Residenz drängten sich zu dem Abende, der am Faschingsonntag tout Vienne vereinigte, wo die Künstler alle Minen ihrer Laune springen ließen, wo der übermütige Scherz den Vorwand bildete, um an markanten Geschehnissen des öffentlichen Lebens, an hervorstechenden Erscheinungen liebenswürdig boshafte Kritik zu üben. Hinter dem amüsanten Gschnas verbarg sich feingestimmter Ernst, der zur Abwehr, zur Umkehr mahnte. Nebstbei spielte noch ein Moment hinein: den Malern und Bildhauern bot sich willkommene Gelegenheit, in nähere Beziehungen zum Publikum zu treten, Verbindungen anzuknüpfen. Und würde man die Summen addieren, die seit Jahren für diese Gschnasfeste in Umsatz gebracht wurden, es käme ein großes Vermögen heraus, das nun den Geschäftsleuten verloren zu gehen droht. Allerdings hat sich in der letzten Zeit ein merkliches Abflauen . . . .«

* * *

Logik des Mordes

». . . Nur einen Gedanken kennt er von nun an: An seinen Freunden Rache zu nehmen. Sie sollen ihn kennen lernen, den sie wie ihr Kind behandelt haben. Sie wollen ihm ihr Kind nicht geben. Sie werden selbst keine Kinder haben! . . .«

* * *

Die Druckerei kennt die Wahrheit

»... Gerne und willig hat ein jeder von uns sich seinem sicheren Takt, seinem untrüglichen Geschmack gefügt ...

... Herr Moriz Benedikt legte auf den Sarg unseres unvergeßlichen Kollegen einen Sarg nieder ...«

* * *

Der Präsident der Concordia sagte:

... Du warst ein Journalist von echtem Schrot und Korn, durchdrungen von der hohen Mission der Presse .. Nie hast du mit deinem Namen gezeichnet, was du geschrieben ...

* * *

Wahrheiten eines Schmocks über Shaw

»... er ist ein Zweckkünstler und ein Teil seiner Produktion ist ganz gewiß nichts anderes als angewandte Kunst, Kunstgewerbe. Wie der kunstgewerbliche Bildhauer zum Beispiel neuartige praktische elektrische Taster, Kerzenhälter oder Sicherheitsnadeln fabriziert, also Haushaltdinge, die im Alltag jedermann Erleichterung, Verbesserung, Verschönerung schaffen, so hat der Schriftsteller durch ein anderes Medium praktische, unmittelbar das Leben, die Beziehung der Geschlechter, die Tasche, den Magen und sonstige Organe des menschlichen Körpers berührende Reformen propagiert und durchgesetzt ....«

Wacker! Und wie die Klosets und Kerzenhälter und Sicherheitsnadeln schon bestanden und wie sie besser getaugt haben, ehe die Kunst, die sich so nennt, sich auf sie anzuwenden die Güte hatte, so haben die Lebensprobleme des Herrn Shaw schon bestanden, ehe er sich zu ihnen herabließ, ehe er die die Tasche und die sonstigen Organe des menschlichen Körpers berührenden Reformen propagierte.

»Immerhin stand Shaw Zeit seines Lebens in der staubigen Arena und mitten im Leben .... Er sprach — zur Erholung nach literarischen und künstlerischen Arbeiten — zu Waschfrauen und Universitätslehrern, er sprach ....«

Also eigentlich immer vor demselben Publikum.

»Shaws Lebenswerk ist weitgreifend und ohne Zweifel von einem sozialen Gewissen angetrieben. Hier konnten nur Andeutungen darüber gegeben werden. Was diese Zeilen skizzierten, waren Meilensteine, Wendepunkte in einem reichen, aktiven, rastlosen, hastigen Leben, Winke und ungenügende Stichproben. Es gibt Menschen, die mehr sind als ein Feuilleton.«

Hoffentlich. Denn die Vorstellung, daß es Menschen gibt, die ein Feuilleton sind, ist unerträglich. Sie könnte einen an den Rand des Leitartikels treiben.

* * *

Die Zuckerkandl

›..Aus Julius Bittners musikalischem Erlebnis heraus tritt Kolo Mosers szenisches Erlebnis. Man spürt die innige Gemeinschaft zweier Geister ..‹

Ja, wer hat es denn bezweifelt?

* * *

Die Wertheim

›Herr v. Fetter war Gast in Wertheims Hause, er wohnte dort, vertraute sich mir in seiner Krankheit an, er bezog dort ... (folgt Aufzählung)‹

›Es ist auch gar nicht wahr, daß Herr Metternich der Frau Pinkus das schöne blau-schwarze Haar aufgemacht hat, denn um diese Zeit hatte Frau P. nur ziemlich spärliche Strumpeln, was man ein Rattenschwänzchen nennt, und trug eine Unterlage, ein oder zwei falsche Zöpfe und ein Paket Locken.‹

›Ich hätte dem Verteidiger auf meinem Marterrost gesagt: ‚Als die Geburtsstunde nahte und ich ahnungslos auf meinem Sessel saß und — Leser erschrecke nicht, wenn ich es dir zuschreie — die Anzeichen der Geburt meinen Körper verließen, und den ‚guten' Teppich benäßten, mein Mann mich mit Ohrfeigen um des teuren ‚Persers' wegen ins Bett trieb und ich durch diese Brutalität im begreiflichen Schrecken zu erbrechen begann, wieder mein und des Kindes Leben auf dem Spiele stand.‹

›Dieses war der erste Streich! Doch der zweite folgt sogleich! Tu l'as voulu Georges Dandin! Geschrieben im Sonnenlande von Meran, im Oktober 1911. Gertrude Wertheim.‹

Truth est en marche. Und sie ist eine der beliebtesten Mitarbeiterinen der Neuen Freien Presse.

* * *

Hysterie in zehnter Auflage

›Lebhaftes Aufsehen erregt die abenteuerliche Flucht einer 17jährigen Komtesse ... Das Fräulein erzählte, es sei seit dem dritten Lebensjahre in einem verrufenen Hause in Nizza gewesen und in diesem Milieu aufgewachsen und habe dort bis vor wenigen Wochen gelebt ... Dem Kriminalkommissär, dem, im Gegensatze zum Priester und zur Schwester, die einschlägige Literatur vertraut war, fiel sofort die Ähnlichkeit der Schilderungen mit den Erzählungen auf, welche der bekannte Roman von Else Jerusalem ‚Der heilige Skarabäus' enthielt. Das junge Mädchen hatte sich offenbar das Schicksal der Milada zurechtgelegt. Wenn man die Schilderungen des Mädchens von dem Hause in Nizza hörte, glaubte man sich an den Schauplatz dieses Romanes versetzt. Dem Kommissär kam die Sache nicht ganz geheuer vor ....‹

Mir auch nicht.

* * *

Grüß Gott, Doktorchen!

Die Männer, denen es eigentümlich ist, in diesen Ruf auszubrechen, sobald sie auf dem andern Trottoir eines Revolverjournalisten ansichtig werden, geben der deutschen Nation jetzt ein Beispiel moralischer Konsolidierung. Man weiß seit einiger Zeit nicht mehr, ob es Pastoren sind, die auf Angaschemang ausgehen, oder Komödianten, die eine Sonntagspredigt hinlegen. Diese Bürger, Väter und Eidgenossen, die in den Generalversammlungen der deutschen Bühnengenossenschaft das große Wort führen, und von deren prustendem Bemühen, ihre Gesellschaftsfähigkeit zu beweisen, die Presse sympathisch Notiz nimmt, tun jetzt bereits so, als ob es außer ihnen in ganz Deutschland keinen Philister gäbe und als ob die Bonvivangs und die zärtlichen Väter, ja selbst die Intriganten berufen wären, die Ehre der deutschen Familie zu retten. Mit dem ganzen Selbstbewußtsein des Brotgebers, das jetzt zum Schauspieler gehört, weil es zum Bürger gehört, haben sie sich wieder einmal eines Angestellten entledigt. Welcher Geist aber ihre Aktionen motiviert, zeigen die folgenden Stellen aus einer Schrift, die Anklage und Verteidigung enthält und die der Entlassene versendet:

IV. »Ein Mißgriff von ihm insbesondere, den er gegen die Interessen des Rechtsschutzbüros und somit auch gegen das Ansehen der Genossenschaft sich zu schulden kommen ließ, zeitigte den Entschluß, ihn bereits nach dem Probejahr zu entlassen.«

Es kann sich hier nur um die Kellnerinnenaffaire handeln. Eine Kellnerin schrieb eines Tages an mich, sie sei durch einen Schauspieler, Genossenschaftler, die Mutter eines jetzt acht Monate alten Jungen geworden. Der Schauspieler habe sie nicht nur in ihrer Not gänzlich im Stiche gelassen, sondern ihr obendrein noch hundert Mark abgenommen. Ich schrieb dem betreffenden Schauspieler, daß ich ihn auf die §§ 1705 ff. B. G. B. aufmerksam mache und es unschön finde, daß er, wenn er schon ein junges Mädchen in diesen Zustand versetze, ihr außerdem noch Geld abnehme und nicht wieder gebe. Der Kellnerin sandte ich eine Abschrift dieses Briefes. Der an die Kellnerin gerichtete Brief kam als unbestellbar zurück und fand, wie so mancher Brief, der für mich bestimmt war, seinen Weg nicht zu mir, sondern zum Präsidenten. Der Präsident war über meinen Brief an den Schauspieler aufs Höchste aufgebracht: 1) weil er in ihm einen Eingriff in Privatangelegenheiten erblickte, 2) weil ich die Kellnerin in dem Begleitschreiben als »Sehr geehrtes Fräulein« angeredet hatte. Der Präsident meinte, dies verstoße gegen das Ansehen der Genossenschaft. — —

IX. »Nicht unerwähnt darf ferner bleiben, daß Herr Dr. O. mit

einer Sekretärin der Genossenschaft in unseren Räumen Liebesbeziehungen anknüpfte. Dr. O. ist verheiratet, und zwar nach katholischem Ritus in unlösbarer Ehe. Das hinderte ihn jedoch nicht, der Dame die Ehe zu versprechen, und diesen Entschluß auch dem Vater der Dame gegenüber, der wegen dieser Affaire bei der Genossenschaft vorstellig wurde, zu wiederholen. Aus menschlichen Gründen wurde Herrn Dr. O. auch dieses Intermezzo vorläufig nur aufs Konto gesetzt.«

. . . . Daß ich dem jungen Mädchen die Ehe versprochen hätte, ist eine Unwahrheit. Ich habe auch dem Vater nicht die Ehe versprochen, sondern diesem die Verhältnisse vollkommen wahrheitsgemäß auseinander gesetzt. Der Vater war auch vollkommen beruhigt und sagte mir beim Abschied: »Herr Dr., Sie sind ein Ehrenmann, ich lasse meine Tochter ruhig bei Ihnen.« Ich war mit der Sekretärin lediglich gut bekannt, und ist es zu irgend welchen sexuellen Beziehungen nie gekommen . . . .

Zu Perversitäten ist es also nicht gekommen, höchstens zu einer Inversion, die aber auf einem Gebiet, wo auch ein Intermezzo aufs Konto gesetzt wird, leicht begreiflich ist.

Jetzt frage ich aber im Ernst: kann es eine wirksamere Art geben, das bekannte Vorurteil: »Die Wäsche von den Zäunen, die Komödianten kommen!« zu widerlegen, als die Untersuchung der Wäsche? Wenn sie nur erst die Sittlichkeit haben, wird man sie schon für gute Bürger halten. Die trostlose Komik dieses »Schauspielerparlaments«, wie sie ihre Vereinsabende ganz ernsthaft nennen und wo die pathetischen Spießer es mit der »Standeswürda« und mit der guten Sitta halten — denn die Kellnerin, die einen Schauspieler bezahlt, ist eine Prostituierta —, läßt einen nicht daran glauben, daß ein Mitterwurzer oder ein Matkowsky deutsche Bühnenangehörige waren, und macht wirklich selbst den Fall Kainz zu jener geistigen Ausnahme, vor der sich die Überschätzung zu einem Denkmal hinreißen ließ. Aber dieser Citoyen Nissen mit seinem Republikanerstolz und der in so vielen Prozessen aufgehobenen Ehre und mit all den sonstigen berechtigten Interessen, die er zu wahren hat, wird nachgerade eine Landplage. Diese Leute erleben Rütlischwüre und das ist umso peinlicher, als es Rütlischwüre sind, die so fest halten wie Theaterkontrakte. Gräßlich ist ihr Tonfall. Sie haben ein dramatisches R in ihrer Ehre, an dem ein Strakosch zum Stümper wird. Ein aufgeregter Analphabet, der irgendwo um Kaiserslautern den Karl Moor hinlegt, wandte sich, als einer der Mannen dem Herrn Nissen abtrünnig geworden war, an mich, nicht ahnend, daß ich selbst ein unzuverlässiger Kantonist sei, und

beteuerte: »Ich rufe die ganze Menschheit zum Zeugen . . .« und: »Von hinten hat er ihn ermorden wollen!« Ich dachte zuerst: Hum!, dann aber: Pah!, da rief er: Hinwech, Memma!, und hielt mir zwei Terzerolen vor die Brust. (Ab.)

* * *

Meta, was hast du angestellt

Richtig, damit ich nicht vergesse, in Mainz hat vor ein paar Wochen große Aufregung geherrscht, weil die Polizeiassistentin Schapiro (nicht zu verwechseln mit Schapira) keine Unsittlichkeit dulden wollte. Ein Redakteur hatte behauptet, daß sie einen Übereifer entwickelt habe, und war deshalb wegen Beleidigung verklagt. Dieses aber führte zu diesem:

Die Zeugin Meta G., ein resolutes Mädchen von zwanzig Jahren, die Tochter eines Maschinenmeisters, bekundet unter allgemeiner Spannung folgendes: Ein Schutzmann brachte mir einen offenen Zettel, der die Unterschrift der Polizeiassistentin trug. Der Beamte fragte gleich: »Meta, was hast du angestellt, du bist ja zur Sittenpolizei geladen.« . . . .

Vors.: Haben Sie Beziehungen zu Offizieren? — Zeugin: Nein. — Vors.: Sie sollen aber einen Offizier auf seinem Zimmer besucht haben. — Zeugin: Ja, aber zu welchem Zwecke. — Vors.: Ja das weiß ich nicht. — Zeugin: Ich habe ein Buch von ihm abgeholt. — Vors.: Nun, wenn ein junges Mädchen auf das Zimmer eines Offiziers geht, so ist das höchst verdächtig. — Zeugin: Als anständiges Mädchen kann ich hingehen, wo ich will, darin sehe ich nichts Unanständiges, außerdem war ich kaum ein paar Minuten oben. — Vors.: Na, man kann im Zweifel sein, ob das ein anständiges Mädchen ohneweiters tun darf. — Zeugin: Ich sage es unter meinem Eide, wenn jedes Mädchen so anständig wäre, dann stünde es gut um die Sittlichkeit in Mainz.

Der nächste Zeuge, Polizeiaspirant Bruder, gibt an: Ich war berechtigt, in die Integrität der Meta G. Zweifel zu setzen, weil ich in Gesprächen mit Offizieren ihren Namen habe nennen hören. (Bewegung.) — Vors.: War denn davon die Rede, daß sie mit den Offizieren Unsittlichkeiten treibe? — Zeuge: Nein. (Erneuerte Bewegung.) — Vors.: Wie kamen Sie an das Mädchen heran? — Zeuge: Die Polizeiassistentin gab mir auf, mich ihr zu nähern.

Die Zeugin B., eine Bureaubeamtin, ist Abends in einem Kino gesessen, da ist der Polizeiaspirant Bruder an sie herangetreten und hat sie zur Polizeiassistentin bestellt. Die machte ihr dann strenge Vorhalte, daß sie sich im Theater auffällig benommen hat. . . .

Im Laufe der Verhandlung wird festgestellt, daß Fräulein S. einmal einen Offizier geküßt habe. Vors.: Warum haben Sie uns das nicht gleich gesagt? Wir Richter wissen doch auch, wie weit solche Verhältnisse führen! — Die Zeugin

gibt an, daß sie infolge des Verhörs bei der Polizeiassistentin, die einen Satz falsch aufgefaßt habe, zwei Tage Arrest verbüßen mußte.

Eine Zeugin gibt an, daß sie in ihrem Leben zwei Verhältnisse gehabt habe, das eine zwei, das andere fünf Jahre lang. Trotzdem sei sie von der Polizei wiederholt belästigt worden. Frau Schapiro sei sogar in ihre Wohnung gekommen und habe ihre Korrespondenz durchsucht. Die Zeugin Fräulein B., gibt an, die Assistentin sei eines Tages bei ihrer Mutter erschienen und habe gefragt, ob die Zeugin dem Zimmerherrn schöngetan und sich stundenlang in dessen Zimmer aufgehalten habe. Der Vorsitzende beschließt das Verhör mit der Anfrage, ob es wahr sei, daß die Zeugin ein Verhältnis mit einem verheirateten Manne unterhalte.

Die Leiterin einer Fürsorgeanstalt, Fräulein v. W., gibt an, sie habe die früher von Mainz überwiesenen Mädchen in Pflege genommen. Vors.: Halten Sie die Polizeiassistentin für taktlos? — Zeugin: Ja, es fehlt ihr etwas Weibliches.

Es wird nun der Leutnant K. vernommen und befragt, ob er mit Meta G. ein Verhältnis gehabt habe. Er bestreitet es entschieden. Staatsanwalt: Haben Sie sie angegriffen? — Zeuge: Nein! — Staatsanwalt: Haben Sie sie geküßt? — Zeuge: Es ist möglich, daß es zu einem Kuß gekommen ist. — Staatsanwalt: Haben Sie mehr von ihr verlangt? — Zeuge: Nein.

... Der erste Bürgermeister Dr. Göttelmann stellt der Polizeiassistentin das beste Zeugnis aus. Allerdings beschuldigt der Angeklagte den Zeugen der Doppelzüngigkeit, indem er bei einer Unterredung mit ihm über die Polizeiassistentin bedenklich den Kopf geschüttelt und gesagt habe: »Schön ist die Frau Schapiro ja nicht, aber schließlich ...«

... schließlich erklärt das alles. Miese Polizeiassistentinnen, unbefriedigte Aspiranten und geile Richter — daraus setzt sich schließlich die Moral zusammen.

* * *

Eros stiehlt und mordet

Ein merkwürdiger Fall gelangte vor einem Erkenntnissenate ... Bei dem letzten, von dem früheren Reichskriegsminister gegebenen Rout verschwand aus der Garderobe ein Pelz ... Es ergab sich, daß dieser Gast ein Friseurgehilfe war ... Der angehende Haarkünstler, der 23jährige Josef Bohac, wurde unter der Anklage des Diebstahls vor Gericht gestellt ... »Ich habe Beziehungen zu vielen aristokratischen Kreisen, ich komme zur Gräfin Sch., zu

Ein tragischer Fall kam gestern beim Bezirksgerichte Josefstadt zur Sprache. Der 64jährige pensionierte Universitätsdiener Franz H. hätte sich wegen Übertretung gegen die öffentliche Sittlichkeit verantworten sollen. Die zwölfjährige Volksschülerin Leopoldine W. hatte kürzlich den Angeklagten auf der Ottakringerstraße arretieren lassen, wobei sie dem Wachmann angab, daß der Angeklagte ihr zweimal nachgestellt und an ihr einmal eine unzüchtige Handlung begangen

Gräfin M.«, und er fügte daran noch andere Namen der vornehmen Gesellschaft . . . Der Friseurgehilfe, der eine sehr nette Erscheinung besitzt . . . gab an, daß er Dichter sei und Lustspiele . . . Die Gräfin Sch. wurde nun, wie der Angeklagte mitteilt, auf ihn aufmerksam. Er las in ihrem Salon seine Stücke vor, sie empfahl ihn der Gräfin M., worauf weitere Empfehlungen ihn noch in eine Reihe vornehmer Häuser brachten. Ein Offizier führte ihn in den Rout des Reichskriegsministers ein . . . in der Gesellschaft liebenswürdiger junger Damen viel Champagner getrunken . . . einer der bedienenden Feuerwehrmänner ihm in einen Pelz geholfen . . . von Wein und Liebessehnsucht berauscht . . . wollte noch am selben Vormittag bei dem Portier des Reichskriegsministers den Pelz abgeben . . . der Portier aber es abgelehnt . . . bei dem Angeklagten Visitekarten, die auf einen französischen Adelsnamen lauteten, gefunden . . . eine der aristokratischen Damen, die ihn zu sich geladen, ihm geraten, dies zu tun, damit er bei den Portiers leichteren Einlaß finde . . . beantragt, Gräfin M. als Zeugin darüber vorzuladen, daß sein Klient in den aristokratischen Gesellschaftskreisen stets als gleichwertig behandelt . . . ein als Zeuge vorgeladener Staatsbeamter dies aus eigener Wahrnehmung bestätigt . . . auch, daß Bohac bei dem Rout sehr viel Champagner . . . in Gegenwart der Damen Dinge, die er sonst gewiß nicht . . . beschloß der Gerichtshof, den Portier des Reichskriegsministeriums als Zeugen vorzuladen.

habe. Bei der polizeilichen Einvernahme stellte der Beschuldigte jedes strafbare Vorgehen gegen die Anzeigerin entschieden in Abrede und erklärte, daß er der W., die ihn angebettelt habe, im Spaß den Antrag stellte, bei ihm als Bedienerin einzutreten. Die Anzeige des Mädchens wurde an das Landesgericht geleitet, von diesem jedoch dem Bezirksgerichte Josefstadt abgetreten. Zu der für gestern anberaumten Verhandlung war der Angeklagte nicht erschienen, sein Verteidiger Dr. K. überreichte dem Richter eine Parte, laut der Franz H. vor drei Tagen eines plötzlichen Todes gestorben ist. Der Verteidiger bemerkte, daß sein Klient aus Angst vor der Verhandlung sich aufgehängt habe. Nicht im Bewußtsein der Schuld und nicht aus Furcht vor einer nach der Sachlage ausgeschlossenen Bestrafung habe er den Selbstmord verübt, er habe ihm gegenüber seine Unschuld beteuert; aber er sei seit dem Vorfall in einer furchtbaren Aufregung gewesen und habe erst vor wenigen Tagen geklagt, daß er sich den Aufregungen der gerichtlichen Verhandlung nicht gewachsen fühle. Die Auskunft der Schulbehörde lautete dahin, daß die Schülerin Leopoldine W. sittlich vollkommen verwahrlost, lügenhaft und unfolgsam sei. Sie mußte auch aus einer Schule in eine andere versetzt werden. Dr. K. beantragte zur Rehabilitierung des unglücklichen Toten in die Verhandlung einzugehen, damit durch Urteil die Unschuld des Angeklagten festgestellt werde. Der Richter lehnte den Antrag ab, da eine Verhandlung gegen den Toten nach der Strafprozeßordnung unzulässig sei, und beschloß, das weitere Verfahren gegen Franz H. einzustellen.

Nach dem Tode

Von **Richard Weiß**

Wenn ich ein Stück bin des Raumes
Und in mir sind die Vogelbahnen
Und in mir sind die wehenden Fahnen
Und ich bin die Region eures Traumes —

Wie wird es sein, wenn zum erstenmale
Mich die Äste der Bäume durchädern,
Mich durchfurcht das Rollen von Rädern,
Weit bin ich Antlitz ohne Grenzpfahle.

Pro domo et mundo

Von **Karl Kraus**

Warum hat sich die Ewigkeit diese Mißgeburt von Zeit nicht abtreiben lassen! Ihr Muttermal ist ein Zeitungsstempel, ihr Kindspech Druckerschwärze und in ihren Adern fließt Tinte.

*

Die jungen Leute sprechen so viel vom Leben, weil sie es nicht kennen. Es würde ihnen die Rede verschlagen.

*

Der Dilettantismus ist ebenso untüchtig wie die Kunst. Wenn er sich mit der Geldgier nicht verbündet hätte, würde das Publikum auch von ihm nichts wissen.

*

Die Nachwelt wird ihnen vorenthalten, was die Mitwelt an ihnen gut gemacht hat.

*

Viele, die in meiner Entwicklung zurückgeblieben sind, können verständlicher aussprechen, was ich mir denke.

*

Ich habe keine Mitarbeiter mehr. Ich war ihnen neidisch. Sie stoßen mir die Leser ab, die ich selbst verlieren will.

*

Zu meinen Glossen ist ein Kommentar notwendig. Sonst sind sie zu leicht verständlich.

*

Ich hätte Lampenfieber, wenn ich mit jedem einzelnen von den Leuten sprechen müßte, vor denen ich spreche.

*

Wenn ich vortrage, so ist es nicht gespielte Literatur. Aber was ich schreibe, ist geschriebene Schauspielkunst.

*

Ich kann nicht mehr unter dem Publikum sitzen. Diese Gemeinschaft des Genießens und Intimität des Begreifens, dieses Erraten der Gaben und Verlangen der Zugaben, dieses Wissen um den Witz und dieses Nichtwissen, daß sie damit noch nicht den Autor haben, dieses Verständnis und Einverständnis — nein, ich könnte es bei meinen Vorlesungen nicht aushalten, wenn ich nicht oben säße.

*

Wenn die Sprache zu einem Vergleich die Volkswirtschaft braucht und es stimmt in etwas nicht, so kann die Sprache nichts dafür. Der Volkswirt soll nachgeben.

*

Es sollte nur Frauen geben, die den Mann nicht zum Werk lassen, oder solche, denen er das Werk verdankt. Jene, die ihn zum Werk lassen, habe ich im Verdacht, daß sie selbst an einem Werk arbeiten.

*

Daß sie gesündigt hat, war christlich gehandelt. Aber daß sie mich um die Beichte gebracht hat —!

*

Manche haben den Größenwahn verrückt zu sein und sind nur untergeschnappt.

*

Eine der verbreitetsten Krankheiten ist die Diagnose.

*

Wenn ihn der Wiener Kutscher nur ansieht, springt der Taxameter.

*

Die Furcht vor der Presse ist bei Schauspielern kein Laster, sondern eine Eigenschaft.

*

Der Journalist ist vom Termin angeregt. Er schreibt schlechter, wenn er Zeit hat.

*

Heutzutag ist der Dieb vom Bestohlenen nicht zu unterscheiden: beide haben keine Wertsachen bei sich.

*

Die beste Methode für den Künstler, gegen das Publikum Recht zu behalten, ist: da zu sein.

*

Die Welt will, daß man ihr verantwortlich sei, nicht sich.

*

Aussprechen, was ist: ein niedriger Heroismus. Nicht daß es ist, sondern daß es möglich ist: darauf kommt es an. Aussprechen, was möglich ist!

Ein Karl Kraus-Abend *)

Von **Karin Michaelis**

Man hatte mir vorher gesagt: Gehen Sie nicht hin, Sie werden nichts davon verstehen. Aber das war

---

*) Er hat, veranstaltet vom Akademischen Verband für Literatur und Musik, am 6. November vor fast tausend Hörern im Beethoven-Saal stattgefunden. Das Programm, auf dessen Rückseite zur Einführung zwei Aphorismen aus »Pro domo et mundo« und Stellen aus Kritiken gesetzt waren, die sich auf das Verständnis der Distanz zwischen stofflichem Anlaß und künstlerischer Gestaltung beziehen, kündigte die folgenden Satiren, Glossen und Aphorismen an: I. Mona Lisa und der Sieger; Die Künstler; Don Münz; Die Polizei hierzulande; Fata Morgana; Zweiunddreißig Minuten; Fiebertraum im Sommerschlaf II. Unter Räubern; Ostende, erster Morgen; Ein Gedanke und sieben

ein Irrtum. Ich verstand vieles, vielleicht die Hälfte, vielleicht nur ein Viertel. Aber was ich verstand, möchte ich nicht um vieler Premieren-Abende willen versäumt haben. Es war ein Erlebnis, und wer von uns sammelt nicht Erlebnisse?

Karl Kraus ist die Skorpionengeißel, die über das heitere, frivole Wien und Österreich, ja über die Grenze nach Deutschland hinein geschwungen wird. ‚Die Fackel‘ heißt die kleine Zeitschrift, die er herausgibt, in der Hauptsache selbst schreibt und die in ihrem blutroten Umschlag nichts als Feuersbrunst ist. Der glühendste Fanatiker ist er, zügellos in seinem Zorn, nicht Freund von Feind unterscheidend, blind hervorstürmend gegen alles, was sein haarfeines Rechtsgefühl verletzt.

Eine Stimme in der Wüste ...

Ich hatte hie und da die ‚Fackel‘ gelesen. Vieles darin war von so lokalem Interesse, daß es an mir vorbeiging. Aber manchmal las ich mit klopfendem Herzen etwas, was jeder Denkende verstehen konnte, etwas Packendes. Oft habe ich nachgedacht: Wie mag dieser Mann sein, der Zorn und Galle, wie ein verfolgter Tintenfisch sein dunkles Sekret, ausströmt? Jung oder alt? Wie und was ist dieser Karl Kraus?

Vor allem entsinne ich mich eines Fragments aus seinem Buch »Die chinesische Mauer«, wo er in zwei Spalten einander zwei Zeitungsausschnitte gegenüberstellte, die nicht riefen, sondern wie in Todesangst

---

Kreuzer; Die Vision vom Wiener Leben; Die Lage der Deutschen in Österreich; Riedau und Lido; Eine Kollektion Ansichtskarten; Dryaden gesucht; Edison; Ein Fiebertraum (Der Männergesangverein in Rom). Es entfielen in der I. Abteilung das zweite und in der II. das siebente Stück. Dafür wurden — teils innerhalb des Programms, teils als Zugaben — gelesen: Teilnehmer an der Tafel erzählen; Angesichts; Wiener Totschlag; Gefährlich; Hinaus!; Ein Satz; Der Deutlichkeit halber; Mit welchem Wunsche treten Sie ins neue Jahr?; und der größte Teil der Wahlsatire: Der Blitz hat sie getroffen. — Ein Bericht über die Vorlesung ist in Kopenhagen erschienen. Und zwar in der Zeitung ‚København‘ (14. November). Er folgt hier in deutscher Übersetzung.

schrien gegen menschliche Ungerechtigkeit und Dummheit. Ein Dienstmädchen hatte ein uneheliches Kind geboren. Sie gab es in ein Dorf in Pflege, von ihrem geringen Lohn wollte sie vier Fünftel für das Kind opfern. Denn sie liebte es. Eine Woche oder einen Monat später gab man ihr das Kind zurück. Warum? »Wenn sie sterben sollte, würde das Kind der Gemeindefürsorge zur Last fallen.« Sie nahm das Kind und brachte es in ein anderes Dorf, aber auch da fürchtete man das vaterlose Kind anzunehmen. So versuchte sie es mit vier Dörfern. Dann tötete sie das Kind, und dann wurde sie zum Tode verurteilt. Karl Kraus zitierte das Gerichtsprotokoll kalt und nüchtern, ohne ein Wort hinzuzufügen. Sein Kommentar bestand darin, in der andern Spalte wörtlich einen Artikel aus einem katholischen Blatt abzudrucken, in welchem stand, wie man ungeborne Kinder im Mutterleibe zu taufen habe, wenn die Mutter im Sterben läge.

Wer nur so viel von Kraus gelesen hat, wird gesehen haben, daß er ein Mann ist, der nicht empört ist, nein, Seelenqualen leidet über all die Grausamkeiten, die rings in der wohlgeordneten Gesellschaft geübt werden.

Für Kraus gibt es nicht Vater oder Mutter, Freund oder Feind. Er ist ein Bruder für jeden leidenden Menschen. Und so tief fühlt er mit, daß sich sein ganzes Wesen krümmt, und er findet für seinen Schmerz als einzige Auslösung jene blutige Ironie, die die Menschen zum Stehenbleiben und Nachdenken nötigt.

Es gibt einen andern Weg, der vielleicht zum Ziele führen könnte: sanft und eindringlich das Evangelium der Liebe zu verkünden.

Entweder vermag er nicht oder er verschmäht, es zu tun.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Saal ist bis zum letzten Platze voll. Die Jugend hat ihn gefüllt. Eine gährende, schöne Jugend. Nie habe ich auf einem Fleck so viele herrliche Jünglingsgesichter und so viele dunkelglühende fanatisch hingerissene junge Frauen gesehen.

Die Jugend ist so schön in ihrer flammenden, gläubigen Idealität. Und was tuts, ob diese Ideale im Lauf der Zeit verblassen? Sie haben gelebt.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Alle Lichter sind verlöscht. Nur da oben auf dem grün bekleideten Tisch leuchten zwei vereinzelte Kerzen. Sie funkeln unheimlich. Nun kommt Kraus. Jung, mit langen unbeherrschten Gliedern, scheu wie eine Fledermaus eilt er an den Tisch, verschanzt sich bang hinter ihm, kreuzt die Beine, streicht sich über die Stirn, putzt sich die Nase, sammelt sich wie ein Raubtier zum Sprunge, lauscht, wartet, öffnet den Mund wie zum Biß, klappt ihn wieder zu, wartet — — — — — —

Ein unendlich sanftes, unendlich trauriges Lächeln bebt über sein Gesicht. Eine flüchtige, vornehme, scheue Freude schmilzt alle Strenge in diesem jungen, geistvollen, verbitterten Antlitz. Seine nervösen Hände fahren über die mitgebrachten Arbeiten. Er fängt an, hart, nachdrücklich, energisch, bezwingend, durch Überzeugung bezwingend. Hätte er chinesisch oder persisch gesprochen, man wäre mit der gleichen Spannung gefolgt. Seine eigene innere Glut wirkt wie der Funke der vorbeirasenden Lokomotive auf die sommerdürre Prärie umher: alles flammt auf, während er spricht.

Aber mit Beängstigung begriff ich, daß alle diese jungen Seelen viel mehr von Kraus als von seinem tiefen, selbstverzehrenden Zorn ergriffen waren. Waren sie zu jung? oder waren sie zu sehr Wiener?

Fünf Viertelstunden lang schwingt er die Fuchtel des Worts, bald ist seine Stimme heiser von stillem Grimm, bald klingt sie melodisch, als flechte er die Strophe eines Volksliedes ein, bald steigert sie sich zu brüllendem Ungewitter, worin man kaum Wort von Schrei unterscheiden kann, bald durchschneidet sie die Luft wie Hiebe blitzender Waffen.

Die blauen Augen sehen durch die Brillen, zwischen den beiden Lichtern, in den dunkeln Saal hinein — eine Wüste, mit strahlender Jugend gefüllt.

Bald blitzt sein Kinderlächeln auf, bald ist er wieder die unerbittliche Geißel.

Er macht eine Pause und eilt hinaus. Eilt, flüchtet — sein Schatten zeichnet sich riesengroß auf der Hinterwand des Saales — und verschwindet hinter einem Vorhang. Man applaudiert, man ruft, man jubelt. Er muß wieder hervor. Es wirkt schmerzhaft, wie wenn ein gestürzter Akrobat sich vor dem Publikum zeigen muß, um es zu beruhigen — dann mag er hinter der Szene zusammenbrechen.

Für Kraus sind diese Hervorrufe sicher, trotz seiner innern feinen und zarten Freude über die Huldigung der Jugend, das allergrößte Martyrium. Aber es muß so sein. Wieder liest er fünf Viertelstunden. Dann ist es zu Ende.

Aber man läßt ihn nicht los. Von oben und unten kommen Zurufe. Es ist genau wie in der Schule, wenn der Lehrer ein Märchen versprochen hat und nun fragt, welches er erzählen soll, und jedes Kind verlangt ein anderes.

Aus diesen Zurufen entnimmt man, daß das Publikum Krausens Werke auswendig weiß. Die Zurufe vereinigen sich auf etwas Bestimmtes: — Ja aber das ist zu lang, das wird zwanzig Minuten dauern, sagt er. Man jubelt! — Gleichwohl! Bitte lesen!

Und zwanzig Minuten lang liest er eine boshafte Parodie.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen wird man in der gesamten Wiener Presse vergebens suchen, und kein Wort über den Karl Kraus-Abend finden. Kraus hat die Jugend zum Freund und die ganze Presse zum Feind. Aber wahrhaftig nicht ohne Grund.

Grausam und grimmig zerfleischt er die armseligen Journalisten und Redakteure bei jeder Gelegenheit. Kein Wunder, daß sie sich mit Totschweigen an ihm rächen.

Aber wenn Karl Kraus in der ‚Fackel‘ ankündigt, daß er liest, dann füllt sich doch der größte Saal bis auf den letzten Platz.

Zum Tod eines Begrabenen

Von **Karl Kraus**

In den Wiener Redaktionsstuben haben ein paar eingemauerte Begabungen ihre klägliche Existenz gefristet. Sie mußten den zuversichtlichen Jargon eingedrungener Kaufleute hören, die alle Plätze erobert hatten. Sie bekamen mit der Nahrung die Verachtung gereicht; denn sie hatten Geist und Herz und waren darum nie auf einen grünen Zweig gekommen. Man konnte mit ihnen nichts anfangen, weil sie selbst etwas waren, und nicht die Behendigkeit hatten, die besser ist als das was man ist, weil sie hereinbringt, was man nicht ist. Das Leben hatte sie, die in der Literatur bestehen konnten, in den Betrieb gespannt: Kein Wunder, daß sie weit hinter jenen zurückblieben, die für den Betrieb geboren sind. Speidel und Spitzer, die nie gezwungen waren, sich auf die Verwendbarkeit ansehen zu lassen, waren die Ausnahme, mit der sich die Regel schmückte, und der man, in weitem Bogen ausweichend, die Unsterblichkeit des Sonntags ließ. Unter jenen aber, die für das Ensemble des niedrigsten Dienstes verpflichtet sind, gelang es nur Herrn Pötzl sich geistig bemerkbar zu machen, dank einer eigentümlich im Wiener Charakter beschlossenen Kreuzung, die das echte Talent mit jener Weltläufigkeit verbindet, die aller Echtheit Feind ist und weniger eine Kraft als eine List der Ellbogen bedeutet. Dieser Pötzl, der ein Dichter ist im kleinsten Wien und dennoch weiß, wie man sich durch die Welt bringt, hat kürzlich einem, der es war, aber nicht wußte, wie mans tat, einen Nachruf gewidmet, welcher dem Toten alle Ehre gab und nur autobiographisch entstellt war durch eine Stelle: jener habe sein Leben lang erbittert gegen ungreifbare Feinde gekämpft, »mit denen anders Veranlagte überhaupt nicht mehr anbinden, weil es eben zwecklos ist.« Es ist wohl möglich, daß hier die Fähigkeit, nicht anzubinden, sich als der Weisheit letzten Schluß überschätzt und daß die Zwecklosigkeit des Kampfes mit jenem Zweck, den man durch Friedfertigkeit erreicht, verwechselt wird; und es ist in keinem Fall rätlich, einem, den das Leben mit Tücken verfolgen mußte, weil es ihm nicht gewachsen war, einen Vorwurf aus der eigenen Nachgiebigkeit zu machen. Immerhin wird hier die Wahrheit über Verhältnisse, in denen die Wahrheit

Problem ist, so verschoben, daß es fast wie Aufrichtigkeit anmutet, und was Herr Pötzl, sonst als einziger, über Sigmund Wilheim gesagt hat, macht ihm selber Ehre. Denn dem Gesindel, dem ein toter Schriftsteller weniger gilt als die lebendigen Kaffeesieder, die beim Begräbnis mitgehen, und das für laute Nullen so viel Platz übrig hat, brachte kaum mehr als ein Dutzend Phrasen für einen Mann auf, dessen Wert es nicht gekannt und dessen Lebensstille es nicht gehört hatte. Sie drang öfter aus ihrer Zelle zu mir, nicht nur, wenn sie ihr Einverständnis mit einem Schreibenden bekunden wollte, der den Geist gegen die Zeitung schützt. Der Jammer des Berufs konnte sich doch nicht besser als in der Leistung Wilheims darstellen, so weit sie getan und so weit sie verhindert war. Ein erdrosseltes Talent, dem kaum viel mehr erlaubt war, als seine letzte Resignation in kleinen Stimmungen herzugeben. Der Speidel'sche Zug seiner Sprache aber konnte dem, der willens ist, noch heute ein Tagesblatt als Leser zu lesen, in keiner Zeile entgehen, und wer ihn gekannt hat, erinnert sich, daß er einmal ein echter Theaterkenner war und der erste, der in Wien von Wedekind etwas verstanden hat. Ich war, noch unter dem Eindruck seines Feuilletons »Der einsame Spatz« daran, dieses siebzigjährige Talent zu entdecken. Da floß die Stimmung dieses Blatts, das vor mir lag, mit der Meldung seines Todes zusammen, und es bleibt nichts übrig, als ihm nachzusprechen, was er seinem verstorbenen Freunde Ludwig Porges nachgesagt hat: »Er ist bloß ein empfindsamer, einschichtiger Mensch gewesen, mit einem eigenartigen Zug von angesäuerter Lebensfreude in sich, deren Ursachen er keinem Menschen offenbarte, und die vielleicht in verratener Liebe zu suchen waren ... Er ist keiner von den Größen der Publizistik gewesen, aber in seiner Art ein Großer, ein untadeliger Mensch voll edlen Sinnes für das, was die Seele zu den Höhen erhebet, ein treues kindliches Gemüt, ein verläßlicher Freund, ein Ehrlicher und Gerechter. O, wie sich alles lichtet um uns und wie es dennoch immer finsterer in diesem Leben wird!« Und es bliebe nur noch zu sagen, daß es um einen, der diesen Satz schreiben konnte, schade ist.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3

Im Verlage **Jahoda & Siegel,** Wien III/2, Hintere Zollamtsstraße 3 e schien:

KARL KRAUS

Von **ROBERT SCHEU**

(Mit einem Bildnis)

40 SEITEN 8⁰, broschiert

Preis 80 Heller (80 Pf)

Durch alle Buchhandlungen, durch das Berliner Bureau der ‚Fackel' oder direkt durch den Verlag gegen Einsendung des Betrages zu beziehen.

Die Verleger werden aufgefordert, die Übersendung von Rezensions-exemplaren zu unterlassen

---

DIE FACKEL

Herausgeber **KARL KRAUS**

rscheint in zwangloser Folge

BEZUGSBEDINGUNGEN:

Für Österreich-Ungarn:	Für das deutsche Reich:	Für die Länder des Weltpostv.:
18 Nummern portofrei K 4.50	18 Nummern portofrei Mk. 4.—	18 Nummern portofrei K 6.—
36 „ „ „ 9.—	36 „ „ „ 7.25	36 „ „ „ 12.—

s Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern

Einzelheft in Österreich 30 Heller, in Deutschland 30 Pfennig
Doppelnummer in Österreich 60 Heller, in Deutschland 50 Pfennig

Zu beziehen durch sämtliche Buchhandlungen

erliner Bureau: Halensee, Katharinenstraße 5

lanuskripte werden nicht mehr geprüft, sondern vernichtet und nur wenn ein frankiertes und adressiertes Kuvert beiliegt, ohne weitere schriftliche Begründung zurückgeschickt.

dministrative Zuschriften, die nicht an den Verlag, sondern an die Redaktion der Fackel oder an den Herausgeber adressiert sind, bleiben in jedem Falle unerledigt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Karl Kraus

Nr. 338 Dezember 1911 XIII. JAHR

DIE FACKEL

HERAUSGEBER

KARL KRAUS

INHALT:

PREIS DER EINZELNEN NUMMER 30 HELLER

ERSCHEINT IN ZWANGLOSER FOLGE

VERLAG: ,DIE FACKEL', WIEN — BERLIN
WIEN, III/2, HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3 TELEPHON Nr. 187
BERLINER BUREAU: HALENSEE, KATHARINENSTRASSE 5

INHALT der vorigen Doppelnummer 336/337, 23. November 1911:
KARL KRAUS: Glossen / RICHARD WEISS: Nach dem Tode
KARL KRAUS: Pro domo et mundo / KARIN MICHAELIS: Ein Karl Kraus-Abend / KARL KRAUS: Zum Tod eines Begrabenen

DIE FACKEL

Nr. 338 | 6. DEZEMBER 1911 | XIII. JAHR

Glossen

Von **Karl Kraus**

Ein weitverbreitetes Mißverständnis

ist der Glaube an meine Feindseligkeit. »Sie zu überzeugen, versuche ich nicht. Aber ich darf trotzdem sagen, daß Sie mir in meinen Motiven und Absichten Unrecht tun.« Oder: »Ich gestehe, daß es mich kränkt, daß Sie mir mit solchem Übelwollen, ja mit solcher Feindseligkeit gegenüberstehen.« Welches Vorurteil! Ich stehe niemand in der Welt gegenüber und bin das Wohlwollen selbst. Ohne Ansehen der Person reagiere ich auf Geräusche, und interessiere mich nicht für die Richtung, aus der sie kommen. Wäre der Inhalt meiner Glossen Polemik, so müßte mich der Glaube, die Menge der Kleinen dezimieren zu können, ins Irrenhaus bringen. »Sie haben mich kürzlich zum Objekt Ihrer Satire genommen«, schreibt einer, streicht »genommen« und setzt dafür »gewählt«. Ich aber kann mit ruhigem Gewissen sagen, daß ich mir noch nie einen zum Objekt meiner Satire genommen oder gar gewählt habe. Hätte ich da etwas dreinzureden, so wäre ich nicht Satiriker und würde eine bessere Wahl treffen. Denn die Satire wählt, nimmt und kennt keine Objekte. Sie entsteht so, daß sie vor ihnen flieht und sie sich ihr aufdrängen. Die Würdigkeit der Objekte mag den Wert der Polemik bestimmen; aber Name oder Andeutung eines Kleinen, oder was irgend von ihm in einer Satire steht, ist Kunstelement. Wie ein Schneuzen, wie die Trompete eines Beiwagenkondukteurs oder wie sonst etwas, das ich mir nicht wähle; wie sonst ein Stoffliches, von dem ich den Stoff nicht wähle, sondern abziehe. Kann ich dafür, daß die Halluzinationen und Visionen leben und Namen haben und zuständig sind? Kann ich dafür, daß es den Münz wirklich gibt? Habe ich ihn nicht trotzdem erfunden? Wäre er Objekt, ich wählte anders. Erhebt er Anspruch, von der Satire beleidigt zu sein, beleidigt er die Satire. Außerhalb dieser mag er ein Dasein haben, aber keine Berechtigung. Der Leumund mag in Ordnung sein, kommt aber für die Satire nicht in Betracht. Motive und Absichten prüfe ich nicht. Die sind unbesehen gut oder schlecht. Nichts ist der Satire egaler. Die Polemik

kann es als Einmischung in ihr Amt empfinden, wenn das Objekt sie zu überzeugen versucht, oder sie mag mit sich reden lassen wie ein Amt. Der Satire Vorstellungen machen, heißt die Verdienste des Holzes gegen die Rücksichtslosigkeit des Feuers ins Treffen führen. Nun muß ja freilich der Brennstoff kein Verständnis für die Wärme haben und der Anlaß mag sich so weit überschätzen, daß er sich durch die Kunst beleidigt fühle. Aber das Verhältnis der Satire zur Gerechtigkeit ist so: Von wem man sagen kann, daß er einem Einfall eine Einsicht geopfert habe, dessen Gesinnung war so schlecht wie der Witz. Der Publizist ist ein Lump, wenn er über den Sachverhalt hinaus witzig ist. Er steht einem Objekt gegenüber, und wenn dieses der polemischen Behandlung noch so unwürdig war, er ist des Objektes unwürdiger. Der Satiriker kann nie etwas Höheres einem Witz opfern; denn sein Witz ist immer höher als das was er opfert. Auf die Meinung reduziert, kann sein Witz Unrecht tun; der Gedanke hat immer Recht. Er stellt schon die Dinge und Menschen so ein, daß keinem ein Unrecht geschieht. Er richtet die Welt ein, wie der Bittere den verdorbenen Magen: er hat nichts gegen das Organ. So ist die Satire fern aller Feindseligkeit und bedeutet ein Wohlwollen für eine ideale Gesamtheit, zu der sie nicht gegen, aber durch die realen Einzelnen durchdringt. Das Lamentieren ist unnütz und ungerecht. Die sich beleidigt fühlen, unterschätzen mich; sie halten sich für meine Objekte, und da fühle ich mich beleidigt.

* * *

Sie können nichts dafür

Mache ich die Reporter verantwortlich? Das konnte man nie glauben. Die Institution? Das tat ich vor zehn Jahren. Das Bedürfnis des Publikums? Auch nicht mehr. Wen oder was mache ich verantwortlich? Immer den, der fragt.

*

Aber die Presse macht die Reporter und die Abonnenten verantwortlich. Alle Schande wälzt der Leitartikel auf die Kleine Chronik. Immer entledigt sich vorn einer des Drecks, der hinten gesammelt wird. Sie verleugnen einander. Als die hinten Orgien der Neugier in einem Totenzimmer feierten, rang vorn ein Ahnungsloser die Hände, einer, der glaubt, daß der Storch die Kinder bringt, und nicht weiß, daß sie längst der Reporter bringt:

»Zwei alte Leute feiern ihre silberne Hochzeit. Kein großes Fest, nichts, was in die Öffentlichkeit dringt oder, wie jetzt so üblich, an die große Glocke gehängt wird . . .«

Die große Glocke beschwert sich darüber, daß man es an sie hängt! Ja muß es sich denn die große Glocke gefallen lassen? Wenn sie die Glöckner unterscheiden kann, kann sie sie nicht wählen? Oder unbildlich gesprochen: Ist es nicht widerwärtig, wenn eine alte Kupplerin sich darüber beschwert, daß, wie jetzt so üblich, viele Klienten kommen, und gar der Zeit nachweint, wo sie selbst ein unbeschriebenes Blatt war?

*

Wenn ich die Verlorenheit der Welt an ihren Symptomen beweise, so kommt immer ein Verlorener, der mir sagt: Ja, aber was können die Symptome dafür? Die müssen doch und tun's selbst nicht gern! — Ach, ich tu's auch nicht gern und muß doch.

* * *

Was wir hoffen

»Eine merkwürdige Verfügung. Den Volksschullehrern im Großherzogtum Sachsen-Weimar ist durch eine Verfügung des Großherzoglichen Staatsministeriums verboten worden, für die Tagespresse irgendwie journalistisch tätig zu sein.«

Die Verfügung ist merkwürdig, und zumal in Österreich sollte man sie sich merken. Hier, wo nicht einmal die Volksschullehrer die Macht haben, das Staatsministerium von der Mitarbeit an der Tagespresse zurückzuhalten! Die Verhinderung der Volksschullehrer — das ist nur ein bescheidener Anfang. Die Hochschulprofessoren zu zügeln, das ist die schöne Aufgabe, die der sogenannten Reaktion — dem Kinderschreck erwachsener Idioten – vorbehalten bleibt. Wenn wir aber erst so weit sind und die Kompagnie der bebrillten und der bezwickerten Intelligenz getrennt haben, dann lasset uns auch daran gehen, die Hochschulprofessoren von der Hochschule zu entfernen, und dann verbieten wir der Tagespresse, irgendwie journalistisch tätig zu sein! Überhaupt bin ich dafür, daß alles was jetzt besteht, bei Todesstrafe verboten und diese auch im Falle der Befolgung vorläufig vollstreckt wird.

* * *

Was man im Traum aufsagen kann

. . . »Daß dieser Ruf besonders lebhaft aus Deutschböhmen erscholl —« »Es gibt kein Deutschböhmen!« . . . Dieser Zwischenruf entfesselt eine ungeheure Lärmszene . . . Die Deutschen protestieren in lauten Rufen . . . während die Tschechen . . . Abzug Hochenburger! . . . Auf die Abzugrufe der Tschechen antworten die Deutschen mit demonstrativem Händeklatschen . . . Heil Hochenburger! . . . bemüht sich vergeblich, Ordnung zu schaffen . . . Deutsche und Tschechen

stehen dicht gedrängt vor der Ministerbank ... Über lebhafte Zurufe der Deutschen versucht der Justizminister ... es gelingt ihm auch tatsächlich ... welche jedoch kaum den dicht neben ihm stehenden Stenographen verständlich sind ... Die Tschechen zeigen die deutliche Absicht ... drängen mit Macht gegen den Platz ... Von deutscher Seite eilen einige mit großer Körperkraft ausgestattete Abgeordnete ... Wedra ... Da hört man plötzlich einen schrillen Pfiff ... Fresl ... Die Deutschen sind im ersten Moment verblüfft ... antworten aber bald mit ironischem Händeklatschen ... großes Gedränge, aus welchem man die Hünengestalt ... vergeblich bemüht ... Die Situation droht in Tätlichkeiten auszuarten ... Da erhebt sich ... erklärt die Sitzung für unterbrochen ... nimmt sein Portefeuille ... verläßt, von den »Abzug!«- und »Pfui!«-Rufen der Tschechen begleitet, den Saal ... kommt es zu einem drohenden Wortwechsel ... getrennt ... Fast eine halbe Stunde tobt ... Mittlerweile finden im Präsidialbureau Besprechungen ... Um 3 Uhr 20 Minuten wird die Sitzung ... unter lautloser Stille ... erklärt, mit dem Ausdruck »Deutschböhmen« habe er nur jene Gebiete Böhmens bezeichnen wollen, die vorwiegend von Deutschen bewohnt sind ...

* *
*

Der Historiker

»... Diese Anschauung ungefähr liegt folgender Äußerung des berühmten Historikers Dr. Heinrich Friedjung zugrunde, die er in liebenswürdiger Weise vor einem unserer Mitarbeiter abgab:

Friedensaussichten ergeben sich in einem Kriege erst, wenn einer der beiden Teile zur Erkenntnis kommt, der Kampf sei aussichtslos. ... Dann erst kann in Konstantinopel die Friedenspartei ihr Haupt erheben. ... So traurig es auch ist, so muß Europa dem Blutvergießen vorerst mit verschränkten Armen zusehen. ... Die Waffen werden die Entscheidung darüber bringen, ob ...«

* *
*

Der Psychiater

» ... Njegus ist wiederholt abgestraft, er hat sich immer als gewalttätig erwiesen und man kann ihm schon von diesem Standpunkte aus ein derartiges Delikt zutrauen. Er hat sich auch keineswegs als solcher Held, als Altruist gezeigt, wie dies hier behauptet worden ist. Er hat sein Vermögen in kurzer Zeit verpraßt, er hat sich infiziert ...«

* *
*

Ohne Ansehen der Person

Einen vollgiltigen Beweis für richterliche Unabhängigkeit hat einer im Prozeß gegen den Parlamentsattentäter geliefert. Der Fall dieses Njegusch, der zuerst in der »Lustigen Witwe« und hierauf in der nach einer Idee von Viktor Leon verfaßten österreichischen Politik vorkam, ist abgedroschen wie eine achthundertste Aufführung. Pikant wird die Chose nur durch die Einlagen. Der Justizminister leibhaftig tritt als Zeuge auf, und die

Justiz, die in ihrer Unabhängigkeit es bisher nie glauben wollte, überzeugt sich endlich davon, daß es so etwas gibt. Das ist aber noch gar nichts.

»Es tritt hierauf Ministerpräsident Dr. Karl Graf Stürgkh vor die Zeugenbarre.

Präs.: Exzellenz werden als Zeuge geführt, und ich brauche wohl nicht erst die Wahrheitserinnerung zu machen. Sie haben selbstverständlich die volle und reine Wahrheit auszusagen.«

Das ist kolossal. Der Präsident heißt Wach. Nicht: Sie werden selbstverständlich, sondern: Sie haben selbstverständlich. Es macht Eindruck. Auch der Präsident kann sich diesem Eindruck nicht entziehen. Er hat die Wahrheitserinnerung ohne Ansehen der Person gemacht. Aber jetzt sieht er die Person an. Ein ausgewachsener Ministerpräsident steht vor ihm. Was tut man da?

»Präs.: Darf ich Eure Exzellenz bitten, über die tatsächlichen Eindrücke gelegentlich des Attentats Mitteilung zu machen?«

Der Zeuge erfüllt die Bitte. Gegen eine unabhängige Justiz ist eine Regierung immer entgegenkommend.

* * *

Sieben Gentlemen und eine Zugereiste

»Gestern fand beim Bezirksgericht Margareten (Strafrichter Dr. G.) die Verhandlung statt, in welcher die 19jährige, aus London zugereiste Konservatoristin Gertrude Wright der wörtlichen und tätlichen Amtsehrenbeleidigung angeklagt war. Miß Wright fuhr nämlich am 23. Oktober in einem Wagen der Straßenbahn über die Favoritenstraße. Da sie dem Kondukteur damals einen Fahrschein vorwies, der keine Gültigkeit mehr besaß, wurde sie von ihm aufgefordert, eine neue Karte zu lösen oder den Wagen zu verlassen. Sie tat keines von beiden und der Kondukteur sah sich genötigt, am Rainerplatz den Sicherheitswachmann S. um Intervention zu ersuchen. Nach längerem vergeblichen Zureden, der Aufforderung des Kondukteurs nachzukommen, erklärte sie der Wachmann für arretiert, worauf sie ihm zwei Ohrfeigen versetzte und mit ihrem Geigenkasten den Kondukteur traf .... Kondukteur G. bestätigte die Klagedarstellung. Wachmann S. behauptete überdies als Zeuge, sie habe mit dem Geigenkasten auf den Kondukteur losgeschlagen. Er sei genötigt gewesen, einen zweiten Wachmann herbeizurufen, weil die Angeklagte sich weigerte, mitzugehen. Auf dem Wege zum Kommissariat habe die Angeklagte dann zweimal versucht, davonzulaufen. Am Kommissariat selbst habe sie derartig geschrien, daß niemand mit ihr reden konnte. Der Möbelpacker E., ein Fahrgast, sagte aus, sie habe im Wagen gesagt: ‚Eine derartige Wirtschaft wie in Wien gibt es im Ausland nicht.‘ Als die Dame den Wagen verließ, sei sie halb vom Wachmann gezogen, halb vom Kondukteur geschoben worden. Der Zeuge Wemola, ein Hilfsarbeiter, erklärte auf Befragen des staatsanwaltschaftlichen Funktionärs, ob die Angeklagte den Wachmann

geohrfeigt oder nur Abwehrbewegungen gemacht habe: ‚Das waren schon Ohrfeigen; ich werd' doch die Ohrfeigen kennen.‘ (Heiterkeit.) Die Angeklagte erklärt, sie sei erst am 1. Oktober d. J. nach Wien gekommen; der Sprache nicht mächtig, habe sie die Worte des Kondukteurs und des Wachmannes nicht verstanden. Sie habe bereits zweimal Fahrscheine gelöst und daß sie nun noch einen dritten lösen solle, sei ihr nicht eingegangen. In der Aufregung habe sie wohl herumgefuchtelt, doch geohrfeigt und geschlagen habe sie niemanden. Auf Antrag des staatsanwaltschaftlichen Funktionärs Dr. v. K. trat der Richter schließlich den Akt an das Landesgericht ab, da das Verbrechen der öffentlichen Gewalttätigkeit vorzuliegen scheine.‹

Der Hebung des Zugereistenverkehrs wird es nicht nützen. Ein besserer Gerichtsbeschluß wäre gewesen, die Wiener Einrichtungen zu ändern, wenn sie so sind, daß sie zu Ohrfeigen und einem Hieb mit dem Geigenkasten führen können. Man muß kein Zugereister sein, um bis zum Wunsche solcher Abwehr zu gelangen, und man muß nicht aus England kommen, um der Sprache dieses Landes nicht mächtig zu sein. Eine Miß, die mit ruhigen Nerven durch dieses Gedränge von Möbelpackern, Strafrichtern, Kondukteuren und Funktionären durchkommt, kann von Glück sagen. Der Hilfsarbeiter Wemola trägt auch nicht zur Hebung des Lebensmutes bei. Und dieses Verkehrsleben, bei dem man nur vorwärts kommt, wenn man halb vom Wachmann gezogen, halb vom Kondukteur geschoben wird, ist eine Katastrophe. Und kurzum, der Kulturmensch, dem dreimal etwas abgezwickt werden soll, wird grob. Wenn das Vaterland das nicht verträgt, so ist Zuzug fernzuhalten. Aber Fremde mit dem Wald- und Wiesengürtel anlocken und dann durch die Elektrische schuldig werden lassen, ist gemein.

* * *

Der Wasenmeister Bauernfeind
oder
Dahoam is dahoam

›Aus Linz, 23. d. M., wird uns telegraphiert: Die Gastwirtseheleute Anton und Marie Buchberger in Hinterleuten im Mühlviertel setzten ihren Gästen Fleisch in völlig verwestem Zustande vor. Wie amtlich erhoben wurde, bezogen die Wirtsleute bereits seit vier Jahren von dem Wasenmeister Bauernfeind in Unterweißenbach verendete Kälber, Kühe, Hunde und Pferde, deren Fleisch sie auskochten. Bei der Revision durch die Gendarmerie wurden 30 Kilogramm derartiges Fleisch gefunden. Der Wasenmeister wurde vom Landesgerichte in Linz zu einer einmonatigen, der Gastwirt zu einer zweimonatigen und dessen Gattin zu einer sechswöchigen strengen Arreststrafe verurteilt. Gegen mehrere

andere Gastwirte des unteren Mühlviertels schwebt zurzeit wegen ähnlicher Delikte eine Untersuchung.«

Und die Opern von Bittner?

* * *

Ein Hörfehler

Vor einem Prager Gericht wurde, wie die Neue Freie Presse behauptet, Shakespeare folgendermaßen zitiert:

Dr. W. hob ferner hervor, daß es eine Versündigung an dem Geiste der Strafprozeßordnung bedeute, wenn fertige Urteile in die Verhandlung mitgebracht würden. Wenn man diesem Vorwurf gegenüber darauf verweise, daß dies allgemein üblich sei, so sei dies ein Brauch, »von dem der Brauch mehr ehrt, als seine Übung«.

In Wirklichkeit verhält sich die Sache so: Auf die Frage Horatios, ob das Gebrauch sei (nämlich daß an des Königs Tafel unter Musik und Lärm gesoffen werde), antwortet Hamlet: »Nun freilich wohl: Doch meines Dünkens (bin ich eingeboren und drin erzogen schon) ists ein Gebrauch, wovon der Bruch mehr ehrt als die Befolgung.« Nun besteht ja kein Zweifel, daß in Prag zwar nicht der Wortlaut, aber der Sinn richtig zitiert und gesagt wurde, es sei ein Brauch, von dem der Bruch mehr ehrt als seine Übung. Ferner besteht auch kein Zweifel, daß genau berichtet wurde, was gesagt wurde. Aber die Berichte werden telephonisch übermittelt, und wenn sich zwischen die Aussprache in Prag und das Gehör in Wien solch ein Hindernis stellt, dann kann man für nichts gut stehen. In Prag wurde nämlich ganz richtig hineingerufen: ». . so sei dies ein Broch, von dem der Bruch . . .« In Wien wurde zwar der Broch ganz richtig verstanden, aber auch der Bruch klang wie Broch und wurde infolgedessen als Brauch geschrieben. Telegramme sind, besonders wenn es sich um Shakespeare handelt, verläßlicher. Denn das Telephonieren, meines Dünkens (bin ich eingeboren und drin erzogen schon), das ist ein Broch, von dem der Bruch mehr ehrt als seine Übung.

* * *

Bismarcks Bader
oder
Nur ganz und gar unverfängliche, keineswegs indiskrete Dinge

Wenn ein großer Herr einen Bader gehabt hat, so wird sich das Publikum noch mehr für den Bader als für den großen Herrn interessieren. Diese Erkenntnis bewog die Urania,

die nicht nur unterhalten, sondern auch belehren will, nach dem Ganghofer den Schweninger kommen zu lassen. Daß Bismarcks Leib an Hämorrhoiden und Gallensteinen gelitten hat, wissen wir nun und sind tief verzweifelt, daß es so bald keinem himmlischen Bader gelingen wird, Bismarcks Unsterblichkeit von dem ihr anhaftenden Schweninger zu befreien, der tiefer sitzt als der unschwer entfernte Harden. Peinlicheres ist selten dreister geboten worden. Herr Schweninger, eine polternde Charge der Medizin, nach einer Idee von L'Arronge gearbeitet, in einem rauhen Kern eine gute Schale verbergend, von dem berechtigten Mißtrauen gegen die Fachmedizin genährt, die Lücken der ärztlichen Bildung durch Grobheit ausfüllend, hatte das Glück, daß die Riesennatur seines größten Patienten so lange als nur irgendmöglich seinen lebhaften Attaquen standhielt. Vielleicht wäre sie der Wissenschaft früher gewichen: mit dem Sapperlotskerl, dem Onkel Schwarzebart aus Bavarien, wie man im Grunewald sagt, wollte sie's aufnehmen. Nun kann man sich wohl nichts Unerquicklicheres denken als die Schilderung solchen Kampfes, in der sich der schließliche Triumph eines handfesten Baders selber feiert. Die Verletzung des ärztlichen Geheimnisses scheint eine Berufspflicht zu sein, die auch dem nichtgraduierten Mann am Herzen liegt. »In Ehrerbietung vor den Manen Bismarcks«, die er nicht mehr massieren kann, »neigt er sein Haupt« und »durch keine Möglichkeit werde er sich zu irgend einer Indiskretion, zu einer Verletzung des Gastrechtes, das ihm dort gewährt wurde, zu einer Verletzung des Vertrauens veranlaßt sehen können, im Gegenteil«. So versicherte Herr Schweninger dem Wiener Publikum, das schon alle Hoffnung fahren ließ. Es sollte angenehm überrascht werden. Zwar, die Fettleibigkeit des Sohnes Wilhelm mit allen ihren Gichtknoten und sonstigen Details war nicht danach angetan, weitere Kreise zu fesseln. Immerhin. Schweninger hatte einen acht Seiten langen Brief vom Grafen bekommen, er beantwortete ihn, auch diese Antwort werde noch einmal an die Öffentlichkeit kommen, denn es sei doch begreiflich, daß er, Schweninger, in dem Augenblick, wo er »als junger anrüchiger Arzt mit einem solchen Herrn zu tun hatte«, von dem Briefe eine Abschrift nahm. Das ist gewiß begreiflich und die Selbstverständlichkeit, mit der einer auf seinen Anfang als junger anrüchiger

Arzt zurückblickt, hat etwas Ansprechendes. Nach der Erledigung von allerlei Tratsch, der außerhalb der medizinischen Sphäre spielt, schreitet er endlich zur Untersuchung des Patienten, dem er noch heute eine kolossale Schweißproduktion nachsagen kann. Hierauf folgt eine Roßkur, nach deren Verlauf der Arzt den eigenen Patienten nicht wiedererkennt: er erwartet einen dicken Mann auf dem Münchner Bahnhof und ein dünner Mann steigt aus. Siehe da. In zehn Monaten war Bill durch briefliche Ordination von 236 auf 176 Pfund heruntergekommen, und man kann sich keine bessere Annonce denken als den Dialog, der sich auf dem Bahnhof abspielt: »Wen suchen Sie?« »Stören Sie mich nicht, ich suche den Grafen Bismarck.« »‚Der bin ich', lachte der Ankömmling.« Nun berichtet Schweninger stolz, daß er den Grafen »in die Abhärtungstheorie gebracht« habe. Er ließ ihn auf Bergtouren »in allen Klammen mit 4 und 6 Grad baden«. »Als das Unglück wollte«, daß der Graf hierauf Typhus bekam, sagten die Verleumder Schweningers, an denen es nie gefehlt hat, jener sei tuberkulös geworden. Schweninger »packte ihn« und ging mit ihm nach dem Süden. »Nun will ich den ‚Schwindsüchtigen' auch noch kurieren.« Da der Graf nicht Schwindsucht hatte, so gelang es überraschend, und er bekam infolgedessen bloß ein Herzleiden. Jetzt aber gings an den Fürsten. Dieser erzählte von seinem Zustand. »Ich erwiderte ihm kurz: ‚Mit dem Gerede kommt nichts heraus, ich muß Sie wie den Bill in Behandlung nehmen'«. Was nun folgte, ist bekannt, aber schwer vorstellbar. Der Mann, dessen Gerede so ziemlich das bedeutendste Gerede war, das je in Deutschland geführt wurde, lag durch Jahre wehrlos da und ließ sich von einem nichtgraduierten Panther kneten. Schweninger war nicht mehr zu halten. Das war nicht mehr strenge Massage, das war Fanatismus! Es gelingt ihm endlich, eines Gallensteins habhaft zu werden, den er aber nicht als Andenken aufgehoben hat, weil er ihn sonst in der Urania vorgezeigt hätte. Er nennt ihn jedoch, da es kein Leberkrebs war, einen »wohlwollenden Gallenstein«, und so kann man sich ihn wenigstens vorstellen. Bismarck-Worte sind unvergänglich. Schweninger gelang es, etliche zu entlocken, die vergänglich sind. Einmal entfernte er sich in den Grunewald, vermutlich, um auch Den im Grunewald zu kneten: da war der Fürst unfolgsam. Er trank Buttermilch. »Bei meiner Rückkehr tänzelte mir der Fürst mit den Worten entgegen: ‚Während

mein Dockchen sich im Grunewald amüsierte, habe ich mich an einem alten Liebchen vergnügt'.« Schweninger will auf und davon. Aus purem Mitleid bleibt er. Denn der Fürst (die Feder sträubt sich, in solchem Zitat Bismarck zu sagen) »hatte fortwährendes Erbrechen«. Bill war erledigt. Den Fürsten brachte er noch aufs Pferd. »Bei Bill traten die ersten schweren Herzerscheinungen ein«. Darum läßt er ihn oft vom Pferd absteigen und »mit erhöhten Beinen im Straßengraben liegen«. »Dafür ging die strenge Behandlung des Fürsten, die Einhaltung der vorgeschriebenen Lebensweise, Diät, horizontale Lage etc. an«. »Da erlebte ich«, ruft Schweninger, »die Freude, daß er auch die Hämorrhoiden verloren hat. Von nun ab war mein Renommee im Hause Bismarck begründet .... Der Schleier aber, den ich über die Erinnerung an den Fürsten und seine Familie gezogen habe, sollte heute nicht gelüftet werden. Nur ganz und gar unverfängliche, keineswegs indiskrete Dinge sollten hier Erwähnung finden, selbst auf die Gefahr hin, daß ich weit hinter Ihren Erwartungen zurückgeblieben bin.« Das Wiener Publikum nun, welches sich das anhörte, empörte sich weder wegen des Gebotenen noch wegen des Vorenthaltenen. Die Wiener Presse hob hervor, daß Schweninger den Grafen »vollständig gesund gemacht« habe, und was den Fürsten betrifft, so rühmte sie die Diskretion, mit der er »sich in seinen Ausführungen strenge auf seine ärztlichen Beziehungen beschränkte und es auf das sorgfältigste vermied, das politische Gebiet auch nur zu streifen«. Denn ein Masseur ist zur ärztlichen Verschwiegenheit nicht verpflichtet und es ist anerkennenswert, wenn er ein übriges tut und das diplomatische Berufsgeheimnis wahrt.

* * *

Den im Grunewald

von dem im Michelreich kein Canis mehr den Happen nimmt, kirrt dennoch kein seiner Schreibart Schönheitlinie nachzeichnendes Mühen. Drum hat er von einem, der ihm einen Aushängbogen zum zahlungfreien Vordruck ließ, gesagt, er sei »der junge, auf Hamburgs Boden heimisch gewordene, als Balladendichter vom Hansenstolz gekrönte Schlesier«, nannte das Capitulum »eine übermütige Schnurre« und meinte, »dieser Dreißiger habe sich keinem Schreiberklüngel verlobt; und drum vielleicht die kecke Jugendlust an Farben und Tönen, an Gewitter und Schabernack bewahrt«. Bewahrt? Wer, ein Fünfziger, den Schelm im hintern Halsgewölbe hat und sorglos

unterm Nebelmond schon in der Mumme stolzt, muß keinem jüngeren die Necklust neiden. Aber dem auf die Besserungfähigkeit des Fernzeitschreibers Hoffenden trübt sich die Pupille und der im deutschen Sprechbezirk durch lange Weile gepönten Lesergeduld reift mählich der Wunsch, der Borussenmagen möge, der bis zur Schmacklosigkeit mit den Hunger trügender Fettkost gefütterte, sich endlich umdrehn.

* * *

Eine Aufklärung

»... B. war ein Komponist von Talent, namentlich seine Lieder wurden in den Kreisen der Fachmusiker geschätzt ...«

Was sagt das Intelligenzvieh, das solchen Bericht liest, dazu, wenn ich ihm jetzt den folgenden Satz liefere:

»... A. war ein Literat von Talent, namentlich seine Gedichte wurden in den Kreisen der Fachschriftsteller geschätzt ...«

Merkt das Intelligenzvieh endlich, wo das hinführt? Fachmusiker läßt es gelten: es sind Musiker, die von Musik mehr verstehen als der Laie. Von Literatur, versteht sich, versteht der Laie ebensoviel wie der Fachmann. Denn der Laie kennt das Alphabet, aus dem sich das Werk des Fachmannes zusammensetzt. »Fachschriftsteller« nennt er nicht den Schriftsteller, der vom Fach mehr versteht als er, sondern den Redakteur einer Bierbrauerzeitung.

* * *

Wir und die Eskimos

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß sich ein Mitglied des Berliner Automobilklubs einem Eskimo kulturell überlegen dünken wird. Dennoch heißt es im Buche Fridtjof Nansens:

».... es sind Anzeichen vorhanden, daß die Eskimos ihre Physiognomie verlieren und in unserer trivialen, alles überwuchernden Kultur untergehen werden.«

Ein entsetzter Europäer aber stellte wegen dieses, wie er sagt, »revolutionären Passus« den Autor zur Rede und erhielt die folgende gute Antwort:

Ja, ich habe die europäische Zivilisation trivial genannt, denn ich halte sie auch für trivial. Ihr Bestreben geht dahin, alles allem gleich zu machen. Ich habe keinen Grund, ein solches Resultat zu wünschen. Alles allem gleich zu machen, bedeutet für die Zukunft die schreckhafteste Monotonie. Der heutige Mensch ist eine Maschine, und in dem Sturmlauf des modernen Lebens hat er keine Zeit, sich selbst zu finden. Sich selbst zu entdecken, ist die größte Entdeckung. Der Eskimo aber hat in seiner Abgeschiedenheit genug Zeit, sich dieser Art

von Selbstentdeckung zu widmen. Seine Zivilisation ist groß, seine Kultur ist schön. Kunst haben sie wenig, aber wunderbare nordische Märchen. Der Eskimo lebt sich selbst. Er ist auf seine fünf Sinne angewiesen — er ist ein Individuum. Und trotz alledem ist das Leben des Eskimos auf einem sozialistischen System aufgebaut; fast kommunistisch sind ihre Leitmotive. Ihre Regel heißt: »Ich habe heute einen schlechten Fang getan, gib mir von deinen Fischen; morgen, wenn es dir schlecht geht, will ich aushelfen.«

»Nansen begeistert sich, wie man sieht, für diese Grönländer.« Was diese Europäer anlangt, so haben sie allerdings mehr Kunst und leben nicht sich selbst, sondern vom Nebenmenschen. Ihre Regel heißt: »Ich habe heute einen guten Fang getan, indem ich mir von deinen Fischen nahm; morgen, wenn es dir schlecht geht, will ich mir aushelfen«. Was freilich die Allesgleichmacherei anlangt, so gibt es ein Land in Europa, wo das Streben des Kulturmenschen erst dahin gelangen muß; denn die schreckhafteste Monotonie ist noch willkommen als Schutz gegen die mißratenen Individuen, die sich ihm dort in den Weg stellen und ihn zwingen, an die äußern Dinge des Lebens, die der inneren Kraft dienen sollen, eben diese zu verplempern.

* * *

Wahrung berechtigter Interessen

»Aus Leitmeritz, 27. d., wird uns berichtet: Heute stand vor dem hiesigen Geschwornengerichte der Fabriksarbeiter Wenzel Proksch in Tetschen unter der Anklage, am 29. Oktober in Tetschen im öffentlichen Haus des Markus Bloch die Prostituierte Marie Ungermann in mörderischer Absicht getötet zu haben. Am 29. Oktober abends kam in das Haus des Markus Bloch in Tetschen ein junger Mann, der mit der Prostituierten Ungermann auf deren Zimmer ging. Kurz darauf ertönte aus dem Zimmer die elektrische Klingel. Die Wirtschafterin Wendel eilte zur Zimmertür und hörte ein Stöhnen. Gleich darauf stürzte ein junger Mann aus dem Zimmer, dessen Tür offen stand. Sie drehte das elektrische Licht auf und sah nun vor dem Sofa die Ungermann in einer Blutlache liegen. Die herbeigerufenen Ärzte konnten nur den bereits eingetretenen Tod des Mädchens konstatieren. Trotz eifriger Recherchen gelang es in den ersten Tagen nach der Tat nicht, des Täters habhaft zu werden. Am 1. November stellte er sich jedoch selbst dem Gerichte. Der Täter Wenzel Proksch gab vor dem Untersuchungsrichter an, er sei am 28. Oktober abends bei der Ungermann gewesen und habe ihr zwei Kronen gegeben. Am nächsten Morgen hätten ihm seine Eltern das leere Portemonnaie gezeigt, wodurch er zur Überzeugung gelangt sei, daß ihm die Ungermann vier Kronen genommen habe. Im Ärger über den Verlust des Geldes faßte er den Entschluß, sich an der Prostituierten zu rächen. Er nahm ein Küchenmesser, steckte es in die Rocktasche und ging in das Haus und

wartete auf das Mädchen. Als sie herauskam, habe sie ihn aufgefordert, mit in ihr Zimmer zu gehen. Er sei sofort mit ihr gegangen, um sie zu töten. Die Prostituierte habe die Tür des Zimmers verriegelt, Licht gemacht und wollte sich entkleiden, wobei sie ihm mit dem Rücken zugekehrt war. In diesem Augenblick habe er ihr einen Stich in den Rücken versetzt und dann noch mehrere Stiche gegen sie geführt, bis sie zusammengestürzt sei. Während er sie mit dem Messer bearbeitete, sei jemand zur Tür gekommen, weshalb er auf Flucht und Rettung bedacht gewesen sei. Er habe das Messer weggeworfen, das Licht verlöscht, die Tür aufgerissen und sei geflohen. Er sei nach Hause gelaufen, habe sich in der Waschküche die blutigen Hände gewaschen, den blutigen Rock habe er in den Schrank gehängt und Tags darauf, als er allein daheim war, gewaschen und gebügelt. Da ihm sein Gewissen keine Ruhe gelassen, habe er am 30. Oktober mittags seinen Eltern alles mitgeteilt, einen Revolver gekauft, sei auf den Friedhof gegangen, habe aber nicht den Mut gefunden, sich zu erschießen. Über Anraten seiner Eltern habe er sich dem Gerichte gestellt. — Die Sachverständigen erklärten in einer zweistündigen Darlegung Proksch für geistig gesund. Den Geschworenen wurden zwei Hauptfragen vorgelegt. Die erste auf gemeinen Mord wurde mit neun Stimmen verneint, die zweite wegen Übertretung des unbefugten Waffentragens wurde mit zehn Stimmen verneint. Auf Grund dieses Verdiktes wurde Proksch freigesprochen.

Urteilsbegründung: A Hur war's.

*

Und nie, solange diese Welt lebt, wird die Urteilsbegründung anders lauten . . . Mit Messern in den Rücken — no ja, bei dem Lebenswandel Herr Obmann, sagen S' is des a Wunder? San mer froh, daß mer keine Menscher nicht sein, wos? Hehe! Aber was unsereiner riskiert! Wenn im Börsel nacher vier Kranln fehlen, wann man von so einer kommt Herr Nachbar, das spürt man am eigenen Leib, das kann jedem von uns passieren. Wär net schlecht. Daß das überhaupt geduldet wird, wo es doch im Gesetzbuchö oosdrücklich steht, wer Schanddirnen beherberget. Neen, da verneene ich die Schuldfragee . . . Und wegen Betrugs war die Ungermann nicht mehr zu fassen. Das Urteil ist ein ethisches Bekenntnis. Der Mord wird nicht bestraft, sondern belobt, denn ausdrücklich wird anerkannt, daß auch die Übertretung des Waffenpatents gegen eine Prostituierte erlaubt ist. Ein Fall der Notwehr. Hätte der Bursch einen Stein gegen einen Wachmann geworfen, unter einem Jahr wär's nicht abgegangen. Unter sieben nicht, wenn er einen Justizminister verfehlt hätte. Der hungrige Altersgenosse, der einer Frau die Handtasche zu entreißen versucht hat,

bekam lebenslänglichen Kerker. Die höhere Instanz machte zwölf Jahre draus; die Tuberkulose vier. Der Delinquent ist tot und sein Richter hat einen schlechten Schlaf. Das Tier, das eine Frau, nicht zur Lust, aber so oft in den Rücken stach, als ihm Kronen in der Tasche fehlten, wird frei herum gehen. A Hur war's, Leitmeritz ist eine deutsche Stadt, die Sprachenfrage ist wichtig, die Justiz ist eine Institution, das Schwurgericht ist ein Korrektiv, und die Lage der Deutschen in Österreich ist kein Messer in den Rücken wert.

* *
*

Ein Unhold

»**Eine Ehrenrettung Sapphos.** In der französischen Akademie der Wissenschaften hat Salomon Reinach die vielgelästerte antike Dichterin Sappho rehabilitiert. Besonders ihrer ‚Schule der Dichterinnen' wurde bisher viel Übles nachgesagt. Nach Reinach war diese Schule nichts als ein Mädchenpensionat für die höheren Töchter von Lesbos. Sappho selbst verkehrte nur in den besten Bürgerfamilien, und ihre ganze Verwandtschaft protzte geradezu mit Philistrosität. Einer der Brüder war Weinhändler, ein witziger Bonvivant, wie es heute noch viele unter den Weinhändlern gibt. Er verdiente viel Geld, das er gewissenhaft mit einem Fräulein Rhodopis wieder um die Ecke brachte. Sappho war aigriert und hielt dem Bruder eine Moralpredigt in dem berühmten, nach ihr getauften Versmaß.«

Ich bin nicht gesonnen, Mitmensch des Herrn Salomon Reinach zu sein. Wie komme ich denn dazu? Wenn das nicht anders wird, stelle ich die Alternative, wer länger leben soll, ich oder die Historiker, und wenn die Antwort zu meinen Gunsten ausfällt, organisiere ich eine Kulturschutztruppe, die mit Knüppeln losgeht. Die paar Lichtpunkte, die die Menschheit hat, wenn sie sich an ihr Altertum erinnert, werden uns jetzt auch noch ausgetreten! Nicht nur, daß wir in einem Kellerloch hausen müssen, nein, es soll auch ehedem nicht ohne Ungeziefer abgegangen sein. Sappho war Gottbehüte keine Lesbierin, sondern eine Pensionatsinhaberin, sie verkehrte in den besten Bürgerfamilien und zur Beruhigung der Zeitgenossen, denen die Verhältnisse von Lesbos schon längst nicht gepaßt haben, wird versichert, daß die ganze Verwandtschaft mit Philistrosität geradezu geprotzt habe. Die Auskunft ist glänzend. Einer der Brüder — der das Verhältnis gehabt hat, Gott ja, wenn schon — nimmt man 'nem jungen Menschen nich übel, wer arbeitet, soll sich auch amüsieren — war Weinreisender für ein erstes Haus, später hat er sich selbständig gemacht ... Man denke, Sapphos leiblicher Bruder! Man wird also von jetzt an in der

anständigsten Gesellschaft ruhig von lesbischer Liebe reden können. Herr Salomon Reinach ist vorläufig nur Historiker, aber zu seiner Rehabilitierung wird sich vielleicht auch einmal herausstellen, daß er Weinreisender war. Jedenfalls ist er immer mit der Wahrheit auf dem Marsche, und auch er hat, wie man weiß, eine feine Verwandtschaft. Lauter Leute in guten Berufen, befassen sich, je nachdem, mit der Unschuld des Dreyfus oder mit der Unschuld der Sappho. Der Historiker ist besonders tüchtig. Er kann einem das ganze Altertum verekeln. Und es ist höchste Zeit; denn das Altertum ist der Neuzeit schon lange verdächtig. Wollen mal sehen, was herauskommt, wenn man das Land der Griechen mit der Dreckseele sucht. Das geht nicht mehr so weiter mit den Griechen. Zuerst haben wir sie hysterisch gemacht, da waren sie noch immer schöner als wir. Jetzt wollen wir Christen und Juden aus ihnen machen. Die Häßlichkeit der sogenannten Jetztzeit hat rückwirkende Kraft. Seien wir auf beruhigende Mitteilungen über Sokrates gefaßt! War 'n rechtschaffener Oberlehrer, Inhaber einer Knabenschule. Bauen wir nicht auf die unumstößliche Schönheit der Phryne! Es wird sich herausstellen, daß sie, als die Hülle fiel, die Richter durch ihre Säbelbeine eingeschüchtert hat, während ihre Ähnlichkeit mit der Nase des Herrn Salomon Reinach schon vorher nicht zu verkennen war. Nun, ein witziger Bonvivant, wie es heute noch viele unter den Weinhändlern gibt, ist Herr Reinach auch. Man muß die Ergebnisse seiner Wissenschaft nicht zu ernst nehmen. Schön. Aber daß sich die Rache der Parias an den Träumen der Menschheit vergreifen darf, daß Gedicht und Sage dem elenden Bedürfnis der Historik und Psychologie verfallen, Religion und alle heilige Gewesenheit der Spucknapf sind für den intellektuellen Auswurf — das ist es, was dieses Leben erst unerträglich macht, wenn es über alle Hindernisse der Zeit gesiegt hat! Diese Forschernasen beschmutzen die Kunst, diese ungewaschenen Vollbärte, die uns heute Kleist erklären und morgen die Sappho läutern, stechen die Scham der Menschheit. Fort mit ihnen! Weg mit dem, was heute Manneszier trägt. Lasset uns eine Akademie der Wissenschaft, die anstatt Holz zu hacken, der Ehrenrettung Sapphos gelauscht hat, rasieren oder kastrieren! Daß mir dieser Salomon Reinach in seinem jetzigen Zustand nicht mehr unter die Augen trete!

In Nr. 336/37 waren zwei Sätze durch Druckfehler entstellt, die einer zehnmaligen Korrektur entgangen waren. Auf S. 21, in der 11. Zeile von unten, ist statt »die Historizismus«: *der* zu lesen. Der Satz hat zu lauten: »Der Journalismus hat die Welt mit Talent verpestet, der Historizismus ohne dieses«. — Auf S. 48, in der 3. Zeile von oben, ist statt »dem Gesindel«: *das* zu lesen. Der Satz hat zu lauten: »Denn das Gesindel, dem ein toter Schriftsteller — — — —, brachte kaum mehr als ein Dutzend Phrasen — — — — — —«.

Pro domo et mundo

Von **Karl Kraus**

Es gibt Vorahmer von Originalen. Wenn Zwei einen Gedanken haben, so gehört er nicht dem, der ihn früher hatte, sondern dem, der ihn besser hat.

*

Auch in der Kunst darf der Arme dem Reichen nichts nehmen; wohl aber der Reiche alles dem Armen.

*

Es gibt eine Zuständigkeit der Gedanken, die sich um ihren jeweiligen Aufenthalt wenig kümmert.

*

Man tadelte Herrn v. H. wegen eines schlechten Satzes. Mit Recht. Denn es stellte sich heraus, daß der Satz von Jean Paul und gut war.

*

Immer zieht das Original wieder ein, was ihm entnommen wurde. Auch wenn es später auf die Welt kommt.

*

Den Autoren wird jetzt geraten, Erlebnisse zu haben. Es dürfte ihnen nicht helfen. Denn wenn sie erleben müssen, um schaffen zu können, so schaffen sie nicht. Und wenn sie nicht schaffen müssen, um erleben zu können, so erleben sie nicht. Die andern aber tun beides zugleich, die Künstler. Und ihnen ist nicht zu raten und nicht zu helfen.

*

Die Erlebnisse, die ich brauche, habe ich vor der Feuermauer, die ich von meinem Schreibtisch sehe. Da ist viel Platz für das Leben, und ich kann Gott oder den Teufel an die Wand malen.

*

Um schreiben zu können, muß ich mich den äußeren Erlebnissen entziehen. Der Souffleur ist laut genug in meinem Zimmer.

*

Der Ethiker muß immer von neuem zur Welt kommen. Der Künstler ein für allemal.

*

Wirkung der Kunst ist ein Ding, das ohne Anfang ist und dafür ohne Ende.

*

Die Kunst bescheidet sich vor einer Gegenwart, die sich der Ewigkeit überlegen weiß.

*

Die Kunst muß mißfallen. Der Künstler will gefallen, aber er tut nichts zu Gefallen. Die Eitelkeit des Künstlers befriedigt sich im Schaffen. Die Eitelkeit des Weibes befriedigt sich am Echo. Sie ist schöpferisch wie jene, wie das Schaffen selbst. Sie lebt im Beifall. Der Künstler, dem das Leben den Beifall von rechtswegen versagt, antizipiert ihn.

*

Kunst ist das, was Welt wird, nicht was Welt ist.

*

Der Künstler soll mehr erleben? Er erlebt mehr!

*

Der Künstler soll dem Hörer Konzessionen machen. Darum hat Bruckner eine Symphonie dem lieben Gott gewidmet.

*

Die Widersprüche im Künstler müssen sich irgendwo in einer höheren Ebene treffen, und wäre es dort, wo Gott wohnt.

*

Die Sonne hat Weltanschauung. Die Erde dreht sich. Widersprüche im Künstler sind Widersprüche im Betrachter, der nicht Tag und Nacht zugleich erlebt.

*

Die Revolution gegen die Demokratie vollzieht sich im Selbstmord des Tyrannen.

*

Die Kultur endet, indem die Barbaren aus ihr ausbrechen.

*

Der moderne Weltuntergang wird sich so vollziehen, daß gelegentlich der Vervollkommnung der Maschinen sich die Betriebsunfähigkeit der Menschen herausstellt. Den Automobilen gelingt es nicht, die Chauffeure vorwärts zu bringen.

*

Der Erzähler ist für die Leute da? Wenn die Abende lang werden? Man kürze sie ihnen anders! Ihnen noch etwas erzählen? Bevor die Nacht kommt, etwas Spannendes? Etwas in Lieferungen? Strychnin und die Folter! Der Abend dauert zu lange.

Nach dem Erdbeben

Von **Karl Kraus**

Die ältesten Leute können sich nicht erinnern. Seit 1908 hat es keine Katastrophe gegeben, die sich mit dieser vergleichen ließe, und die aus den hauptsächlich betroffenen Gegenden einlaufenden Nachrichten lassen es bereits heute als feststehend erscheinen, daß das Ereignis vom 18. November selbst jenes in den Schatten stellt, das damals die Ahnungslosen so schwer heimgesucht hat und dessen Folgen noch heute nicht vollständig verschmerzt sind. Erst allmählich vermag man die ganze Ausdehnung der Katastrophe zu überblicken. Der Jammer ist grenzenlos. Wo gestern noch Lebensfreude und Zuversicht herrschten, ist Trauer eingezogen. Herzzerreißende Szenen sollen sich in den Redaktionen abgespielt haben, und überall suchten sie sich zu vergewissern, ob nicht auch bei ihnen etwas geschehen sei. Da und dort verließen sie fluchtartig die Arbeitsräume, und bis vollständige Beruhigung eingetreten ist, hat man beschlossen, im Freien zu redigieren, um vor dem Einlauf von Briefen geschützt zu sein. Freilich erlebte man auch bei dieser Gelegenheit wieder das so unsäglich traurige Schauspiel, daß die menschliche Natur, wenn sich einmal die Bande der Ordnung gelockert haben, zu anarchistischen Gewalttaten neigt, die sich wider den Nächsten kehren, die Bestie im Menschen erwachte und überall sollen die gefangenen Nachtredakteure ausgebrochen sein. In Scharen ziehen besorgte Einleger vor die Redaktion, um ihre Erdbebenbeobachtungen zurückzuziehen. Um das Gebäude der Neuen Freien

Presse ist ein Kordon gezogen, die Schätze der Bildung sind, soweit menschliche Voraussicht noch etwas zu sagen hat, in Sicherheit gebracht, und Patrouillen bewachen die vom Wüten der Elemente verschont gebliebenen Güter des Fortschritts. Aber was nützt das alles, da auf den Trümmern des Autoritätsglaubens, aus denen man soeben einen alten Abonnenten vom Beginn des Erscheinens hervorgezogen hat, die Leichenräuber des Witzes herumschleichen und die Gelegenheit benützen, um im Trüben zu fischen? Zur Verzweiflung gesellt sich der Verrat, der Redakteur mißtraut dem Redakteur und die seriösesten Zuschriften werden unterdrückt, weil man nicht wissen kann. Deutschland wird Frankreich den Krieg erklären, und sie werden es nicht glauben; was immer von jetzt an geschehen mag, es könnte den Zweck haben, sie hineinzulegen, und in das Gefühl der Genugtuung bei den befreundeten Redaktionen mischt sich die bange Empfindung, daß das jedem von uns passieren kann. Ein schwacher Trost bleibt, daß der Appell an die Mildtätigkeit der Inserenten sowie einige Erpressungen nicht ohne Erfolg bleiben, und während die Fürstin Pauline Metternich auf der Unglücksstätte erschien, um sich an der Ausspeisung der Redakteure zu beteiligen, haben die Banken beschlossen, Subventionen zu bewilligen, weil sie sich sagen, daß der volkswirtschaftliche Teil der Neuen Freien Presse noch immer ernst zu nehmen ist. Trotzdem dürfte an den heute noch unabsehbaren Schaden kein Versuch, die Not der Ärmsten der Armen zu lindern, auch nur hinanreichen. Was man zunächst befürchtet, ist die Möglichkeit, daß die explosiblen Grubengase neuerlich in die Lampenkammer eindringen könnten. Einer unserer Mitarbeiter, der Gelegenheit hatte, mit Professor Eduard Sueß zu sprechen, berichtet, daß der Gelehrte sich zwar zuversichtlich, aber skeptisch geäußert habe. Denn selbst die Geologen können heute nicht mehr umhin zuzugeben, daß die Wissenschaft keinen hinreichenden Schutz gegen die Satire bietet.

Die Wissenschaft ist konsterniert. Sie fühlt, daß der Antigelehrte, der unter der Maske eines Dr. Ing. Erich Ritter von Winkler die Neue Freie Presse beriet, zwei Fliegen von einem Grubenhund hat schnappen lassen. Denn nicht allein der Journalismus, jene Offenbarungsmacht, die sich jeder Analphabet zulegen kann, wenn er zur Druckerschwärze greift, ist durch den Fall entblößt, sondern auch die Wissenschaft. Nicht nur die Allwissenheit des Trottels hat den Kredit verloren, sondern auch die Dummheit der Wissenschaft. Was hier ein Fachmann geschrieben hat und was die Fachleute noch mehr als die Journalisten beklagen müssen, ist nichts Gelinderes als die ad-absurdum-Führung des wissenschaftlichen Tonfalls. Mein schlichter Berdach hat bloß die Zeitung gefoppt, aber der Mann der Wissenschaft beide. Ein Ingenieur hatte seiner Tischgesellschaft proponiert, dem anmaßendsten Intelligenzblatt das Stärkste zuzumuten, was ein gegen den Wahn erbitterter Hohn bisher erfinden konnte, und hat die Wette gewonnen. Wer diesen Sieg nur für einen Ulk hält und das Hineinlegen vielbeschäftigter Redakteure, die ja auch nur Menschen seien, für eine billige Wirkung, ist ein Tropf. Ein solcher ist unfähig, das Weltbild, das der Satiriker gerade in den Belanglosigkeiten überrascht, zu erkennen, und reduziert es auf den unverantwortlichen Redakteur. Der Tropf, der nicht nur kein Weltbild hat, sondern es auch nicht sieht, wenn es ihm die Kunst entgegenbringt, muß von einer satirischen Synthese so viel zu seinem Verständnis abziehen, daß ein nichts übrig bleibt, denn dieses versteht er, und er gelangt auf dem ihm gangbaren Wege der Vereinzelung bis zu den Anlässen, die der Satiriker hinter sich gelassen hat, er identifiziert sich liebevoll mit dem Detail, gegen das sich nach seiner Meinung der Satiriker gewendet hat. Der Tropf muß sich auch durch eine Satire getroffen fühlen, die ihm nicht gilt oder weitab von seiner Interessensphäre niedergeht. Ich weiß nicht, ob der Philister ein Vacuum im Weltenraume vorstellt oder ob er nur die Wand ist,

die von dem Geist durch eine Toricellische Leere getrennt bleibt. Aber ob Minus oder Schranke, er muß gegen die Kunst prinzipiell feindselig reagieren. Denn sie gibt ihm ein Bewußtsein, ohne ihm ein Sein zu geben, und sie treibt ihn in die Verzweiflung eines cogito ergo non sum. Sie würde ihn zum Selbstmord treiben, wenn sie nicht die Grausamkeit hätte, ihn bei lebendigem Leibe zum Beweise seiner Nichtexistenz zu zwingen. Ob ein Bild gemalt oder ein Witz gemacht wird, der Philister führt einen Kampf ums Dasein, indem er die Augen schließt oder sich die Ohren zuhält. Ein Witz kann noch durch die stoffliche Erheiterung für die tiefere Bedeutung entschädigen. Ist der Philister aber von der Partei derer, denen auch die stoffliche Beleidigung gilt, so wird er rabiat. Rufe und Briefe aus verschiedener Richtung beweisen mir, daß die Leistung des Dr. Ing. Ritter v. Winkler ein satirischer Meisterschuß war, der durch zwei Zentren des intellektuellen Wahns getroffen hat. Der Journalismus, den die meisten noch immer für einen Wahrsager, viele für einen Ausrufer, aber wenige für eine Schießbudenfigur hielten, wackelt und klappert, und hinter ihm schnarrt die Wissenschaft, ins Herz getroffen, ihren Tonfall. Auch sie überhob sich über ihre praktische Nutzbarkeit. Was aber ist sie einem geistigen Bedürfnis wert, was gilt sie im Kosmos, wenn es gelingen mag, ihre Termini so toll zusammenzukoppeln, daß mit dem Maß der Tollheit der Respekt des Bürgers und der Respekt des dem Bürger heiligen Journalisten wächst? Es versteht sich, daß es die Sachen, die hinter dieser Sprache stecken, samt und sonders gibt und daß sie nützlich sind. Aber auch die willkürliche Gruppierung dieser Worte deckt eine Welt, und der Geist des Bürgers könnte in ihr atmen, selbst wenn sie nicht verstellt, sondern erfunden wären. Nicht der Laie ist der Wissenschaft hereingefallen, sondern beide beiden. Denn die Wissenschaft ist von Natur so gebaut, daß Überraschungen nicht ausgeschlossen sind, und ihr Kredit beruht

auf Verwechslung. Indem sie den Journalismus hineingelegt hat, hat sie ihre Identität bewiesen und sich selbst dazugelegt. Hier kam der Tonfall dem Gehör entgegen. Der Wahn hatte die Wissenschaft erwartet, und er hatte guten Grund, sie zu erwarten, weil sie noch nie ein Bedenken getragen hat, mit Handeljuden und Schmarotzern jene schmutzige Herberge zu teilen, die sich Presse nennt. Der Tonfall klopfte an und ihm ward aufgetan. Selbst seinen Grubenhund ließ man ein. Mit dem Tonfall ist die Welt der Phrase als ganze zu erobern. Schreiet Mordio, so ist ein Mord begangen, murmelt Abracadabra, so ist es Religion, schreibet Auspuffleitungen von Dynamos, und es ist Wissenschaft. Diese, am äußeren Bau der Welt verdienstlich beschäftigt, hat es nicht gelernt, sich von dem Ehrgeiz fernzuhalten, mehr Glauben zu finden als sie verdient. Darum geschieht ihr Recht, wenn sie in jene Gegenden des Geistes gezerrt wird, wo der Schwindel den Glauben erledigt hat. Der Hereinfall des Schwindels ist der letzte Witz, der einer verstimmten Kultur einfällt. Wäre Wissen eine Angelegenheit des Geistes, wie wär's möglich, daß es durch so viele Hohlräume geht, um, ohne eine Spur seines Aufenthaltes zurückzulassen, in so viele andere Hohlräume überzugehen? Nahrung ist eindrucksfähiger als Bildung, ein Magen bildsamer als ein Kopf. Aber was die Lehrer verdauen, das essen die Schüler, während Zeitungspapier seine unhygienische Bestimmung schon am andern Tag hinter sich hat. Der Ritter von Winkler hat es gut gemeint, da er die Wissenschaft auf das Zeitungspapier projizierte. Die Folgen sind nicht auszudenken. »Also das erste wird jetzt sein«: daß man sein Mißtrauen nicht wird zersplittern müssen, sondern gegen die Presse vorsichtiger sein wird, indem man der Wissenschaft nicht über die Gasse traut. Mein schlichter Berdach hat bloß den Betrug der Zeitung betrogen. Winkler, der Mann der Wissenschaft, ist eine Blasphemie auf beide; auf die falsche Bildung und auf die wahre, auf die Einrichtungen und

auf die Errungenschaften und überhaupt auf alles, was es notwendig hat, sich vor dem Lachen in Acht zu nehmen. Man kann sich den Mann des sozialen Ernstes von jetzt an nur mehr als Hanswurst und den Mann der Wissenschaft nur mehr als Wissenschaftlhuber vorstellen. Der Fachmann lebt fortan wie der Clown im Kompressorenraum der Versuchsanstalt, der alles parat hat, um es im geeigneten Moment nicht verwenden zu können. Sie werden befangen sein, sie werden, ehe sie uns einen Vortrag halten, erst nachsehen müssen, ob wir nicht lachen. Wie soll man ihnen noch den Ernst glauben, der genau so spricht wie der Ritter von Winkler und genau so knurrt wie ein Grubenhund? Und ich will wetten, manche unter ihnen haben an Hund und Herrn geglaubt, und etwa noch ergänzende Aufschlüsse gegeben. Denn die Wissenschaft imponiert durch das, was jene nicht wissen, die ihr zuhören. So sind sie alle. Und wenn von Technik die Rede ist, so haben sie diese fabelhafte Geistesgegenwart von Ostrau, die noch im letzten Augenblick irgendetwas angekurbelt und etwas ausgekuppelt hat, und dem, der's hört, vergeht der Atem. Wie der Knockabout alle Mittel auf- und an- und umwendet, die geeignet sind, unfehlbar den Zweck zu verfehlen, den unpraktische Leute durch Zurückhaltung erreichen, so sind sie alle, die in ihrem Herzen eine Versuchsanstalt tragen oder irgendeinmal behaupten könnten, daß sie dort Assistenten waren, ohne daß man es ihnen beweisen kann. Indem aber der Ritter von Winkler bewußt das tat, was sie alle unbewußt tun, hat er den wissenschaftlichen Tonfall entlarvt, der dem gesellschaftlichen Leben notwendiger war, als die Wissenschaft der Gesellschaft. Ich kann mir denken, daß in vielen Kreisen jetzt eine Panik ausgebrochen ist. Die heimlichen Winkler, die unbewußten, sind beleidigt, fühlen sich beim Auskuppeln des Zentrifugalregulators und beim Auswechseln der Schaufeln durch Stellringe ertappt, und schützen die Wissenschaft gegen die Satire. Aber indem sich jetzt

die Notwendigkeit ergeben hat, die Grubenhunde an der Leine zu führen, haben wir viel von der Ungezwungenheit des Lebens eingebüßt, in welchem es immer einen gab, der erzählte, und viele, die zuhörten. Die sich aber zwischen diesen und jenem das Amt der Vermittlung anmaßten, die Journalisten, sind auf exponiertem Posten von der Katastrophe mitgenommen worden. Was soll man ihnen noch glauben, wenn sie nicht selbst lügen, sondern selber angelogen werden?

Aber man glaubt ihnen nicht nur nicht, man lacht über sie. Man lacht in Mährisch-Ostrau, man lacht im ganzen Kronland, man schüttelt sich in Österreich, man gröhlt in Deutschland, wo man umso lieber lacht, als man sich den Ärger vom letzten Sommer weglacht, und noch nie hat man bei einem Erdbeben, wo es sonst nur Makkaroni zum Trost gibt, so viel lachende Gesichter gesehen. Diese Heiterkeit ist eine Ehrenpflicht Europas geworden, und zu einem Weltblatt gehört, daß die ganze Welt sich kugelt. Aber dieser Humor hat einen tragischen Zug: er kommt von der Herzlosigkeit des einmal enttäuschten Glaubens. Dieselbe Intelligenz, die sich alles bieten läßt, wenn man sie nicht aufmerksam macht, verleugnet ihre Blutsverwandtschaft mit einer Journalistik, die ihr alles geboten hat, und verleugnet bei einem Erdbeben die eigenen Beobachtungen. Als ob die Erde, die jetzt wankt, nicht dieselbe wäre, die sie trug, Leser und Schreiber. Es geht drunter und drüber; und sie rütteln an den Säulen, die das Unglück verschont hat. Alles gemeinsam erlebte Glück ist vergessen, auf den Trümmern des Autoritätsglaubens, aus denen man soeben einen alten Abonnenten vom Beginn des Erscheinens hervorgezogen hat, gibt er sein Abonnement auf, und nichts gelten alle Eroberungen neben dieser einen Niederlage. Tausende und Abertausende — wollen nicht mehr. Der Freisinn vergeht, die Versuchsanstalt besteht nicht. Was taugt das schönste Bollwerk, wenn durch die Bresche ein Grubenhund sprang und den Sieger in die Wade biß!

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3

Im Verlage **Jahoda & Siegel**, Wien III/2, Hintere Zollamtsstraße erschien:

KARL KRAUS

Von **ROBERT SCHEU**

(Mit einem Bildnis)

40 SEITEN 8⁰, broschiert

Preis 80 Heller (80 Pf)

Durch alle Buchhandlungen, durch das Berliner Bureau der ‚Fackel' oder direkt durch den Verlag gegen Einsendung des Betrages zu beziehen.

Es wird ersucht, die Zusendung von Manuskripten und von Rezensionsexemplaren zu unterlassen

---

DIE FACKEL

Herausgeber **KARL KRAUS**

erscheint in zwangloser Folge

BEZUGSBEDINGUNGEN:

Für Österreich-Ungarn:	Für das deutsche Reich:	Für die Länder des Weltpostv.:
18 Nummern portofrei K 4.50	18 Nummern portofrei Mk. 4.--	18 Nummern portofrei K 6.--
36 „ „ „ 9.--	36 „ „ „ 7.25	36 „ „ „ 12.--

das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern

Einzelheft in Österreich 30 Heller, in Deutschland 30 Pfennig
Doppelnummer in Österreich 60 Heller, in Deutschland 50 Pfennig

Zu beziehen durch sämtliche Buchhandlungen

Berliner Bureau: Halensee, Katharinenstraße 5

Administrative Zuschriften, die nicht an den Verlag, sondern an die Redaktion der Fackel oder an den Herausgeber adressiert sind, bleiben unerledigt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III Hintere Zollamtsstr. 3

Doppelnummer

Nr. 339/340 Dezember 1911 XIII. JAHR

DIE FACKEL

HERAUSGEBER

KARL KRAUS

INHALT:

PREIS DER DOPPELNUMMER 60 HELLER

ERSCHEINT IN ZWANGLOSER FOLGE

VERLAG: ‚DIE FACKEL', WIEN — BERLIN
WIEN, III/2, HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3 TELEPHON Nr. 187
BERLINER BUREAU: HALENSEE, KATHARINENSTRASSE 5

DIE FACKEL

Nr. 339/340 30. DEZEMBER 1911 XIII. JAHR

Glossen

Von **Karl Kraus**

Österreich

hat nicht aufgeschrien, als ich ihm die Geschichte des freigesprochenen Prostituiertenmörders von Leitmeritz erzählte. Es schreit nicht auf, wenn ihm das Gegenbild gezeigt wird:

Liebe Mutter! Weißt Du, daß in Wien eine große Demonstration war? Das war gerade am 17. September. Wie wir von der Arbeit fertig waren, sind wir auch neugierig gewesen und sind ich und der Nicolini und noch ein anderer Lehrbub von uns sind auch schauen gegangen. Wie wir hingekommen sind, da haben die Leute geschrien und mit Steine geworfen. Jetzt sind wir weggelaufen, wie wir das gesehen haben und haben uns keiner mehr gefunden, und ich hab mich gerade zum Deutschen Volkstheater hingestellt, wo mehre Leute standen, und da sind Steine auf die Wachleute hingeflogen und da habe ich auch einen Stein geworfen, und wie ich geworfen habe, jetzt sind die Wachleute über mich hergelaufen und haben mich arretiert.

Er wurde zu einem Jahre Kerker, verschärft mit einem Fasttag im Monat, verurteilt und büßt seine Strafe in Göllersdorf ab. Er wurde am 17. September eingesperrt. Am 19. September hätte er die Gesellenprüfung machen sollen. Die Mutter schrieb an einen Verein:

... Helfen Sie mir, mein Kind zu retten. Ich bin eine ledige Arbeiterin, die das Unglück hatte, von dem Vater ihrer Kinder verlassen zu werden und diese selbst erziehen mußte und dabei täglich zur Fabrik wandern mußte ... Von Brot und Kaffee lebe ich lange Jahre, um meine Kinder groß zu bringen ... Ich hatte auch so weit Glück, als ich meinen Sohn bei einem braven und tüchtigen Meister unterbrachte. Daß ich auf den Tag wartete, wo mein Sohn frei wurde und mir etwas zum Haushalt beisteuern sollte, werden Sie mir wohl glauben. Statt dessen bekomme ich die Nachricht von seiner Verurteilung. Da er arretiert und nicht mehr ausgelassen wurde, konnte er die Prüfung nicht mehr ablegen, so daß wahrscheinlich seine Lehrzeit verloren ist.

Das Gnadengesuch um Herabsetzung der Strafe wurde mit dem Bescheid vom 7. November 1911, Zahl 8288, beantwortet:

Das k. k. Landesgericht in Strafsachen hat den Beschluß gefaßt, das Gesuch mangels zureichender zu berücksichtigender Gründe zurückzuweisen. Hanusch.

* * *

Ein Notschrei

»(Eine verwaiste Stadt.) Ein Leser schreibt uns: Herr Redakteur! Die an der Wottawa liegende Stadt Horazdiowitz in Böhmen hat schon länger als ein Jahr keinen Bürgermeister und keinen Stadtrat, sondern wird von einer von der Behörde eingesetzten Kommission verwaltet, an deren Spitze der Oberpostmeister kaiserlicher Rat Josef Schönhansl steht. Die Stadt hat keinen Dechant und keinen definitiven Stadtarzt, weil beide das Zeitliche gesegnet haben; zudem ist die Horazdiowitzer Bezirksvertretung ohne Obmann, da die Wahl des letzteren nicht bestätigt wurde. Es wäre an der Zeit, daß da definitive Zustände geschaffen würden. Vielleicht hilft die Veröffentlichung dieser Zeilen dazu. Hochachtungsvoll B. M.«

Nichts als Elend in der Welt bei dem miserabligen Zeitpunkt. Die warmblütige Bevölkerung Wiens wird es sich aber nicht zweimal sagen lassen. Besonders das mit dem Obmann muß leicht in Ordnung zu bringen sein.

* * *

Sicher ist sicher

»Berlin, 17. November. Die ‚Vossische Zeitung' meldet aus Wien: Der italienische Botschafter am Wiener Hofe ersuchte im Auftrage der italienischen Regierung den Vertreter der Wiener israelitischen Kultusgemeinde, Doktor Alfred Stern, die Gemeinde möge ihren Einfluß auf die Wiener Presse geltend machen, um im Interesse der Abwehr des Antisemitismus von Italien die freisinnigen Zeitungen von kritischen Bemerkungen über die italienische Kriegsführung abzuhalten.«

Wenn die Gans keine Ente ist, so ist die Sache koscher und alles stimmt. Ein Bild von der Kausalität der Welt und von der Identität der Kräfte: Wenn der Schmock in Wien dagegen ist, wird der Hausierer in Mailand geprügelt. Der Rebbe soll vermitteln. Daß er es vermag, daß Kultusgemeinde und Konkordia Fleisch von einem Fleische sind, ist eine europäische Voraussetzung, ohne die wahrscheinlich nie der Dreibund zustandegekommen wäre. Der Wiener Presse kann man mit Geld allein nicht beikommen: wenn ihre Überzeugung stärker ist, wendet

man sich ans Rabbinat. Nichts ist dabei wichtiger als die Belanglosigkeit, ob die Meldung wahr oder erfunden ist. Die wahren Wahrheiten sind die, welche man erfinden kann. Wie sollten sich aber im Ernst die Wiener Dinge dem ausländischen Leser einer Wiener Zeitung anders darstellen? Ist doch das Weltbild, das man von jeder Zeile der Neuen Freien Presse abziehen kann, ein Familienschmus aller Nationen, Einheirat der Dynastien, und wenns Krieg gibt, eine Beschneidung. Ist doch die eigene Welt dieser Presse nicht anders belebt als durch Teilnahme an Geburt und Tod in der Verwandtschaft, durch die Eingeweihtheit aller Feste und durch das Rituale der Berichterstattung. Gibt es irgendwo einen Kult, der unumstößlichere Tatsachen aufweist als der Wiener Zeitungsbrauch? Die Art, wie hier gratuliert und kondoliert, geboren und gestorben wird und immer drei kaiserliche Räte aus dem Morgenland einem Stern folgen, genügt allein, um das Ausland aufmerksam zu machen, und was hier an Gerüchen von Tonello und Tönen von Sulzer in die öffentliche Debatte dringt, ist so penetrant, daß auch der Fernstehende spürt: in dieser Gegend, mein Lieber, ist der Weg vom Reporter zum Rabbiner nicht weit. Verlorene Bocher sitzen in den Schreibstuben und legen die Ereignisse aus. Die einst im Tempel mitgesungen haben, werden Musikkritiker. Die noch heute das Messer in den Mund nehmen, Kriegsberichterstatter. Warum sollte man sie nicht diplomatisch beeinflussen können? Sie folgen ihrem Stern. Er steht über ihrer Berichterstattung. Und wenn ich selbst dereinst gefragt werden sollte, wie sich mir eigentlich die Welt geoffenbart habe, ich müßte den Blick senken und bekennen: Als kleine Chronik. Und wie die kleine Chronik? Ich würde stolz sagen: Als Religion.

* *
*

Weihnacht

Bürgerlich und in Ehren, wie sie gelebt haben, bestehen die Kupplerinnen vor ihrem Richter, wenn es der Polizei einmal gelungen ist. Der Richter heißt, wie nicht anders zu erwarten war, Wokurka. (Vereinzelte haben auf Blatschtowitschka getippt.) Der Gerichtssaalberichterstatter kann nicht leugnen, daß sie aus der Untersuchungshaft in einer langen, schwarzen, pelzbesetzten Jacke vorgeführt wurde. »Ihre hohe, schlanke Gestalt und ihre herben,

regelmäßigen Züge entbehren nicht einer gewissen Vornehmheit.« Was will man also haben? Nur zwei Herren waren es, sagt sie. Bei der Polizei hat sie mehr zugegeben. »Damals war ich krank, nervös und dann wurde mir so arg zugesetzt.« »Wer waren die Herren —« fragt Wokurka, und man denkt, er wolle jetzt die Polizisten, die sich für solche Sachen interessieren, bloßstellen. Nicht doch: »Wer waren die Herren, die zu Ihnen kamen?« Ein Baron und ein Gutsbesitzer aus Steiermark, »der nur ein Mädchen aus anständigem Hause wollte«. Somit könnte der Richter beruhigt sein. Immer wollen die Gutsbesitzer aus Steiermark ein Mädchen aus anständigem Hause, aber sie wollen es nicht in einem anständigen Hause treffen. Wenn es der Justiz auch nicht passen sollte, sie wird es nicht ändern, es wäre Torheit, es den Gutsbesitzern zu verübeln, und es gehört kein Mut dazu, die Kupplerinnen es büßen zu lassen, daß sie mehr Verständnis dafür haben als die Richter. Die Anständigkeit eines Hauses, in welchem ein Mädchen aus anständigem Haus verkehrt hat, sollte ihnen einleuchten. Dieser hier scheint Familiensinn zu haben. Er nimmt eine Photographie zur Hand. »Wer ist das?« »Das ist meine Tochter.« »Wenn die von dem Geschäfte ihrer Mutter erfahren wird!« Der Berichterstatter unterläßt es bei dieser Gelegenheit, Frau Warrens Gewerbe heranzuziehen, wofür wir ihm Dank wissen, und begnügt sich mit der einfachen, aber umso wirksameren Feststellung: »Angekl. schluchzt laut.« Aber weder er noch der Richter sagen sich in solchem Moment, wo es endlich gelungen ist, die besseren Regungen u. s. w.: daß jenes Mädchen, wenn es einmal Zeitungen lesen wird, nämlich morgen, von dem Geschäft der Mutter erfahren wird. Und wenn sie fünf Jahre in der Küche gesessen wäre und nichts erfahren hätte, eine Gerichtsverhandlung informiert sie, denn Justiz und Presse sind nicht so diskret wie eine Aufführfrau. Warum also, wenn wir es schon auf das Familiengefühl abgesehen haben, warum lassen wir es nicht lieber am häuslichen Herd geschont als im Gerichtszimmer entblößt werden? Und mit welchem Recht mischt sich die Justiz, der ein stumpfes Gesetz den Eingriff ins Privatleben gestattet, auch noch in das Familienleben? Mit welchem Recht ist Wokurka sentimental? Er ist es vielleicht deshalb, weil er erfährt, wie bürgerlich die Unmoral sich und die Bürgerstöchter aufführt. Sogar Gesell-

schafterinnen verkehren bei ihr. »Jawohl«, sagt eine, »und ich kann meine Zeugnisse, die durchwegs glänzend sind, vorlegen.« Auf die Frage, ob und warum sie dort gewesen sei, macht sie die Gründe durchaus plausibel: »Jawohl, denn ich habe nur einen Freund und dieser hat im Monat nur 1 bis 2 Tage für mich Zeit, das genügte mir selbstverständlich nicht und statt Straßenbekanntschaften zu machen, bei denen man sich leicht kompromittieren kann, ging ich zur Frau Anivanter.« Eine tadellose Aussage, die nichts verschweigt und nichts beschönigt, und der nichts hinzuzusetzen ist. Wenn die Sittenpolizei auch so vernünftig dächte, wäre das Leben angenehm. Sie will aber — niemand weiß warum —, daß sich die Mädchen auf der Straße kompromittieren und rennt jenen, die es nicht tun wollen, das Haus ein. Wie vernünftig man mit Wokurka sprechen kann, beweist noch eine andere Zeugin. Sie beklagt sich, die Anivanter habe ihr ihren Freund abspenstig machen wollen. »Sie (die Zeugin) habe aber schon einen neuen Freund gefunden, der sie bald heiraten wird.« Solche Erörterungen gehören schließlich zur Sache, und wenn sich die Justiz in die Sache mischt, so muß sie sich die Parerga gefallen lassen. Die Fiktion, daß es einen außerehelichen Beischlaf nicht gibt, kann auf die Dauer nicht aufrecht erhalten werden, und zu ihrem Erstaunen erfahren immer die Richter, daß die Unmoral die Allüren der Moral viel besser trägt als diese selbst, und horchen mit berechtigtem Wissensdurst in eine Welt hinein, die nur ihnen verschlossen ist. Dieser da hat aber noch nicht genug, er will noch weitere Zeuginnen hören und vertagt. Gegen Gelöbnis wird die Angeklagte auf freien Fuß gesetzt. Das ist brav gehandelt. Auch die Häuslichkeit verlangt ihre Rechte und Weihnachten steht vor der Tür. Auf dem Korridor stehen die Lebemänner. Sie wünschen sich die Adresse der »Zeugin Amalie B., einer Dame von großer Eleganz und Schönheit«. Denn die Gelegenheitsmacherinnen werden eingesperrt, die Gelegenheiten bleiben. Jede dieser Gerichtsverhandlungen spielt sich so ab, als ob der Geschlechtsverkehr soeben erfunden und in diesem einen Fall versuchsweise angewendet worden wäre. Es ließe sich aber nachweisen, daß dem nicht so ist. Wenn der Staat wüßte, wozu so viel Aktenpapier beschrieben wird, wäre ihm noch zu helfen. Wohl den Richtern, die einmal von sich sagen können, daß sie ihre Zeit so gut angewendet haben wie die

Kupplerinnen! Wenn es eine Entwicklung geben sollte, so könnte ich mir zu deren Vorteil alle anderen Berufe aus ihr eher wegdenken als diese Frauen, die in ihrer Gesamtheit — von gelegentlichen Irrungen abgesehen, aber wo klappts denn im Staat? — ihrer Aufgabe besser entsprochen und weniger Schaden gestiftet haben, als Strafrichter, Diplomaten, Literarhistoriker und ähnliche zweifelhafte Professionisten. Wie weit entfernt unser Leben von der Wahrheit liegt, beweist mir die Gewißheit, daß man meine Worte für zynisch, für paradox, für irgendetwas halten wird, das nur ein Spiel mit der Lüge ist und diese mehr bejaht als die Lüge selbst. Es ist mir aber Ernst. Ich sag's nicht für mich. Ich kann ohne die Kupplerinnen eher leben als die Gesellschaft, die sie verfolgt. Aber ich habe ein geistiges Interesse an ihrer Existenz, weil ich ein geistiges Interesse gegen eine Gesellschaft habe, die mir ihre ganze Nichtigkeit in der fortwährenden Verleugnung ihrer Wichtigkeiten erst zu beweisen scheint. Denn in Leitmeritz war an der Prostitution nichts erlaubt als die Ermordung der Prostituierten, und die Sittlichkeit überlebte diesen Messerstich. Sie lebt, denn sie lügt. Sie verabscheut, was sie begehrt. Ich bin nicht sentimental. Aber ich möchte ihr zureden, daß sie ihre Wünsche nicht in ihrer Lüge ersticke und sich dort besinne, Friede auf Erden zu geben, wo den Menschen ein Wohlgefallen ist.

* * *

Das aparte Innenleben

»(Tagebuchblätter). Ein dichterisches Gemüt bewahrt auch in der kalten dörrenden Atmosphäre der Aktenarbeit sein eigenes Wesen und Leben, und wenn es hinauszieht aus den Räumen mit ihrem drückenden Bann der verwaltungstechnischen Beschäftigung, so regt es gemach seine bunten Schwingen und strebt empor ins farbige Reich der Phantasie. Regierungsrat Dr. S. Freund, ein hoher Polizeifunktionär, hat eine Sammlung von Gedichten und Sprüchen erscheinen lassen, die »Tagebuchblätter« (Verlag von Karl Konegen, Wien) betitelt und dem Polizeipräsidenten Karl R. v. Brzesowsky gewidmet ist. Der Verfasser, tief drin in dem frostigen Gehege dieses Zweiges der öffentlichen Administration, hat es doch vermocht, sich die aparte Innenwelt zu erhalten, die ihm seine poetische Begabung geschaffen. Sein Sehnen, »das, was (wie er im Vorwort der gewählten Sammlung äußert) im Herzen, in der Seele des Menschen ruht, aus den Tiefen hervorzuholen, sein Gefühlsleben, sein notwendig sittliches und soziales Empfinden darzustellen, die Merkmale wahren Menschentums aufzuzeigen«, bringt

er in den Gedichten glücklich zum Ausdruck, die dieses Schwärmen und Streben nicht nur in sinnfälligen und wohlabgetönten Bildern, sondern auch stimmungsvoll und in anmutiger Form bekunden. Die Sujets sind sehr mannigfaltig. Bald abstrakte Vorstellungen, bald die Wiedergabe von Geschautem in der Natur und im Menschengewühl, findet man aber auch kritische Glossen über Erscheinungen des Alltags, wie sie in mehr oder minder ephemer Art auftauchen, dies ganz besonders in den Sprüchen, deren Tendenz der Autor in dem vorangestellten Motto angedeutet hat, das lautet: Wahrheit zeige dich! — Dich nur suche ich. — Bist verborgen du, — Läßt's mir keine Ruh'.«

Das wollen wir nun gar nicht mal erst aufkommen lassen! Ah da schauts her, ein Regierungsrat will gemach seine bunten Schwingen regen und strebt empor, aber nicht wie man glaubt, sondern ins farbige Reich der Phantasie? Als ob nicht bei Gericht, in den Ministerien, bei der Südbahn schon genug Herrschaften wären, die sich die aparte Innenwelt erhalten haben, um sich gelegentlich darüber in Dramen, Skizzen, Gstanzeln zu äußern. Nämlich über das was wie er im Vorwort äußert in der Seele des Menschen ruht und in der Polizeisprache Gefühlsleben genannt wird. Die Merkmale wahren Menschentums aufzeigen — meinetwegen, solange es bei blond, mittelgroß, proportioniert sein Bewenden hat und den trostlosen Jargon jener Büchel bedeutet, die immerhin ungleich wertvollere Kulturdokumente sind als alles, was je im Verlag von Karl Konegen, Wien erschienen ist. Was das notwendig soziale und sittliche Empfinden anlangt, so äußere es sich darin, daß man Demonstranten auf der Wachstube nicht prügelt und ruhige Kupplerinnen ungeschoren läßt, aber wenn man schon durchaus das Bestreben hat, eine aparte Innenwelt aufzustöbern, lästige Dilettanten verhaftet. Das fehlt nämlich noch, daß die Beamtenkategorie, die dazu berufen ist, das Leben »bedenklich« zu finden, darüber nachzudenken beginnt! Oder daß die Herrschaften, bei denen man Scherereien hat, weil einem ein Pelz gestohlen wurde oder weil Gott sie an die Spitze eines Paßdepartements gestellt hat, ihr Schwärmen und Streben in andern Bildern zum Ausdruck bringen, als in jenen, die ein Verbrecheralbum schmücken. »Bald abstrakte Vorstellungen, bald die Wiedergabe von Geschautem in der Natur und im Menschengewühl, findet man aber auch kritische Glossen«: das reine Erkennungsamt! Die mannigfaltigen Sujets, die Erscheinungen des Alltags, wie sie in »mehr oder minder ephemer« Art auftauchen: das reine Zentral-

meldungsamt! Wahrheit zeige dich, dich nur suche ich: das reine Evidenzbureau! Aber im Verkehrsamt muß es nicht klappen, denn während die Funktionäre Verse protokollieren, werden die Passanten von zwanzig verschiedenen Automobiltypen überfahren, und was das Preßbureau anbelangt, so ist es höchste Zeit, daß gegenüber den immer wieder auftauchenden Versuchen, eine Verbindung von Polizei und Schöngeisterei anzubahnen, eine verschärfte Polizeizensur etabliert wird. Ich bin ein Vertrauter, ich habe erhoben, daß die Muse eine bedenkliche Frauensperson ist, nämlich die 1857 aus Wien auf sechzig Jahre abgeschaffte Private Ludmilla Drahokupil, die damals unter sittenpolizeilicher Kontrolle stand und im Salon der bis dahin unbescholtenen 102 jährigen Seraphine Freund, welche nicht befugt war, galante Zusammenkünfte zwischen Herren und Damen der vornehmen Lebewelt herbeizuführen und daraus Nutzen zu ziehen, wobei die vorbestrafte 103 jährige Hilfsarbeiterin Mizzi Brzesowsky (vulgo Kügerl) als Postillon d'amour fungierte und an die Damen und Herren Briefe überbrachte, in denen diese zu einer festgesetzten Zeit eingeladen wurden, trotz wiederholter Beanstandung ein- und ausgegangen ist.

* * *

Der Ankläger

(Eine kleine Theaterdame in ihren Ferien.) Die 20 jährige Emilie N., ein hübsches Mädchen, befand sich heute vor dem Schwurgericht unter der Anklage des Diebstahls. Staatsanwalt Dr. E. sagte von ihr, sie gehöre zu jenen Lebedamen, die mit mehr oder weniger Talent zum Theater gehen, um sich den Namen Schauspielerin beilegen zu können, die aber diesem Berufe gewöhnlich nicht lange treu bleiben, und sich dann meist ohne Engagement damit beschäftigen, als Schauspielerinnen Herrenbekanntschaften zu machen, um in die Lebewelt, in die Kreise der Jeunesse dorée eingeführt zu werden. Dazu gehöre sozusagen ein Betriebskapital, um sich die notwendigen Toiletten anschaffen zu können. Immer sei nun die Konjunktur nicht günstig, es gebe auch für diese Damen Zeiten der Geldnot und dann geraten sie leicht auf Abwege.

Was soll das Grinsen? Das ist doch eine Verteidigung, keine Anklage. Natürlich handelt es sich um das Betriebskapital! Was würden denn diese Herren tun, wenn ihr Beruf nicht zufällig an-

erkannt und besoldet wäre? Es hat schon welche gegeben, die sich trotzdem in die Lebewelt, in die Kreise der Jeunesse dorée einführen ließen, um der Geldnot abzuhelfen. Man kann nämlich auch Damenbekanntschaften machen. Und man kann sogar Herrenbekanntschaften machen.

* * *

Für die Polizei

Im Zweifelsfall ist zwischen Zensor und Zensurkämpfer blind der Zensor vorzuziehen, und der vom »Büttel« angefaßten Kunst gehts erst schlecht, wenn sie vom Freigeist verteidigt wird. In Wahrheit schützt der Büttel die Kunst gegen den Freigeist. Denn wenn er eine Ansichtskarte nach Tizian verbietet, so bewahrt er das Werk vor der stofflichen Ausschmarotzung, die dem Freigeist geläufig ist. Das viehische Geschrei, das jedesmal entsteht, wenn dem Schaufenster eines Händlers nahegetreten wurde, beweist, daß die Polizei von Tizian mehr weiß als die Intelligenz. Die Polizei ist bloß der Ansicht, daß die vorbeigehenden Schuljungen es nicht auf Tizian, sondern auf das nackte Frauenzimmer abgesehen haben, während die Intelligenz dieselben Augen hat wie der Schuljunge und von der Identität des Künstlers mit dem Photographen überzeugt ist. Das Verbot der Schaustellung des Nackten könnte ein soziales Unrecht von mäßigem Interesse sein; der Protest zum Schutze der Kunst ist sicher eine Gemeinheit. Der Büttel, der das Leben fesselt, tritt ihm dort noch am wenigsten nahe, wo es im prostituierten Stoff der Kunst Passanten belästigt oder beunruhigt, die nicht willig oder nicht mündig sind. Die Kunst berührt er nicht und sein Verbot kommt ihr irgendwie eher zugute als der liberale Protest, der irgend etwas schützt, was er für die Kunst setzt, wie ja immer die Intelligenz Mißverständnisse verbreitet, indem sie Verständnisse zu popularisieren glaubt. Aber mit seinem härtesten Unrecht gegen die Kunst bestünde der Büttel in Ehren vor der Kunst neben der Schmach, die ihr im Schutz unberufenster Anwälte widerfährt. Der Vorwurf der Unsittlichkeit gegen einen Künstler muß keine Ehre sein, seine Rettung für die Sittlichkeit ist immer eine Schande. Indem die Verteidiger den Vorwurf für schimpflich halten, bejahen sie die Anschauung

des Büttels und bestreiten nur den Tatbestand. Gegen das Verbot von Tagebuchaufzeichnungen Flauberts hat sich in Berlin das Pathos eines Verlegers gewehrt. Er hatte aber schon vorher selbst an einigen Stellen Zensur geübt, und diese Übereinstimmung mit dem Standpunkt der Polizei schien dem Richter ein Argument gegen den Angeklagten. Stolz nun bestritt dieser die Gleichheit der Motive, indem er sagte, er habe nicht aus Gründen der Sittlichkeit die Vorzensur besorgt, sondern bloß aus Gründen des guten Geschmacks. Und das literarische Deutschland jagte diese Freigeister, die Flaubert lieber der Geschmacklosigkeit als der Unsittlichkeit verdächtig haben wollten, nicht zum Teufel, sondern brüllte gegen die Polizei. Dieselbe Gesellschaft läßt, da ihr Herr Eulenberg — ein viel zu wenig unterschätzter Schriftsteller — wegen einer platten und darum verbietenswerten Sexualwahrheit angeklagt ist, Sachverständige aufmarschieren, die moralfürchtiger sprechen als die Polizei. »Er sei zu der Überzeugung gekommen, daß der Artikel des Angeklagten diejenigen, die ihn lesen, in ihrer Sittlichkeit nur stärken könne«, sagt einer von jenen, die jedesmal gerufen werden, wenn »in weiten Kreisen der Schriftsteller eine große Beunruhigung Platz gegriffen hat«. (Unter ihnen der in dieser Welt nicht mehr zu entbehrende Herr Zobeltitz.) Herr Gurlitt »würde kein Bedenken tragen, den Aufsatz in ein oder zwei Jahren seinen eigenen Kindern in die Hand zu geben«. Der Reporter unterstreicht das Familienleben, erschauernd wie vor einer atridischen Begebenheit. Der Philosoph Simmel hat schon einen Zwanzigjährigen; »er habe das Experiment gemacht«, ihm den Aufsatz einzugeben; und der Sohn sei »nach der Lektüre bewegt zu ihm gekommen uud habe ihm gedankt«. Denn hier werde »die Hand auf einen der niedrigsten und verwerflichsten Züge des gesamten Sexuallebens gelegt«. Wogegen ein geheimer Medizinalrat bloß meinte, daß ein »Finger in eine offene Wunde unserer Studentenschaft gelegt werde«. Und er habe seinerzeit den Artikel (der alle zu Experimenten reizte) »einer hochachtbaren und gesellschaftlich hoch stehenden Frau vorgelegt, die daran nicht den geringsten Anstoß genommen habe«. So sprechen die Kapazitäten. Der Staatsanwalt, ungerührt von der Blutsverwandtschaft dieser Sprache, meinte, man dürfe sich »nicht auf die hohe Warte des Gelehrten und Künstlers stellen, unser Volk bestehe eben nicht bloß aus

Gelehrten und Künstlern, man müsse die Mitte zwischen den Extremen halten.« Das Gericht aber fand, daß die Extreme sich immer in der Moral berühren, und sprach deshalb den Angeklagten frei. Dieselbe Gesellschaft erregt sich jetzt in München, weil die Polizei der Ansicht war, daß eine nackte Tänzerin die Sinnlichkeit errege, und dies nicht dulden wollte. Wie ein Mann erhoben sie sich und erklärten, daß sie nicht Männer seien, sondern Ästheten, und die Zumutung sinnlichen Wohlgefallens wurde mit einer für die Tänzerin wie für die Zuschauer beleidigenden Vehemenz zurückgewiesen, gegen welche die sittliche Entrüstung der Polizei ein Kinderspiel war. Es wird in diesen Fällen immer nur um den Tatbestand gestritten und nichts ist banaler als das Interesse, welcher von beiden Teilen Recht hat, ob der Ästhet noch die Andacht verrichten darf, wenn sich der Kommissär schon aufregt, und wo das beginnt, was die hüben und drüben »Anstoß« nennen. Den Mut anzustoßen haben diese Freien nicht; das Recht der Lust gegen die Sitte zu verteidigen, fällt dem Kunstliberalismus gar nicht ein. Der Reine läßt von der Todsünde der Heuchelei nicht, daß ihm alles rein sei, und Herr Max Halbe erläßt die folgende Erklärung: »Ich glaube, daß jeder, der der Vorstellung reinen Auges und Sinnes, ohne die Absicht schweinischer Schnüffelei beiwohnte, das Theater mit dem Gefühl der Erhebung vor dem Göttlichen der Schöpferwerke, vor der Schönheit des Menschenleibes und mit Dank für dessen Schöpfer verlassen hat . . .« Man müßte an jeden dieser Schwachköpfe, die nicht ahnen, daß der niedrigste Sinneskitzel immerhin wertvoller ist als ihre Gefühle der Erhebung und daß in dem, was sie polizeigerecht verpönen, doch mehr Schöpferisches und Göttliches ist als in allen ihren Theaterstücken und Romanen, man müßte an sie einfach die Frage stellen, ob sie als Pächter vollkommener Frauenleiber die Erlaubnis erteilen würden, daß deren Entblößung jeder Münchner beiwohnen darf, der reinen Auges und Sinnes ist. Wenn sie bei dieser Frage unruhig würden, müßte man sie auf die Kegelbahn zurückschicken und ihnen das Versprechen abnehmen, nie wieder Erklärungen zu erlassen. Diese Philister, die ohne den Vorwand der Ästhetik ihre Moralzwecke oder ihre Unterhaltungszwecke nicht betreiben können, stehen wohl tief unter dem Niveau der Polizei, die wenigstens den Tatbestand nicht fälscht, den sie zu

Unrecht inkriminiert. Die Polizei hat die Keckheit, Sinnlichkeit verbieten zu wollen, der Liberalismus hat den Mut, die Sinnlichkeit zu unterschlagen. Er entzieht sich durch Betrug der Verfolgung für eine gute Sache. Er sagt, der Tanz sei Gottesdienst, nicht Lust, und begeht heuchlerische Begriffsspaltung, um ungestraft das genießen zu können, was er für ebenso verwerflich hält wie der Büttel. Der Liberalismus ist noch im Bordell voraussetzungslos. Jetzt triumphiert er, weil die Ästhetik die Bewilligung durchgesetzt hat, den Nackttänzen beizuwohnen. Der Prinzregent hats erlaubt, dem, wie sie mit Genugtuung melden, sein Freund, der Akademiedirektor von Miller »die künstlerische Seite dieser Vorführung dargelegt und auch die betreffenden Photographien unterbreitet hat. Der Regent soll davon sehr entzückt gewesen sein.« Der Regent ist über neunzig. Von Sinnlichkeit also keine Spur. Er fühlte sich beim Anblick der Photographien derart erhoben und geläutert, daß er nicht einmal die Worte: »Hörn's Miller, Sie san aber einer! Ausgschamt, aber a saubers Schnuckerl!« hervorgebracht haben soll, und nur noch die Geistesgegenwart hatte, den Akademiedirektor in den Bauch zu puffen.

* * *

Es wird fortgelächelt

»Aus Paris wird uns geschrieben: Die Wandfläche des großen Salons, welche früher durch das Bild der Gioconda geschmückt wurde, war seit vier Monaten leer. Es scheint, daß die erste Trauer über den Verlust dieses Kunstwerkes vorüber ist. Mona Lisa hat einen Ersatz gefunden. Seit einigen Tagen nimmt das schöne Porträt des Balthasar Castiglione von Rafael, welches früher in der Nachbarschaft der Mona Lisa hing, diesen Platz ein und an Stelle des Castiglione hat man den heiligen Johann den Täufer placiert. Dieser ähnelt der Gioconda wie ein Bruder, er hat fast dasselbe Lächeln.«

Und wieder einmal ruft eine glückstrahlende Behörde an der Unglücksstätte: Alles gerettet! Denn in der Kunst kommt es nicht auf den Stoff an, und wenn man von einem gestohlenen Pelz den Pelz wieder hat, so kann man auf das Tuch verzichten.

* * *

Die Meinenden

... von Bastien-Lepage, einem heute mit Recht halbvergessenen Epigonen des französischen Realismus Courbetscher Richtung, dessen abschreckende »Schnitterin« in der Luxembourg-Galerie den tiefen Endpunkt der Entwicklungslinie zeigt ... diesen beklagenswerten Sudler ... in seiner plattesten Manier, in seiner schmierigsten Malweise ...

Auch eine kleine Skizze von Bastien-Lepage hängt in diesem Raum, eine Arbeit, aus der man nun freilich nicht ersehen kann, was für ein meisterhafter Zeichner und prachtvoller, subtiler Feinmaler dieser heute weit unterschätzte, in seinen besten Werken an die großen Altmeister hinanreichende Künstler gewesen ist.

Der eine heißt Nordau, der andere Seligmann, es könnte auch umgekehrt sein. Völlig belanglos. Zwei Hälften geben noch immer keine Persönlichkeit, oder, um im Terrain der Herren zu bleiben: zwei Zigarrenstummel machen noch keine Zigarre, zwei Kranke noch keinen Gesunden, zwei Pinsel noch keinen Maler usw. Wäre jeder der beiden Einer, so dürften sie einander getrost die Haare ausraufen, und wären beide Einer, so dürfte er nach Herzenslust seine Widersprüche bloßstellen. Was aber fängt die Öffentlichkeit mit zwei Bedienten an, die verschiedener Ansicht sind? Diese Differenzen sind in der Gesindestube auszutragen. Die Herrschaft will ordentlich bedient sein, sie will wissen, was sie von Bastien-Lepage zu halten hat, und nicht Kopfschmerzen bekommen. Schluß! Hinaus! Wird da Ruhe sein? Das wäre eine schöne Wirtschaft! Bei den Herren Nordau und Seligmann kommt es doch wirklich nicht darauf an, wie sie servieren, sondern was sie servieren. Ich lege den größten Wert darauf, zu wissen, was die beiden Herren von Bastien-Lepage halten, aber sie haben derselben Ansicht zu sein. Denn Leute, die nur eine Meinung haben, haben nur eine Meinung zu haben. Sonst haben beide Unrecht, auch wenn sie beide Recht hätten. Was dagegen im Gehirn des Publikums vorgeht, das diesen Streit mitanhört, ist rätselhaft. Vermutlich bildet sich allmählich die Vorstellung heraus, daß Bastien-Lepage, der heute mit Recht halbvergessene Epigone und meisterhafte Zeichner, ein beklagenswerter Sudler war, dessen schmierigste Manier und subtilste Malweise diesen heute weit unterschätzten, an die großen Altmeister hinanreichenden Künstler auf dem tiefen Endpunkt der Entwicklungslinie zeigt.

* * *

Aus zwei benachbarten Spalten

Die bezahlte:

Eine Sensationspremière. Die Première des Dezemberprogramms gestaltete sich für das führende Wiener Variététheater und dessen ehrgeizigen Direktor Ben Tiber zu einem Ehrenabend. Es ist ein Verdienst des Direktors, seinem Hause ein großes Publikum erworben zu haben, das Leistungen von echt künstlerischem Werte nicht nur würdigt, sondern an dieser Stätte geradezu verlangt. Diesmal brachte das Apollotheater ein Werk aus der Feder Friedrich Werner van Oestérens: »Unterm Joch« zur Uraufführung, das, reich an hochdramatischen Momenten, das Publikum von der ersten bis zur letzten Szene in fieberhafter Spannung hält und Gräfin Claire Metternich-Wallentin in der Hauptrolle Gelegenheit zu einer ausgezeichneten schauspielerischen Leistung gibt. Als würdige Partner dieser Darstellerin erwiesen sich Emil G. und Josef V. Ersterer in der realistisch gezeichneten Figur aus der Verbrecherwelt, letzterer als feuriger eleganter Liebhaber ... Die Herren O., G. und J. ergänzen trefflich das Ensemble. Nach dem Fallen des Vorhanges raste ein minutenlang währender Beifallssturm durch das Haus, immer und immer wieder mußten Frau W. und ihre Partner sich vor der Rampe zeigen.

Die unbezahlte:

Das Publikum des Deutschen Volkstheaters fand die Tendenz des Schauspiels »Um eine Seele« von Herrn Friedrich Werner van Oestéren sympathisch, was sie ja auch ist, und setzte sich um ihretwillen über die dilettantische Szenenführung und den Mangel irgendwelcher literarischen Qualitäten großmütig hinweg. Erst am Schlusse des zweiten Aktes ermannt sich das Drama und wird von da angefangen wenigstens ein rechtschaffener Kolportageroman, der ja im Theater, wo er nicht in Lieferungen zu erscheinen braucht, seine Wirkung nie versagt. So entstand ein äußerlich effektvoller Theaterabend, zu dessen Gelingen die Herren H., K. und F. sowie die Damen U. und E. in ihren ganz uninteressanten Rollen das Ihrige rechtschaffen beitrugen. Die einzige, gesehene, wenngleich auch recht konventionelle Gestalt, einen näselnden jungen Aristokraten, spielte Herr G. in seiner freundlich gewinnenden Art. Überflüssig zu erwähnen, daß Herr van Oestéren, der übrigens ein besserer Erzähler als Dramatiker ist, wiederholt gerufen wurde.

Die Wahrheit liegt wie überall auch hier in der Mitte, nämlich daß die Neue Freie Presse ein Trampel ist, der den Wert seiner Kritik und den Wert seiner Reklame schädigt, und daß Herr van Oe. weder ein besserer Erzähler noch ein guter Dramatiker noch auch ein nur halbwegs möglicher Holländer ist.

* * *

Das Nebengeräusch

»Seit einiger Zeit zirkulieren Gerüchte über Neuengagements im Burgtheater. Es werden verschiedene Namen genannt .... Einer unserer Redakteure hatte heute Gelegenheit, an maßgebender Stelle im Burgtheater über diese Gerüchte zu sprechen und erhielt Informationen, denen gewissermaßen eine programmatische Bedeutung für künftige Engagements im Burgtheater innewohnt. Die Auskunft lautet: Es ist nicht beabsichtigt, Schauspieler zu engagieren, die in sich reif und vollendet sind, schon aus dem Grunde nicht, um nicht aufstrebenden Talenten ersten Ranges den Weg zum Aufstieg zu verrammeln. Es ist vielmehr der ernstliche Wille vorhanden, wenn es nottut, junge Leute mit ausgeprägter Begabung, sogenannte Individualitätstalente in das Ensemble des Burgtheaters einzureihen, hinter die Künstler, die schon da sind.«

Es ist tatsächlich möglich, daß in Wien eine solche diplomatische Note ausgegeben wird, ohne daß ein Lachsturm erdröhnt, wie er im Burgtheater selbst noch nicht gehört wurde. Der Automat, der in der Direktionskanzlei aufgestellt ist, den Brustkorb hebt und senkt und sich von der Steinoperation an Napoleon III. nur dadurch unterscheidet, daß er auch reden kann, scheint irgendwie unrichtig angekurbelt worden zu sein. Eine falsche Lebenswalze wurde eingelegt. Das Fach der sogenannten Individualitätstalente und die Einreihung hinter die Künstler, die schon da sind, und manches andere wäre sonst einfach unerklärlich. »Es« stimmt, aber es stimmt nicht. Denn so zu sprechen, als ob die Erfindung der Schauspielkunst soeben gemacht, aber noch nicht in sich vollendet wäre: das sieht selbst einem Automaten nicht ähnlich. Tradition und Zukunft sind durcheinandergeraten. Der Apparat hat einen Sprung. Oder es war das Nebengeräusch Rosenbaum.

* * *

Geschlechtsbestimmung

»Aus der gestrigen Sitzung der Delegiertenversammlung ist noch nachzutragen, daß in ihr der Beschluß gefaßt wurde, einen aus männlichen und weiblichen Bühnenmitgliedern bestehenden Ehrenrat zu bilden.«

Auf der Bühne ist die Unterscheidung leichter.

* * *

Hier nicht

»... Der Kriegsminister beabsichtigt, demnächst ein Dekret vorzulegen, wonach es allen aktiven Offizieren der Armee verboten sein soll, ohne Genehmigung des Kriegsministers irgend etwas in Zeitungen oder Zeitschriften zu veröffentlichen oder Bücher zu schreiben. Bis dieses Dekret in Wirksamkeit tritt, hat der Kriegsminister angeordnet, daß alle Offiziere, die etwas veröffentlichen wollen, ihm zuvor das Manuskript vorzulegen haben.«

In Paris nämlich. In Wien werden sie auf Grund der Talentproben in ein eigens errichtetes militärisches Preßbureau berufen. »Dem modernen Zeitgeist Rechnung tragend, wird dieses Bureau einerseits ... andererseits ... in erster Linie ... den innigen Kontakt zwischen Armee und Bevölkerung herstellen.« Durch schlechte Romane und elende Gedichte. Um den »breiten Schichten« die Forderungen der Heeresleitung für Armee und Flotte durch Gstanzeln plausibel zu machen. In Wien schafft die Mitarbeit an Witzblättern, die durch Talentlosigkeit den Respekt vor der Armee herabsetzen, das Air eines verfluchten Kerls. In Wien ist das Pseudonym, das einer für seine Dilettanterien wählt, ein Ruhmestitel, der halbamtlich verlautbart wird. In Wien werde ich, wenn mich die avancierte Humorlosigkeit noch einmal anzuöden wagt, weil sie nicht weiß, daß der Humor mit Recht keinen »Gspaß« versteht, sie so gründlich anblasen, daß bei uns Pariser Zustände einreißen werden.

* * *

Mißverständnisse

können sich ergeben, wenn man so Waschzettel, Weihnachtsprospekte, Witzblätter, Wonnen und Wunder dieser Zeit durchfliegt, anstatt genießend zu verweilen. Von einem Journalisten, der es mit der Schönheit hat, rühmt der Verlag:

Wenn es nicht schon so banal wäre, müßte man sagen: dies ist ein feines, ein köstliches Buch!

Ein Garnisonslyriker singt:

Nur Schnee und Dreck und Wien so weit!

Nur nicht verweilen. Sonst kommt man um das rechte Mißverständnis.

* * *

Ein Bulletin

»Fürst Eulenburg kann schon seit längerer Zeit das Bett überhaupt nicht verlassen. Die Anfälle von Herzschwäche treten immer häufiger auf, die Nahrungsaufnahme ist unbefriedigend. Das Gesamtbefinden ist

das denkbar ungünstigste. In Berücksichtigung des hohen Alters Eulenburgs ist eine Besserung vollständig ausgeschlossen und jede Möglichkeit scheint geschwunden, den Fürsten wieder vor seine Richter zu bringen.«

Wer hätte das noch vor einem Jahr geglaubt, wo man die besten Hoffnungen hatte und wiewohl sich der Patient allerlei trübe Gedanken machte, die Ärzte doch die bestimmte Versicherung gaben, es werde gelingen und in ein paar Wochen, wenn der Frühling kommt, sei der Fürst im Untersuchungsgefängnis. Nur so weit wenn sie es brächten! Nur erst mal so weit. Und dann — vor seine Richter kommen: wenn er das noch erlebte! Die Angehörigen hatten gehofft und gehofft. Die Fürstin wollte es den Ärzten vom Gesicht ablesen, und sie, Kopf hoch! sagten sie, nich 'n Mut verlieren, Puls is jut, na also, jetzt noch 'n bißchen Appetit und man feste auf Jott vertraut, und hastenichgesehn sin wa verurteilt... Und heute —! Alles verdüstert. Jetzt braucht nur noch eine Verjährung einzutreten — Schlimm steht's, sehr schlimm... Nun, einem wirds leid tun, einem, bei dem man wenig Teilnahme für den Fürsten Eulenburg vermutet hätte. Er hatte — ein rührender Zug — in all der Zeit Notizen über das günstige Befinden des Fürsten ausgeschickt. Der Optimist. Die erweisliche Wahrheit des Sterbens würde ihn tief erschüttern.

* * *

Ein Nachruf

»Die ‚Neue Freie Presse' hat einen schweren Verlust zu beklagen. Dr. Gustav Steinbach ist nach mehr als dreißigjähriger hingebungsvoller Arbeit für unser Blatt in Meran gestorben... Vor etwa vierzehn Tagen kam er, kaum vom Krankenbette aufgestanden, wieder in die Redaktion. Es war etwas in seinem Auge, das andeutete, es dürfte wohl das letztemal sein. Er hat es gewußt, und wir haben es gefürchtet. Dennoch sprachen wir mit ihm, wie Journalisten noch hart vor dem letzten Ende miteinander sprechen: von der Arbeit und von Artikeln, die er schreiben sollte. Er hat sie geschrieben, und ein gewisser methodischer, ordnungsliebender und fast pedantischer Trieb, der zu seinen Eigentümlichkeiten gehörte, bewog ihn, trotz der Erschöpfung seine Zusage pünktlich zu erfüllen und zu sterben, ohne daß er eine Arbeit schuldig geblieben wäre. Mit der Feder in der Hand ist er zusammengebrochen, weil sein krankes Herz den Dienst versagte....«

* * *

Die Terminologie

»Die Verhandlungen zur Flottmachung des Budgetausschusses haben noch immer zu keiner Lösung geführt. Die Regierung verhält sich bis jetzt ziemlich passiv und überläßt es den Parteien, einen Ausweg zu suchen. Augenblicklich beschäftigt man sich mit der Frage, was in dem Falle zu geschehen hätte, wenn sich die Zuweisung der Fakultätsvorlage an ein Subkomitee als unmöglich erweisen würde, so daß der Ausschuß verhindert wäre, in die Beratung der befristeten Vorlagen über die Donauregulierung und die Verträge mit Serbien einzutreten. Heute tauchte der Plan auf, diese Vorlagen, die nach ihrem Inhalt ohnedies nicht in den Budgetausschuß gehören, durch einen Beschluß des Hauses dem volkswirtschaftlichen Ausschuß zuzuweisen. Zwar wäre auch dann noch mit der Obstruktion der Italiener zu rechnen, doch wären die Schwierigkeiten im volkswirtschaftlichen Ausschuß immerhin wesentlich geringer als im Budgetausschuß.«

Ich verstehe kein Wort. Aber ich habe die dunkle Ahnung, daß man mit dieser Sprache ähnliche Effekte erzielen könnte wie im Gebiete des Grubenhunds. Der Dichter P. A., dem ein Politiker einmal eine solche längere Ausführung zur Entschuldigung, daß er am Stammtische zu spät erschienen sei, vortrug, zuckte wie ein Gekreuzigter und erhaschte, um der Qual ein Ende zu machen, endlich ein Wort, das er dem Peiniger hinwarf. »No ja«, seufzte er, »es ist eben ein Beamtenministerium.« Es war aber gar keins. Und der andere war doch zufrieden. Seither glaube ich, daß alles, was man nicht deklinieren kann, irgendwie auf ein Beamtenministerium zurückzuführen ist, und es stimmt in jedem Falle. Beim Grubenhund hat mans erlebt. Das ist meine politische Überzeugung und meine Wissenschaft. Nur die Kunst läßt sich nichts vormachen.

* * *

Endlich!

». . . Jene Fußgeher, die von der Wache zeitunglesend auf der Fahrbahn betreten werden, sind von der neuen Verkehrsordnung mit Strafen bedroht.«

* * *

Avis für Kulturforscher

»Ein ebenso fesches wie vornehmes Fest wurde ... unter Patronanz des populären Ludwig Riedl ... Es war ein Jagdabend, der gleichzeitig das Abschiedsfest für einen in Wiener Kreisen sehr populären Mann . . . Es war die Leobersdorfer Jagdgesellschaft, die im Revier Ludwig Riedls

das edle Weidwerk pflegt und sich unter der Aegide Riedls zusammenschart, um ... Daß es ein im gemütlichen Altwiener Stil gehaltener Abend war, daß er ferner die beste Wiener Gesellschaft vereinigte und zu einer Ovation für den im Gefüge der Wienerstadt unentbehrlichen Ludwig Riedl wurde, ist selbstverständlich ... gewahrte man den Bürgermeister Dr. Neumayer ... Feldmarschallleutnant... Oberst... Hauptmann... Generalkonsul ... Konsul ... und viele andere. Es hatte sich ein eigenes Komitee ... bestehend aus ... das den Abend zu einem besonders genußreichen ... lösten herzerquickende Freude aus ... Worliczek ... Kubala ... mit seinem bekannten wienerischen Elan ... Dann sprach Ludwig Riedl. Man kennt ... in der dieser Mann zu sprechen versteht ... kommt aber vom Herzen und geht zum Herzen ... Dann ergriff der Bürgermeister das Wort und wandte sich an Riedl und dessen Gattin. Er pries ... das Herz am rechten Fleck ... nicht nur alle Bürgertugenden in sich vereine, sondern auch stets ein Muster patriotischen Schaffens ... Dann dankte Ludwig Riedl und erhob sein Glas ... wurde dem Humor sein Recht gelassen ... nahm erst in den Morgenstunden sein Ende, bei einem Abend, der unter der Patronanz Ludwig Riedls steht, eine ganz selbstverständliche Sache ... Das schöne Abschiedsfest der Leobersdorfer Jagdgesellschaft, das natürlich auch eine interessierte patriotische Note trug, wird allen Teilnehmern unvergeßlich bleiben. Die Wiener Gesellschaft rüstet schon heute für die Feier, die im März kommenden Jahres stattfindet und das fünfundzwanzigjährige Jubiläum Ludwig Riedls festlich markieren wird.«

Alle festlichen Markörе werden vertreten sein. Der Unsterbliche ist ein Nachtcafétier.

* * *

Ich habe nie ein Hehl daraus gemacht

daß Präservativ-Annoncen der einzige anständige, vernünftige und geschmackvolle Beitrag sind, den die Tagespresse jahraus jahrein aufzuweisen hat. Aber da sie selbst nicht dieser Ansicht ist und vorn gratis verleugnet, was sie hinten für Geld vertritt, so ist die, wie die Moral sagt, »gewisse« Annonce ein Bild der Widerwärtigkeit, verschärft in dem Falle, wo es als Schutzmarke einen Offizier aufweist, der sich, um die Sache schmackhafter zu machen, den Schnurrbart streicht. Dieses ist »Olla«. Ein Problem der sozialen Nützlichkeit vertieft sich in die maßlos häßliche Vorstellung, daß die Abonnenten der Neuen Freien Presse von der Empfehlung Gebrauch machen. Und tatsächlich steht in fetten Lettern zu lesen:

10.000 Stück »Olla« ! Gratis ! Um »Olla« allen intelligenten Schichten des P. T. Publikums zugänglich zu machen und die Konsumenten zu überzeugen ... von keiner einzigen anderen Marke auch nur annähernd erreicht ...

haben wir uns entschlossen, an jeden Interessenten, der seine volle Adresse (Name und Beruf) angibt, ein Stück gratis und franko abzugeben ...

Die Plastik dieser Vorstellung ist atemraubend. Alle sehen sie jetzt so aus, als ob sie bezogen hätten, die Herren auf dem Korso, im Parkett und überall wo Lebensfreude ist. Dazu tritt die Gewißheit, daß die Firma, wenn sie noch etwas mehr Geld springen läßt, die namentliche Anführung jedes der zehntausend entzückten Empfänger an jener Stelle, wo sie sonst kondolieren durften, durchsetzen kann. Denn vorne macht sich ja nur darum die Sittlichkeit breit, weil die Pachtung dieser Rubriken den Gummifirmen zu teuer käme. Aber es mag ihnen genügen, sich auch hinten den intelligenten Schichten des Publikums verständlich machen zu können und sie für den Verlust der Mona Lisa auf die passendste Art zu entschädigen ... Wenn sie so ihre Andacht verrichten — die einzige, deren sie noch fähig sind — in diesem einzigen Augenblick, wo ihre Intelligenz ausgeschaltet ist — in ihres Betts blutschänderischen Freuden, da, wo der Gummikönig sich zum Gebete kniet — ich wäre der Hamlet, kurzen Prozeß zu machen!

* * *

Der kleine Brockhaus

Wo wird die Mutter sein, die uns Erwachsenen die Stirn hält, wenn wir einmal die ganze Bildung von uns geben! Was mir dort im Leben widersteht, nehme ich in meinen Traum herüber, und da hatte ich kürzlich etwas Fieber und dachte, jetzt, ach, jetzt müßte ich den kleinen Brockhaus brechen. Ich befreie mich in diesen Übergängen vom Wissen zum Vergessen, wo Gottes Finger mir im Halse steckt, und sein Auge ist in jedem dieser Gesichter, die nachsehen kommen, ob wir schon schlafen: sie erstrahlen, wenn wir zu wissen aufhören, und erlöschen, wenn wir zu träumen beginnen. Eine Drucksorte war meiner Hand entsunken, auf der stand, daß der kleine Brockhaus 1911, Preis jedes Bandes 12 M., soeben erschienen sei. Wie nun noch aufhören, zu wissen? Die Bildung besteht aus 2100 Textseiten, 80.000 Stichwörtern, 168 Beilagen, 4500 Abbildungen, 128 Tafeln, 431 Land- und Situationskarten, der Preis ist niedrig für das unermeßliche Kapital an Aufklärung, das der Erwerber gewinnt, elegant in Halbleder,

Unterzeichneter bestellt hiermit, in monatlichen Raten, das Nichtgewünschte bitte zu durchstreichen. Wie groß ist doch die Welt, wenn sie nur bietet, was auf dieser Musterkarte Platz hat. Siehe, da war die Behrsche Einschienenbahn zwischen Listowel und Ballybunnion und die Statue des Augustus, die Reibungs-Elektrisiermaschine und Raphaels Papst Julius II., der Lastenzug für die deutschen Kolonien mit 40—50 pferd. Spiritusmotor und das Kapitol in Washington, und alles andere. Mit einem Wort: der kleine Brockhaus ist »der Phönix unter allen Nachschlagewerken«. Und wer ihn auswendig gelernt hat, dem könnte kein besserer Satz gelingen, um ihn zu bezeichnen. Und alle brauchen ihn. »Der Beamte in seinem Büro oder am Schalter, der Gelehrte zwischen seinen Büchern, der Kaufmann an seinem Pult und im Verkehr mit der Kundschaft, der strebsame Angestellte hinter dem Ladentisch und das Fräulein an der Schreibmaschine, der Lehrer unter den fragenden Schülern, der Landwirt, der die Zeitung liest, und der Reisende, der sich nicht verblüffen lassen will, jedermann braucht den kleinen Brockhaus . . .« Wie durch die hohle Gasse ziehen sie alle ihres Weges fort an ihr Geschäft und meines ist der Mord. Aber sind sie nicht alle ein- und derselbe? Verschmelzen sie nicht zwischen Büro und Zeitung zu dem einzigen Typus, der nachschlägt, weil er sich nicht verblüffen lassen will, und der verblüfft, weil er nachschlagen kann? Oh, wie schlecht ist mir von all dem. Ein Phönix! Ich lasse mich nicht verblüffen, ich schlage nach, das ist der Sonnenvogel, ein fabelhafter ägyptischer Wundervogel, der 500 Jahre leben, dann auf einem von ihm selbst bereiteten Lager sich verbrennen und aus seiner Asche verjüngt wieder . . . »Daher ist sein Platz an der Seite jedes arbeitsamen Menschen, der den Anforderungen seines Berufes gerecht werden will und kein beschämenderes Wort kennt als das Eingeständnis: ‚Das weiß ich nicht'.« — — Ich schäme mich zu schlafen, seitdem ich diesen Satz gelesen habe. Denn sie fangen jetzt an, schon zu wissen, wie man zu träumen hat. Und es gibt nicht Nacht mehr und Nebel, nicht Schleier noch Schatten. Und ich schäme mich zu sterben, seitdem ich diesen Satz gelesen habe. Denn ein Reisender, der sich nicht verblüffen lassen will, wird sich über mich neigen und mir die Augen aufreißen.

Notizen

Kokoschka und der andere

Der deutsche Kunstverstand wird jetzt, wie sichs gebührt, von einem hineingelegt, der das Talent hat, sich mit dem Blute eines Genies die Finger zu bemalen. Das ist immer so. Hier hockt eine Persönlichkeit und draußen bildet sich sofort die Konjunktur, die der andere ausnützt, der laufen kann: die Cassierer der Kunst können es nicht erwarten, dem unrechten Mann die Quittung auszustellen. Das Talent weiß, daß es durch eben das anzieht, wodurch das Genie abstößt. Dieses ist der Schwindler, jenem glaubt mans. Und es versteht sich fast von selbst, daß über einen, der nicht Hand und Fuß hat, aber gestikulieren und laufen kann, eine Monographie geschrieben wird, in der der Satz steht: »Die farbige Ausdeutung der Erscheinung ist von erlauchter Nachdenklichkeit«. Das war immer so. Den Künstler beirrt es nicht und darf es nicht kränken, daß von eben dem Haß und dem Unverstand, der seines Wertes Spur verrät, der Nachmacher sich bezahlt macht. Aber freuen darf es ihn, daß Else Lasker-Schüler — der man auch noch lange die vielen vorziehen wird, die's von ihr haben werden — den folgenden Brief, an den andern, veröffentlicht hat:

»Ihre ostentative Kleidung hat mir Freude gemacht dem eingefleischten Publikum gegenüber. Es lag nicht nur Mut, auch Geschmack darin. Ich ging doppelt gerne mit Ihnen nach München in Ihre Bilderausstellung, aber es hingen nicht Ihre Bilder an den Wänden, sondern lauter Oskar Kokoschkas. Und da mußten Sie gerade mich mitnehmen, die Ihr Original kennt. Hielten Sie mich für so kritiklos — oder gehören Sie zu den Menschen, die Worte, Gebärden des Zweiten anzunehmen pflegen, darin sie verliebt sind? Sie sind, nehme ich an, in Kokoschka verliebt und Ihre Bilder sind abgepflückte Werke, darum fehlt ihnen die Wurzel. Das Bild Heinrich Manns hat mir ausnehmend gefallen wie eine glänzende Kopie und ich sah in seinen Farben und Rhythmen außer dem Schriftsteller auch den Maler Oskar Kokoschka, nicht Sie . . . . Man kopiert doch ehrlich in den Museen die alten Meister und setzt nicht seinen Namen darunter. Kokoschka ist ein alter Meister, später geboren, ein furchtbares Wunder. Und ich kenne keine Rücksicht in Ewigkeitsdingen. Sie sollten auch pietätvoller der Zeit gegenüber sein...«

Das sehe ich nicht ein. Die Zeit, die die Originale verschmäht, hat es nicht besser verdient, als von den Kopisten beschlafen zu werden. Ich verstehe wahrscheinlich von Malerei weniger als jeder einzelne von jenen, die das Zeug haben, sich von berufswegen täuschen zu lassen; aber von der Kunst sicher mehr als sie alle zusammen. Hier fühle ich, sehe, was geboren ist, und kenne meine Oppenheimer.

* * *

Leseabende

In Brünn am 23. November: veranstaltet von der Neuen akademischen Vereinigung. Der ‚Tagesbote‘ (Brünn, 25. November) schrieb:

Dr. P. H. **Vorlesung Karl Kraus.** Es kam so wie im verflossenen Jahre, als er zum ersten Male in Brünn las. Wer zum ersten Male hinging in Erwartung eines literarischen Ereignisses, der kam zurück von einem persönlichen Erlebnisse. Das ist kein Vorlesertisch, kein Vortragspodium. Es ist eine Bühne, auf der der Autor uns seine Werke vorspielt. Darum die spanische Wand, das Fehlen der üblichen Wasserflasche, die Verdunkelung des Saales — bühnenmäßige Technik. Das Organ des Künstlers ist bewunderungswürdig. Alle Laute des Lebens scheint sein Ohr erlauscht, sein Gedächtnis registriert zu haben. Alle Töne — das Kreischen des schachernden Händlers, der dumpfe Bierbaß eines Wiener Pülchers, das Säuseln des reichsdeutschen Ästheten, der monotone Ruf des französischen Zeitungsverkäufers, der entsetzte Schrei: »Feuer!« — scheint diese Stimme zu beherrschen, jede Möglichkeit des Ausdrucks scheint diese Sprache zu kennen. Die linke Hand hängt herab, die Rechte liegt zitternd auf der Stuhllehne und lauert auf den Augenblick, in welchem sie tätig teilnehmen kann an der Verkörperung eines Gedankens. Dann greift sie würgend nach der Kehle des Feindes, rüttelt an den morschen Fundamenten unserer Scheinkultur, wirbelt die lächerlichen Erscheinungen des Lebens durcheinander. In solchen Momenten muß man erkennen, daß in diesen Schöpfungen Gedanke und Anschauung, Bild und Wort eines sind. Daß diese Darstellung den Gipfel der Ausdrucksmöglichkeit erreicht, den einzig möglichen und endgültigen Ausdruck gefunden hat. Bei der Lektüre kann man's übersehen, beim Vortrage aber wird es jedem klar, daß Karl Kraus vor allem Künstler ist, nicht Satiriker. Karl Kraus las ein völlig anderes Programm als im Vorjahre. Diesmal kamen die Satiren: Von den Gesichtern, Die Malerischen, Reformen, Das Erdbeben, sämtliche aus dem Buche: Die chinesische Mauer, sowie die in der ‚Fackel‘ erschienene Satire: Der Traum ein Wiener Leben, ferner zahlreiche Glossen und Aphorismen zum Vortrage. Die Vorlesung dauerte volle drei Stunden. Trotzdem wurde Karl Kraus durch tosenden Beifall zu einer letzten Zugabe gezwungen und las die Glosse: Der Grubenhund, die inzwischen in der ‚Fackel‘ erschien. Bei der Vorlesung der Zuschrift des Dr. Ing. Erich Ritter v. Winkler brach ein derartiger Lachsturm los, daß sogar der Vorleser angesteckt wurde und mehrmals unterbrechen mußte. — Hoffentlich bestätigt sich das Gerücht, die Neue akademische Vereinigung, der wir für diesen Abend großen Dank schuldig sind, werde uns Karl Kraus noch in dieser Saison als Vorleser fremder Werke (Liliencron, Wedekind, Peter Altenberg und andere) an einem Autorenabend hören lassen.

Der ‚Mährisch-Schlesische Correspondent‘ (Brünn, 24. November):

. . . . Abermals gedrängt voll . . . . Kein Wort geht aus seinem Munde verloren. Und seine Vortragsweise umfaßt alle Tonleitern eines durch-

geistigten Sprechens. Vom ersten Auftakt in die spöttische Pointe, von der amüsierten Gutmütigkeit bis zur gellen, beinahe tragisch-ernsten Groteske. Und dabei hat diese Stimme einen so ergreifenden Klang. Ferne, verborgene Schönheit läßt sie manchmal ahnen, Schönheit, die sich gepanzert hat und dennoch jubelnd hinter herabgelassenem Visier triumphiert .... Aus allem der Grundton seines heiligen Zornes: der Kampf gegen die Banalitäten Wiens und Österreichs. Kraus' Leben und Wirken ist ja schließlich nur ein Wiener Traum. Gegen alles, was er seiner engeren, seiner engsten Umgebung mit dem feinen Ohre des Spötters ablauscht, woran sich sein innerstes Wesen stößt, — Kanten, die dem gewöhnlichen Menschen als selbstverständlich zur behaglichen Lebensfreude erscheinen —, richtet sich seine rücksichtslose Ironie. Da sind Tagesgrößen, die speziell in Wien vergöttert werden. Wie Heuschreckenschwärme fallen die Pointen Karl Kraus' über ihren üppigen Ruhm her, und als achte Plage verrichten sie für ihn Zeichen und Wunder. Gestern hatte Kraus seinen besonderen Triumph. Er leitete ihn mit der Reminiszenz »Erdbeben« ein und ließ ihn in schrankenlosem Übermut auflachen, als er den bellenden »Grubenhund« glossierte. Die Aphorismen, die er brachte, erzählten vieles von ihm selbst. Am deutlichsten mag Kraus wohl sein ureigenstes Wesen getroffen haben in den Worten: ». . . und ich rauche dennoch!« Ja, Karl Kraus braucht von niemandem Feuer, nicht in Kunst, Literatur und Liebe. Er raucht dennoch, vertreibt die giftigen Mücken und seine Grillen, und wenn er zuweilen »schöne Köpfe« anraucht: wer wird es ihm verargen? bm.

In Teplitz-Schönau am 9. Dezember: veranstaltet vom Leseklub. Aus einem Aufsatz der ‚Teplitzer Zeitung' (12. Dezember):

.... Am Vortragstisch saß, wie weit entrückt, Karl Kraus. Bedächtig, professoral, leidenschaftslos begann er die Groteske »Der Traum ein Wiener Leben« zu lesen, immer leb- und leibhaftiger werdend, bis er am Ende wie ein losspringender Tiger in langgestreckten wuchtigen Sätzen über die künstlichen Frisuren und glatten Köpfe, über Straßen und Plätze hinwegzurasen schien, von einem Fiebertraum durchschüttelt. Dann las er mit einer Virtuosität sondergleichen die Kapitel »Der Biberpelz« und »Die Welt der Plakate«, seine wundervolle Kunst sorgsam nachgestaltend, bald mit feinster Ironie Trivalitäten des Alltags verspottend, bald vom Ekel vor der täppischen Überlegenheit des Hundsgemeinen übermannt und einen leisen leidenschaftlichen Donner in der Stimme. Als er dann »Die chinesische Mauer« las, schien er selbst unter der Wucht dieses grandiosen Kunstwerkes zu verschwinden, entrückt den kleinen marternden Boshaftigkeiten des Alltagslebens, ganz hingegeben einem Problem, das ihn, der es schon so oft erlebt hatte, fast zur Raserei trieb und vor den Blicken der erstaunten Leute zu einer Größe emporwachsen ließ, die nur der kleinste Teil des Publikums zu übersehen vermochte. Die anderen schlossen ohnmächtig die Augen oder sagten Pfui. Denn es waren Worte gefallen, die vor der Gesellschaft nicht ausgesprochen werden dürfen. Einige Leute verließen sogar

den Saal. Da erwachte Karl Kraus und las voll geheimer Freude »Das Ehrenkreuz«, dieses Meisterstück verwirrender Wortkunst. Das Publikum war aufgestanden, umdrängte ihn, hing an seinen Lippen und bei der Stelle: »Wenn ein Mädchen zur Ausübung der Prostitution befugt ist, so könnte es vorkommen, daß sie es verschweigt und schwindelhafterweise angibt, sie sei zur Ausübung der Prostitution nicht befugt. Sie würde sich also einen unsittlichen Lebenswandel anmaßen, den sie nicht deshalb führt, weil sie dazu befugt ist, sondern den sie führt, wiewohl sie dazu nicht befugt ist, während sie in Wahrheit bloß befugt ist, einen unsittlichen Lebenswandel zu führen, den zu führen sie befugt ist«, schüttelte sich die Menge vor Lachen und die jungen Mädchen ließen ihre Augen aufleuchten .... Dieser kleine nervöse Mann ist ein zu großer Künstler, um beliebt werden zu können. Wohl waren die Grazien an seiner Wiege; aber nicht die schlamperten Frauenzimmer, die schmiegsamen Feuilletonisten ein leichtes Herz und eine leichte Hand bescheren, sondern die Grazien des Teufels, die ihn mit einer wundervollen Form bedachten, damit er umso schmerzlicher die Unform der Welt empfinden müsse. Hier hat es sich begeben, daß Einer mit seinem Stil ein tragisches Geschick meisterte. Und man wird einmal einsehen, daß die berüchtigte Boshaftigkeit des Künstlers Karl Kraus nichts anderes war, als sein Abscheu vor der Boshaftigkeit seiner Mitmenschen.

L. W.

Aus derselben Zeitung vom 10. Dezember:

An Karl Kraus

Die Größe sucht nach kalter Einsamkeit
Und strebt Vollendung an in lichten Kreisen.
Doch Sphinx bleibt Sphinx. Der Wahn ist Eitelkeit.
Die Narren spotten und die Toren preisen.

Das ist ein ewiges Um im All der Zeit.
Der Zweck ist unklar. Dunkle Rätsel schweigen.
Da kommt ein Tag, ein Licht, das glüht und weiht
Und will aus Sümpfen leuchtend aufwärts steigen.

Der Spott wird Kraft. Der Sinn hat Wirklichkeit.
Es ist ein Hammer da, der Trümmer schlägt,
Und eine Flamme, die den Toren blendet...

O seid ihr blind! Ahnt nicht, was er vollendet,
Wo jedes Wort den Keim zur Goldfrucht trägt!
Er löst die Sphinx — und das ist euer Leid.

Ernest Klee.

Aus der Kritik des ‚Anzeigers‘ (11. Dezember):

.... Wohl kaum ein zweiter Schriftsteller hat es zu derartiger weitverbreiteter Verhaßtheit gebracht, wie Kraus, der allerdings anderseits auch glühende Anhänger fand .... Mag sein, daß Kraus ein großer Stilist, jedenfalls ist er der größte Nörgler, den Österreich je erlebt hat... Auch in Teplitz haben wir eine kleine Krausgemeinde, die für ihn durchs Feuer geht .... Er las .. das imposante Kulturgemälde »Die chinesische Mauer«, Kraus' tiefstes Werk, das großen Eindruck

machte, obwohl einige Stellen Anstoß erregten, da sie Ausdrücke enthielten, die nun einmal in der guten Gesellschaft verpönt sind ....

Aus der Kritik der ‚Deutschen Zeitung' (13. Dezember):

Karl Kraus hat in Teplitz keine Gemeinde, aber alle, die das Erscheinen einer neuen ‚Fackel' mit Ungeduld erwarten, werden dem »Teplitz-Schönauer Leseklub« für den genußreichen Abend am vergangenen Samstag Dank wissen. Einen Meister des Worts und der Satire zu hören, ist ein Genuß. Karl Kraus kurzweg einen »Nörgler« zu nennen, ist grundfalsch. Kraus ist eine Zeiterscheinung, und sein Totgeschwiegenwerden in der Wiener Presse wird daran nichts ändern ... Es wäre zu wünschen, daß er die begeisterte Anhänglichkeit der Jugend durch ein größeres Werk rechtfertigt.

Wollen sehn, was sich machen läßt. — Ähnlich über die Vorlesung, die am 14. Dezember im Primatialpalais von Preßburg stattfand, der ‚Westungarische Grenzbote', die ‚Preßburger Zeitung' und ‚Nyugatmagyarországi Hiradó' (15. Dezember).

* *
*

Leo Popper

(1886—1911)

Ein Nachruf für ihn im ‚Pester Lloyd' vom 18. Dezember enthält die folgenden Sätze:

.... Ihm ward ein kurzes Leben in steter Krankheit zuteil, und die wenigen Stunden der halbwegs konzentrierbaren physischen Kraft mußten für das Schaffen ausreichen .... Seine Musik und Malerei konnte sein kranker Körper nicht bis zu Taten bringen, was aber in seinen Essays niedergelegt ist, das ist blühend, mächtig und reich und in sich geschlossen, das verläßt das sinnlos Brüchige seines Lebens, des Lebens: es lebt ein eigenes Leben, es ist zur Form erlöst. — Die Form ist der Gedanke Leo Poppers .... Die Kluft zwischen Leben und Werk, zwischen Welt und Form .. hat noch nie jemand so weit aufgerissen, wie er. Die grauenvolle Inadäquatheit des Lebens, wo alles von blinden Kräften getrieben und von verfälschenden Fiktionen aufgefangen wird, war die Voraussetzung dieser Formenwelt, das notwendige, irreparable Mißverständnis jeder Äußerung, ihre Wiege und ihr Weg: die trennende Einheit von Sein und Form. Aus der Verfälschung jeder Materie durch jedes Ausdrucksmittel entsteht die Form; aus unserer Armut und Beschränkung wird die Erlösung geboren. In Leo Poppers Kunstphilosophie wird die Theorie der Technik zur Metaphysik. Das Urfaktum aller Malerei ist, daß man mit Farben malen muß und daß die Einstoffigkeit der Farben die ganze Vielstoffigkeit der Malerei wiedergeben soll, doch nicht kann: diese kühn unternommene Unmöglichkeit und ihr unvermeidliches Scheitern wird in dieser Ästhetik zur kosmischen Vision vom Alltag der Kunst, zum alles umfassenden Formbegriff. So zwingt der Stein den Bildhauer, der auch die Natur sucht und nicht finden kann, zur Einheit des Im-Block-geschlossenen, so

wird aus dem Willen zur Buntheit in den Werken der Volkskunst die mystische Vollendung des verborgenen, verlorenen und dennoch überall daseienden Sinnes. Leo Poppers Formbegriff hat alles Beengende und Abstrahierende abgelegt: die Welt der Form ist eine gebende, glückspendende und gebärende, sie ist wahrer, wirklicher und lebendiger als das Leben. (Es ist eine Klassik, wo auch Giotto, Brueghel und Cézanne Klassiker sind.) Die Form ist zur Aktivität erwacht; sie, die Grundlosigkeit selbst, der große Zufall, bricht, von der eigenen, unerfahrenen, metaphysischen Wucht getrieben, ins Leben hinein, schiebt sich zwischen Willen und Werk, verfälscht die Absicht und verwandelt die Tat, auf daß alles klug oder unbewußt falsch Gewollte der Menschen scheitere und aus dieser Niederlage ihres Willens das Wahre entspringe. — Die Form ist die letzte und stärkste Wirklichkeit des Seins. Das an Umfang kleine Werk Leo Poppers schwebt, von der Kraft seiner Formvision getragen, hoch über allen Möglichkeiten seines — empirisch gegebenen — Lebens, es ragt in das seinsollende Leben hinein und findet dort eine Heimat: voll Kraft, Schönheit, Reichtum und Gewandheit ist alles, was er geschrieben hat, es ist aus der Fülle geboren und mit der edlen Bewußtheit der Fülle gemeistert: aus dem qualvoll Sinnlosen und Fragmentarischen seines Lebens ist kein Schatten auf dieses Leuchten gefallen. Dieser Glanz muß jede Klage dämpfen: die Heldenhaftigkeit, mit der er sein Wesen aus seinem Leben heraushob und zur Wesenheit formte, gebietet Staunen und Stille der Andacht; vor ihr muß jede Trauer tränenlos werden. Georg v. Lukács.

Die Essays sind in ‚Kunst und Künstler': VIII. Nr. 12. (September 1910, »Peter Brueghel der Ältere«) und in der ‚Fackel': Nr. 313/14 (Dezember 1910, »Der Kitsch«), Nr. 321/22 (April 1911, »Die Bildhauerei, Rodin und Maillol«), Nr. 324/25 (Juni 1911, »Volkskunst und Formbeseelung«) erschienen.

Schauspielermonumente

Von **Karl Kraus**

Leute, die jeder Enthüllung ausweichen sollten, haben sich um das Kainz-Denkmal verdient gemacht. Wenngleich es nun sicher pietätvoller ist, Kainz kein Denkmal zu setzen, als den alten Baumeister zu schmähen, so hat die Idee dennoch Anklang gefunden, die Kränze, die in diesem Fall die Nachwelt sich selbst geflochten hat, lassen andere Persönlichkeiten nicht schlafen, und schon ist der Vorschlag aufgetaucht, einen Burgtheaterhain zu gründen und zwar so, daß um jenen Hamlet herum Büsten von Sonnenthal, Mitterwurzer und Charlotte Wolter aufgestellt werden sollen. Eine nach mehrfacher Richtung schamlose Vorstellung, selbst wenn diese Büsten besser ausfielen als die Statue des Herrn Jaray, dem man eher das

Arrangement der Tapete, hinter der ein Polonius stirbt, zugetraut hätte. Aber die Erinnerung an die Großen oder Edlen wird es keinen Tag lang ertragen, die Staffage für das Kainz-Denkmal abzugeben. Daß neben diesem das Standbild der Wolter im Bavariaformat auszuführen wäre, müßte sich auch für die Überschätzung des Kainz'schen Talentes von selbst verstehen: eine berechtigte Überschätzung, weil nie vorher die Distanz eines einzelnen Könners zum Jammer einer ruinierten Bühne so deutlich erlebt wurde. Aber selbst die Kritiklosigkeit, welche darauf besteht, diesen einen vor allen auszuzeichnen, weil sie seine Distanz zur Größe des Burgtheaters nicht erlebt hat, wäre ein belangloses Übel, ein Fall ohne tiefere Fernsicht als in die einer komplettierten Sammlung von Widerwärtigkeiten, die das Wiener Weichbild schon beleben. Wichtiger und den Wiener Horizont erhellend ist der Geistesblitz der Grundidee, Schauspielern Monumente zu setzen. Auch vom Standpunkt einer Sitte, die es sich grundsätzlich nicht nehmen läßt, dem Nachruhm eine Quittung in Stein auszustellen, vom Standpunkt einer Gesellschaft, die diesen trostlosen Anschauungsunterricht für Analphabeten der Pietät nötig findet und nötig hat, vom Standpunkt der Gehirne, die das Leben nicht lebenswert finden, wenn sie es nicht für sehenswürdig halten, muß die Idee, Theatergrößen auf diese Art der Nachwelt zu vermachen, als alberner, als abstruser, ja geradezu als wienerischer Einfall abgelehnt werden. Was ist von Josef Kainz übrig? Schlechte Gedichte. Von den Andern? Nichts; also mehr. Das Denkmal des Schauspielers ist das Grammophon. Vielleicht in Zukunft ein Ding wie ein Kinematogrammophon. Daß die Stimme der Wolter verklungen war, ehe es die Technik so weit gebracht hatte, dessen möge sich die Technik schämen. Über ihre Säumigkeit hat sich die Erinnerung an Kainz nicht zu beklagen, und sein Hamlet-Monolog, in einem Automatenbüfett angehört, gibt der Erinnerung und dem neuen Erlebnis mehr als die Statue, die man einem, der sprechen konnte, gesetzt hat. Völlig geistlos, eine zweimal tote Idee, den Sprecher des Hamlet in der Szene festzuhalten, da er vom Schädel sagt, er habe einmal eine Zunge gehabt: ein armer Yorick, und ein armseliger, der ihn zu bedauern vorgibt. Wenn es einen Schauspieler gegeben hat, dessen Andenken die Plastik zuhilfekommen müßte, dürfte, deren Verlust sie halbwegs ersetzen könnte, sollte: so ist es die Wolter. Denn sie war nicht nur

Stimme, sondern auch Standbild. Schon bei Lebzeiten hätte man es ihr nachahmen und überall dort aufstellen sollen, wo sie nicht war. Die Schauspielkunst lebt nicht fort: ihr bei Lebzeiten ein Monument zu setzen und nach dem Tode abzutragen, wäre sinnvoller als die Übung, zu der man sich in Wien entschlossen hat. Schauspielkunst müßte in Stein ausgedrückt werden können, wenn die Statue Sinn haben soll. Das könnte sie dort, wo es eine Hermione zu ehren gilt. Als mnemotechnisches Mittel ist ein Denkmal für Dichter und Denker, für Maler und Musiker überflüssig, für Schauspieler unsinnig. An jene hat der Nachlebende anders zu denken; zu diesen wird er durch keine Vorstellung geführt. Ein Schauspielerdenkmal hat nur Wert als Erinnerungsbehelf für den Betrachter, der das Modell in Erinnerung hat. Selbst ihm erstarrt die Hand, die einer Statue applaudieren soll. Das Schauspielerdenkmal schrumpft zur Privatangelegenheit zusammen und ist in allen Gegenden lästig außer im Foyer, wo es irgendwie immer zu den Angehörigen spricht, oder auf dem Friedhof, wo auch das Denkmal des Privatmanns irgendeiner Pietät dient, die die Nachkommen aus Pietät übernehmen. Sinnvoll und notwendig ist nur die plastische Fortsetzung dessen, der plastisch gelebt hat. Schöne Frauen haben ein Monument verdient, und darum jene, die sie nicht gesehen haben; denn nur Kunst vermöchte die Schönheit zu ersetzen. Künstler brauchen kein Monument. Schauspieler verdienen keines und haben an jeder Möglichkeit, durch ein Denkmal ersetzt zu werden, vorbeigelebt. Einem Schauspieler ein Monument setzen, schließt, um der Nachwelt wenigstens einen Trost der Logik zu gewähren, die Verpflichtung in sich, auch dem Publikum ein Denkmal zu setzen, das den Schauspieler bewundert hat. So könnte eine Theaterwirkung wesentlich überliefert werden, weil die Schauspielkunst die einzige ist, die ohne den Empfänger nicht leben kann und mit ihm stirbt: also keine Kunst ist. Die Verewigung des Publikums wäre aber ein Ziel, aufs innigste nicht zu wünschen. Zudem wächst es immer frisch nach. Und mit ihm die sozialen Parasiten, die aus dem Rahmen des Publikums herausbrechen, um sich im Zwischenakt bemerkbar zu machen. Sie verdienen gewiß kein Denkmal. Sie können die Logik eines Denkmals nicht zu Ende denken. Die freilich auch dort bereinigt ist, wo sich ergibt, daß ein Komitee es sich selbst schon gesetzt hat, indem der Ruhm des Toten die Reklame der Lebenden verbürgt.

Aus der Branche

Von **Karl Kraus**

Herr v. Hofmannsthal

der vom Rausch bei goldenen Bechern, in denen kein Wein ist, längst ernüchtert dahinlebt, macht sich nichts mehr daraus, daß man ihm daraufgekommen ist, wie er hinter dem Rücken der Unsterblichkeit mit dem Tag und dem Theater gepackelt hat. Nur die Schwäche ist ihm geblieben, feierlich zu begründen, was klug ersonnen war. Wenn man ein ganzes Goetheleben — Italienreise Verpflegung mit inbegriffen — in relativ kurzer Zeit durchgemacht hat, so ist es nicht unbegreiflich, daß etwas im Ton zurückbleibt, was der Verteidigung nüchterner Theaterpläne zugutekommt. Man denkt dann nicht geradezu ans Repertoir und an Herrn Reinhardt, sondern spricht vom »Repertorium der deutschen Bühne«, das auch andere, etwa Tieck und Immermann, »in einem weltbürgerlichen Sinne ausbauten«. Sie seien sich bewußt gewesen, für das Theater und nicht für die Literaturgeschichte zu arbeiten. Der sich aber auf sie beruft, arbeitet selbst bei dieser Gelegenheit für die Literaturgeschichte. Er glaubt, ihr näher zu sein, wenn er so gestikuliert wie jene, die zu ihr gehören. »Indem ich das Spiel von ‚Jedermann' auf die Bühne brachte, meine ich dem deutschen Repertorium nicht so sehr etwas gegeben als ihm etwas zurückgegeben zu haben. . .« »Denn die englische Form des Gedichtes ist die lyrische Urform und weist auf einen späteren Bearbeiter hin, der mit so herrlichen Gaben Hans Sachs sehr wohl hätte sein mögen, aber dennoch nicht geworden ist.« »Gibt man sich mit dem Theater ab, es bleibt immer ein Politikum.« »Nicht das Gedicht, sondern der Raum, den wir wählten, die Menge, vor die wir es brachten, war hier der Gegenstand einiger Kritik.« »Man sprach vereinzelt von einem gelehrten Experiment . . .« »Ich habe Herrn Reinhardt nie schematisch handeln sehen, und ich glaube nicht, daß er etwas Geringes gegen das Gefühl des Dichters, für den er arbeitet, unternehmen würde, geschweige denn etwas so Großes.« »Ich nehme also mit besonderem Vergnügen die Verantwortung dafür auf mich, daß wir dieses Gedicht vor eine große, sehr große Menge brachten . . .« Wäre es itzt nicht an der Zeit, daß der ehrwürdige Rodauner sich einmal in seiner Loge erhöbe und den

Zischern ein »Man schweige!« zuriefe? Man hatte doch schon bei der Geburt des Herrn von Hofmannsthal gehofft, daß er einmal in den Schlafrock des alten Goethe hineinwachsen werde. Jetzt sollte er einmal ernstlich dazu schauen. Die Allüren sind da, die Beschäftigung mit dem Theater. auch, der Großherzog Salten gleichfalls, gelegentliche Feuilletons zum Lobe schmieriger Kompilatoren können als Gelegenheitsdichtungen aufgefaßt werden — wenn ein Dramaturg des Herrn Reinhardt nicht mehr zum Vorschein kommt, entsteht vielleicht ein Gedicht auf Kahanes Tod oder so was, kurz, es ist alles da: nur der zweite Teil des Faust bleibt unvollendet.

* *
*

Mein Gutachten

Ein Gedicht ist aufgefunden worden, man schreibt darüber, man glaubt, es sei von Heine, aber man traut sich nicht recht, es könnte auch von einem Nachahmer sein, man zweifelt, und dergleichen. Es enthält die folgenden Strophen:

Eine Jungfrau war einst die Erde,
Eine holde, brünette Maid;
Der hatte ein blonder Jüngling,
Der Mond, seine Liebe geweiht.

Sie liebten sich beide herzinnig
Und hätten so gern sich vereint;
Der Vater aber, der strenge,
War ihrer Liebe gar feind.
— — — — — — — — — — — —

Drum drehet sich um die Erde
Der Mond als ihr treuer Trabant;
In stiller Trauer die Blicke
Zur fernen Geliebten gewandt.

Er umschwebt sie auf all' ihren Pfaden,
Wohin sie auch wandeln mag,
Und schaut in schmerzlicher Sehnsucht
Mit bleichem Antlitz ihr nach.
— — — — — — — — — — — —

Er sendet Liebesboten
Allnächtlich zu ihr hin;
Das sind die Strahlen, die heimlich
Durchs Dunkel der Bäume ziehn.

Die nächtlich duftenden Blumen
Betrauern der Herrin Geschick,
Und senden dem Freund ihre Antwort
In süßen Düften zurück.

Auf ihrem Wellenbusen,
Zum Zeichen ihrer Treu,
An einer Sternenkette,
Trägt sie sein Konterfey.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ich als Sachverständiger erkläre mit aller Bestimmtheit, daß gar kein Zweifel bestehen kann, sondern daß dieses Gedicht entweder von Heine oder von einem Nachahmer ist. Also jedenfalls von Heine, indem es wahrscheinlich von diesem und sicher von einem Nachahmer ist. Auf unklare Annahmen wie: Dieses Gedicht ist von Heine, oder: Dieses Gedicht kann nur von einem Nachahmer sein, lasse ich mich nicht ein. Es ist von Heine.

* * *

Miszellen

In Berlin wurde rundgefragt, welche Arbeiten wir im kommenden Jahre von unseren Lieblingen zu erwarten haben. Die Lieblinge besannen sich keinen Augenblick, dem Publikum Einblick in den Zeugungsakt zu gewähren, und plauderten »aus der Werkstatt«. Einer bedankte sich noch für die Aufmerksamkeit und teilte mit:

. . . daß ich an einer großen modernen Komödie arbeite und an einem umfangreichen Roman, welcher in der Fischer-von-Erlach-Zeit zu Wien und Florenz spielt; ferner arbeite ich an drei modernen Einaktern und an einer großen modernen Pantomime.

Der Mann nennt sich natürlich Salten. Wenns über ihn kommt, wird es schwer sein. Man denke, die vielen modernen Stoffe, und dann erst noch das à la Fischer von Erlach. Rothschild mit den vielen Hemden — zieht an zieht aus, zieht an zieht aus — hats leichter gehabt. Es gehört schon eine gehörige Umsicht und Versiertheit in der Kunst dazu, die Schöpfungsakte nicht zu verwechseln.

*

Ein Bekannter beklagt sich, daß er jetzt schon in zwanzig Fällen als den Inhalt von Thoma's »Lottchens Geburtstag« den Satz gelesen habe:

Ein kindlich unschuldiger Professor, der sich vor seinem Hochzeitstag selber erst bei seinem zoologischen Kollegen Belehrung über die Pflichten der Ehe holen mußte, glaubt seiner Tochter an ihrem zwanzigsten Geburtstag die sexuelle Aufklärung schuldig zu sein; nachdem er sich aber vergebens an ihren Bräutigam, einen ebenso harmlosen Privatdozenten der Zoologie gewendet hat, muß er zuletzt zu seiner größten Überraschung erfahren, daß Lottchen hinter seinem Rücken einen Hebammenkurs absolviert hat und also längst . . .

Das geht wirklich nicht. Einakter, die dazu Veranlassung geben, dürfen nicht geschrieben werden, die sexuelle Aufklärung hat abgeschafft zu werden, Hebammenkurse breche man ab und bei kindlich unschuldigen Professoren und deren Töchtern belege man nicht. Zuletzt habe ich selbst tatsächlich den Satz bei Minor gefunden, von dem ich auch nicht weiß, ob er aufgeklärt ist. Ich wollte davongehen, fand aber noch die wichtige Feststellung:

Daß der alte Professor und sein junger Kollege noch ganz in dem Stil des ältesten Lustspiels gehalten sind, darf man dem Verfasser kaum zum Vorwurf machen; seit dem Auftreten des Naturalismus haben sich alle Stände und alle Menschen auf der Bühne gehäutet, aber die Professoren sind geblieben, wie sie vor hundert Jahren waren, sie tragen sogar noch dieselben lateinischen Namen.

Ein merkwürdiger Fall von Bewußtseinsunterbrechung. Der Mann, der das schreibt und auch zu den veralteten Lustspielfiguren gehört, denkt nur an Namen wie Muthesius, Curtius, Laurentius, welche allerdings lateinische Professorennamen sind, die jedem auffallen müssen; hat aber ganz vergessen, daß er Minor heißt, oder weiß als Germanist nicht, was das heißt.

*

Dagegen hat Herr Rudolf Hans Bartsch, den ich immer für den geborenen Textdichter des Herrn Lehar gehalten habe, diesem endlich die folgende Gelegenheit zu einem Lied geboten:

(Der Schneider und Sie, womöglich in altertümlicher Tracht. Er trägt eine große Schere, Sie tanzt neckend um ihn herum.)

— —

Er: Meine Liebe heißt Anna Margarete. Sie: Hohoho, oho, oho?

Er: Meine Liebere ist die Käthe. Sie: Oho, oho?

Er: Meine Liebste ist die Ida, nur dich lieb ich mehr noch als die da. Sie: Ah!

Beide: Eia Heia juchheisa das geht! zusamm' hat der Wind uns geweht! —

Eia, heia, juchheisa das geht! Zusamm' hat der Wind uns geweht!

Dieses war die zweite Strophe. Aus der dritten:

Sie: Und kommt der November mit Sturm und mit Schnee,
Er: Mähä — hähähä, Mähä — hä — hä — hähä!

Sie: Und bläst uns aus'nander, es tut uns nicht weh! Er: Mä, mä, mä, hähähä!

Nun ja, ganz richtig. Nur der Gedanke: »Ida -- die da«, der da ist aus der »Fledermaus«.

*

Von Enrica von Handel-Mazetti habe ich ein Gedicht gelesen. Eine Strophe lautet:

Wie herrlich ward jüngst uns offenbar
Des Kaiserherzens Erbarmen!
Als Austria frug: Was bringe ich dar
Dir, Herrscher, zum sechzigsten Jubeljahr?«
Da wies er die Kinder der Armen:
»Mein Volk, was den Kleinen du Liebes tust,
Ist mir werteste Gabe und innigste Lust.«

Und dieser Dame soll man etwas gestohlen haben?

* *
*

Unsere Kitscher und ihre Kritiker
oder
Was ich im neuen Jahr nicht zu lesen wünsche

»In diesen Novellen lächelt die Wiener Landschaft, lebt und webt der Rhythmus österreichischer Gegenwart.«

»Es wäre nicht ohne Interesse, den Gedankengängen des Autors nachzuspüren und die Frage aufzuwerfen, nach welchen inneren Gesetzen er die beiden Sammlungen von einander schied, was ihn bewog, die eine Erzählung dieser, die andere jener Schnur anzureihen.«

»Dann lesen wir wieder von dem Aufstiege Tini Holms, der großen Komödiantin, die schon als kleines Mädchen . . .«

»Dann finden sich Skizzen von feinem Stimmungsgehalt und Empfindungstiefe, die nur manchmal einen leichten preziösen Beigeschmack hat.«

»Unter den Novellen . . . möchten wir den Preis der Erzählung ‚Heimfahrt' zusprechen, deren starker dramatischer Aufbau nur durch den ein wenig unmotivierten, mystisch verdämmernden Schluß beeinträchtigt wird.«

»Die kleine, etwas blutrünstige Geschichte ist im E. T. A. Hoffmann-Stil knapp und wirksam erzählt.«

»Alle diese Geschichten sind anschaulich erzählt und dabei doch nicht ohne eine gewisse Nachdenklichkeit, die bald mehr ironisch, bald sentimental und melancholisch, manchmal auch zynischer Art ist. Am Schluß wird man meistens durch eine unerwartete Wendung oder Pointe überrascht.«

»Sein Buch liest sich sehr angenehm und leicht und mit durchaus künstlerischen Mitteln erzielt es eine starke, spannende und anregende Wirkung.«

»Man kann ein paar interessante Stunden damit verbringen, das Gruseln erlernen, sich rühren und auch amüsieren lassen, und mehr kann man von einem Geschichtenband wohl nicht verlangen.«

»Es liegt eine gewisse stille, nachdenkliche Versonnenheit über einem guten Teil der Geschichten, die . . .«

»Dieser Essayband ist durchaus nicht so nüchtern und kritisch, wie er äußerlich tut; er hat auch nicht die trockene, hoffnungslos gescheite und gebildete Art solcher Sammlungen. Wenn man in diesem Buch zu lesen anfängt, spürt man bald . . .«

»Und das ist gerade das Reizvolle, daß hier jemand, der selbst stark dichterisch veranlagt ist, über andere dichterische Persönlichkeiten zu Gericht sitzt. Natürlich ist das kein unerbittliches, sondern ein sehr mildes, verständnisvolles Gericht.«

»Wer selbst alle die innerlichen und äußerlichen Sorgen, die literarischen Kümmernisse und Freuden erfahren hat, vom ersten verschämten Gedicht bis zum Erscheinen vor der Rampe . . .«

»Dann versenkt man sich in das Leben des Dichters, und gleich entsteht eine lyrische Stimmung, und man sieht den alten Storm durch die Straßen Husums wandeln, über die Heide und den Deich.«

»Hier steht auch manches feine und köstliche Wort über Lyrik . . .«

» . . . macht es auf keiner Seite einen papierenen Eindruck, sondern ist durch und durch von warmblütigem Leben erfüllt.«

»Es sind nicht die Essays eines kühlen Ästheten oder eines klügelnden Philologen . . .«

»Man fühlt sich beim Lesen gleichsam unterm Arm genommen.«

» . . . und da er selbst Poet ist, so setzt er sich hin, um den Duft gleichsam festzuhalten, der ihn von einer interessanten Persönlichkeit freundlich anwehte.«

»Seine artige Laune, die ihr besonderes Parfum hat . . .«

»An diesem einen Beispiel mag man die Art des ganzen Buches erkennen, diese liebenswürdige, spielerisch leichte, ein wenig ironische Art, die uns bei jedem neuen Novellenbande auf das Angenehmste gefangen nimmt.«

»Er schreitet nicht, er promeniert, und wie zufällig erfährt man dabei eine zierliche Anekdote, gerade so groß, daß man sie während eines vornehmen Soupers seiner Tischnachbarin erzählen kann.«

»Statt amouröser Aventüren bekommen wir allerhand ergötzliche Szenen aus der menschlichen Alltagskomödie zu schauen.«

»Vor uns liegen zwei Bücher, ganz verschieden in ihrer Art und doch innerlich seltsam miteinander verknüpft wie das enge Band der Stadt, der sie beide angehören.«

»Mit feiner Kunst wirkliches Geschehen in liebenswürdige Stimmung auflösend . . .«

»Schon das Thema, das er sich gewählt, verrät den Lyriker.«

»Das Leitmotiv, durch das sie aus dem engen Bezirk besonderer Erlebnisse ins Allgemeine hinweisen . . .«

»Lustig pirouettierend wirbeln die kleinen Geschichten vorüber.«

» . . . während die Frau Direktor Heidesheimer, deren Korrektheit und Vornehmheit alle rühmen, sich schließlich als Hochstaplerin entpuppt.«

»Seit je war es das Vorrecht Österreichs, Anmut mit Tiefe zu verbinden.«

»Vereinzelte Entgleisungen wie der Reim ‚Sofaeckerl—Deckerl‘ sind selten.«

»Das Werk einer Frau, die logisches Sinnen mit intuitivem Verstehen verbindet.«

»Ein kluges Buch hat sie geschrieben.«

»Zu klarem Relief sind die verschiedenen Charaktere gearbeitet.«

»Krasse, manchmal allzu krasse Schlüsse wandeln sich hier in poetisch wohltuend gemäßigter Form zu pulsendem Leben.«

»Zukunftsfroh, lebensstark klingen die letzten Seiten des Buches aus.«

»Er verlobt sich mit der steinreichen Tochter des Professors und verführt am selben Abend ein armes junges Mädel, das an ihn glaubte.«

»In einer schrecklichen Nacht, da er an den Selbstmord der Geliebten glaubte, wird er ein anderer.«

» . . . und schließlich bescheiden-demütig zurückkehrt zum einfältigen Kinderglauben und zur schlichten Rechtlichkeit nach aller Nietzsche-Anbetung.«

»Mit sehr viel Weisheit und Güte ist dieses Buch geschrieben.«

»Viel Hübsches und Kluges wird über Stadt und Land, über Wahrheit und Lüge, über einfache natürliche Bauernexistenz und unser städtisches Gesellschaftstreiben gesagt.«

»Manche Episode bezeugt die altbewährte Meisterschaft.«

»Der Verlag . . ., dessen hübsch und liebevoll ausgestattete Wiener Humoristika zu den erfreulichsten Spezialitäten des Wiener Büchermarktes gehören, tritt heuer mit . . . auf den Weihnachtsplan.«

»Jeder dieser Wiener Autoren hat seine eigene Note, seine eigene Nuance des Lachens und Lächelns . . . Was ihnen aber gemeinsam ist, das ist . . .«

»Nicht jener verstiegen säuselnde, anempfundene Kaffeehauslyrismus. . ., sondern warmherziges Zugehörigkeitsgefühl zum Wiener Boden . . .«

»Diese stille verträumte Innigkeit des echten Wiener Poeten ist der Grundzug . . .«

»Ob er die Baumblüte in der Wachau . . ., ob er in nachdenklichem Sinnen über den Franziskanerplatz . . ., immer ist er . . .«

»Das kräftige, befreiende, manchmal sogar derbe und polternde Lachen dieses Humoristen, der, ‚Auch Einer‘ wie der V-Vischer, die Schrecken des Katarrhs mit naturalistischer Gründlichkeit ausmalt, mit dem Hosenrock und mit der Schreibmaschine rechtet

oder den Wiener Spießer an den Stammtisch und aufs Gänsehäufel verfolgt . . .«

»Es steckt viel Jugend und unverbrauchte, frische Kraft in dem neuen Bande . . .«

»Wohl einer der begabtesten unter den Kadetten des Wiener Humors ist . . ., von dem uns der Verlag bereits ein anderes Bändchen, ‚Wir kennen uns', beschert hat.«

»Der mondaine Wiener Spaziergänger, dem die Melodie unserer Stadt im Ohr liegt, dem sie in den Fingerspitzen prickelt, dessen ganzes Wesen sie durchflutet.«

»Er hat sich sachte und allmählich von der Anatol-Manier frei gemacht, und sein neues Büchlein enthält Skizzen, die bei aller Liebenswürdigkeit des Ausdrucks und Soigniertheit der Form . . .«

»Man darf es ihm nachrühmen, daß er aus der Symphonie des großstädtischen Lärms jene Melodie der Arbeit und des energischen Strebens heraushört, die den Rhythmus des Wien von morgen ausmachen muß.«

»Aber diese kleinen technischen Mängel der Romanhandlung verschwinden hinter dem starken und bezwingenden Eindruck, den die glänzende Zeichnung der Charaktere und ihre psychologische Entwicklung, die einheitlich wuchtige Führung der Handlung auf den Leser ausüben.«

»Liebevolle Kleinkunst ist auch auf die Nebenfiguren verwendet. Sie alle treten mit prachtvoller Plastik und Deutlichkeit hervor.«

»Man weiß aus diesen stark rhetorisch bewegten Szenen: er liebt Pracht und Pomp der Worte und der Affekte, ihm ist jene durch Geschmack gedämpfte Lebendigkeit des Temperaments zu eigen, die sich gern in gefällige, geläufige Formen der Konvention schmiegt.«

»Die Rheinschlösser und Burgen, umrankt vom Efeu, ernsthaft in den Strom und in die scheidende Sonne blickend, die Hügel, umflattert vom Weinlaub, die Rheinstädte, die aus Heines Liedern romantisch emportauchen: sie ziehen hier in lebendiger Gegenständlichkeit vorüber.«

»Diese Novelle ist das Werk eines vornehmen Dichters, der nicht nach oberflächlichen Effekten hascht, sondern tief durchlebte Stoffe mit fester Hand zu gestalten versteht.«

»In diesen knappen, düsteren Lebensgestaltungen spürt man, wie gesagt, die wuchtig dramatische Faust. Die weichere Hand eines Poeten fühlt man, wenn er . . .«

»Bei aller Würdigung des geschätzten Autors müßte ich einzelnen seiner Behauptungen doch gelinden Zweifel entgegenstellen. So, wenn er erklärt . . .«

»Die Lust, in die Geheimnisse der Frauenseele einzudringen, in ihren so lange unbeachteten Gebieten Neues zu entdecken, ist ein Kennzeichen der modernen Dichtung. Kein Wunder fürwahr, wenn man bedenkt, daß erst in unserer Zeit die Frau aus dem geschützten Dunkel . . . sich zur Gleichberechtigung emporgerungen hat.«

»Nun aber wächst von Tag zu Tag die Möglichkeit freier Tätigkeit des Weibes. Es beginnt, der jahrtausendealten Fesseln entledigt . . .«

»So kann man sagen, daß die Frauenseele von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr reicher, interessanter, merkbar persönlicher wird.«

»Das Kind bleibt unter dem Schutze des Großvaters, eines kernigen Menschen, der sich aus bedrängten Verhältnissen zu Reichtum und Ansehen emporgerungen hat.«

»Um Majas Jugend schlingt sich der Reigen scharf beobachteter Gestalten aus dem Berlin der letzten Jahrzehnte, in welchem der Roman handelt.«

»Der Dichter schildert uns das Wachsen und Blühen dieser Frauenseele von den Tagen der ersten Kindheit angefangen.«

»Wie ein reich blühender Baum, auch wenn er in einer Öde steht, uns den ganzen Frühling ins Herz zu leuchten vermag, so durchdringt die knospende, blühende Jugend dieses Mädchens die Schicksale einer Berliner Emporkömmlingsfamilie, deren einzelne Figuren, vom Dichter mit naturalistischer Treue geschildert, in lebensechter Plastik hingestellt, nicht durchaus unsere Sympathien zu wecken vermögen.«

»Es sollte uns nicht bloß in idealistischer Schönfärberei das Knospen und Blühen einer wertvollen Frauenseele gezeigt werden. Der Mut zur Wahrheit hat den Autor davor geschützt, den Boden der Wirklichkeit zu verlieren.«

»So bleibt sein Roman, trotz . . ., nicht nur . . ., sondern auch . . . .«

»Dieser alte Eberhard Lutz ist eine Figur, die den besten des deutschen Naturalismus beizuzählen ist. Wir sehen ihn und alle anderen Figuren des Romans wie leibhaftig an uns vorüberziehen.«

»In der Schilderung der Seele des Mädchens, das im Mittelpunkt der interessanten Handlung steht, sucht und findet er psychologisches Neuland.«

»Maja Stjerne ist ein Typus unserer Zeit.«

»Maja ist der Sprößling einer unglücklichen Ehe.«

»Wenn es des Dichters Aufgabe ist, nicht bloß Phantasien zu formen, sondern in seinen Schöpfungen dem Werden der Zukunft zu lauschen, so darf man dieses Buch als eine echte Dichtung begrüßen.«

Müssen saubere Herren sein, von denen so gesprochen werden kann! Man glaubt, nur eine Stimme zu hören? Es sind ihrer zehn, die von zehn sprechen. Sie sind alle untereinander gleich und jeder könnte das Buch, jeder die Kritik des andern schreiben. Ich habe die Normalplatte hervorgeholt.

* * *

Ein sympathischer Dichter

Tolle Dinge scheinen sich, wenn man einer Rezension Glauben schenken darf, abgespielt zu haben:

In diesem Buche tritt uns ein Autor von hoher innerer Kultur mit der frischen Natur seiner Persönlichkeit entgegen . . .

Was hat er vor?

Mitten in der essayistischen Prosa springt ihm ganz von selbst und ohne daß er es wüßte, ein schöner Vers von den Lippen . . .

Gut. Aber was tut er damit?

»In allen Dingen schläft ein Lied.« So lautet diese jambische Zeile.

Möglich. Aber was hat er davon?

Und dies Lied, das in den Dingen schläft, das ist es, was Wertheimer in ihnen sucht — in ihnen und den Menschen.

Wie macht er das?

So wandelt er an diesem und an jenem vorüber.

Das ist recht, aber was weiter?

Da ist einer, der vielleicht gar nichts Sangbares in sich zu tragen scheint.

Das kommt vor, immer ist man nicht aufgelegt.

Gleichviel! Unter den Händen Wertheimers fängt er zu singen und zu sagen an . . .

Ich nicht, ich ginge weg.

. . . läßt er seiner Seele das innerste Geheimnis entströmen.

Ich würde es bewahren.

Denn ein Dichter ist es, der an ihn rührt, ein Dichter, dem was er empfindet wahrer ist als die Wirklichkeit.

Das kann sein, aber ich würde mich zu so etwas nicht hergeben.

So sind die Tatsachen gelegentlich in ein Licht gestellt, das nicht von ihnen selbst, sondern von der ansprechenden Liebenswürdigkeit des Autors ausgeht.

Ich ließe mich nicht ansprechen.

Manche Farbe erscheint darum zu satt, manche Linie zu scharf . . .

Farbe hin, Linie her, ich hätte es satt und würde scharf.

Denn immer handelt es sich um irgend einen interessanten Winkel des literarischen Lebens, der durch ein frohes Temperament angeschaut wird.

Ich bin gewiß ein interessanter Winkel des literarischen Lebens, aber ich ließe mich durch kein frohes Temperament anschauen.

Mit besonders inniger Liebe umfaßt Wertheimer, der ein gesuchter Rechtsanwalt ist, die Juristen . . .

Das ist Geschmackssache, aber was tut er mit ihnen?

Da drückt er dem gemütvollen Storm verständnisinnig die Hand —

Bewahre!

da umarmt er den sangesfrohen Eichendorff —

Das ist peinlich.

freudig wandelt er mit Julius von der Traun in den Reichsrat . . .

Ja wenn der nichts dagegen hat!

und begleitet den jungen Max Burckhard ins Landesgericht.

Das geht; wenn er ihn nur nicht ins Burgtheater begleitet hätte!

Aber wenn ihm die lieben Kollegen auch näher stehen als andere Leute —

Bin ich froh, daß ich doch nicht Jus studiert habe!

sein Herz gehört doch, wie sichs gebührt, den edlen Frauen.

Was tut er mit ihnen? Wandelt er an ihnen vorüber, spricht er an, rührt er an sie, drückt er ihnen verständnisinnig die Hand, fangen sie an zu singen und zu sagen, begleitet er sie ins Landesgericht, umarmt er sie?

So ist es denn von unübertrefflicher Zartheit, was er über die Ebner-Eschenbach sagt . . .

Ah so!

Die Palme aber möchte ich den Essays reichen, in denen . . .

Wenns auf mich ankommt, ich lange sofort den Fichtenbaum hinüber.

Alles in allem ein ausnehmend süffiger Trunk, in dem Perlen des Geistes moussieren.

Danke, Antialkoholiker!

* * *

Ein sympathischer Denker

›Gerade unter den größten Denkern finden wir diesen merkwürdigen Umsatz seelischer Energien . . .‹

Wie viel also hat der verstorbene Professor Müllner Umsatz gehabt? Der Privatdozent Ewald macht die Bilanz.

›Ich habe verhältnismäßig selten mit ihm über die internen Angelegenheiten der Philosophie gesprochen . . .‹

Was sind denn das die internen Angelegenheiten der Philosophie? Ich stelle sie mir etwa so vor, daß ein Philosoph weiß, was nach dem Tod kommt, es aber keinem sagt. Unser Ewald jedoch läßt mit sich reden und benützt gleich die Gelegenheit des Falles Müllner, um eine recht aparte Erklärung des Todesphänomens zu geben:

Nun ist er selbst, der lebhafte, bewegliche, freie Geist, über die Schwelle des unerbittlichen Schweigens geschritten.

Und was bleibt uns?

Uns bleibt nichts als das gedämpfte Farbenspiel der Erinnerung, welches uns diesmal nicht allein die unmittelbare Persönlichkeit, sondern auch was an ihr schöpferisch war, auf dem dämmerigen Untergrund der Vergangenheit festhalten muß.

So denkt ein Denker. Aber auf die dicken Bücher kommt es an, wird mir eingewendet, nicht auf die Feuilletons, die er eben schreiben muß, um Geld zu verdienen. Ich aber glaube, daß einem Philosophen der Selbstmord leichter von der Hand gehen muß als ein Feuilleton. Wenn ihm der Feuilletonversuch gelingt, so war er kein Philosoph. Herrn Ewald gelingt er sechzigmal im Jahr, und der Umsatz seelischer Energien ist, wie bei allen guteingeführten Häusern, beträchtlich. Die Feuilletons müßten schlecht sein, um den Philosophen zu retten. Aber sie sind brauchbar, und Weininger hat sich getötet, anstatt Nachrufe zu schreiben. Der von Ewald schließt mit den Worten:

Um so unersetzlicher ist die Lücke, die er hinterläßt . . .

Gewiß, denn man kann eine Lücke zwar ausfüllen, aber nicht ersetzen. Es wäre denn, daß ein Professor eine Lücke war oder daß ein Privatdozent, den er hinterläßt, eine Lücke ist. Die zumal ist ersetzlich.

* * *

Die Sympathischen

hausen im Literaturblatt, das am Sonntag erscheint. Findet einer, daß der andere sympathisch sei, so revanchiert sich dieser am nächsten Sonntag und findet, daß auch jener sympathisch sei. Die Vorstellung, daß zwölf Schmierer aus der Steiermark oder aus der Leopoldstadt — das ist jetzt in der Literatur gehupft wie gesprungen — beisammen sitzen und ausknobeln, wer zuerst wen zuerst sympathisch finden soll, ist so unabweislich, daß man jeden Augenblick erwartet, jetzt werde endlich auch die Intelligenz rabiat werden und vor den dreisten Bücherhausierern die Tür zuschlagen. Aber sie tut es nicht. Sie läßt sich sogar die Unterscheidung der Typen, die sich allmählich herausbilden, gefallen. »Da ist« der muntere Seifensieder, der sein Liedchen trällernd allein seines

Weges zieht, »da ist« der, der nur selbander glücklich wird, der Nachhausebegleiter der Literatur, dem nachgerühmt wird, daß er die Persönlichkeiten persönlich gekannt hat, und von dem sich auch der Leser unter den Arm genommen fühlt. »Da ist« der Dichter, der partout nicht mehr liebenswürdig genannt sein will, wie Cäsar dreimal diese Auszeichnung zurückweist und dreimal sie wieder bekommt, mit einem deutlichen »Oho, das lassen wir uns nicht nehmen«. Zumeist sind es anständige Burschen, die schon am nächsten Sonntag ihrem Kritiker die empfangene Wohltat zurückgeben. Das Lob war nur ausgeliehen. Da ist einer, dessen Humoresken gehören »zum Besten, was«. Kaum hat er das schwarz auf weiß, geht er her und versichert, die Studie über Eichendorff gehöre »zum Besten, was über den schlesischen Dichter gesagt worden ist«. Ich lasse mich aber hängen, wenn er je etwas gelesen hat, was über den oder irgendeinen schlesischen Dichter je gesagt worden ist.

* * *

Ein Nachdenklicher

». . . Da sitzt er im Salzburger Peterskeller, und es fallen ihm da seltsame Dinge ein, die so selbstverständlich sind, und an die man sonst doch gar nicht denkt. Daß alle Menschen, die da beisammensitzen, über kurz oder lang sterben müssen und daß dann gar bald von keinem mehr übrig ist als ein Häuflein Knochen. Alle, die Alten und die Jungen und die Häßlichen und die Schönen und die Unausstehlichen und die Netten. Dann sagt er sich, daß das der einzige Trost ist, daß alle anderen Menschen auch sterben müssen. Denn wie traurig wäre es doch, wenn man allein sterben müßte und alle anderen immer dablieben in der lachenden Welt . . .«

Herr Max Burckhard nämlich.

* * *

Ein Klirrender

Ja was ist denn das?

» . . . denn wenn es doch noch Ernst werden sollte, wird man ihn wieder rufen. So hat man es ihm, hat es jetzt uns versprochen. Ein Trost beim Scheiden . . . Es kann uns nicht gleichgültig sein, wer in

Friedenszeiten mit unseren Millionen wirtschaftet. Und kommt es einmal dazu, kann's uns erst recht nicht gleichgültig sein, ob ein höfischer Günstling, eine strebsame Talentlosigkeit den Feldherrnstab trägt und das Blut unserer Söhne und Brüder nutzlos verspritzt . . . Er hat es vielleicht nur nicht ertragen, nicht verantworten mögen, daß wir uns (wenn schon die Tiroler Grenzen halbwegs gesichert erscheinen) im Ernstfall darauf einrichten müssen, in Kärnten vor Italien zurückzuweichen...«

Herstellt! Ja wer ist der Bürger und wenns denn sein muß Soldat? Herr Salten. Nicht mehr Flügeladjutant, sondern Patriot schlechthin. Berauscht vom Namen Conrad v. Hötzendorf, aus dem man Fanfaren klingen hört und der durchbraust ist — man weiß schon. Alle sind sie jetzt so. Die Feuilletonisten mit gelben Aufschlägen.

* * *

Von einem wütenden Waschzettel gebissen

Ich habe mich eingelassen. Wenn man so das Pech hat, Zeitschriften zugeschickt zu bekommen, so tröstet man sich hin und wieder mit der Lektüre des Waschzettels. Ich lese ihn gern. Denn ich liebe diesen draufgängerischen Ton, der die Welt in ein Schlachtfeld verwandelt, in ein Turnier, in weiß Gott was für einen entlegenen Schauplatz verwegener Aventüren, nur nicht, wie sich's gebührte, in einen Tandelmarkt oder in eine Redaktion. Statt des Honorars verdient sich einer die Sporen, und wer kein Pseudonym hat, kämpft mit offenem Visier. Da begleitet einer mit Hu! und Ha! dies mutige Vordringen der Mitarbeiter in ihre Themen, und billiger tut er's nicht, als unter der Vorstellung, daß sie alle bei den berittenen Nibelungen gedient haben, ehe sie bei der Literatur behalten wurden. Lauter Kämpen, Krieger, Ritter, Recken, und kein einziger Redakteur darunter. Von Musikkritikern lobebacren wird der Wunder viel geseit. Etwa so: »R. S. legt für Julius Bittner und seinen ‚Bergsee' eine Lanze ein und wendet sich in ebenso temperamentsprühender als . . .« Der Ausgang ist noch ungewiß, das Blachfeld schwimmt in Tinte, schon will die Sonne sinken. Da — was ist das? Wer naht? »Eine prächtige Attacke gegen den deutschen Theaterdirektor, den deutschen Durchschnittsschauspieler, gegen Muckertum und

Zensur, reitet Freiherr von L. in einem längeren Aufsatz voll schlagendem Witz. . . « Da kann es denn nicht fehlen, der Widerstrebende selbst wird fortgerissen, greift nach der Zeitschrift und beginnt zu blättern. Nur ein Blick und schon weiß man, was man längst geahnt hat: Bittner ist »ein Prachtkerl«. Nämlich: er ist »eine Burckhardnatur mit einem starken Zug ins Symbolische«. Nun möchte man natürlich wissen, wie man das macht, und was eine Burckhardnatur ist, und überhaupt. Soweit ich unterrichtet bin, ist eine Burckhardnatur etwas, was nackte Knie hat und dennoch keinen Humor. Wie sie sich symbolisch anläßt, ist mir unbekannt. Vielleicht wird ein Szenenbild von Kolo Moser daraus. In dessen Beschreibung Herr Bittner ausdrücklich sagt, daß ein mattes Gelb die nahende Sonne kündet, bis gelbes, jedoch nur sehr schwach rötliches Licht den beim »Auskik« hinunterkletternden Jörg »energisch bescheint«. Das war ohneweiters zu machen. Dagegen die Wolkenmassen, die »nach aufwärts streben, ohne den See bis auf seine vorderen Wellen sichtbar werden zu lassen«: das hat schon einer sprachlichen Erläuterung bedurft, bevor es gemalt wurde. Dafür wieder die pelzverbrämte dunkle Schaube über einem Gewand aus roter Seide, »letzteres bis am Boden reichend«: da verstanden sie sich gleich, die Prachtkerle . . . Und nachdem ich mich an den schönen Bildern satt gesehen habe, auf die es sich schon lohnt, mit einer Lanze hinzuweisen, verspüre ich doch auch Lust, mal einer richtigen Attacke beizuwohnen, die einer in einem Aufsatz reitet. Das ist dann so: Der deutsche Theaterdirektor, sagt der Freiherr von L., spekuliert auf Autoren, deren fremdländischer Name »wenigstens auf ein paar Enttäuschungsvorstellungen auf das gute deutsche Publikum doch noch ziehend wirken wird«. Ein Pariser Theaterdirektor hingegen liest Stücke und sucht. »Halt! Da ist ein guter Titel. Schon etwas. Rasch lesen. Erste Szene schlecht, zweite plump, dritte blöd, vierte nasolala, fünfte Ha! Ein Problem, das diesen Winter interessieren wird! Weiterlesen! Sechste kindisch, siebente matt, achte länglich — — Ha! Ein guter Aktschluß. — — Zweiter Akt: Ha! die große Szene ist packend, straff geführt, sehr gut, wirklich sehr gut. ‚Dramatiker' sagt der Direktor. Dritter Akt schlecht. — — Noch ein guter Aktschluß! ‚Na also!' Vierter Akt verfahren, macht nichts! Pneumatische an den Dichter: Lieber

Herr!....« Ha! dazu fällt mir ein, daß die Theaterbrände immer seltener werden. Vor der Kunst nämlich, die dem Bürger dient, habe ich die Empfindung des Unnützen, und hätte eine rechte Freude, wenn auf leergebrannter Stätte nasolala die Hirnschalen zurückblieben, in denen all die tiefen Probleme gehaust haben. Ich bin sicher ein besserer Dramatiker und ein besserer Schauspieler als das Glumpert zusammen, das sich da jahraus jahrein Sorgen macht, ob die große Szene packend sein wird und ob der Schlager im dritten oder im vierten Akt kommen soll. Aber ich bin unbedingt für gesellschaftliche Achtung der Kaste, wenn denn schon nicht die gesellschaftliche Ächtung der Gesellschaft (die mein diesjähriger Neujahrswunsch ist) durchführbar wäre. Prachtkerle und prächtige Reiter, die sich hinter den Kulissen tummeln, gebe ich drauf. Der da versöhnt durch den schlagenden Witz des Bekenntnisses: »Ich versuchte einmal eine Aristophanische Komödie zu schreiben...« Aber was das Projekt eines Theaterbrandes betrifft, so stecke man die Zeitschriften für Musik und Theater an. Und schüre mit dem Waschzettel. Denn der behauptet, wie ich soeben bemerke, zuguterletzt noch, daß gegen irgendetwas »scharf Stellung genommen« wird. Er gehört einer Zeitschrift, die, wie ich zu meinem Erstaunen sehe, noch immer erscheint, und wenn sich die Mitarbeiter eines Blattes, das vom Unterrichtsministerium subventioniert wird, so gebärden, als ob es vom Kriegsministerium subventioniert würde, so strecke ich die Waffen und wende mich in ebenso temperamentsprühender als sein ganzes Wesen liebevoll beleuchtender Art dem sympathischen Hugo Salus zu, der von Natur weich, liebenswürdig und last nost least nachdenklich ist und dies, wenn er sich auch noch so sehr dagegen wehrt, in den jeden Früh erscheinenden Blättern, sobald er aufkommt und aufsteht, lesen kann, während draußen bereits ein Vogel, nasolala, aber nicht zu verwechseln mit der Amsel, die für den kaiserlichen Rat in Salzburg arbeitet, während er eine Lanze einlegt, Ha! diese Burckhardnatur mit einem starken Zug ins Symbolische, also tieferstehende Notiz in Ihrem geschätzten Blatte freundlichst veröffentlichen zu wollen hochachtungsvoll Redaktion des Merker.

Drei Bücher

empfohlen von **Karl Kraus**

Wer der Fackel glaubt, möge Karl Hauer nicht vergessen, dem der Vorsprung der beweglichen Unfähigkeit noch immer den Platz weggenommen hat, auf den ihn die Lebenssorge anwies. Da im weiten Gebiet literarischer Existenzen alles besetzt und bestellt war und zwischen Redakteuren, Dramaturgen und Lektoren nicht mehr ein Fingerbreit Aussicht, blieb jenem nur noch übrig, in schwere Krankheit zu verfallen. Mit der Sicherheit aber, die die Not verschafft, soll sich das Gewissen dieser stellenvermittelnden Zeit nicht abfinden. Das wollen wir ihr versalzen. Mindestens hat sie die Pflicht, die Gelegenheit zu benützen, die es erlaubt, einem Schriftsteller auf die würdigste Art zu helfen: die Gelegenheit, sein Buch zu kaufen. Karl Hauers Essays »Von den fröhlichen und unfröhlichen Menschen«*) sind erschienen, sie wiederholen und vermehren im Buche den Genuß, den die durchklärende Kraft und Meisterschaft dem Leser gewährt hat. Sie machen nicht zuletzt deutlich, worin sich dieser Denker von jenen, die am meisten über die Habilitation des Menschen nachgedacht haben, unterscheidet: er ist tiefer in dem, was er erkennt, als in dem, was er vertritt; er sucht nur, was er gefunden hat, und darum ist er auch dort tief, wo andere nicht einmal wahr sind. Sollte diese unerbittliche Güte, die kein Wort verschwendet, noch auf ein formwürdiges Leben treffen, so beweise es sich durch die Bereitschaft, einen Außerordentlichen zu hören, zu entschädigen und die Forderung der Fröhlichkeit, die es ihm nur zu stellen gewährte, ihn auch erfüllen zu lassen.

* * *

Albert Ehrenstein, dessen »Tubutsch«**), mit zwölf Zeichnungen von Oskar Kokoschka, außer dem neuen Hauptstück die in der Fackel veröffentlichten Arbeiten »Ritter Johann des Todes« und »Wanderers Lied« enthält, stellt den merkwürdigen Fall vor, daß in Wien eine dichterische Kraft auflebt, die mit

---

*) Verlag Jahoda & Siegel, Wien und Leipzig.
**) Ebenda.

dem ersten Wort sich einer Region entrückt, in welcher die Kunst eben noch zum beliebten Nebenbei einer wertlosen Hauptsache, Leben genannt, sich eignet. Hier aber ist ein Unteilbares; und wie einer sich das Leben schafft, der es ablehnt und dem es gut genug ist, als sein Stiefelknecht zu ihm zu sprechen, und wie einer sich von der Unscheinbarkeit die Visionen brockt, als stünde er vor des Lebens goldnem Baum: das ist zumal in dieser Gegend, in der die Plauderer und Psychologen das fertige Material bearbeiten, neu und ergreifend. Die reale Linzerstraße hat für diesen Karl Tubutsch mehr Himmel und Erde als ein weites Land, das jenen vorschwebt, die das Können können. Ihm sterben bloß zwei Fliegen, und er glaubt, daß sie Pollak heißen. Ich kann ihm darin nur recht geben. Nicht worauf so ein Kurioser kommt, sondern wovon er ausgeht, bestimmt das Maß seiner Phantasie. Er ist von jenen, die ein zu trauriges Gesicht haben, um das Leben nicht mit lachendem Rücken anzuschauen. Er hat viel gegen die Welt, die nicht viel für ihn hat; aber wie er sie hinter sich sieht und schafft, ist reicher Ersatz für beide. Er kommt auf langem Weg in die Literatur daher, fast von Lawrence Sterne, seine Reise ist gefühlloser und doch an Enttäuschungen reicher. Wenn er geht, läßt er einen wohltuenden Schwefelgestank zurück. Zuweilen tritt sich sein Humor selbst auf die Füße: so sieht er noch immer durch ein Hühnerauge eine ganze Welt. Manchmal spricht ihm der Intellekt in Witz und Vision hinein, manchmal kommen alle drei ins Wortgemenge. Aber sein Geist ist ohnedies anders erschaffen, als es gewohnt, erlaubt und den andern gesund ist. Als er zur Welt kam, mochte er gerade Wichtigeres zu tun haben, und hätte jenes unterlassen, wenn er sich nicht in die Schnur einen Knopf gemacht hätte; er hätte sich sonst an ihr erhängt. Nun, da er hier ist, gefällt es ihm nicht. Wenn's brennt, hat er noch die Geistesgegenwart, das Sprungtuch in die Flamme zu werfen. Er ist einer von dem viel bemerkenswertern Stamme jener Asra, welche sterben, wenn sie leben.

* * *

»Der Weltfreund«*), ein Band Gedichte von Franz Werfel. Vier davon sind in der Fackel erschienen. Hier noch einige:

---

*) Verlag Axel Juncker, Berlin-Charlottenburg.

Armer Student, süße vornehme Frauen anbetend

Wenn Ihr vorüberzieht
Leicht und erhaben,
Senkt sich das Augenlid
Schüchternem Knaben.

Wenn Ihr zu Wagen steigt
Freundlich gelassen,
Wenn Ihr im Gruß Euch neigt,
Kann ichs nicht fassen.

Haus und Konditorei
Warten bescheiden.
Park läßt Euch nicht vorbei,
Ohne zu leiden.

Kaufhaus, wie Ihr gebeut,
Dient Euch in Scharen,
Loge ist hocherfreut,
Euch zu bewahren.

Alle sind mehr, als ich,
Sofa und Steine,
Ach, so verbleibt für mich
Sehnsucht alleine.

Abendlich angeschwellt,
Will ich enteilen,
In naher Villenwelt
Hügelwärts weilen.

Stampfend und schüttelnd g'nug
Reizenden Wegen
Trägt mich der Vorortzug
Tönend entgegen.

Rühmlichsten Pavillon
Will ich ersteigen.
Nacht, sie empfängt mich schon,
Wirtlich zu schweigen.

Will ohne Liebesdank
Talhin mich spülen.
Will nichts, als stundenlang
Fühlen und fühlen.

Junge Bettlerin an der Krücke

An Deiner Krücke, liebliche Bettlerin,
Halte im Torbild weiße Narzissen feil!
In den Korb, den reizend Dein Arm umschließt
    Sinken Worte des Mitleids,
    Sinkt klapperndes Kupfergeld.

Und ich sah Dich. Jauchzend faßt ich mein Herz,
Pries und sang Dich, schöne Gebrechlichkeit.
Auf in Tränen bäumte der Gott sich mir.
    Raffen wollt' ich den Flor,
    Überschütten mit Blumenware das Kind.

Wie da wußt' ich? Was krank dem Menschensinn
Däucht und gebrechlich, schön ists im Weltenplan.
Jegliche Form entfacht, ergänzend, ein Herz.
    Armut, Gebrest und schwerer Gang,
    Dies auch, siehe auch dies ist Harmonie.

Wanderlied

Glaubst Du, Deine Schritte sind vergangen,
Die einst kies- und straßenüber klangen?
Deine schwergesenkten, Deine leichtgelenkten,
Deine volksvermengten, Deine kindgedrängten,
Deine Schritte laufen oder schleppen
Ewig weiter über Weg und Treppen.

Glaubst Du, Deine Worte sind verloren,
Die Dein wallendes Gemüt geboren?
Hangend in den Häusern, unter Toren,
Sinken sie in vorbestimmte Ohren,
Bilden sich zu wunderlicher Stunde,
Und entflattern neu dem Enkelmunde.

Glaubst Du, Sohn, Du könntest Dein sie heißen,
Schritt und Worte, die ins Weite reisen?
Oder wähnst Du, daß der graue, alte
Ahnherr diese sprach und jene wallte?
Und ist gar aus diesem Lied zu lesen,
Daß Du selbst der Bärtige gewesen?

Des Menschen Bett

Mein Bett, du ankerloses Schiff
In aller Nächte Ozean,
Du süßer Friedensinbegriff,
Hinschwebend ungeahnte Bahn.

Du bist das stille Futteral
Der Schwerkraft, die sich von mir trennt,
In dir fühl' ich mich jedesmal
Natur und Geist und Element.

Die Welt, die schüchtern sich versteckt
Und doch in meiner Seele ruht,
Hier hab ich jauchzend sie entdeckt,
Mich hingegeben ihrer Glut.

Auf Gottes schöner zarter Spur
Hinschwillt mein kleiner spiritus,
Denn aller Erdenkreatur
Geheimste Sehnsucht ist Erguß.

Erguß in Ströme stärkrer Art,
— — Der Weg zu Gott ist nicht so weit —
Mein Bett, du Fahrzeug großer Fahrt,
Sei tausendmal gebenedeit!

An den Leser in der Nacht

Ich nahe Dir von weitem
Und ziehe meinen Hut.
Beschließt Du diese Seiten,
Soll Dich mein Spruch begleiten
O Mensch, ich bin Dir gut!

Du willst Dich schlafen legen?
Bist Du doch müde, nicht?
O horch, was allerwegen —
Es ist vielleicht zum Segen —
Dein Freund Dir wünscht und spricht:

Ich wünsche Dir, dem Guten
Ein Herz so treu und fest,
An dessen sanften Gluten
Sich's herrliche Minuten
Erhaben weinen läßt.

Dann wünsch ich Dir: Bisweilen,
Bist Du von Not entstellt,
Ein liebliches Enteilen
Durch neuergrünte Meilen
In Deine Kindheitswelt.

O sei im übervollen
Gelingen gut und mehr!
Wenn Deine Sterne rollen,
Veredle dein Wohlwollen,
Dich, und Dein Umdichher!

Dem Freunde zu gefallen
Sei Liebling treu und brav!
Die Worte sie verhallen
Ich wünsche Dir vor allem
Den schönsten, tiefsten Schlaf.

In wessen Liebe die Welt so liebenswert wird, der schafft dem Weltfeind eine frohe Stunde.

Die neue Art des Schimpfens

Von **Karl Kraus**

In einem Aufsatz »Über eine neue Art des Schimpfens« sagt der Professor der Literaturgeschichte Dr. Richard M. Meyer in Berlin:

.... Maximilian Harden, wenn ich nicht irre, hat auch hier bahnbrechend gewirkt ... Bei einem Konflikt mit einer Zeitung, die ihn unzweifelhaft verleumdet hatte, genügte es ihm nicht, sie »Dirne« zu nennen — er mußte diese Bezeichnung noch durch die ekelhaftesten Einzelheiten verdeutlichen. Das hat nicht nur bei seinem in aller erbittertsten Feindschaft treuesten Schüler Karl Kraus in Wien Schule gemacht. Die beliebtesten Scheltwörter ‚Eunuch' und ‚Metze' werden stimmungsvoll ausgemalt und so zwei Götzen unserer Zeit zugleich gedient — jenen beiden, die Götzen sowohl primitiver als raffinierter Roheit sind: dem Sinnenkitzel und dem Zerstörungsdrang. Ich muß mich in diesem Punkt als durchaus altmodisch bekennen. Ich glaube durchs Leben zu kommen, ohne gewisse Worte auszusprechen oder auszuschreiben; und ich halte es für das berechtigte Privileg des gebildeten, ja des anständigen Menschen, auf schmutzige Ausdrücke ebenso zu verzichten wie auf schmutzige Handlungen — soweit wenigstens, wie ihnen eine freie Wahl bleibt; der Prüderie in wissenschaftlichen Fragen soll damit selbstverständlich nicht das Wort geredet werden. ...

Gewiß nicht. Was aber die neue Art des Schimpfens anlangt, so glaube ich nicht, daß man mir in den dreizehn Jahrgängen der Fackel einen Fall wird nachweisen können, wo ich das Wort »Dirne« als Schimpfwort gebraucht hätte und nicht als die Bezeichnung eines erstrebenswerten Zustandes. Wo ich das Wort selbst gebraucht und nicht vielmehr zitiert habe, um die engstirnige Terminologie einer Gesellschaft zu brandmarken, die zu erbärmlich ist, um den mesquinen Ton eines Wortes zu verstehen, weil sie zu feig ist, um dafür das Wort Hure zu setzen. Was die neue Art des Schimpfens anlangt, so glaube ich nicht, daß man mir in

den dreizehn Jahrgängen der Fackel einen Fall nachweisen wird, wo ich die Dirne nicht der Verachtung entrissen und nicht sofort dem Haß als Hure präsentiert hätte. Wo ich je anders als mit Wucherzinsen der Verachtung dem Gesellen heimzahlte, der das Wort als einen schmutzigen Ausdruck nicht deshalb auffaßte, weil es den Schmutz seiner Gesinnung trug, sondern weil er das davon bezeichnete Leben für ein schmutziges hielt, für eines, an dem er sich erst seine Finger, seine Notdurft, seine ganze ekle Leiblichkeit und Moralität abwischen durfte, um als Bürger oder Professor der Literaturgeschichte rein dazustehen. Was die neue Art des Schimpfens anlangt, so glaube ich nicht, daß man mir in den dreizehn Jahrgängen der Fackel einen Fall nachweisen wird, wo ich einer Zeitung die Ehre erwiesen hätte, sie eine Dirne zu nennen, es sei denn, daß ich an meine Geringschätzung einer Zeitung absichtlich und ausdrücklich das Maß der Geringschätzung angelegt habe, das ein Literaturprofessor für eine Dirne und nicht für eine Zeitung hat. Denn da ein solcher nichts so sehr verachtet wie eine Dirne und vor nichts so viel Respekt hat wie vor einer Zeitung, so konnte ich, um mich ihm verständlich zu machen, keinen andern Vergleich wählen und ich hätte weiß Gott wie viel darum gegeben, daß es auch mir gegönnt gewesen wäre, eine Dirne zu verachten, um sie einmal aus tiefstem Herzen eine Zeitung nennen zu können. Was aber die neue Art des Schimpfens anlangt, so möchte ich mich fast zu der Behauptung versteigen, daß man mir in den dreizehn Jahrgängen der Fackel auch keinen Fall nachweisen wird, wo ich den Herren der Gesellschaft im Verhältnis zu den Dirnen einen andern Schwächezustand als den geistigen und moralischen zum Vorwurf gemacht, wo ich mit einem Wort das Wort »Eunuch« als Schimpfwort gebraucht hätte und nicht als die Bezeichnung eines erstrebenswerten Zustandes. Eines erstrebenswerten Zustandes für Männer, welche die Dirnen nur deshalb verachten, weil sie im Gegensatz zu den Dirnen, die wenigstens Weiber sind, alles Mögliche sind, nur keine Männer. Für Kerle, die zu Unrecht einen Bart tragen und mit den Attrappen der Männlichkeit über ihre wahre Beschaffenheit den Betrachter zu täuschen wissen. Mit diesen Verkehrshindernissen sich dem Geist in den Weg stellen und durch solchen Schabernack einer mehr ornamentalen oder koloristischen als in den Vorzügen des Kerls begründeten Wirkung die wahre

Männlichkeit um den Kredit betrügen. Auch wird man mich in dreizehn Jahrgängen nicht dabei betreten haben, daß ich einen Götzen unserer Zeit anders bediente als dadurch, daß ich eine primitive oder raffinierte Roheit gegen ihn selbst betätigt habe. Den Sinnenkitzel der Literaturprofessoren zu erregen, darauf hatte ich's nie abgesehen. Aber dem Zerstörungsdrang habe ich nicht gedient, sondern ihn aus eigener Machtvollkommenheit gegen jene Individuen, Typen, Berufe, Klassen kommandiert, die mich ein Grund dafür dünkten, daß sich die Sonne manchmal schwerer entschließt zu erscheinen als ein Tagblatt. Ich leugne nicht, daß ich, um die kosmischen Dinge wieder flott zu machen, namentlich in der letzten Zeit der Kastrierung gewisser Erwerbskreise das Wort gesprochen habe. Die ewigen Gewalten, die ich mir vollständig erhalten will, verstehen mich. Es mag ein sonderbarer Zusammenhang sein, daß von mir, der nie das Wort Eunuch als Tadel über die Lippen gebracht hat, gerade jetzt es behauptet wird, wo ich der Sache erst Geschmack abgewinne und einen Zustand, der mir als das ehrlichste Eingeständnis eines unnützen Lebens Respekt einflößt, auf den Hochschulen als obligat einführen möchte. Wäre mein Vorschlag durchgeführt und ich verhöhnte hinterdrein den Eunuchen, ich wäre kein Mann, und nichts würde ich für ignobler halten, als die Verspottung des Opfers einer Prozedur, zu der ich selbst zugeredet habe. Ich schimpfe nicht, ich massakriere! Nicht um ein Schimpfwort kann es sich handeln, wo eine ernste Sache auf dem Spiele steht. Ein Literaturprofessor kommt zweifelsohne ganz gut durchs Leben, ohne gewisse Worte auszusprechen oder auszuschreiben. Aber er würde gewiß noch besser durchs Leben kommen, wenn er auch von anderen Verpflichtungen befreit wäre, deren Ausübung andere Leute in seinen Augen ehrlos macht. Lassen wir doch den Streit um Worte. Die Worte sind oft wichtiger als die Dinge, und was weiß ein Mann, den schon die Lebensfremdheit von den Dingen trennt und der sich berufsmäßig mit Literatur zu befassen hat, von der Bedeutung der Worte! Gewisse Worte auszusprechen oder auszuschreiben, hat mich noch keine irdische Rücksicht verhindern können, denn gewisse Worte sind mir immer sogar wichtiger gewesen als gewisse Leute; und wären sie so banal wie diese, so abgegriffen wie sie, die sie nur abgreifen können: der Künstler belebt sie und er vermag darin mehr als der Schöpfer, der doch einen Professor der

Literaturgeschichte ein für allemal erschaffen hat und beim besten Willen nicht imstande wäre, ihn so anzublasen, daß er neues Leben gewänne, was mir an den hoffnungslosesten Fällen noch immer gelungen ist. Glaubt einer wirklich, daß ich dies mit Schimpfwörtern zuwegebrächte? Könnte ich einen Professor der Literaturgeschichte dadurch in die Literaturgeschichte bringen, daß ich ihn kurzweg einen Eunuchen nenne? Freilich wäre ich selbst dazu fähig, indem ich das Wort so belebe, daß auch der Betroffene sein Vergnügen daran hat. Denn das kann ich. Ich mache aus Schimpfwörtern Schimpfworte. Was die neue Art anlangt, so wäre sie die älteste, wenn sie sich ohne Atem einfach der Wörter bediente, die ihr jener zum Vorwurf macht, und wenn der Angriff auf dem Niveau erfolgte, auf dem der Beleidigte lebt oder der mittelmäßige Zeuge der Beleidigung. Sie ist aber so durchaus original, daß sie sogar darauf verzichtet, ihn Richard Moses Meyer zu nennen, weil diese Lesart schon zu Pharaos Zeiten in Berlin beliebt war und weil es wirklich nichts gegen Moses beweist, daß ein Berliner Literaturprofessor nicht so heißen will und deshalb die Kastrierung seines Vornamens befürwortet, während er für die Erhaltung seines Zunamens in dessen vollständiger Banalität mit Recht besorgt ist. Aber der Verfolgungswahn, der einen guten Vornamen preisgibt, um angesichts seines Zunamens vor den Abkürzern zu zittern, könnte mich wohl verleiten, mit dem Richard Moses M. nach Gebühr zu verfahren, mit ihm, der selbst kein Mitleid gehabt hat, als ihn die Literaturgeschichte anflehte, sie lieber ganz als in Dekaden verschnitten zu mißbrauchen. Wir sind seit damals bedenklich im Rückstand. Dieser R. Moses M. hat, da dreizehn Jahrgänge mehr als eine Dekade sind, die Fackel gänzlich ignoriert, und weiß von ihr nicht mehr, als was ihm einige beleidigte Schmierer zugetragen haben, oder was von einer dunklen Feindesmacht übrig bleibt, wenn ein Gerücht von ihr zu der aller Potenz instinktiv ausweichenden Professur dringt. Dieser R. M. M. weiß, daß dort »geschimpft« wird, und denkt sich, es werde wohl auch das Schimpfwort Eunuch gebraucht werden. Dieser M. M. weiß, daß es bei Herrn Harden, dem selbst er in zwanzig Jahrgängen der ‚Zukunft' keinen neuen Gedanken, kein geborenes Wort nachweisen wird, vorgekommen ist, und er hat wohl gehört, daß in Wien »so ein ähnliches Blatt« wie die ‚Zukunft' erscheine. Denn von dieser vergleichenden Wissenschaft, die ohne

Vergleich urteilt, wird mich nichts mehr befreien. Ich kann in jedem Monat dreitausend Sätze schreiben, deren letzter das Lebenswerk eines Leitartiklers sprengt und verschwinden macht — zur Berliner Universität dringe ich nicht vor. Ich kann im Urteil derer, die Literatur lesen können, über die Höhe emporwachsen, auf der ein Toter dissertationsreif ist: ich werde es doch immer wieder erleben, daß ein Bursche, der für die Ignorierung lebender Literaturwerte vom Staat bezahlt wird, und noch lange ehe ich ihn dafür beschimpfe, behaupten wird, ich sei ein Schimpfer und ein Wasserfall sei der treueste Schüler eines Water-Closets. In der Literatur ist es dem Fach nicht möglich, bis zu den Fachleuten zu gelangen, aber wenn es schon darauf verzichtet, ihnen bessere Ansichten beizubringen, so sieht es sich auch vor der Aufgabe unvermögend, ihnen zu besseren Manieren zuzureden. Es möchte ignoriert werden; das leiden sie nicht. Sie müssen, unverantwortlicher als die Reporter, berichten, was sie mit halbem Ohr aufgeschnappt haben. Ich werde ihm noch die Hälfte nehmen, diesem M.! In ihren Literaturgeschichten haben solche Individuen, die sogar den Beruf des Journalisten verfehlt haben, den Drang der Informiertheit und nennen mich unter den Wiener »Kritikern«, in der Reihe der lächerlichsten Beispiele. Ein gewisser Eduard Engel, der im Jahr einen ungebührlichen Papierverbrauch für literarhistorische Zwecke hat, erdreistet sich der Gnade, eine Korrespondenzkarte, ursprünglich an Herrn Friedrich S. Krauß adressiert, mit darübergeschriebenem »Carl«, an mich zu richten, er habe »gehört«, daß ich einmal Herrn Hardens Stil »besprochen« habe, er arbeite gerade über Harden, ich möge ihm leihweise »den Artikel« überlassen. Ein sogenannter Arnold in Wien, unbekannten Aufenthalts als Levysohn, ersucht mich, ich möge ihm irgendeinen Behelf für eine Arbeit über Herrn Hofmannsthal liefern. Ich frage mich, ob ich darum Nächte durchwacht, Felsen hinweggeräumt habe, darum gegen alle Instinkte der Menschheit rebellisch geworden bin, daß ich zuletzt der Dienstmann sei für das niedrige Bedürfnis der Literarhistoriker. Diese Spediteure der Unsterblichkeit werden sich verflucht wundern, wenn der, den sie nicht aufladen wollten, sie auf seinem Rücken hinübernimmt, um sie zum unbeschreiblichen Gaudium der herumstehenden Generationen hinplumpsen zu lassen! Denn ich teile die Literatur nicht nach Dekaden, sondern nach Dummköpfen ein, und ich lasse keinen

entwischen, dem es gepaßt hätte, hienieden ein auskömmliches Leben zu führen, um dann vergessen zu werden. Ich lese, was einer, der beim Schwätzen so besonnen ist, daß er das »Unaussprechliche nicht ausspricht«, in den deutschen Revuen ablagert, um dann daraus Geschichte zu machen. Ich lasse mir die ekelhaftesten Einzelheiten einer salonfähigen Sprache nicht entgehen. Ich bin nicht um den Genuß der Definitionen gekommen, die einer vom Witz gab, der weniger Witz hat, als alle die keinen haben zusammen. Nicht um den Genuß des Nachweises, daß Speidel ein geringerer Schriftsteller war als Kürnberger, weil dieser leicht produziert und jener um jedes Satzes willen gelitten habe. Und jetzt habe ich es mich nicht verdrießen lassen, zu lesen, wie einer, der mich lesend nie begriffen hätte, sich registrierend an mir vergreift und mich in eine falsche Dekade schiebt, wo er unter den »Erscheinungsformen der literarischen Pathologia sexualis« den Trieb beobachtet, sexuelle Bezeichnungen als Schimpfwörter zu verwenden. Was soll man da machen. Eine neue Art des Schimpfens wäre es zwar nicht. Aber es gibt noch ältere und bessere Arten. Und wenn sich das Gerücht, welches an der Berliner Universität Vorlesungen hält, bewahrheiten sollte und ich wirklich ein Schimpfer bin, so bin ich einer, der das Geschlecht als eine so wenig schimpfliche Einrichtung der Natur erkannt hat, daß er seinen Bedarf an Schimpfwörtern geflissentlich außerhalb dieses Gebietes deckte, dagegen — an dreizehn Jahrgängen wird man es nachweisen können — nie gezögert hat, sich aus dem unermeßlichen Vorrat, den die Sprache bietet, zu bedienen, und einen Trottel so laut und überzeugend einen Trottel zu nennen, daß das Echo ihn weitergibt, das Gerücht ihn vergrößert, sämtliche Trottel, die in einer Dekade Platz haben, sich in ihm getroffen fühlen, so daß alle für einen und einer für alle steht und die Literaturgeschichte sich schließlich genötigt sieht, der gigantischen Erscheinung ein besonderes Säkulum einzuräumen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3

Es wird ersucht, die Zusendung von Manuskripten und von Rezensionsexemplaren zu unterlassen

DIE FACKEL Herausgeber **KARL KRAUS**

erscheint in zwangloser Folge

BEZUGSBEDINGUNGEN

Für Österreich-Ungarn:	Für das deutsche Reich:	Für die Länder des Weltpostv.:
18 Nummern portofrei K 4.50	18 Nummern portofrei Mk. 4.--	18 Nummern portofrei K 6.--
36 " " " 9.--	36 " " " 7.25	36 " " " 12.--

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummer

Einzelheft in Österreich 30 Heller, in Deutschland 30 Pfennig
Doppelnummer in Österreich 60 Heller, in Deutschland 50 Pfennig

Zu beziehen durch sämtliche Buchhandlungen

Berliner Bureau: Halensee, Katharinenstraße 5

Administrative Zuschriften, die nicht an den Verlag, sondern an di[e] Redaktion der Fackel oder an den Herausgeber adressiert sind bleiben unerledigt.

INHALT der vorigen Nummer 338, 6. Dezember 1911:
Glossen / Pro domo et mundo / Nach dem Erdbeben
Sämtliche Beiträge von KARL KRAUS

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstr. 3

